Est. A-1457

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

1897.

A55042

Inhalt.

Seite.

Aus alter Zeit. Szene in Versen von Guy de Maupassant. Frei ins Deutsche übertragen von Guido Eckardt . . 1
Das erotische Problem in der Litteratur. Von J. E. Frhrn. von Grotthuß 11
Ein neuer Farbensymboliker (Melch. Lechter). Von J. Norden 25
Ueber poetische Uebersetzungen. Von Gregor v. Glasenapp 49
81. 124
Gerhart Hauptmann und „Die versunkene Glocke." Von J. Norden 92
An der Riviera. Sonette von L. v. Schröder 121
Aus der Berliner Theaterchronik. Von J. Norden . . . 132
Sonnenaufgang auf dem Rigi. Von Alexis Freiherrn von Engelhardt 153
Embachufer im Frühling. Von L. v. Schröder 154
Gottfried Keller's Roman „Der grüne Heinrich". Von Ed. Eckhardt 156
Einige Bemerkungen in Anlaß des neuesten Schauspiels von Ibsen „John Gabriel Borkman." Von Eisenschmidt 180
Aus dem deutschen Kunstleben. Von J. Norden 185
Aus W. von Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern. Neue Folge. Herausgegeben von L. v. Schröder . 213. 261
Die Zeitenwende. Von Alexander Frhrn. von Mengden . 242
Antik und modern. Von Gregor von Glasenapp 244
Max Liebermann. Von J. Norden 291
Tagebuch des Grafen Gotthard Manteuffel. 1783. Herausgegeben von G. Baron Wrangell 317
Berliner Theaterbrief (Max Halbe). Von J. Norden . . 336
Aesthetische Stimmungen. Von Gregor von Glasenapp . . 357
Modernes Plakatwesen. Von J. Norden 358
Der Ausgediente. Nach W. Dahl von H. von Samson-Himmelstjerna 381
Baltische Dichtungen. Eine Anzeige von Prof. L. v. Schröder 399
Berliner Theaterbrief (Hirschfeld und Dreyer). Von J. Norden 410

Litterärische Streiflichter. Von H. D. Keller, Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam; Thomä, Cluny's Streitschrift gegen die Muhamedaner; Göhre, Die evangelisch-soziale Bewegung; Philippi, Die Kunst der Rede; Schlosser, Lenau's Briefe an Emilie Reinbeck (S. 35 ff.) Kaemel, Der Werdegang des deutschen Volkes; Grisebach, Schopenhauer; Reichard, Stanley; Jung, Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano; Wolff, Geschichte der deutschen Litteratur; Aesthetisch-politische Briefe; Hansjakob, Bauernblut; Ganghofer, Der Klosterjäger; Brachvogel, Der Fels von Erz (S. 62 ff.) Schultze, Das merovingische Frankreich; Goetz, Altkatholizismus; Spitteler, Der Gotthard; Mosapp, Charlotte Schiller; Disselhof, Alles ist euer, Ihr aber seid Christi; Thimme, Lied und Märe; Hetzel, Wie der Deutsche spricht; Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande; Werther's Volksbibliothek (S. 104 ff.) Hilty, Die orientalische Frage; Crowe, Lebenserinnerungen; Obrutschew, Aus China; Kingsley, Aus der Tiefe; Wustmann, Sprachdummheiten; Schultze, Wege und Ziele deutscher Litteratur und Kunst; Mohn, Ludwig Richter (S. 140 ff.) Brückner, Geschichte Rußlands; Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813; Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen (S. 172 ff.) Bernhardi, Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes; Rogge, Aus sieben Jahrhunderten; Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen; Bettex, Natur und Gesetz; Leubmann und Scheffler, Tagebücher des Grafen Platen; Geibel, Gedichte aus dem Nachlaß; Krebs, Das moderne Drama im Lichte des Christenthums; Fürstin von Lippe, Allerlei zum Nachdenken (S. 193 ff.) Heyck, Die Mediceer; Treitschke, Historische und politische Aufsätze; Wiscelinus, Deutschlands Seemacht; Geyer, Rinck's Studienreise 1783/84; Leitzmann, Alex. v. Humboldt's Jugendbriefe an Wegener; Muth, Deutsche Poesie in Oesterreich; Gundlach, Italienische Lyrik; Schmitthenner, Novellen (S. 245 ff.) Falke, Buddha, Mohammed, Christus; Schulze-Gaevernitz, Carlyle; Wilhelmi, Carlyle und Nietzsche; Obert, Stephan Ludwig Roth; Obert, Sächsische Lebensbilder; K. G. W. Stenzel, Gustav Stenzel's Leben (S. 300 ff.) Heigel, Geschichtliche Bilder und Skizzen; Lenz, Martin Luther; Fieschi Ravaschieri, Pauline Cravens; Claassen, Das Licht und die Farben; Schwartz, Ueber den griechischen Roman; Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus; Diel, Novellen (S. 346 ff.) Hölscher, Deutschlands öffentliche Meinung über den Fall Straßburgs 1681—1884; Turquan, Die Königin Hortense; Bourget, Jenseits des Ozeans; Ebe, Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst; Koetsveld, Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland; Rückert, Aus Saadi's Diwan; Browning, Der Handschuh und andere Gedichte; Raabe, Gesammelte Erzählungen (S. 368 ff.) Hofmeyr, Die Buren und Jameson's Einfall; Dohna, An der Schwelle des Orients; Robinsohn, Die Psychologie der Naturvölker; Schiller, Shakespeare als Mensch und Christ; M. Pfannschmidt, Karl Gottfried Pfannschmidt; Budde, Weihnachtserzählungen; Eucken, Lebensanschauungen großer Denker; Conrad, Shakespeares Selbstbekenntnisse; Thalmayr, Goethe und das klassische Alterthum; A. Baron Heyking, Aus Polens und Kurlands letzten Tagen; Frommel, Aus Lenz und Herbst; Walther, Bürgermeister Lieberkühn; Nikolai, Im Pastorat zu Röddebo; Rosegger, Das ewige Licht; Verbeck, Allerleirauh (S. 420 ff.)

Nachdruck verboten.

Aus alter Zeit.

Szene in Verſen

von

Guy de Maupaſſant.

Frei in's Deutſche übertragen von Guido Eckardt.

Perſonen: Der Graf.
Die Marquiſe.

Zimmer im Geſchmack Ludwig des XV. Der Kamin brennt. Es iſt Winter. Die alte Marquiſe lehnt im Fauteuil — gelangweilt — ein Buch auf dem Schoß.

Ein Diener (meldet).

„Der Herr Graf — Frau Marquiſe!"

Marquiſe.

Sie ſind es — willkommen!
Erprobte Freundſchaft halten Sie werth,
Errathen noch immer zu Nutz und Frommen,
Wonach das einſame Herz begehrt,
Heut war mir's beſonders trüb zu Sinn
Nun rücken Sie näher — zum warmen Kamin —
Wir plaudern ein wenig.

Der Graf.

Von Herzen gern —
Die Jahre dörren uns bis auf den Kern!
Ja einſt — da droht' es die Bruſt zu ſprengen
Dies Trachten nach Liebe, nach Ruhm und Gewinn,
Dies Wogen und Sehnen, dies Stürmen und Drängen,
Nun ſchmachten wir förmlich nach fröhlichem Sinn!
Die Trübſal, ſie wuchert — ein leidiger Gaſt —
Wie faulendes Moos am welkenden Aſt!
Ob's wohl gelänge — trotz aller Plage,
Die Aſche zu feuern eh' ſie verglimmt,

Heraufzubeſchwören den Glanz der Tage,
Der unſere Seelen ſo ſonnig geſtimmt?
Die alten Freunde — das alte Lieben —
Was gilt's? wir zaubern ſie voll zurück!
Auch mich hat die Wehmuth zu Ihnen getrieben
Die Luſt zu träumen von Jugend und Glück!

Marquiſe.

Seit frühem Morgen — wohin ich auch ſeh'
Nur ſtarrender Froſt und fallender Schnee —
So predigt der Winter des Alters Noth,
Die Seele ſchauert — es grüßt der Tod —
Ja plaudern wir von Frühling und Luſt,
Das fällt in die matte, frierende Bruſt
Wie brennende Sonne.

Der Graf.

Wie weit — wie weit!
O glühte ſie noch wie in alter Zeit!

Marquiſe.

Nun Graf! — einen richtigen tollen Streich
Ohne Furcht und Tadel — daran man ſpürt
Wie Sie einſt verwegen und ſtolz und reich
Im Lande die glänzendſte Klinge geführt,
Ein ſtrahlender Heros im Liebesrevier,
Die Männer getäuſcht und die Frauen bethört,
Es bebten die Herzen — vertraute man mir —
Wo man von fern Ihren Schritt gehört.
Und haben Sie Leben und Hals gewagt,
Galt's drum nicht immer die edelſte Jagd,
Einem Bauern — ſo hieß es — ſchuf's den Garaus
Sie war'n zu intim und befreundet im Haus —
Da kamen Sie ſelber in ſchlimmes Gehege
Hinter Schloß und Riegel in ſichere Pflege,
Vier Monat gefangen — je nun wenn's gilt —
Doch liebſter Graf — um ein ſolches Wild!?
Nein, nein! — Sie kämpfen um ſtolzeres Blut —
So wünſch' ich die Beichte — die Kerze erliſcht —
Es pocht an der Thüre — der Gatte in Wuth —
Und der ſaubre Patron im Verſtecke erwiſcht!

Der Graf.

Und warum denn nur immer romantiſch und wild?
Prangt nicht manch' Blümlein auf niederer Au? —
Die Schönheit kennt nicht Wappen noch Schild,
Und Liebreiz iſt der Adel der Frau!

Marquise.

Vergebung! wenn ich die Kreise störe
Und heute nach eigenster Laune wähl',
Genug! Beginnen Sie Graf — ich höre.

Der Graf.

Ihr Wunsch, Marquise, ist mir Befehl!
Noch gilt das Wort wie lauteres Gold:
Was die Frauen begehren hat Gott gewollt.
— — Ich kam an den Hof — und ein seliger Traum
Verwirrte mein Herz, das der Gräfin schlug,
Der Gräfin Polé — und ich faßte es kaum
Wie bald ich erwachte — und Alles war Trug!
Verrath — wie die Welt es nicht anders kennt,
Zwei Monden hab' ich geseufzt und geflennt —
Doch Paris und den Hof amüsirte das Ding
Wie der junge Fant in die Falle ging —
Was weiß die feile, verlotterte Brut
Von gebrochenem Herzen, vergiftetem Blut?
— — Und wieder — da hing mir ein Mädchen am Arm
Das hatt' neben mir einen Andern gern,
Einen wind'gen Poeten — daß Gott erbarm' —
Doch sie war seine „Blume", sein „Himmel", sein „Stern".
Ich stellte den Wicht, der mit zierlichem Schliff
Statt des Degens die spottende Feder ergriff.
Ein fades Sonnet flog mir an den Kopf —
Es gab ein Gelächter — und ich war der Tropf!
— Da hat' ich für immer am Wählen genug —
Nun galt es dem ganzen schönen Geschlecht
Mein Leitstern ward der bewährte Spruch:
„Ein Narr der vertraut" — und ich fand mich zurecht.

Marquise.

Doch wenn Sie, umstrickt von zartesten Banden,
Gekniet und geseufzt und in Lust und Qual
Der schönsten Frau Ihr Sehnen gestanden,
Wie sprachen Sie da?

Der Graf.

Giebt's denn eine Wahl?
Sie wissen — wir Männer sind toll und blind,
Und jede Frau — ein verzärteltes Kind.
Wir dichten und stammeln die süßesten Lügen
Wir ächzen im Staube — bethört und verzückt —
Sie trinkt das Gift in berauschenden Zügen

Und bleibt dem Reiche der Liebe entrückt.
Was weiß ihre Seele von keimendem Bangen
Von schwellendem Sehnen — verzehrender Gluth?
Ein Geck — ein Verführer — der nimmt sie gefangen,
Da zittern die Nerven, da wallt ihr das Blut.
Nicht jung, nicht schön, noch von edelen Sinnen,
Doch weiß er das thörichte Herz zu gewinnen,
Er wächst ihr zum Helden, zum höheren Wesen,
Zur Krone der Franken und Navarresen,
Eine Glorie ist es, die ihn umschwebt,
Die Zauberformel — „er hat gelebt" —
So kann sie der seichteste Narr verführen —
Doch naht ihr ein ehrlich verliebtes Blut —
Sie wird nicht den kleinsten Finger rühren
Und fordert für jeden Blick als Tribut
Die Sterne vom Himmel — mit Lachen, mit Höhnen;
Das ist so die Praxis der flatternden Schönen,
So weit ich sie kenne.

Marquise.

Mag sein — und doch!
Sie kennen die alte Fabel wohl noch,
Wo der lahmende Fuchs, eh' die Nacht entwich,
Mit hungerndem Magen am Walde strich,
Stilleingedenk der entschwundenen Zeit,
Wo am Wiesenrain er das Hühnchen genascht
Und sonst auf den Wegen weit und breit
Manch flüchtigen leckeren Hasen erhascht,
Bis nun das Alter, der schleppende Gang
Zu unfreiwilligem Fasten zwang —
Da strömt ihm ein Duft — er steht wie gebannt —
Von jungem Geflügel — berückend wie nie —
Sie ducken im Schlaf auf dem Mauerrand,
Doch gefährlich dünkt ihm die Kletterpartie,
Und er brummt vor sich hin, in verächtlichem Ton,
Die sind mir zu grün — so trollt er davon.

Der Graf.

Wie böse, Marquise — doch haben Sie an
Kleopatra wohl, an Delila gedacht,
An Herkules gar — der am Rocken spann?

Marquise.

Sie schmähen der Liebe bestrickende Macht?!

Der Graf.

Nicht doch! Gott theilte, wenn's mich nicht trügt,
Den Menschen auf halb und halb und sprach:
Nun sorgt, daß der richtige Bund sich fügt,
Dann giebt's auf der Welt nicht Weh' noch Ach —
Wir suchen, wir irren, in Nebel und Braus,
Und wissen im Dunkel nicht ein noch aus,
Da funkelt die Sonne — wir athmen frei,
Marquise, mich dünkt, wir sind solche zwei!
Oft lud uns das Leben zu jubelndem Fest,
Doch in tiefster Seele — da blieb ein Rest
Bis heute, wo uns nun wandermüd'
Zu spät der erlösende Schimmer glüht.

Marquise.

O lassen Sie Graf, den berückenden Ton,
So glimpflich kommen Sie nicht davon,
Sie gleichen dem Geizhals, scheu, besorgt,
Der mit Bangen und Zagen den Gast empfängt,
Die Miene des harmlosen Plauderers borgt
Und die Blicke auf nichtigen Flitter lenkt,
Aus purer Angst, daß die Welt nicht entdeckt
Welch Kleinod heimlich im Kasten steckt.
Begraben unter dem Kunterbunt
Da ruht ein Juwel auf des Herzens Grund,
Hab ich Recht? ein liebliches Mädchenbild
Im Rosenschimmer der sechzehn Jahr,
Um das man sich selbst einen Träumer schilt,
Einen schwärmenden Knaben im greisen Haar!
Umsonst — es pocht und pocht an die Brust
Wie schütterndes Weh' — wie flimmernde Lust,
Kaum, daß sich der Lärm des Tages verlor
Da drängt ein vergilbtes Buch sich hervor,
Da öffnen sich willig dem sehnenden Schmerz
Die staubigen Blätter — das alternde Herz.
Das Blümchen, das sie uns einst gepflückt,
Hier schläft es im Grabe, welk, zerdrückt,
Doch tief in der Seele, an heimlichem Ort
Da blüht nnd duftet es weiter fort —
Um uns ein Flüstern, ein leiser Gruß,
Wir beugen die Lippe zu frommem Kuß,
Wir schauern — und Stunde um Stunde verrinnt
Wo das Herz sich in selige Träume spinnt.

Der Graf.

Marquise — Sie haben es recht getroffen,
Ich fühl' ein heißes Erinnern wach,
Doch Allem zuvor — bekennen Sie offen
Ihr zartes Geheimniß — mich dürstet danach.
Dann Beichte um Beichte — und Bild um Bild,
Und Sie beginnen.

Marquise.

Wohlan! es gilt.
Ein Mädchenerlebniß — schlicht und gering,
Wie's hunderte giebt — seit ewiger Zeit,
Doch ist es damit ein gar eigenes Ding,
Oft scheint solch kleiner Roman gefeit,
Er hält uns trotz der Jahre in Haft,
Ihm wächst wie alterndem Weine die Kraft —
Gar manche Frau zwar sieht es nicht an,
Sie zählt deren viele — gedenkt ihrer kaum —
Ich aber — ich fühle noch immer den Bann,
Versenke mich gern in der Kindheit Traum.
Mit achtzehn Jahren — was nannt' ich mein eigen?
Verschwommene Gedanken sie trieben ihr Spiel,
Im schattigen Park, unter dämmernden Zweigen,
Auf die das Silber des Mondes fiel.
Da lauscht ich dem Kosen der buhlenden Winde
Und hoffte auf ihn der in seliger Lust,
Ein Gottgesandter, dem sehnenden Kinde
Den Himmel erschlösse an schirmender Brust.
Da eines Tags — und er stand vor mir
So jung, so stolz, in blendender Zier!
Wo sollt' ich mich bergen vor seiner Gewalt,
Auch gefiel ich ihm wohl — ich merkte es bald —
Doch ach, schon graut ein neidisches Morgen,
Ein letzter Blick — und der Traum zerrinnt —
Mir aber tönte durch Seufzer und Sorgen
Nur immer sein Grüßen: „Du herziges Kind!"
Ihm kam's aus der Seele — doch that er nicht gut
Zu spielen mit jungem, verliebtem Blut!
Gemach, Ihr Herren, Ihr scheltet die Frau,
Sie sei so zerfahren — empfinde so lau —
Doch wenn sie entflammt Eurem Willen gehört,
Wer ist's der das Lieben im Keime zerstört?
Lang lebte auch ich mit gläubigem Sinn
In thörichter Hoffnung die Tage hin,
Bis ich — nicht wahr, Herr Graf, Sie staunen

Ob all der närriſchen Mädchenlaunen?
Bis ich — wie gern hätt' ich anders gewählt —
Mich kurzerhand dem Marquis vermählt.
Nun wiſſen Sie Alles!

Der Graf.

Ich bin betroffen!

Marquiſe.

Nur ſpotten Sie nicht! Bekennen Sie offen
Wie Ihnen die Freundin ehrlich bekannt.

Der Graf.

Wohlan! — Als rings die Fehde entbrannt
In den Schreckenstagen — da zogen wir aus.
Es litt auch mich nicht länger im Haus;
Unter Stofflet war's am Saum der Bretagne,
Wir führten auf unſere Art die Campagne,
Von Büſchen gedeckt, auf offenem Plan,
Ein zerſtreuter Haufe — an hundert Mann —
Vendéer Freunde und Bauern ein Theil
Zum Ufer der Loire ging es zurück —
Ich hatte die Führung, verſuchte mein Heil
Und ſprengte voran — kein leichtes Stück, —
Denn eh' wir uns deſſen recht verſahn
Schlich ſich der Feind im Dickicht heran;
Vor mir ein Soldat — aus dem Dunkel heraus —
Von den Blauen einer — er zog das Piſtol —
Ein Säbelhieb machte ihm den Garaus,
Doch hatt' ich die Kugeln — ich fühlte ſie wohl,
In der Schulter brannte das ſcharfe Geſchoß,
Ich ſah mich allein — ich ſpornte mein Roß,
Wie raſend ging es quer über Feld —
Da ſchwinden die Sinne, der Zügel entfällt,
Ich ſchlage erſchöpft auf den Boden hin,
Vor mir eine Hütte — ein Licht darin
Und Stimmengewirr — und mit letzter Kraft
Bluttriefend hab' ich mich aufgerafft,
So tapp' ich, als winkte mir ſicherer Hort,
Röchelnd noch bis zur Schwelle fort —
Da brech' ich zuſammen mit mattem Schrei:
„In des Königs Namen — ſtehet mir bei!" —
Mehr weiß ich nicht — und als ich erwacht,
Da lag ich in Pflege und ſorgſamer Acht.
Um mich Bretonen, die brav und ſchlicht

Mein Lager umstanden in treuer Pflicht.
— Doch mitten unter dem derben Gesind'
Wie hingezaubert — welch reizendes Kind!
Ein Vöglein des Waldes seltsamer Art,
Das von Puterhennen erbrütet ward —
Wie trug es das Köpfchen schämig und hold,
Wie quoll's aus der Kappe in Seide und Gold,
Die Hände so zart und die Füße so zier,
Kein Wunder — verdächtig schien sie mir
Die Tugend der guten dicken Mama,
Ob ihr nicht einst nach Dingen gelüstet
Bei denen die Welt durch die Finger sah? —
Ich hätte als Vater mich kaum gebrüstet.
Vier Nächte und Tage ward sie nicht müd'
Auf treuer Warte, von früh bis spät,
Bald las sie im Buche ein geistlich Lied,
Bald sprachen die Lippen ein frommes Gebet —
Und Alles um mich? oder barg ihr Herz
Sonst etwa tiefen, geheimen Schmerz?
Sie stand, sie ging, sie kehrte zurück
Und immer traf mich ihr leuchtender Blick
Aus goldhellen Augen — so adlerstolz
Daß mir's die innerste Seele schmolz,
Nicht weiß ich Tage, die also gesegnet.
Nur als ich, Marquise, zum ersten Mal
Dem seltsamen Blick Ihrer Augen begegnet,
Da zuckte derselbe sonnige Strahl! —
Was Wunder, wenn ich die Thorheit beging
Und mich in das blühende, herzige Ding
Kopfüber verliebte — doch grollte schwer
Eines Tags der Geschütze Donner her,
Und der Wirth voller Schrecken: „um alle Welt
Fort!" rief er — „die Blauen umzingeln das Feld!"
Und wie dem Rosse — schlägt an das Ohr
Der schmetternde Ruf — jede Fiber erbebt,
Durchfuhr mich ein Schauer — ich schnellte empor
Von der Lust zu kämpfen, zu siegen belebt.
Doch sie — da ich vor dem Vollblut stand —
Vor mir in Thränen, im dunklen Gewand
Hielt sie den Bügel — ich schwang mich hinauf
Und beugte als Kavalier darauf
Mich nieder auf ihren rosigen Mund —
Sie aber erschrak in der Seele Grund
Und blutübergossen wich sie zurück:
„Mein Herr!" — und es traf mich ein zorniger Blick.

— Verwünſcht! Da hatt' ich mit täppiſchem Muth
Blind zugegriffen — das Ziel verfehlt,
Kein Zweifel! ſie ſtammte aus edelem Blut
Und die Bauernhütte war nur erwählt
Die Tochter zu ſchirmen, derweil im Feld
Der Vater ſich unſerer Fahne geſellt.
Doch gab ich nicht verloren das Spiel,
Und wie es dem Feuer der Jahre entſprach,
Ein wenig im hyperromantiſchen Styl
Ward der fahrende Ritter in mir wach.
Ich ſtieg zur Erde und beugte das Knie:
„Vergebt die Kühnheit — und zweifelt nie
„Kein Schelm iſt's der ſich das Kleinod geraubt,
„Vielmehr — wenn Eure Huld es erlaubt
„Werb ich, von echtem Gefühl übermannt
„In Züchten und Ehren um dieſe Hand,
„Deren Herrin — bleib ich im Kampfe verſchont —
„Mit ſüßeſter Minne die Treue lohnt."
Und ſie lächelte hold: — „Eure kleine Braut
„Vergiebt Euch gern — wie ſie Euch vertraut
„Allezeit!" — und ſie winkte mit zärtlichem Blick
Mir zu.

Marquiſe.

Und ihr kehrtet nicht zurück?

Der Graf.

Du lieber Gott! wie es eben geht,
Man zweifelt — iſt es nicht längſt zu ſpät?
Iſt's möglich? Liebt dieſes Kind dich noch?
Haſt du ſelbſt das Feuer? bedenk es doch —
Der Wechſel der Tage hat eigene Macht
Und wandelt die Dinge oft über Nacht,
Du kehrſt — und ſie ſchaltet wohl gar am Herd
Als Frau, als Mutter, liebend, geliebt,
Hält kaum ein welkes Erinnern werth,
Das ſich matt wie ein Traum in ihr Denken ſchiebt?
Nein! nein! s'iſt klüger du bleibſt ihr fern,
So wahrſt du den Zauber — ſie bleibt der Stern!
Du entrinnſt dem Geſpenſt, das dein Leben bedroht:
— Enttäuſchung! — bitterer als der Tod!
— Dann wieder bricht es heimlich an's Herz
Wie nagender Zweifel, wie bohrender Schmerz:
Dein Arm, deine Hand, ſie ſtreiften das Glück
Und du ließt es thöricht am Wege zurück!

Marquiſe (mit ſeufzendem Ton).
Und wenn ſie nun feſt und treu zu Euch hielt,
Wer war's der Beider Leben verſpielt?

Der Graf.
Marquiſe — war meine Sünde ſo groß?

Marquiſe.
Ich gedenk' Ihrer eigenen Worte blos:
„Gott theilte — wenn Phantaſie nicht trügt —
„Den Menſchen auf halb und halb und ſprach:
„Nun ſorgt, daß der richtige Bund ſich fügt
„Dann giebt's auf der Welt nicht Weh' noch Ach —
„Wir ſuchen, wir irren, in Nebel und Braus,
„Und wiſſen im Dunkel nicht ein noch aus —
„Da funkelt die Sonne — wir athmen frei!
„Fürwahr, mich dünkt, wir ſind ſolche zwei!
„Oft lud uns das Leben zu jubelndem Feſt
„Doch in tiefſter Seele — da blieb ein Reſt,
„Bis heute, wo uns nun wandermüd'
„Zu ſpät der erlöſende Schimmer glüht" —
Zu ſpät, zu ſpät, denn Sie blieben aus!

Der Graf.
Sie weinen Marquiſe!

Marquiſe.
Sie ſehen daraus,
Wie weh oft alte Erinnerung thut,
Ich kannte vor Zeiten die Kleine gut.

Der Graf.
In Euch, in Euch war der Himmel mir nah,
— Ihr war't es Marquiſe!

Marquiſe.
Nun ja doch — ja!
(Der Graf kniet nieder und küßt die Hand der Marquiſe in tiefer Erregung).

Marquiſe (nach kurzem Schweigen).
Genug, mein Freund! — Sie ſind verblüht
Die Tage der Roſen — zerronnen der Wahn —
Wer lächelte nicht der die Szene ſieht,
Erhebt Euch Graf! — und den alten Roman
Laßt uns ihn enden — ich zahle den Sold
Mit dem Gruſſe der Liebe den Ihr gezollt, —
Wie hat er mir einſt auf den Lippen gebrannt —
(küßt den Grafen auf die Stirn, darauf mit traurigem Lächeln)
Nicht wahr? — Ihr habt ihn nicht wiedererkannt?

Das erotische Problem in der Litteratur.

Eine ästhetische Studie

von

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Die neue allein seligmachende naturalistische Schule hat den Geist entthront und das Fleisch auf den Schild gehoben. In der That könnte man mehr als einen Vertreter dieser Schule mit dem Schlächtergesellen vergleichen, der, die Mulde auf der Schulter, seinen Kunden das rohe Fleisch austrägt. In diesem fleischlichen Leben nun ist das sexuelle Motiv eines der wichtigsten, und die Naturalisten gehen nur folgerichtig zu Werke, wenn sie dieses Motiv als den Angelpunkt ihres Schaffens betrachten.

Es wirft sich die Frage auf, ob und in wie weit das rein fleischliche und insbesondere das geschlechtliche Leben des Menschen der Kunst eine ihrer würdige und ihrem eigensten Wesen entsprechende Aufgabe bietet. Man liebt es heut zu Tage derartige allgemeine Fragen auch ganz allgemein, in Bausch und Bogen, zu beantworten. Das ist grundfalsch. Die Dinge liegen nicht so einfach, wie es den Anschein hat. Es wird sich bei ihrer Beurtheilung immer um die Voraussetzungen handeln, von denen man ausgeht, und diese Voraussetzungen können nicht nur verschiedene, sondern sie müssen auch oft verschiedene sein.

Auch die uns heute vorliegende Frage kann und muß von verschiedenen Gesichtspunkten aus beantwortet werden. Sie ist eine Prinzipienfrage. Ihre Beantwortung wird davon abhängen, ob der betreffende Schriftsteller das ausschlaggebende Prinzip des Menschen in der physiologischen oder in der psychologischen Seite seiner Natur erblickt. Ich weiß sehr wohl, daß sich diese Momente nicht völlig von einander trennen lassen. Wenn ich sie hier trotzdem als Gegensätze hinstelle, so geschieht das nur zur besseren Kennzeichnung der Welt- und Lebensanschauungen, zu deren einer der schaffende Künstler sich hinneigen muß.

Ist der Mensch vorzugsweise ein sinnliches oder ein geistiges Wesen? Ist sein Fühlen und Denken in der That völlig seinem animalischen Leben unterworfen, oder giebt es große seelische,

sittliche Kräfte, die je nach der Anlage des Individuums im Kampfe mit der sinnlichen Natur unterliegen, oder diese zu unterjochen und zu beherrschen im Stande sind? Ist letzteres der Fall, dann ist die Seele und nicht das Fleisch das oberste Prinzip im menschlichen Dasein, dann ist auch das geschlechtliche Leben im Vergleiche mit diesem Prinzip nur ein untergeordnetes.

So allgemein, wie sie hier aufgeworfen, wird sich freilich diese Frage nicht beantworten lassen. Ihre generelle Entscheidung ist im letzten Grunde Sache des Glaubens, und die materialistische Weltanschauung beruht schließlich trotz aller wohllautenden „wissenschaftlichen" Ausdrücke ebenso auf dem subjektiven Glauben, wie die christlich-religiöse. Praktisch aber läßt sich die Frage sehr wohl beantworten. Man wird doch allgemein zugeben müssen, daß es verschiedene Arten von Menschen giebt. Es giebt Personen, in deren Dasein das animalische Moment überwiegt, es giebt aber auch höher entwickelte Menschen, bei denen Geist, Gedanke und Gemüth das sinnliche Leben und seine Triebe in dem Maße beherrschen, daß diese nur eine untergeordnete Rolle bei ihnen spielen, sich nur insoweit offenbaren, als dies eben zur Erhaltung des Körpers nothwendig ist. Es wird also darauf ankommen, welche Art Menschen der Dichter schildern will, ob es tiefer oder höher stehende Naturen sind.

Schon aus dieser Untersuchung geht meines Erachtens klar hervor, daß die allgemeine Behauptung falsch sein muß, das geschlechtliche Moment bilde den Mittelpunkt im ganzen menschlichen Thun und Treiben, es müsse daher auch den Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens bilden. Diese Behauptung wird von einem unserer tüchtigsten realistischen Schriftsteller, Karl von Perfall, in der Einleitung zu seinem nunmehr schon in dritter Auflage erschienenen Roman „Ein Verhältniß"*) aufgestellt. Der Verfasser widmet in dieser Einleitung dem erotischen Problem eine eingehende ästhetische Studie. Er schreibt:

> „Je mehr wir, wozu der ganze Charakter der Zeit ersichtlich drängt, auf das romantische Ausnahmeschicksal, auf die sonderbare Begebenheit als Kern der Erzählung

*) Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

verzichten, je mehr wir bestrebt sind, der Wirklichkeit des Lebens die bemerkenswerthen Thatsachen abzugewinnen, mit desto eindringlicherer Macht wird das Verhältniß der Geschlechter sich uns als der mächtigste Stoff darbieten."

Und weiter unten:

„Eine tiefe Betrachtung der Ehe, der Stellung der Gatten unter einander, der Ursachen ehelichen Unglücks, der Stellung des Weibes als Mutter, wichtiger Elemente des Familienlebens, wie Kinderlosigkeit und allzu reicher Kindersegen, ist eben nur bei einer intimeren Betrachtung des Verhältnisses der Geschlechter möglich; ebenso können die tiefsten Gemüthsregungen sowohl, wie die bewundernswerthesten Zeugen sittlicher Kraft nur in einer näheren Beleuchtung dieses Verhältnisses zu voller Würdigung gelangen. Eine Reihe anderer wichtiger Fragen des modernen Lebens steht hierzu in mittelbaren Beziehungen, so daß man sagen kann, von allen künstlerischen Erwägungen abgesehen, bildet das Geschlechtsverhältniß auch in unserem reichen modernen Leben den Mittelpunkt, den Kräfteakkumulator aller Bewegungen und Strömungen."

Herr von Perfall spricht in dem ersten Absatze von dem „romantischen Ausnahmeschicksal", von der „sonderbaren Begebenheit als Kern der Erzählung", auf welche beide wir mehr und mehr verzichten müßten. Gewiß. Das romantische Schicksal und die sonderbare Begebenheit können wir im litterarischen Kunstwerk ohne Schmerzen missen, denn nicht in dem rein Stofflichen, nicht in der äußeren Handlung, gipfelt das Interesse des feinsinnigen Lesers, sondern in der inneren Gliederung, in den psychologischen Vorgängen. Und da fragt es sich allerdings, ob wir, wenn schon auf sonderbare Begebenheiten und Schicksale, auch auf die interessanten Charaktere, auf die Menschen, die über das Durchschnittsmaß hervorragen, verzichten möchten? Es fragt sich, was der Kunst eine schönere, edlere und fruchtbarere Aufgabe bietet: die platte Alltäglichkeit mittelmäßiger Naturen und möge sie auch mit der größten Wahrheit dargestellt werden, oder das Werden und Wachsen, das Ringen und Streben, tiefer und höher veranlagter Menschen? Die Antwort auf diese Frage schließt die Antwort auf jene nach dem „eigentlichen

Mittelpunkt" des künstlerischen Schaffens in sich. Ich bin weit davon entfernt die Daseinsberechtigung an sich solcher Romane zu leugnen, die sich die psychologische Analyse auch der mittelmäßigsten Personen zur Aufgabe machen. „Wo ihr's packt, da ist's interessant" — für den, der das „volle Menschenleben" von der richtigen Seite anzupacken weiß. Aber wie falsch und einseitig ist es, gerade in den unteren Aeußerungen, Gestaltungen und Entwickelungsstufen „die Wirklichkeit des Lebens" und die eigentliche Aufgabe der Kunst zu erblicken! Ich bekenne offen, ich huldige noch der altfränkischen Ansicht, daß die Kunst berufen ist, uns über die gemeine Alltäglichkeit zu erheben und uns nicht nur ein wahres, sondern auch ein das Leben in seinen Höhen und Tiefen erschöpfendes Spiegelbild zu zeigen. Ist das wohl bei der Vorführung von Menschen möglich, in deren Sein das Geschlechtsleben in der That den Mittelpunkt bildet?

Aber Herr von Perfall faßt die Sache noch von einer anderen, scheinbar ganz unangreifbaren Seite an. Er rückt zum Beweise seiner Theorien mit der Ehe vor. Er meint, „eine tiefe Betrachtung der Ehe, der Stellung der Gatten untereinander, der Ursachen ehelichen Unglücks, der Stellung des Weibes als Mutter, wichtiger Elemente des Familienlebens, wie Kinderlosigkeit und allzu reicher Kindersegen", sei „eben nur bei einer intimeren Betrachtung des Verhältnisses der Geschlechter möglich". Dieser Satz ist an sich ganz unanfechtbar. Es fragt sich nur, ob er auch in dem hier vorliegenden Zusammenhange, in seiner relativen Bedeutung, unanfechtbar ist? Ein Arzt, der diese Behauptung aufstellte, hätte unzweifelhaft Recht. Wie sollte er auch ohne intimeres Eingehen auf das Geschlechtsverhältniß den Gatten mit Rath und That helfen können! Ist damit aber auch gesagt, daß der Künstler Recht hat, wenn er in seiner Eigenschaft als solcher dieselbe Betrachtung aufstellt? Ist es Sache des Künstlers, auf die physiologischen Ursachen beispielsweise der Kinderlosigkeit oder des allzu reichen Kindersegens einzugehen? Wollte er das thun, dann allerdings stellte er sich auf den von Herrn von Perfall so bitter gerügten Standpunkt der Leute, in deren Augen die Kunst „nicht die eigenartige Spiegelung zeitgenössischen Lebens" ist, „sondern ein Ding, das in einer Art Adoptivverhältniß zur Wissenschaft steht".

Die von dem Herrn Verfasser gewünschte „tiefere Betrachtung der Ehe" soll doch eben, wie auch er als selbstverständlich bemerkt, seitens des Künstlers und nicht seitens des Arztes oder Naturforschers geschehen. Und ich meine, der Künstler wird sich schon bei den Thatsachen der Kinderlosigkeit oder des allzu reichen Kindersegens zu bescheiden haben. Als Ursachen derselben werden uns in einem Kunstwerke doch nur die in Frage kommenden psychologischen Momente zu fesseln im Stande sein, im Allgemeinen aber werden diese Thatsachen nur den Grund abgeben können, auf welchem der Künstler die seelischen Vorgänge und das weitere Leben seiner Helden sich entwickeln läßt. Denn eine physiologische Betrachtung und Erläuterung solcher Erscheinungen seitens des Künstlers wird uns nicht im Mindesten interessiren. In diesen Dingen leugnen wir einfach die Autorität des Dichters; unsere Phantasie versagt eben die Nachfolge. Ich meine, Aufgabe der Dichtung ist die Schilderung des geistigen, nicht des körperlichen Lebens der Menschen.

Zu welchen Konsequenzen würden wir gelangen, wollten wir Perfalls Theorien als richtig anerkennen; zu welchen Konsequenzen würde er selbst gelangen, wollte er jemals versuchen, diese Theorien künstlerisch zu verwirklichen! Wenn er Thatsachen wie Kinderlosigkeit und allzu reichen Kindersegen nicht anders künstlerisch beleuchten zu können erklärt, als einzig durch eine „intimere Betrachtung des Verhältnisses der Geschlechter", wie kann er dann den ganzen Menschen, all sein Dichten und Trachten, all sein Thun und Lassen, seine Stimmungen und Gedanken, begründen und entwickeln, ohne auf das Genaueste sein ganzes animalisches Leben zu schildern, ohne „intimere Betrachtung" seiner Verdauungswerkzeuge und Blutgefäße? Müßte er da nicht oft, um Stimmungen, Worte und Handlungen seiner Personen zu erklären, uns genau mittheilen, was dieselben zu Mittag gegessen, ob es verdauliche oder unverdauliche Speisen waren?! Schließlich käme Alles auf die Beschaffenheit des Magens und die jeweilige Vertheilung von Sauerstoff, Wasserstoff, Phosphor u. s. w. in den einzelnen Individuen an. Es wäre kein Dichter denkbar, der nicht zum Mindesten das medizinische Staatsexamen gemacht hat!

* * *

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister und ganz besonders der Künstler. Es ist nicht seines Amtes, der Natur auf allen ihren labyrinthisch verschlungenen Pfaden zu folgen und dem Kausalitätsgesetze in allen dunklen Ecken und Winkeln des uns als Zufall Erscheinenden nachzuspüren. Er soll sein künstlerisches Gebäude auf bestimmten, klar erkannten und erschauten psychologischen Gesetzen aufrichten, ohne sich der physiologischen Thatsachen und Gesetze anders, denn als solcher, zu bedienen. Ihre einfache Erwähnung und Feststellung, ihre kurze, klare und gleichzeitig diskrete Mittheilung und Bezeichnung genügt. Ihre „intimere Betrachtung" ist völlig überflüssig und gehört nicht in das Reich der Kunst, sondern in das der Wissenschaft.

Herr von Perfall hat die ästhetische Einleitung zu seinem Roman erst bei Erscheinen der dritten Auflage geschrieben. Es ist daher wohl anzunehmen, daß er seine theoretischen Sätze mehr oder weniger aus dem Roman selbst abstrahirt, daß dieser ihm zum Mindesten bei jener Abstraktion vorgeschwebt hat. Nur dadurch glaube ich es erklären zu dürfen, daß er in seiner Einleitung Behauptungen aufstellt, die theilweise zwar relative, niemals aber absolute Berechtigung beanspruchen können. Es ist immer mißlich, Sätze zu verallgemeinern und zu Lehrsätzen zu stempeln, die aus der Betrachtung eines einzigen Gegenstandes gezogen sind.

Die Welt, in die uns der Roman „Ein Verhältniß" einführt, ist die denkbar nüchternste und alltäglichste, die Personen, die darin handeln, ragen durchweg über das bescheidenste Mittelmaß nicht hinaus. Eine reife, sehr reife, aber noch immer schöne Jungfrau aus dem Stande kleiner Bourgeois, Karoline, lernt einen Stadtreisenden in Wein und Südfrüchten, Namens Bertram, kennen. Beide finden Gefallen aneinander und tragen sich Anfangs auch mit den ehrlichsten Absichten. Aber ein unbewachter, von Champagner erhöhter Augenblick führt zu einer vorzeitigen „intimeren" Bekanntschaft des Paares, die namentlich für den weiblichen Theil recht unangenehme Folgen nach sich zieht. Bertram, der dem Mädchen ganz aufrichtigen Herzens die Ehe versprochen hatte, findet in dem regelrechten „Verhältniß", das sich nun entspinnt, völliges Genügen. Karoline besucht ihn in seiner Junggesellenwohnung, erfreut ihn durch ihre Zärtlichkeiten,

ohne daß er genöthigt wäre, sich den mindesten Zwang aufzuerlegen, oder irgend eine Veränderung in den ihm liebgewordenen Lebensgewohnheiten vorzunehmen. An einer Ehe ist ihm garnichts mehr gelegen, der Gedanke daran wird ihm sogar allmälig immer mehr zuwider. Anders steht es mit Karoline. Sie, die früher durch ihre Prüderie unangenehme Szenen mit ihrer Hauswirthin hervorgerufen hatte, wandelt nun selbst auf schlüpfrigem Pfade. Und das bleibt nicht unbemerkt; die Sache spricht sich herum, und schließlich sagt sich sogar die beste Feundin, eine Frau Nöttle, auf Wunsch ihres Mannes von Karoline los. Wiederholt hat letztere den Geliebten an sein Versprechen erinnert; er hat es bisher immer verstanden, Ausflüchte zu finden und das Mädchen zu vertrösten und zu beruhigen. Nun aber dringt sie mit Entschiedenheit in ihn. Bertram ist indessen, je länger das Verhältniß dauert, um so weniger geneigt, es durch eine Ehe abzuschließen. Seine Freunde, insbesondere ein jüdischer Banquier Lilienfelder, rathen ihm zum schleunigen Bruch, indem sie seinen Egoismus durch triftige Gründe zu überzeugen wissen. Als nun Karoline abermals leidenschaftlich in ihn dringt, benutzt er die Gelegenheit, um sich in brutaler Weise völlig von ihr loszusagen. Längst hat die Geliebte seines Freundes Lilienfelder, eine Kokette ganz unzweideutiger Art, ein Auge auf ihn geworfen — warum sollte er sie nicht zur Nachfolgerin Karolinens machen? In der That findet er bei einer Landpartie Gelegenheit dazu. Es kommt darüber zum Bruche mit dem Banquier, zumal das Fräulein Rieder — so heißt die Person — aus ihrer Untreue durchaus kein Hehl macht, sie vielmehr im Kreise der anwesenden Herren geflissentlich zur Schau trägt, um sich des Banquiers, dessen sie längst überdrüssig, zu entledigen. Während dieser zurückbleibt, macht sie mit Bertram und einem Theil der Gesellschaft mit dem nächsten Eisenbahnzuge den Heimweg. Aber Bertram ist von dem ganzen Ausfluge wenig befriedigt. Der Sinnenrausch ist verflogen und nüchterne Ueberlegung an dessen Stelle getreten. Er sieht ein, daß er eine Dummheit begangen hat. Er hat seine Jugend reichlich genossen und hegt jetzt in den bald überschrittenen sogenannten „besten Jahren" solidere Neigungen. Den „Taumel der Begierden" mag er nicht mehr, aber nach der „Leidenschaft eines zärtlichen Weibes" sehnt er sich doch. Die Freunde hat er

ohnehin verloren, auf sie braucht er also keine Rücksicht mehr zu nehmen. Deshalb erscheint es ihm jetzt als das Vernünftigste, was ein gesetzter Mann in seiner Lage thun kann, das abgebrochene Verhältniß wieder anzuknüpfen. Die Sehnsucht nach „echter Liebe", die ihn der Verfasser empfinden läßt, nach jenem Zusammenhange der Seelen, der das Mysterium einer solchen selbstlosen Liebe bildet, kann bei dem durch und durch praktischen, Vortheile und Nachtheile kalt abwägenden Kaufmanne unter den Gründen, welche ihm die Versöhnung mit der verlassenen Geliebten als zweckmäßig erscheinen lassen, wohl nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Und wer weiß, ob ihn diese Gründe morgen, wenn er sich die Sache „überschlafen" hat, noch stichhaltig dünken, ob ihnen nicht andere Erwägungen entgegentreten, die ihm seinen heutigen Entschluß als übereilt erscheinen lassen werden? Ich gestehe, ich habe zu den selbstlosen Entschlüssen dieses vernünftigen, wohlanständigen Epikuräers, in dessen Leben das sexuelle Motiv den „Mittelpunkt" bildet, nur sehr geringes Vertrauen. Und es scheint, daß der Verfasser selbst meine Zweifel theilt. Denn wäre es jetzt nicht das Einfachste, den Helden des Romans ruhig nach Hause zurückkehren und seine löblichen Absichten ausführen zu lassen? Statt dessen geschieht etwas ganz Unerwartetes. Ein ganz ungewöhnliches „romantisches Ausnahmeschicksal", eine ganz „sonderbare Begebenheit" tritt ein. Oder sollte man in unseren Tagen — einen Eisenbahnunfall nicht mehr so bezeichnen dürfen? Ein solcher kommt nämlich dem Dichter zu Hilfe. Die Katastrophe ist eine fürchterliche, das Fräulein Riedel kommt in der gräßlichsten Weise ums Leben, während Bertram ein Bein verliert und im Krankenhause seiner langsamen Genesung entgegensehen muß.

Es ist natürlich, daß die Liebe in einem so tragischen Augenblicke alle erlittene Kränkung vergißt und zu dem Schmerzenslager des Unglücklichen eilt; daß Karoline sich in aufopferungsvoller Weise der Pflege des Kranken widmet; daß nach endlicher Genesung aus den Beiden ein Paar, aus dem Verhältniß eine regelrechte Ehe wird. Nun freilich kann Bertram gegen eine solche keine Bedenken mehr hegen; er muß sich vielmehr glücklich preisen, daß Karoline ihn, den Krüppel, noch erhört. Wer würde ihn denn auch jetzt noch „nehmen", ihm in Krankheit und Alter Stütze und Pflege bieten? Der gewiegte Geschäftsmann weiß sogar aus seinem

Unglück noch Vortheil zu ziehen, indem er die Geschichte seiner „Bekehrung" den Kunden erzählt, die, davon gerührt, um so geneigter sind, ihm ihre Bestellungen zuzuwenden.

Was aus diesem Stoff, aus diesen Personen gemacht werden konnte, ist durch Karl von Perfall zweifellos geschehen. Es ist ein so natürliches Stück Leben, das er aufrollt, wie nur eines. Mit scharfer Dialektik stellt er dem unsteten, von Angst, Sorge und der öffentlichen Verachtung verfolgten Verhältniß die ruhige, in sich gefestete, trotz äußerer Widerwärtigkeiten dennoch glückliche Ehe von Karolinens Freundin, jener oben erwähnten Frau Nöttle, gegenüber. Klaren Auges zieht er auch die sittliche Grenze zwischen dem von keiner Pflicht beschwerten, nur dem Genusse lebenden Verhältniß und der auf ernsten Pflichten beruhenden Ehe. Es läßt sich somit seinem Buche im Allgemeinen der Vorwurf der Unsittlichkeit durchaus nicht machen, wenn ich andererseits auch nicht glaube, daß die in ihm enthaltene Moral eine besonders tiefe Wirkung üben wird. Dazu ist sie meines Erachtens gar zu nüchtern-verständig, gar zu sehr Ausfluß praktischer Erwägungen der handelnden Personen. Diese Erwägungen könnten bei anderen Personen und unter anderen Umständen andere sein, bewiesen ist also mit ihnen nichts. Die Leute, die Herr von Perfall auftreten läßt, ganz besonders aber der Held der Erzählung, sind geistig zu unbedeutend, als daß sie sich zu Trägern tieferer ethischer Ideen eignen könnten. Ihr Verhalten kann geistig und sittlich höher stehenden Lesern kaum maßgebend erscheinen, weder im guten, noch im bösen Sinne.

Vielleicht wendet mir Herr von Perfall ein, daß Karolinens Gemüth doch zweifellos eine gewisse Tiefe besitzt. Zugestanden, aber schon ihre Leidenschaft für Bertram, ihre pflichtvergessene, ziemlich leichtfertige Hingabe an diesen im Grunde doch nicht seichten, feigen und egoistischen Commis voyageur, ihr späterer schamloser Verkehr mit ihm, stehen mit dem Bilde des anständigen, nur durch selbstlose Liebe unglücklich gewordenen, im Uebrigen aber charaktervollen Mädchens nicht recht im Einklange. Karoline fällt, ohne daß ihre Tugend auf gar zu schwere Proben gestellt worden wäre. Sie fällt aus reiner Wollust, und nachdem sie gefallen, nachdem sie zur Besinnung gekommen ist, besitzt sie nicht einmal die Kraft, den Geliebten entweder zur schleunigsten Erfüllung

seines Versprechens zu zwingen, oder mit ihm zu brechen. Wäre sie nur aus etwas tüchtigerem Stoffe geschaffen, so hätte sie auch nach ihrem erst- und einmaligen Falle Bertram zur Eheschließung bestimmt und somit die ganze weitere Handlung überflüssig gemacht. Dann aber hätte sie freilich bewiesen, daß das geschlechtliche Moment doch nicht den Mittelpunkt im menschlichen Leben bildet, daß es zwar im Drange der Stunde und im Rausche des Augenblicks das eine und andere Mal obsiegen kann, daß es aber mächtige sittliche Kräfte giebt, die im Leben — als Ganzes genommen — diesem Momente überlegen sind. Wenn nun die Karoline Herrn von Perfalls diesen Beweis nicht geliefert hat, ist damit auch gesagt, daß ihn andere Mädchen nicht hätten liefern können, daß sie ihn nicht schon oft geliefert haben?!

Das Vorhandensein der Mittelmäßigkeit ist kein Beweis für das Nichtvorhandensein des Höherstehenden, und das Vorherrschen niederer Lebensinteressen bei jener kein Beweis für ihr Uebergewicht bei diesem. Welche von beiden Kategorien wird nun die Kunst vorziehen müssen, ich sage absichtlich nicht: „wählen"? Ich meine, sie wird sich für den interessanteren Theil erklären, ohne darum gerade auf Ausnahmeschicksale angewiesen zu sein. Denn, um bei dem konkreten Beispiele der Karoline zu bleiben: sollten etwa die Mädchen, die anders handeln, als diese, die so handeln, wie ich es oben angedeutet habe, zu den Ausnahmen gehören? Um das zu bejahen, dazu denke ich von dem Weibe und besonders von der deutschen Bürgerstochter doch zu gut!

Die Einwendungen, die man sonst gegen die Schilderung des Geschlechtsverhältnisses und der Nacktheit zu erheben pflegt, und die in dem Hinweis auf die demoralisirende Wirkung des Nackten auf die Phantasie bestehen, will Herr von Perfall dadurch widerlegen, daß die Kunst doch nur „Widerspiegelung, Reflexe der Wirklichkeit, nicht die Natur selber" gebe. Die Wirkung dieser Reflexe sei grundverschieden von jener der Wirklichkeit selbst.

> „In der bildlichen Darstellung des Nackten", fährt er fort, „ist diese Verschiedenheit von Wirklichkeit und Spiegelung dem Publikum schon geläufiger geworden. Und doch ist die Wirkung auf das Auge von viel intensiverer Sinnlichkeit, als die nur mittelbare Wirkung auf die Phantasie, die das Buch übt; doch kann die sichtbare Thatsächlichkeit des Bildes,

der Statue viel eher in einer Ausstellung, in einem Zimmer etwa für eine Dame, die sich davor in Gegenwart von Herren befindet, etwas von Beschämung erzeugen, was bei einem papiernen, mit Buchstaben bedruckten Buch nicht der Fall ist. Dazu kommt der wichtigste Umstand, daß den Gewohnheiten unserer Kultur gegenüber die Darstellung des nackten Menschen immer etwas Fremdartiges hat, zu unseren Lebensverhältnissen in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht. Dagegen stehen die aus dem Buche aufsteigenden Gestaltungen nur dem Geiste des einsamen Lesers gegenüber und haben einen unmittelbaren Zusammenhang mit den allgemeinen Lebensbedingungen. Das Buch kann daher wesentlich kühner in der Entschleierung von Geheimnissen sein als das Bild. Seltsamer Weise aber hat man in Deutschland nie den Muth gehabt, gegen bildliche Darstellungen des Nackten ernstlich zu Feld zu ziehen, wohl aber das Buch in Fesseln gelegt."

Was Herrn von Perfall hier so seltsam dünkt, ist im Grunde die ganz natürliche Folge des wesentlichen Unterschiedes zwischen den beiden Kunstgattungen: Poesie und Malerei. Wollte man der Malerei — das Wort mit Lessing als Zusammenfassung von Bildhauerei und Malerei gebraucht — die Darstellung des Nackten verbieten, so würde man sie im innersten Herzen treffen, ihr die Verwirklichung ihrer höchsten und schönsten Aufgaben unmöglich machen, kurz, ihr die Lebensader unterbinden, während dasselbe Verbot die Poesie kaum berühren würde. Denn das Schönheitsideal der Malerei ist ein körperliches, mit physischen Augen sichtbares, ein Ideal der Form, und welche Form ist schöner als die des menschlichen Körpers, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen ist? Die Mittel, durch welche der Maler sein Ziel erreicht, versagen dem Dichter. Dieser ist ganz außer Stande, uns durch die Schönheit der äußeren Form, durch die körperliche Schönheit seiner Helden zu entzücken, aus dem einfachen Grunde, weil wir in seinem Werk diese Schönheit nicht mit Augen sehen können. Die Nacktheit, die der Dichter schildert, wirkt nicht auf das Auge, sondern auf die Phantasie, und die Phantasie ist subjektiv, ja, sie ist unberechenbar, wo es sich um die Aufnahme und Vorstellung sinnlicher Gegenstände handelt.

Ich glaube auch, daß Herr von Perfall das Wesen der Phantasie gründlich verkennt, wenn er ohne Weiteres annimmt, daß die Wirkung des Nackten auf das Auge von viel intensiverer Sinnlichkeit sei als die nur mittelbare Wirkung des Buches auf die Phantasie. Es ist selbstverständlich, daß ein vom Maler dargestelltes nacktes Motiv uns eine viel klarere, weil vollkommen klare Anschauung darbietet, als die dichterische Darstellung eines solchen Motivs. Aber eben jene vollkommen klare, unverrückbare und umgrenzte Anschauung dessen, was der Künstler zur Anschauung bringen wollte, verhindert, sofern der Künstler ein Künstler ist, jede nur irgend sinnliche Regung. Wir sehen zwar mit unseren Augen einen nackten Körper vor uns, aber dieser Körper ist für uns kein sinnlicher, kein fleischlicher Körper, sondern nur eine Form der Schönheit, gewissermaßen nur eine sichtbar gewordene abstrakte Idee. Wir sind beim Anblicke dieses nackten Körpers ganz außer Stande, etwas Anderes zu sehen, als das, was wir sehen. Unser ganzes Schauvermögen ist durch das Auge erschöpft und befriedigt, unsere Phantasie hat diesem Schauen nichts hinzuzufügen und nichts zu nehmen. Der Anblick ist ein völlig objektiver, darum auch völlig geschlechtsloser. Anders liegt die Sache beim Dichter. Dieser hat auch bei der denkbar größten Meisterschaft und Gestaltungskraft nicht die Möglichkeit, uns einen sinnlichen Vorgang oder Gegenstand so zu schildern, daß wir durchaus nur das und durchaus nichts Anderes sehen, als was er schildern wollte. Er mag so viel Kunst aufwenden, als er nur will: — durch die Maschen seiner Schilderung wird unsere Phantasie doch hindurchschlüpfen; sie wird, ohne viel Rücksicht auf die Absichten des Dichters, das eine Moment stärker, das andere schwächer auf sich wirken lassen; die ewig schaffende wird noch lange nicht aufgehört haben zu wirken, wenn ihr der Dichter ein Halt zugerufen hat. Da sie einmal zur Mitarbeit aufgerufen ist, so wird sie sich auch in ihrer Weise bethätigen, wird die nothwendigen Lücken in der dichterischen Darstellung in ihrer Weise ausfüllen, je nach der individuellen Veranlagung des Einzelnen und nach den schon früher einmal und irgendwo empfangenen Eindrücken des Gedächtnisses. Und nun gar auf dem schlüpfrig glatten Boden des Geschlechtlebens, in der heikeln Darstellung des Nackten! Je mehr hier der Dichter

bestrebt sein wird, der Phantasie durch detaillirte Schilderung zuvorzukommen und ihr so die Flügel zu beschneiden, um so mehr wird er sich selbst der Gefahr aussetzen, das zu thun, was er vermeiden wollte: die rohe Sinnlichkeit des Lesers wachzurufen und auf diese Weise seinem Werke Elemente beizumischen, die jeder wahren Kunst unwürdig sind. Nur die Malerei vermag das Nackte geschlechtlos wirken zu lassen, die Poesie ist dazu außer Stande. —

Die Bemerkung, eine nackte Statue oder dergleichen müsse eine Dame in Gegenwart von Herren in eine gewisse Beschämung und Verlegenheit versetzen, was bei einem „papierenen, mit Buchstaben bedruckten" Buche nicht der Fall sei, kann doch eigentlich nicht recht ernst genommen werden. Wenn das Buch lediglich auf dem Tische liegt und von außen angesehen wird, dann freilich wird es keinerlei Erregung des Gemüths hervorrufen können. Aber dieses bloße Ansehen des Buches von außen kann doch wohl mit jener Bemerkung nicht gut gemeint sein. Es wird sich also um die Frage handeln, was die betreffende Dame mehr in Verlegenheit setzen wird: das Anschauen einer nackten Statue in Gegenwart von Herren, oder die gemeinsame Lektüre eines Buches, in dem Nacktheiten geschildert werden, mit Herren. Und auf diese Frage kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. In den Museen sieht man Damen und Herren in den bewundernden Anblick nackter Statuen versunken, ohne das von einer Beschämung der ersteren viel zu merken wäre. Aber die Dame, die gern bereit ist, uns in ein Museum zu begleiten, wird es entschieden ablehnen, sich von uns ein Buch vorlesen zu lassen, von dem ihr bekannt ist, daß es nackte Darstellungen und insbesondere eine „intimere Beleuchtung des Geschlechtsverhältnisses" enthält.

Daß „den Gewohnheiten unserer Kultur gegenüber die Darstellung des nackten Menschen immer etwas Fremdartiges hat, zu unseren Lebensverhältnissen in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht", während dieses bei den Gestaltungen des Buches der Fall sei, ist doch wohl nach dem Obengesagten kaum von Bedeutung und kann, richtig verstanden, nur das Geschlechtslose in der Wirkung bildlicher Darstellungen des Nackten erhöhen. Je weniger der Berührungspunkte mit unserem Alltagsleben sind, um so freier und unbefangener werden wir die ewige Schönheit der

Formen und Linien auf uns wirken lassen. Denn auch darin liegt ein Unterschied zwischen Poesie und Malerei, daß erstere uns durch eine Reihe von Voraussetzungen und Vernunftgründen von der ideellen Realität, wenn ich mich so ausdrücken darf, des Geschilderten überzeugen muß, während das, was der Maler darstellt, an und für sich schon in diesem Sinne wirklich ist, wenn nur das Auge überzeugt ist. Er braucht deshalb bei seinen Schöpfungen nicht erst an unsere sonstigen Kulturverhältnisse und Lebensbedingungen anzuknüpfen. Ob nun die Gebilde des Buches im Gegensatze zu denen der Malerei „dem Geiste des einsamen Lesers" gegenüberstehen oder dem Auge zahlreicher Beschauer, ist eine rein äußerliche Frage. Nicht darauf kommt es an, ob die Leser eines Buches oder die Beschauer eines Bildwerkes sich vor einander „geniren", sondern darauf, ob das betreffende Kunstwerk durch das, was es darstellt, eine solche Beschämung nothwendiger Weise erzeugen muß.

Ich habe das Problem, das uns hier beschäftigt, im Anschluß an den Roman Perfall's und seine theoretische Abhandlung untersucht, einestheils, weil ich durch Herrn von Perfall dazu angeregt worden bin, andererseits aber, weil er zu Gunsten seiner Auffassung sowohl praktisch als theoretisch wohl so ziemlich Alles beibringt, was sich dafür sagen läßt; endlich auch deshalb, weil mir daran gelegen war, mich mit einem ernsthaften und ernst zu nehmenden Künstler auseinanderzusetzen, nicht mit einem jener zahlreichen Pornographen, die sich irgend eine wohlklingende Weise erborgen, um unter diesem Deckmantel ungestraft sündigen zu können. Der Kunstrichter, dem es um die Wahrheit zu thun ist, wird den Gegner dort angreifen, wo er am Gefährlichsten, am Besten ausgerüstet und am Schwersten zu besiegen ist. Bewähren sich die naturalistischen Theorien nicht in einer so maßvollen Form, wie diejenige ist, deren sich Karl von Perfall sowohl in seiner Studie, als auch in dem Roman selbst bedient, dann ist es klar, daß sie dort erst recht zu bekämpfen sind, wo sie in zügelloser Freiheit zur Geltung gelangen und jeder selbstgezogenen weisen Grenze spotten.

Ein neuer Farbensymboliker.

In früheren Briefen hatte ich wiederholt Gelegenheit, von der Farbensymbolik zu sprechen. Ganz ohne Zweifel erzeugen Farben Stimmungen, wie sich auch Stimmungen durch Farben zum Ausdruck bringen lassen und wie diese sich zu Stimmungen und Zuständen fügen. Göthe giebt das in seinen zahlreichen Schriften zur Farbenlehre auch unumwunden zu. In dem „didaktischen Theil" kennzeichnet er u. A. auch den Charakter der Farben in sehr verständnißreicher und geistvoller Weise. Und in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre" bespricht er eine sehr umfassende Litteratur über alle diese Lehre betreffenden Fragen von den Zeiten des Aristoteles an bis zu seinen Tagen. Auffallender Weise fehlt unter den Werken, die der Altmeister in Weimar in den Kreis seiner Studien und Bemerkungen hineinzog, das des Venetianers Battista Alberti, der im 15. Jahrhundert ob seiner vielseitigen Kunstbegabung und seines umfassenden Wissens vielbewundert war. So hatte er sich u. A. auch eingehender mit dem Problem von der Verwandtschaft der musikalischen und der malerischen Tonwerthe, den Farben der Musik und den Tönen und Klängen der Farben beschäftigt. Göthe war diese Darstellung, die übrigens längst schon Versuchtem galt, offenbar fremd geblieben. Jedenfalls erwähnt er ihrer mit keinem Wort. Recht ausführlich behandelt er aber eine andere hierher gehörende Abhandlung: J. L. Hoffmann's, eines in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Leipzig privatisirenden Gelehrten „Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen praktischen Anmerkungen." Er suchte darin die malerischen und musikalischen Phänomene, sowie die Behandlungsweise der beiden Künste mit einander zu parallelisiren. Hoffmann ging dabei sehr pedantisch vor und ließ nichts unverglichen. Wenn er den Klang der verschiedenen Instrumente mit der Wirkung dieser oder jener Farben zusammenstellt, wie z. B. Violoncello und Indigo-Blau, Trompete und Hochroth, Waldhorn und Purpur, Klarinette und Gelb u. s. w., — so erscheint das ganz geistreich und durchaus plausibel, wenngleich hier mit dem individuellen Empfinden des Einzelnen nicht gerechnet wird. Aber recht albern und abgeschmackt nimmt es sich aus, wenn diese Parallelisirung nun auch auf solche Dinge ausgedehnt wird, wie „Stimmung der Instrumente", der die „Zurichtung der Palette" gegenübergehalten wird, wenn ferner ein Klavierkonzert mit einer „bunten lavirten Zeichnung", eine Symphonie mit einem „impastirten Gemälde" verglichen wird.

In seiner klaren Ausdrucksweise urtheilt Göthe selbst über die Hoffmann'schen Parallelen:

„Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das eine fallen lassen, das andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln. Auf dem empirischen Wege werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig, als zwei Maßstäbe von verschiedenen Längen und Eintheilungen, neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben".

Auf diese kommt Göthe an einer anderen Stelle zu sprechen, im „Didaktischen Theil". Da heißt es in Stück 748:

„Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise; aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höheren Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwei Flüsse, die auf Einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beiderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der anderen verglichen werden kann, so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen, nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne".

Jedoch, wie ich im Eingang schon hervorhob, bestreitet Göthe keineswegs, daß zwischen Farben und Stimmungen eine Wechselwirkung besteht. Er sagt vielmehr, daß wie die einzelnen Farbeneindrücke spezifisch wirken und entschieden spezifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen, so auch im Gemüthe: „Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: „il prétendait que son ton de conversation avec Madame était changé depuis qu'elle avait changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui était bleu."

Von diesem Standpunkte aus theilt Göthe die Farben u. A. in eine Plus- und eine Minusseite. Die von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen „regsam, lebhaft, strebend". Die von der Minusseite — Blau, Rothblau und Blauroth. Sie stimmen zu einer „unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung".

Noch ein Zitat mag angezogen werden, obschon es interessant genug wäre, Alles zu vermerken, was ein solcher Meister der Empfindungs-Analyse in der organischen und seelischen Welt, wie Göthe, über diesen Gegenstand gedacht und geschrieben hat. Unbeschadet der abfälligen Kritik über Hoffmann's pedantisches System, sagt er in Stück 890:

„Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effekt mit einem musikalischen Stücke aus dem Durton, ein Gemälde mit sanftem Effekt mit einem Stücke aus dem Mollton vergleichen, so wie man für die Modifikation dieser beiden Haupteffekte andere Vergleichungen finden könnte".

Es ist das eine Erscheinung und Beobachtung, die jeder farbensinnige Musikfreund hundertmal erleben und machen könnte, sobald er sich erst die Mühe giebt, einmal solche Vergleichungen anzustellen. Hat er sich erst darin geübt, so werden sich bald Farbenvorstellungen, hervorgerufen durch Klangfiguren und Tonharmonien, ganz von selbst einfinden, bei dem Einen in geringerem, bei dem Anderen in höherem Grade.

* * *

Nach Allem läßt sich einigermaßen klar machen, wie wohl Göthes Urtheil über Sattlers „Harmonie" gelautet hätte, die ich im Frühling besprach. Sein Urtheil im Allgemeinen sowohl über das ganze System, wie auch im Einzelnen. Sattler z. B. bedeutete das Gelb — Gift, Galle, Zweifel; Göthe dagegen sagt von derselben Farbe, sie führe in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich und besitze eine „heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft". Man wird ohne Zweifel der Göthe'schen Auffassung eher zustimmen. Sattler hat sich wohl am Ende nur durch Redensarten wie „gelb vor Neid", „gelb vor Wuth" u. dergl. bestimmen lassen.

Gern läse man auch Göthe's Ansicht über Martin Brandenburg, den jungen talentvollen Künstler, der auf dem Wege der Stimmungsassociation Klanggebilde figürlich und farbig wiederzugeben sucht in sonst realistisch aufgefaßtem Bilde. Wie denn z. B. am Rande der Leinewand, unten, drei Heroen im modischen Anzuge ein Trio spielen, während über ihnen geisterhaft verworrene Farben und Formen ihr Wesen treiben, Phantasiegebilde, halb und halb Landschaft; bald im Knäul zusammengedrängt und bald schlangengleich hinrollend, dort wie ein Wasserstrahl hochaufschießend, hier als Fläche sich ausbreitend.

Ich glaube, Göthe hätte für diese Art Farbensymbolik nicht viel übrig gehabt, weil sie unkünstlerisch ihrem innersten Wesen nach ist. Und auch gegen manche andere Verirrung moderner Farbensymboliker, die ich hier übergehe, hätte er sich entschieden gewandt, in seinem feinen Künstlerempfinden.

Aber Einen giebt's, der es ihm sicher recht gemacht hätte, wenigstens was den Kern musikalischer Stimmungsmalerei in Farben betrifft. Das ist Melchior Lechter, der mit seiner Ausstellung neulich bei Gurlitt großes Aufsehen erregt hat, das um so größer war, als er damit überhaupt zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat.

Eine höchst interessante Persönlichkeit, dieser Lechter. Von ausgeprägtester Individualität, was in unserer jammervollen Zeit des Verwischtseins und der Verflautheit an und für sich schon ein seltener Vorzug ist. Dazu aber noch eine Individualität von außerordentlichem Reiz.

Außer vielleicht einem halben Dutzend Leuten wußte bis vor zwei Monaten Niemand etwas von ihm. Nicht einmal das dreizöllige Adreßbuch von Scherl und das will was sagen. Jenen Wenigen aber war auch nur bekannt, daß er Bestellungen von Glasmalerei ausgeführt hatte, die die Firma Heimersdorf & Kie., die natürlich im Adreßbuch steht, für das „Romanische Haus" gegenüber der Kaiser-Wilhelms-Gedächtnißkirche lieferte. Jetzt kommt er selbstverständlich auch in's Künstlerlexikon und in's Konversationslexikon. Jetzt weiß es alle Welt, daß der Künstler über 30 Jahre alt ist, daß seine Wiege in Westfalen und zwar in Münster stand, wo er in den berühmten Werkstätten von Anton und Viktor von der Forst die Glasmalerei erlernte, daß er vor 12 Jahren nach Berlin kam, um gänzlich mittellos die Kunstakademie zu beziehen, die er während 10 Jahren besuchte, hauptsächlich um im Besitze eines Ateliers zu sein, wo er in der Mußezeit seinen Künstlerträumen nachlebte und nach den Studien bei Professor Hugo Vogel und Professor Scheurenberg seine eigenen Wege wandelte. Und auch das weiß jetzt alle Welt, daß diese Wege in ein seltsames Reich blühendster Phantasie und bestrickendster Farbensymbolik führen.

Etwas neues an und für sich ist ja die Farbensymbolik heute nicht mehr, wie ich erst gezeigt habe. Gar viele Phantasten und Farbensymboliker sind in den letzten Jahren aufgetaucht und wieder verschwunden. Sie machten keinen nachhaltigen Eindruck, erzielten mitunter gar einen Heiterkeitserfolg. Aus anderen Gründen, als Lechter mit seinen Bildern, die er vor zwei Jahren dem hochgelehrten Konseil der Kunstakademie vorlegte. Man lachte ihn aus. Es waren — dieselben Bilder, die jetzt von Kunst- und Laienwelt so bewundert wurden. Bei anderen jener Maler hatte man die Empfindung, daß es nur ein vorübergehender Versuch, eine Modenarrheit, eine Originalitätssucht war. Und keiner von ihnen war gleichzeitig Ideen- und Farbensymboliker.

Da kam Melchior Lechter. Er wollte nicht Symboliker und Mystiker sein — er war es. War es von vorn herein. Ob er

es in dem Maße geworden wäre, wenn er nicht in einem Lande und einer Stadt geboren und auferzogen worden, wo der ganze sinnberückende katholische Kultus mit all' seiner Macht und Pracht von jeher zu Hause gewesen, wo Einem die Frühgothik und der romanische Stil in den Bauten, vornehmlich der Kirchenbauten, und ihrem malerischen und skulpturalem Schmuck auf Schritt und Tritt begegnet, wo in hohen Kirchenschiffen, in die das Licht nur durch farbenleuchtende Glasfenster hineindringt, die Mystik lebt und webt und vom dunklen Orgelchor her mächtige Akkorde und sanfte Harmonien auf Weihrauchwolken auf- und niederschweben, — das wäre eigentlich eine müssige Frage.

Indessen Lechter selbst beantwortete sie, als ich ihn neulich in seinem Atelier aufsuchte. Sehr originell ist auch diese Werkstätte seines Schaffens. Auch hier durchweg Alles im Stil der Romanik und Frühgothik bis auf's kleinste Schemelchen und Becherchen hinunter. Zu Allem hat er selbst die Entwürfe gezeichnet; selbst hat er die Wände schlicht und sinnig bemalt, wie auch die Gobelins, die sie theilweise bedecken, wie die herrlichen Glasmalereien, die in seine kleine Bücherei und in sein Schlafgemach nur ein farbenspielendes Dämmerlicht eindringen lassen.... Und mitten drin er selbst, der Alles geschaffen, der menschenscheue, aber wenn er sich einmal giebt, ganz sich gebende Künstler mit dem bartlosen Gesicht, das an das eines katholischen Landpfarrers erinnert...

Wir sprachen von seiner Jugend, von den Einflüssen des Milieu, in dem er aufgewachsen. Und da äußerte er u. A., daß diese Einflüsse ihn zu dem gemacht, was er geworden; galt ihm doch damals was er sah und was ihn umgab, als die „Kunst an sich"... Wie wirkte es auf ihn zuerst abstoßend, das kahle, kalte, nüchterne Berlin, in das er dann kam; und erst die akademische Kunstschule und Schulkunst! Wohl verdankte er ihr Mancherlei, aber so recht aus tiefstem Herzen athmete er erst auf, wenn er vor der Staffelei stand, an der er malen konnte, was er wollte. Nicht allzuviel Zeit hatte er hierzu, denn er mußte sich ja selbst unterhalten und zu diesem Zwecke arbeitete er für Werkstätten der Glasmalerei, Entwürfe sowohl, als auch an ihrer Ausführung. Daneben studirte er fleißig die Kunst und Poesie des Mittelalters und — die Musik. Aber diese nicht als Ausübender, sondern nur im Wege der Rezeption, als Genießender. Gegen Schluß seiner Studienzeit ermöglichte er einen längeren Aufenthalt in Mittel- und Oberitalien. Hier traten andere Einflüsse zu den früheren: Kunst- und Kunstgewerbe der Renaissance, die Gallerien, die Wandgemälde in den Kirchen und Schlössern und Museen, die keramischen Schätze der Lombardei und Toskanas u. s. w.....

Zu all' diesen mannigfaltigen Einflüssen von außen her kommt jedoch Dasjenige, was er mit in die Welt gebracht hat,

die Hauptsache nebenbei bemerkt — ein tiefes lyrisch-musikalisches Empfinden und eine Farbenphantasie sondergleichen.

Man hat auch von Vorbildern sprechen zu müssen geglaubt; von Böcklin und Klinger, von Walter Crane und den Präraphaeliten, und von den modernen Byzantinern der Schule Puvis de Chavannes' u. s. w. Ein ganz vergebliches Bemühen. Melchior Lechter ist nirgends ein Nachahmer und Nachempfinder. Namentlich die Heranziehung Böcklin's und Klinger's scheint recht gewagt. Ist doch Böcklin ganz und gar Epiker und Humanist, Klinger in seinen Ausdrucksformen oft so modern, in seinen Anschauungen das Produkt schärfster Beobachtung und Analyse, während Lechter völlig in empfindungstrunkener Lyrik aufgeht.

Und wäre sonst der Eindruck seiner Ausstellung, all' dieser während 10 Jahren im Geiste der romanischen und frühgothischen Kunst ersonnenen und geschaffenen Werke, dieser 70 Kartons, Glasmalereien, Oel- und Pastellbilder, auch einzelner Radirungen, ex-libris-Zeichnungen, Entwürfe für Gobelins und Buchdeckel so außerordentlich stark gewesen — wenn das Nachgeahmtes und Nachempfundenes wäre? Es war höchst interessant, das Publikum in Gurlitt's Salons am Tage der Eröffnung der denkwürdigen Ausstellung zu beobachten. Die sonst so schwatzhaften, so krittelsüchtigen und gedankenblassen oder auch ganz gedankenarmen Leute — wie in einer neuen Welt der Farben und Linien gingen sie einher, schweigsam, still, fast andächtig. Daß das Alles so mächtig packte, das bewies, das auf tiefstem Herzensgrund all' des modernen Kunstpublikums ein Etwas wieder wach wurde, was ihm abhanden gekommen. Es war wie ein Erinnern schöner, seliger Kindheitstage; es war wie fern verhallende Glockenklänge vom Boden des Meeres auf, wie märchenhafter Harfenklang im weiten, stillen Forst ....

So ganz hat sich Lechter, dem das feinfühligste künstlerische Naturstudium zur Seite steht, in das Empfinden, den Geist, die mystischen und symbolistischen Ausdrucksformen jener mittelalterlichen Kunstepoche versenkt, daß er immer und überall aus dem Vollen Neues schafft. Und dabei in einer Technik, die in der Glas-, wie in der Oel- und Temperamalerei unseren Malern mitunter schweres Kopfzerbrechen verursachen mag. Wie ätzt er nur so virtuos die Ueberfanggläser seiner Glastafeln, daß die Farben all' lebendig werden? Wo hat er nur die Bindemittel her, die jeder einzelnen Farbe in all' den seltsamen Harmonien auf der Leinwand eine so gewaltige Leuchtkraft verleihen und erhalten?

* * *

Aus der Fülle der Gesichte sei Einiges herausgegriffen, aber — die Farbenwirkung vermag ich allerdings nicht wiederzugeben.

Wenn's je Einem gelang, die Welt der Töne im Reiche der Farben zum Ausdruck zu bringen, so ist es Melchior Lechter. Da hat er z. B. Chopin's E-moll-Präludium gemalt, unter dem Motto „Meine Seele ist betrübt, bis in den Tod": eine horizontal langgestreckte Tafel in leichten Tönen, wo ein helles Lila sozusagen den Kammerton abgiebt. In diesem Tone schimmert eine weite von Herbstzeitlosen dicht bestandene Ebene; am Horizont nur eine tiefblaue Hügelkette und langgezogenes röthlich-blaues zartes Gewölk; ein heller Himmel dehnt sich endlos darüber hin; vorn links auf marmornem Sessel eine sitzende grau-grüne Frauengestalt, scharf im Profil, sehnend und schmerzverloren aus großem Auge in die nebelnde Weite blickend..... Noch ein anderes Mal hat Lechter es versucht, Musik in Farben und Linien auszudrücken. Es ist das Leidens-Sehnsuchtsmotiv aus dem Vorspiele zu „Tristan und Isolde", in Glasmalerei ausgeführt. Und wie wirkt dieser für ein Schlafgemach bestimmte Fenstereinsatz mit seinen leidenschaftlich rothen, mystisch blauen und violetten, leuchtend gelben und warmen, satten braunen Tönen in der reichen Ornamentik und der stilisirten Landschaft, aus der links eine nackte männliche, rechts eine ebensolche weibliche Gestalt hervortritt. Die Legende: „Mich sehnen und sterben — Sterben und mich sehnen" erläutert die Haltung der Figuren. Ausdrucksvoller läßt sich verschmachtendes Sehnen, das in jedem Erreichen nur neue Keime zu neuem Sehnen findet, nicht darstellen, als hier geschehen, mit dabei immer gleichbleibender stilistischer Strenge und Schlichtheit. Und, um Ihnen einen Begriff von der koloristischen Eigenart des Künstlers zu geben — die beiden nackten Gestalten zeigen ein grünlich-braunes Kolorit.

Ein anderes Glasgemälde, das ich, wie jenes in Lechter's Schlafgemach, in seiner Bücherei wiederfand: es ist zweitheilig, wie das erste. Auch hier zwei Figuren, in langen, romanisch stilisirten Gewändern, den „heiligen Ton" und den „heiligen Duft" verkörpernd, ein Motiv, dem wir bei Lechter auch sonst noch begegnen. Sie stehen inmitten eines durch Gedankeninhalt, Formenschönheit und Farbenharmonien fesselnden Rahmens. Darüber Nietzsche's Worte: „Schon glühst Du und träumst; schon trinkst Du durstig an allen tiefen klingenden Trostbrunnen; schon ruht Deine Schwermuth in der Seligkeit zukünftiger Gesänge."

Lechter liebt es überhaupt, Sprüche von Denkern und Dichtern auf seine Bilder zu setzen, und nicht bloß auf sie: auch seine Wände, Gobelins, sein Hausgeräth ziert er mit ihnen. Interessant sind sie, wenn wir sie als Quelle der Anregung zu betrachten haben, überflüssig gewiß als Kommentar. Aber sie sind zumeist weder das Eine, noch das Andere. Gerade vor dem Bücherei-fenster wies er mit feinem Lächeln diese Auslegung zurück: Die

Farbenmelodie ist immer früher da, als das Dichter- oder Denkerwort, das ihm dann dazu zu passen scheint nur weil es aus der gleichen Empfindung herausgeboren und es giebt sich ihm von selbst aus dem reichen Schatz seiner großen Belesenheit und ohne daß er es zu suchen brauchte. Hat er doch manches Bild schlafbefangen Nachts im Traume konzipirt... Und wie die Bilder einmal wirken, schlechthin an sich, einerlei ob der Beschauer den Künstler unter die Symbolisten, Neuidealisten, Mystiker u. s. w. zu klassifiziren vermag, oder nicht, so kommt's auch auf solche nähere Bestimmung des Gedankeninhalts absolut gar nicht an — mancher entziffert wohl nicht einmal die stilisirten Buchstaben — denn das tief empfundene, stimmungsreiche Bild erzeugt auch wieder Stimmung und Empfindung, ja zwingt Einen förmlich hinein. Das „Schattenland" z. B. mit seiner Harmonie von strahlendem Gelb, Schwarzblau und Schwarzbraun, oder „Traumblüthen", wo ein lichtes Lila und ein leuchtendes Hellgelb die dominirenden Noten sind und wo Riesenblumen sich niederneigen zum Menschenkinde, einem rothhaarigen Mägdelein, selbst schlank und nackt, wie eine Lilie. Von unendlichem Zauber ist auch „Blaue Blume Einsamkeit". Aus märchenhaftem blauen Blumenwald schreitet eine großblauäugige, goldblonde Maid, die linke Seite von einem tiefblauen Mantel verhüllt auf uns zu, in den aufwärts gerichteten Händen blaue Riesensternblumen haltend... Noch eines Bildes sei gedacht: Eine Reihe silbergrauer Stämme strebt aufwärts; zwischen ihnen wird der Himmel sichtbar, oben tiefviolett, nach unten zu verblassend; vorn fremdgestaltige große Blüthen in sammetartigen, schwarzbraunen Tönen; zwischen den Blüthen und Bäumen König „Orpheus", mit Krone und wallendem juwelenbesetzten blauen Mantel einherschreitend, die Laute in der Hand und mit überschlanken Fingern ihr Klänge entlockend, die ihn unaufhaltsam immer weiter und weiter schreiten lassen, aufwärts blickend in die unermeßliche Höhe, die mystisch über ihm dämmert und aus der ihm die Sphärentöne zu kommen scheinen....

Höchst interessant waren auch die Kartons für die Fenstermalereien im Romanischen Hause, die auf der Ausstellung zu sehen waren; grau in grau, oder farbig, in natürlicher Größe oder in verkleinertem Maßstabe. Namentlich eine „Rose". Die ganze schöpferische Phantasie Lechter's, wie sie sich mit vollster Beherrschung strenger Stilistik paart, tritt hier besonders greifbar zu Tage. Aber auch in den übrigen Kartons für verschiedene Bogenfenster jenes Hauses und für die Simeons-Kirche in Berlin N. — welche Fülle von ornamentalem Geranke, von Blättern, Blüthen, Früchten, welche Schlichtheit und Strenge in der Linienführung, welche Harmonie und Durchbildung und immer wieder — welche Farbenreize!

Und wenn man nun nach Allem glauben wollte — der Künstler lebe nur in seiner eigenen Märchenwelt, wo in phantastischer Weise Klänge und Farben, Töne und Linien sich vermählen und ergänzen, so irrte man. Da waren auch Bilder zu sehen, wie „Morgen" und „Nachmittag", schlichte Landschaftsstimmungen oder ein Dutzend entzückender Frühlingsstudien in Pastell, eine Anzahl ungemein kräftiger Kohlenzeichnungen, Motive aus der mittelitalischen Landschaft: welche Naturwahrheit, welch' tiefstes Naturempfinden in diesen Ausschnitten aus der Welt der Wirklichkeit! Gerade dieses künstlerische Naturstudium hat ihn erst recht befähigt zu seiner so verblüffenden Stimmungs- und Empfindungsmalerei, die dann in den Formen des mittelalterlich Symbolistischen und Mystischen ihren treffendsten Ausdruck zu finden glaubte, einen dabei seinem innersten Wesen nach tiefdeutschen Ausdruck.

Vielleicht erleben wir es noch, daß Melchior Lechter für die deutsche Malerei dieselbe Bedeutung gewinnt, wie Richard Wagner für die Musik. Jedenfalls kann man sich einen besseren Maler der Gralsage und der Parzivalpoesie in einer Reihe von Bildern nicht denken. Tristan's und Isolden's Geschichte will er in der That in einem Zyklus großangelegter Radirungen zunächst behandeln.

Wenn sie ihm nur Zeit lassen! Aber sie überhäufen ihn jetzt mit Bestellungen, wie er denn auch für den neuen großartigen Reichspost-Palazzo an der Leipziger Straße die Glasmalereien im Lichthof liefern soll.

Bilder aber, die malt er nicht auf Bestellung; ja er verkauft nicht einmal alle, die er malt. So keusch ist seine Kunst, daß er das Liebste, was er geschaffen, gar nicht an die Oeffentlichkeit gelangen lassen will. Daheim, in seiner stillen, dämmerigen Wohnstätte voll Gedankenpoesie und Farbenstimmungen hütet er seine Schätze....

J. Norden.

Berlin, im Dezember.

Litterärische Streiflichter.

Der Islam geht langsam seinem äußeren und inneren Verfall entgegen, das kann keinem Zweifel unterliegen. Aeußerlich zeigt sich das schon darin, daß er seine einst so mächtige Expansionskraft längst verloren hat; er behauptet sich noch in den Ländern, die er einst in gewaltigem Ansturm erworben hat, aber weiter dringt er, einige Gebiete Afrikas ausgenommen, nicht mehr vor. Da Mohamed den Moslemin die Ausbreitung des Islam mit Feuer und Schwert in allen Ländern der Ungläubigen zur Pflicht gemacht hat, so beweist allein schon dieser Stillstand den Rückgang der inneren Lebenskraft des Islam. Es herrscht ja noch viel Fanatismus und wilder Haß gegen die Christen unter den Muhamedanern, namentlich der niederen Volksklasse, und die tiefe Verachtung, mit welcher der Moslem noch immer auf die Giaurs herabsieht, ist die fortdauernde Wirkung seiner Religion, der an Hochmuth und Exklusivität keine andere gleichkommt. Aber das frühere stolze Siegesbewußtsein, der Glaube an die endliche Unterwerfung der ganzen Welt unter die Herrschaft des Islam ist längst dahin. Nicht nur sind die oberen Schichten von der europäischen Kultur berührt und zu einem nicht geringen Theile gerade von ihren Schäden und der sie begleitenden Korruption stark erfaßt. Zweifel und Unglauben sind auch in den Islam eingedrungen und haben gerade unter seinen Lehrern viele Anhänger. Die Herrschaft des Padischah in Europa geht unaufhaltsam ihrem Ende entgegen und nur die Rivalität der Großmächte hält die beschleunigte Auflösung auf. Zwar ist es gewiß ein Irrthum, wenn man vielfach meint, das türkische Reich und damit das Hauptbollwerk des Islam werde morsch in sich zusammenbrechen und gleichsam von selbst einer Reihe christlicher Staatenbildungen Platz machen. Vielmehr muß man sich auf ein letztes heftiges Aufflammen des mosleminischen Geistes gefaßt machen, ehe er von der jahrhundertelang beherrschten Stätte seiner Macht in Europa weicht oder gar aus seiner Stellung in Vorder-Asien zurückgedrängt wird. Die Gräuel in Armenien haben zur Genüge gezeigt, was vom Fanatismus und der wilden Grausamkeit der Bekenner des Islam, wenn sie aufgereizt sind, auch heute noch zu erwarten steht.

Das Christenthum hat keinen größeren Feind als den Islam und die Bekenner keiner anderen Religion stehen ihm so schroff ablehnend und so selbstzufrieden gegenüber als die Mohamedaner. Nirgend hat die christliche Missionsthätigkeit einen so schweren Stand, nirgends sind ihre Erfolge bisher so gering als unter den Moslemin. Der starre Monotheismus des Koran stellt den Islam

ebenso hoch über die alten und neuen heidnischen Religionen, wie er andererseits seine Anhänger für die Grundwahrheiten des Christenthums völlig unzugänglich macht. Mohamed wollte von einer Bekehrung der Andersgläubigen zu seiner Lehre durch Gründe und Ueberzeugung nichts wissen, sondern gebot nur ihre Unterwerfung mit Gewalt. Die Christen schwankten Anfangs, ob sie den Islam als ein neues Heidenthum oder eine ketzerische Sekte ansehen sollten. Ueber die ersten Versuche der christlichen Theologen der dem Christenthum so gefährlichen ununterbrochen vordringenden neuen Religion gegenüber Stellung zu nehmen und sich ihr eigentliches Wesen zu verdeutlichen, über die älteste Weise gegen den Islam zu polemisiren und die christlichen Glaubenslehren gegen ihn zu vertheidigen, sowie über die ersten Missionsversuche unter den Mohamedanern orientirt in sehr belehrender Weise die interessante Schrift von Adolf Keller: Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge.*) Im Orient ist es der letzte große griechische Kirchenlehrer Johannes von Damaskus, † 754, welcher zuerst aus eigener Kenntniß des Korans den Islam bekämpft. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß an dem Hofe der Kalifen von Bagdad bisweilen religiöse Disputationen zwischen Christen und Mohamedanern stattfanden, die je nach der Laune der arabischen Herrscher einen für die ersteren glimpflichen oder verhängnißvollen Ausgang nahmen. Begünstigt wurden von den Kalifen die christlichen Sekten, besonders die Nestorianer, während die Anhänger der orthodoxen Kirche unter hartem Drucke standen. Während in der älteren Zeit die Polemik der Christen vornehmlich in dem Nachweise des Unsinnigen und Verkehrten der Lehren und der Verwerflichkeit des Charakters Mohameds, der deswegen unmöglich ein Prophet Gottes sein könne, bestand, hatten später die christlichen Schriftsteller die Wahrheit des Evangeliums und der Dogmen-Kirche gegen die Kritik und die Angriffe mohamedanischer Theologen und Philosophen zu vertheidigen, was für die mittelalterlichen Theologen natürlich nicht leicht war. Während durch ihre fortwährenden Berührungen mit den Moslemin die Christen des Orients und des byzantinischen Reiches schon früh das eigenthümliche Wesen des Islam genauer kennen lernten, hatte man im Abendlande lange nur eine sehr dunkle Vorstellung von Mohamed und seiner Religion. Die außerordentlich rasche Ausbreitung des Islam betrachteten die Christen nicht mit Unrecht als eine Strafe Gottes. Die Kreuzzüge bezeichnet unser Verfasser ganz richtig als eine Defensive der Christenheit und zwar eine nur mäßige. In Folge dieser großen christlichen Heereszüge wurde man auch

*) Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung. 2 M.

im Abendlande mit der Lehre Mohameds näher bekannt. Der erste, der eine Uebersetzung des Korans in's Lateinische veranstaltete, war Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny, derselbe milde, wahrhaft ehrwürdige Mann, der dem verfolgten Abälard die letzte Ruhestätte in seinem Kloster gewährte. Aus dieser Uebersetzung schöpfte das spätere Mittelalter seine Kenntniß des Islam und den Stoff zu seiner Polemik. Petrus von Cluny hat selbst eine Streitschrift gegen die Mohamedaner verfaßt, die nur fragmentarisch erhalten ist; aus ihr lernt man die mittelalterliche Bestreitung der Lehren des Islam deutlich kennen. J. Thomä hat diese Streitschrift im Anschluß an die Arbeit Keller's in's Deutsche übersetzt*) und so allen, die sich für die Sache interessiren, leicht zugänglich gemacht. Schon Petrus dachte an eine Missionsthätigkeit unter den Mohamedanern, mit feurigem Eifer aber ergriff diesen Gedanken der berühmte scholastische Philosoph Raimundus Lullus und suchte ihn litterärisch und praktisch zu verwirklichen; er war der erste christliche Missionär unter den Moslemin in Nord-Afrika. Ihn trieb, wie er selbst es ausspricht, die Liebe zu den Mohamedanern an, den Koran zu bestreiten und ihnen die Wahrheit des Christenthums zu beweisen. Er hatte auch den bemerkenswerthen Gedanken Sprachklöster zur Ausbildung von Missionären, zunächst für die verschiedenen mohamedanischen Völker, zu begründen. In der Zeit des Verfalls der mittelalterlichen Kirche verschwand auch der Gedanke einer Missionsthätigkeit unter den Mohamedanern und als dann der zweite große Ansturm des Islam gegen das Abendland durch die rohen und grausamen Türken, die für die Wissenschaften keinen Sinn hatten, erfolgte, konnte von einem Geisteskampf zwischen Christenthum und Islam nicht mehr die Rede sein. Wir empfehlen Keller's Schrift allen, die sich für diese Fragen interessiren, angelegentlich zur Lektüre.

Die soziale Bewegung drängt gegenwärtig im protestantischen Deutschland und zum Theil auch katholischen alle anderen Interessen zurück, alle Parteien sind genöthigt zu ihr Stellung zu nehmen und sich mit ihr auseinanderzusetzen, mögen sie sich nun zustimmend oder ablehnend gegen sie verhalten. Von der Herrschaft, die die sozialen Ideen gegenwärtig über die Gemüther ausüben, liefert nicht nur das riesenhafte, erschreckende Anwachsen der Sozialdemokratie einen unwidersprechlichen Beweis, viel mehr thut das noch der große Anklang, welchen Naumann und seine Freunde, die Evangelisch-Sozialen, unter den Gebildeten, besonders unter der jüngeren Pastorengeneration finden. Es ist bezeichnend für die Lage der Dinge, daß zu derselben Zeit, wo die konservative Partei sich mit rücksichtsloser Entschiedenheit von Stöcker und

*) Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung. 2 M.

seinen gemäßigten christlich-sozialen Bestrebungen lossagt, Naumann mit seinen viel radikaleren Ideen und Forderungen in den Vordergrund tritt und bei einem großen Theile der studirenden Jugend, also den Männern der Zukunft, begeisterte Zustimmung findet. In Zeitungen und Zeitschriften, in Broschüren und Büchern ist für und wider diese „Jungen", die sich selbst als evangelische Reformpartei bezeichnen, geschrieben worden, ohne daß man doch dadurch volle Klarheit über ihre Ziele und Tendenzen erhielte. Da ist es denn sehr erwünscht, daß einer der Führer der „Jungen" unlängst eine Schrift veröffentlicht hat, die uns über den Entwickelungsgang und die Ideen der neuen sozialpolitischen Richtung authentischen Aufschluß giebt, wir meinen Paul Goehre's Buch: Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele.*) Der Verfasser giebt darin eine belehrende und lichtvolle Uebersicht des Entwickelungsganges der christlich-sozialen Bewegung von ihren ersten Anfängen, die er in J. H. Wichern's großartiger Thätigkeit auf dem Gebiet der inneren Mission sieht, bis zur Gegenwart. Er charakterisirt sehr gut V. A. Huber's genossenschaftliches Programm, ohne doch dieses hochverdienten Mannes Bestrebungen ganz gerecht zu werden, behandelt dann eingehend den Staatssozialismus R. Todt's und geht hierauf zu Stöcker und seinen Christlich-Sozialen über. Dieser Abschnitt ist wie der umfangreichste so auch der bedeutendste des ganzen Buches. Goehre's Charakteristik der Persönlichkeit und der Wirksamkeit Stöcker's ist ebenso gerecht wie anerkennend, verschweigt aber ebenso wenig des hochverdienten Mannes Irrthümer und Schwächen. Den Haupttirrthum Stöcker's und die Ursache der späteren Erfolglosigkeit seiner Thätigkeit sieht der Verfasser natürlich in dem engen Anschluß Stöcker's und der christlich-sozialen Richtung an die konservative Partei. In der unabhängig von Stöcker erfolgten Gründung evangelischer Arbeitervereine ohne Zusammenhang mit irgend einer politischen Partei erblickt Goehre einen Fortschritt über Stöcker hinaus, bezeichnet aber den Widerstreit konservativer und rein proletarischer Prinzipien und Tendenzen in ihnen als die Ursache der Lähmung ihres Gedeihens und ihrer Ausbreitung. Seine interessante Darstellung der Geschichte des evangelisch-sozialen Kongresses, in dem alle evangelisch-sozialen Strömungen zusammengefaßt werden sollten, schließt mit dem Resultat, daß der immer stärker hervortretende Gegensatz zwischen den Alten und Jungen, wie er sich in Stöcker und Naumann verkörpert und die Verschiedenheit ihrer Prinzipien, die Wirkung und den Zweck des Kongresses paralysire. In den Schlußkapiteln über die gegenwärtige Lage und die Zukunft entwickelt dann

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 M.

Goehre seine und seiner Freunde Gedanken dahin, daß die evangelisch-soziale Bewegung sich zu einer christlichen Reformpartei mit rein proletarischer Tendenz ohne Anlehnung an irgend eine politische Partei ausgestalten müsse, nur dann als Reformpartei der kleinen Leute, dann aber auch gewiß, habe sie eine Zukunft. Aus vorstehender Uebersicht ersieht man, daß Goehre's Darstellung der evangelisch-sozialen Bewegung sich in engbegrenztem Rahmen hält und viele Momente ganz unberücksichtigt läßt, die doch für deren Entwickelung von großer Bedeutung gewesen sind. Dahin gehört vor allem die Ueberwindung des bis dahin in der Nationalökonomie unbedingt herrschenden Prinzips des groben Egoismus als ausschließlichen Faktors der Volkswirthschaft durch die sogenannten Katheder-sozialisten, welche die Nationalökonomie auf sittliche Ideen gründeten. Ohne diese bedeutsame Wandlung der Anschauungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete würden die Bestrebungen Stöcker's und der christlich-sozialen Partei gewiß nicht so bedeutenden Anklang gefunden haben. Ferner ist die tiefgreifende Wirkung, welche die unter Kaiser Wilhelm I. von Bismarck in's Leben gerufene staatliche Sozialreform auf alle Kreise des Volkes ausgeübt hat, garnicht einmal erwähnt. Endlich hätten die sozialpolitischen Erlasse Wilhelms II. von 1890, unter deren Eindruck die christlich-soziale Bewegung sich neubelebte, eingehende Berücksichtigung finden sollen. Erst durch die Beachtung aller dieser Momente würde die Entwickelung der evangelisch-sozialen Bewegung in das rechte Licht gestellt werden. Fragt man nun, was das Ziel der „Jungen" ist, so lautet Goehre's Antwort: Front zu machen gegen die Reaktion der kapitalistischen alten politischen Parteien wie gegen die Revolution der Sozialdemokratie und eine wirkliche soziale Reform herbeizuführen. Diese aber kann allein bewirkt werden durch die Bildung einer großen reformerischen Masse; in ihr liegt das Heil der Zukunft. Auf's entschiedenste erklärt sich Goehre und seine Gesinnungsgenossen gegen die gleichzeitige Verfolgung kirchlicher Zwecke durch die evangelisch-soziale Reformpartei; christlich sollen alle ihre Anhänger durch und durch gesinnt sein, aber nicht kirchlich, die Reformpartei soll ausschließlich wirthschaftliche und politische Ziele verfolgen und daher auch nicht Christen hervorzubringen streben, sondern „gesunde, harmonische, lebensfreudige Menschen, äußeren Wohlstand und irdisches Glück bereiten und sichern." Goehre ist sogar der Meinung, daß zwischen Christenthum und Nationalökonomie keine Verbindung vorhanden sei. Da hätten ihn die Arbeiten der neueren deutschen Volkswirthschaftslehrer eines Besseren belehren können, denn was sind die von ihnen geforderten ethischen Grundlagen der Nationalökonomie anders als die Ideen des praktischen Christenthums? In der Betonung des rein wirthschaftlich-politischen

Charakters seiner Richtung sieht Goehre den Hauptgegensatz gegen die alten Christlich-Sozialen Stöcker'scher Observanz. Trotz alledem aber erklärt Goehre, er und seine Gesinnungsgenossen kämpften unter der Fahne der Liebe Christi. Hier scheinen uns denn doch grelle unausgleichbare Widersprüche in den Anschauungen der Jungen vorzuliegen und Wahres und Falsches mischt sich in den von Goehre vertretenen Anschauungen. Eine wirkliche Ausgleichung des sich immer schärfer zuspitzenden Gegensatzes zwischen den besitzenden und den armen Klassen kann unserer festen Ueberzeugung nach nur durch das Christenthum bewirkt werden, allein die Wiedererstarkung und Neubelebung des christlichen Geistes in allen Schichten des Volkes kann und wird die furchtbare Kluft überbrücken, die zwischen Besitzenden und Besitzlosen gähnt. Gottlosigkeit und eine brutale materialistische Weltanschauung herrschen in den oberen wie in den unteren Ständen und fressen am Lebensmarke des Volkes; so lange diese furchtbaren Feinde nicht überwunden sind, werden alle Reformversuche erfolglos bleiben. Die Liebe Christi ist für den Christen gewiß das Höchste und Heiligste, aber für die Massen, die nicht an ihn glauben und seiner Liebe spotten und ihrer nicht zu bedürfen meinen, ist sie nur ein leerer Schall. Das Gefühl der Sünde, das Bewußtsein der Schuld müßte in den Menschen von heute erst wieder lebendig gemacht, die Sehnsucht nach einer überirdischen Lebensquelle in ihnen erst neuerweckt werden, dann würde sich der Boden für eine wahre durchgreifende Reform bereiten. Das Christenthum verbürgt allerdings weder, noch verspricht es überhaupt seinen Bekennern und denen, die sich ihm zuwenden, äußeren Wohlstand und befriedigende Lebensexistenz, aber es gewährt ihnen gerade das, was der ungeheuren Mehrheit der heutigen Menschheit fehlt: inneren Frieden und Unabhängigkeit von äußeren Gütern. Das, was den „Jungen" nach Goehre als für die Massen zu erstrebendes Ziel vorschwebt: Glück und Wohlstand, ist dagegen nicht weniger Utopie als das irdische Paradies der Sozialdemokraten. In den jetzigen Widersprüchen wird die Partei der „Jungen" nicht lange beharren können, entweder wird sie das Christliche mehr und mehr in den Hintergrund drängen und sich immer schärfer sozialreformerisch gestalten oder sie wird, was weniger wahrscheinlich ist, die christlichen Gedanken immer mehr zum Mittelpunkt ihrer Bestrebungen machen. Manche Anzeichen sprechen dafür, daß sie den ersten Weg einschlagen wird und dann wird sie sich, ob sie will oder nicht, der Sozialdemokratie immer näher rücken. Und darin liegt das höchst Gefährliche und Bedenkliche dieser Bewegung. Goehre spricht sich zwar mit anerkennenswerther Entschiedenheit gegen jede Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie aus, aber wie viele seiner Genossen thun das in der gleichen Weise? Naumann,

das Haupt der „Jungen" und der diese Richtung beherrschende Geist, steht ganz anders, er erkennt offen die Berechtigung der sozialdemokratischen Forderungen an und ist bereit sie fast ohne Ausnahme, abgesehen von ihrer Stellung zur Religion, zu unterschreiben. Auf dem Erfurter Kongreß noch hat er das jüngst erklärt. Folgt ihm die Partei auf diesem Irrwege, dann ist sie verloren, dann arbeitet sie nur der Sozialdemokratie in die Hände, dann ist sie nur, um Bismarck's Wort zu brauchen, deren Vorfrucht. Daß sie dieser sich ebenso entschieden gegenüberstellt und an ihr und ihren Bestrebungen ebenso scharfe Kritik übt wie an den kapitalistischen Gesellschaftsklassen, das ist eine Lebensfrage für die evangelisch-soziale Partei. Thut sie das, dann wird sie sich auch zu größerer Klarheit über ihre Ziele hindurcharbeiten. Nur in diesem Falle und wenn sie sich immer stärker mit dem Geist des positiven Christenthums erfüllt, wird sie im Volke gedeihlich wirken. Einen schweren Stand wird sie auch dann haben, denn die Massen werden sich doch stets lieber den verlockenden Vorspiegelungen der Sozialdemokratie zuwenden. Wir wünschen das von Herzen, denn es ist diesen Männern, vor allem Goehre, wahrer Ernst mit dem, was sie wollen, das Wohl der armen Volksklassen liegt ihnen wirklich am Herzen, sie sind von redlichem Streben erfüllt, das fühlt jeder, der Goehre's Buch gelesen hat. Aber sie wandeln gefährliche Wege und wer ihrem Treiben und Thun zusieht, kann sich der Sorge nicht entschlagen, daß schließlich doch nur weitere Zersplitterung und größere Zerfahrenheit der Geister das Resultat dieser Bewegung sein werde.

Eine eigenartige Erscheinung ist das Buch von Adolf Philippi: Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik.*) Philippi, der bis vor kurzem Professor der Philologie in Gießen war, ist vielleicht der erste, der seit Gottsched wieder eine „deutsche Redekunst" geschrieben hat. Die Schrift enthält mehr und weniger als der Titel erwarten läßt. Der erste, bei weitem umfangreichere Theil giebt eine Geschichte der Prosa. Der Verfasser geht darin, wie natürlich, von den Griechen und Römern aus und bietet dann eine anziehende Uebersicht über die Entwickelung der Prosalitteratur bei den Italienern, Franzosen und Engländern, namentlich in Bezug auf den rednerischen und Abhandlungsstil, und behandelt zuletzt in besonders eingehender Weise die deutsche Prosa von Liscon und Klopstock bis auf die neuere Zeit. Alle diese Abschnitte sind reich an feinen und treffenden Bemerkungen und zeugen von Philippis genauer Kenntniß der meisten von ihm charakterisirten und aufgeführten Schriftsteller. Der Verfasser giebt vielfach nur Andeutungen und überläßt es dem Leser sich weiter selbst zu

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, geb. 2 M.

orientiren. Die wichtigeren Schriftsteller werden ausführlich besprochen, andere nur kurz erwähnt. Natürlich wird man in manchen Punkten anderer Meinung sein als Philippi und nicht selten auch seiner Charakteristik der einzelnen Autoren widersprechen müssen. Aber es ist immer lehrreich die Ansichten eines so kenntnißreichen und urtheilsfähigen Mannes zu vernehmen. Zu bedauern ist, daß unser Autor bei den anderen Völkern die neuere Zeit unberücksichtigt läßt. Da vermißt man bei den Italiern eine Erwähnung der Reden Cavours, bei den Franzosen wird Mirabeau wohl erwähnt, aber nicht, wie er es doch durchaus verdiente, als Redner genauer charakterisirt, Chateaubriand und Berryer garnicht genannt; bei den Engländern vermißt man die Erwähnung Lord Broughams, Macaulays und Carlyles. Mit Recht empfiehlt Philippi das Studium der französischen Litteratur, besonders in Bezug auf die Form; seine Charakteristik Rousseaus und seine Auseinandersetzungen über dessen Einfluß auf die deutsche Litteratur sind vorzüglich. Paradox und sehr anfechtbar ist dagegen sein Urtheil über Luther als Prosaiker, während seine Ausführungen über Lessing's und Herder's Prosa höchst anziehend und in vieler Beziehung vortrefflich sind. Eingehend und mit liebevollem Verständniß spricht sich Philippi über Lichtenberg aus, während er über Hebel ziemlich geringschätzig, wir glauben mit Unrecht, urtheilt. Vorzüglich ist der Abschnitt über die Prosa Goethe's und Schiller's, deren völlige Verschiedenheit und Eigenart er scharfsinnig und geistreich charakterisirt. Weniger zutreffend erscheinen uns seine Urtheile über die Romantiker: Novalis wird er nicht völlig gerecht, ebensowenig H. v. Kleist, dessen Größe auch als Prosaiker nicht genügend gewürdigt wird, und geradezu ungerecht und einseitig urtheilt Philippi über Arnim und Tieck. Sein geringschätziges Urtheil über Hölderlin's Gedichte hat uns in hohem Grade befremdet, wir rechnen sie zu den größten Kleinoden der deutschen Poesie. Dagegen hat des Verfassers anerkennendes Urtheil über Brentano unsere volle Zustimmung. Vermißt haben wir von Dichtern Eichendorff, Mörike und Immermann. Unter den Historikern wird der große B. G. Niebuhr nicht nach Gebühr gewürdigt und Fr. Wilcken, der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, hätte viel eher einen Platz verdient als Schlosser, dessen formlose Darstellung bei allen seinen sonstigen Verdiensten ihn keinen Anspruch auf eine Stelle unter den musterhaften Prosaikern erheben läßt. Auch Heinrich Leo und Fr. v. Raumer vermissen wir. Unter den Philosophen hätte keinenfalls ein so glänzender Stilist wie Schelling fehlen dürfen und auch Lotze's hätte gedacht werden sollen. Bei den Juristen hätte vor allem der große F. C. von Savigny Erwähnung finden müssen und bei den Kunsthistorikern Carl Justi ntcht unerwähnt bleiben dürfen.

Am meisten hat uns gewundert, daß der Verfasser zwei Männer übergangen hat, die gerade auf dem Gebiete der rednerischen Prosa zu den größten und gewaltigsten Schriftstellern gehören: Fr. v. Gentz und Joseph Görres. Bei seinen Urtheilen legt Philippi häufig doch wohl zu viel Gewicht auf die Korrektheit im Gebrauch einzelner Ausdrücke und Wörter, so z. B. wenn er den adjektivischen Gebrauch gewisser Adverbien, wie theilweise, für fehlerhaft erklärt, obgleich derselbe sich bei Lessing, Goethe und allen neueren Schriftstellern findet; in solchen und ähnlichen Fällen giebt der Sprachgebrauch der Klassiker die Regel und ist maßgebend, mag auch sprachgeschichtlich sich dagegen Einwendung erheben lassen.

Der zweite Theil des Buches: Zur Theorie der Abhandlung und der Rede behandelt in drei Kapiteln das Ueberlegen und Disponiren, den sprachlichen Ausdruck und den Unterschied geschriebener und gesprochener Rede. Der Verfasser giebt darin die Quintessenz der Lehren alter und neuer Rhetorik und fügt dazu eigene feine Beobachtungen und geistreiche Bemerkungen. Namentlich das letzte Kapitel verdient allgemeine Beherzigung, denn wie viele Zuhörer giebt es, die sich über den Unterschied einer vorgelesenen Abhandlung und einer freigesprochenen Rede völlig klar sind! Möge das inhaltreiche und anregende, äußerlich hübsch ausgestattete Buch Philippi's verdiente Beachtung und Benutzung finden.

Ueber keinen Dichter der nachklassischen Zeit unseres Jahrhunderts ist so viel biographisches Material veröffentlicht worden wie über Lenau; auch nach dem grundlegenden Buch seines Schwagers Anton Schurz sind zahlreiche Briefe des Dichters und Aufzeichnungen über ihn an's Licht getreten, so unlängst noch die Mittheilungen von Marie Behrends über ihre Bekanntschaft und Verlobung mit dem Dichter und die für das Verständniß seines Seelenlebens höchst wichtigen Briefe und Tagebuchblätter an Sophie Löwenthal, die uns den tiefsten Einblick in sein Herz gewähren und uns das Hereinbrechen der furchtbaren Katastrophe, der er erlag, begreifen lassen. Das entsetzliche Schicksal des edlen und hochbegabten, wenn auch von großen Schwächen nicht freien Dichters erweckt immer von Neuem die menschliche Theilnahme für ihn und läßt uns jeden neuen Beitrag zur Kenntniß seines Lebens und Dichtens willkommen heißen. Ein solcher liegt uns heute in dem Buche vor: Nikolaus Lenau's Briefe an Emilie von Reimbeck und deren Gatten Georg von Reimbeck 1832—1844. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar.*) Der Inhalt dieser Briefe ist nicht ganz unbekannt,

*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Komp. 4 M.

viele von ihnen hat A. Schurz für seine Biographie schon benutzt, aber hier erscheinen sie vollständig und durch viele bisher ungedruckte vermehrt und kommen so erst zu ihrer vollen Geltung. Der Herausgeber hat eine instruktive Einleitung über die Familien Hartmann und Reimbeck, in denen Lenau so viel verkehrte, namentlich über Emilie Reimbeck, die künstlerisch begabte mütterliche Freundin des Dichters und ihren Gatten, den einstmaligen grimmigen Feind der Romantiker, den Briefen vorausschickt. Die Briefe umfassen die ganze Periode der dichterischen Thätigkeit Lenau's und enthalten nicht wenige interessante Mittheilungen über die Entstehung und Ausarbeitung seiner dichterischen Werke, namentlich des Faust, des Savonarola und der Albigenser; auch viele einzelne Gedichte werden gleich nach ihrem Entstehen den Freunden zugesandt. Ueber sein inneres Leben, seine Seelenkämpfe und Seelenqualen spricht sich Lenau hier naturgemäß unvergleichlich viel seltener aus als in den Briefen an Sophie Löwenthal, wenn es auch an charakteristischen Aeußerungen dieser Art nicht fehlt. Dagegen sind diese Briefe eine reiche Quelle für die äußeren Erlebnisse, die litterärischen Unternehmungen, die Reisen und Bekanntschaften des Dichters, wie denn überhaupt viele namhafte Persönlichkeiten jener Zeit hier charakteristische Erwähnung finden. Außerdem finden sich in den Briefen neben manchen barocken und paradoxen auch viele geistreiche und tiefe Beobachtungen und Bemerkungen Lenau's. An die Briefe schließen sich Emilie v. Reimbeck's Aufzeichnungen über Lenau's Erkrankung 1844, die Niemand ohne ein Gefühl tiefer Wehmuth lesen wird. Beigefügt ist der Sammlung das Faksimile eines Briefes von Lenau, das uns seine klare, deutliche und gleichmäßige Schrift vergegenwärtigt. Anerkennend wollen wir endlich hervorheben, daß in erfreulichem Unterschiede von so vielen anderen Veröffentlichungen solcher Art dem Buche ein sorgfältiges Namensregister hinzugefügt ist, indem wir nur die Anführung der Stellen, an denen Lenau von seinen Werken spricht, vermissen, sowie daß der Verfasser die Briefe mit Anmerkungen und Erläuterungen in dankenswerther Weise versehen hat. Schade, daß Emilie Reimbeck's Briefe verloren sind und wir daher nur einen Monolog statt eines Dialogs vernehmen. Die vorliegende Briefsammlung wird sicherlich von allen Freunden Lenau's mit Dank begrüßt und viel gelesen werden.

H. D.

Schach.

Redigirt von A. Burmeister.

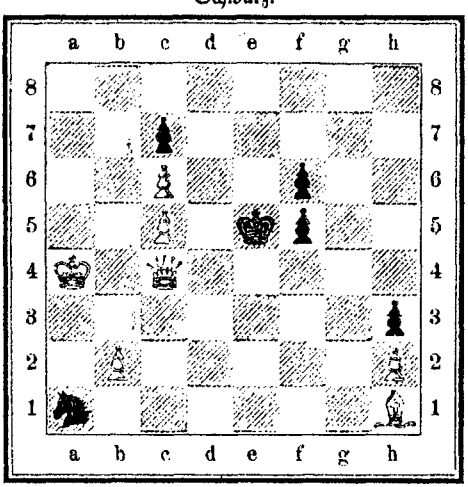
(Beiträge für die Schachrubrik werden mit Dank entgegengenommen und sind ebenso wie die Lösungen der Schachaufgaben direkt an die Adresse des Herrn A. Burmeister in Reval, Narvasche Str., im eigenen Hause, zu richten).

Nachdruck verboten.

Aufgabe Nr. 1.

Von A. Burmeister in Reval.

Schwarz.



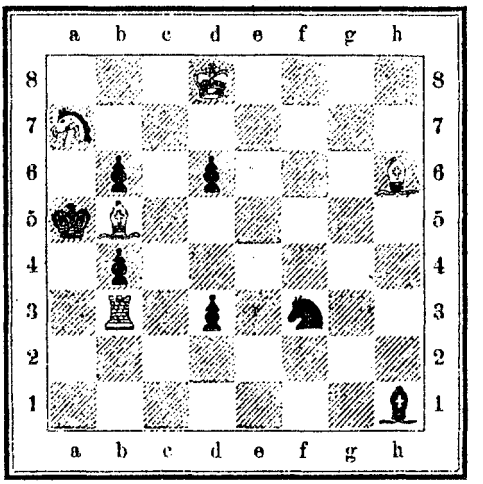
Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 2.

Von A. Burmeister in Reval.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Die Lösungen zu den Aufgaben sowie die Namen derer, welche richtige Lösungen zu den Aufgaben eingesandt haben, werden wir drei Monate nach Abdruck der Probleme veröffentlichen.

Partien aus dem Wettkampf Steinitz-Lasker,

gespielt in Moskau.

1. Partie (25. Oktober 1896). W. Steinitz (Weiß) — E. Lasker (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—c4 Lf8—c5 4. c2—c3 Sg8—f6 5. d2—d4 e5—d4: 6. c3—d4: Lc5—b4+ 7. Sb1—c3 Sf6 : e4 8. 0—0 Lb4 : c3 9. b2 : c3 d7—d5 10. Lc1—a3 d5 : c4 11. Tf1—e1 f7—f5 12. Sf3—d2 Ke8—f7 13. Sd2 : e4 f5 : e4 14. Te1 : e4 Dd8—f6 15. Dd1—e2 Lc8—f5 16. De2 : c4+ Kf7—g6 17. Te4—e3 Ta8—e8 18. Ta1—e1 Te8 : e3 19. Te1 : e3 h7—h5 20. h2—h3 h5—h4 21. d4—d5 Sc6—e5 22. Dc4 : c7 Se5—d3 23. Dc7 : b7 Lf5—c8 24. Db7—c6 Df6 : c6 25. d5 : c6 Sd3—f4 26. Te3—e7 a7—a6 27.

c3—c4 Kg6—f6 28. Te7—a7 Sf4—d3 30. La3—e7+ Kf6—e6 30. Ta7—c7 Sd3—e5 31. Le7—b4 Th8—g8 32. Lb4—e7 g7—g5 33. c3—c4 Se5—f7 34. f2—f3 Tg8—e8 35. Kg1—f2 Te8 : e7 36. Tc7 : c8 Ke6—d5 37. Tc8—a8 Sf7—e5 38. Kf2—e3 Se5 : c6+ 39. Ke3—d2 a6—a5 40. Ta8—f8 Te7—c5 41. f3—f4 g5 : f4 42. Tf8 : f4 Te5—h5 43. Kd2—e3 Sc6—e5 44. Tf4—a4 Se5—c4+, Weiß gab auf.

2. Partie (30. Oktober 1896). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 Lf8—c5 4. c2—c3 Sg8—e7 5. 0—0 Se7—g6 6. d2—d4 e5 : d4 7. c3 : d4 Lc5—b6 8. Sb1—c3 0—0 9. a2—a4 a7—a6 10. Lb5—c4 h7—h6 11. h2—h3 d7—d6 12. Lc1—e3 Sc6—e7 13. Tf1—e1 c7—c6 14. Dd1—b3 Lb6—c7 15. Sf3—d2 Ta8—b8 16. Ta1—c1 b7—b5 17. a4 : b5 a6 : b5 18. Lc4—d3 Kg8—h8 19. Sc3—e2 f7—f5 20. e4 : f5 Lc8 : f5 21. Ld3 : f5 Tf8 : f5 22. Se2—g3 Tf5—f8 23. Db3—e6 Dd8—c8 24. De6 : c8 Tf8 : c8 25. Sd2—b3 Kh8—g8 26. Sg3—e4 Kg8—f7 27. g2—g3 Kf7—e8 28. Te1—e2 Ke8—d7 29. Tc1—e1 Lc7—b6 30. Le3—f4 Lb6—c7 31. h3—h4 h6—h5 32. Lf4—g5 Lc8—d8 33. g3—g4 h5 : g4 34. h4—h5 Sg6—f8 35. Se4—c5+ d6 : c5 36. Sb3 : c5+ Kd7—d6, Weiß kündigte ein Matt in 6 Zügen an: (37. Lg5—f4+ Kd6—d5 38. Te2—e5+ Kd5—c4 39. Te1—c1+ Kc4 : d4 40. Te5—e4+ Kd4—d5 41. Tc1—d1+ Kd5 : c5 42. Lf4—e3†).

3. Partie (2. November 1896). W. Steinitz (Weiß) — E. Lasker (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—c4 Lf8—c5 4. c2—c3 Sg8—f6 5. d2—d4 e5 : d4 6. c3 : d4 Lc5—b4+ 7. Sb1—c3 Sf6 : e4 8. 0—0 Lb4 : c3 9. b2 : c3 d7—d5 10. Lc1—a3 d5 : c4 11. Tf1—e1 Lc8—e6 12. Te1 : e4 Dd8—d5 13. Dd1—e2 0—0—0 14. Sf3—e5 Th8—e8 15. Se5 : c6 Dd5 : c6 16. Ta1—e1 Te8—g8 17. Te4—e5 b7—b6 18. La3—c1 g7—g5 19. Te5 : g5 Tg8 : g5 20. Lc1 : g5 Td8—g8 21. f2—f4 Le6—d5 22. g2—g3 Kc8—b7 23. h2—h3 Dc6—b5 24. Kg1—h2 Tg8—g6 25. De2—c2 f7—f6 26. Lg5—h4 Ld5—c6 27. g3—g4 Db5—d5 28. Dc2—f2 h7—h5 29. g4—g5 f6 : g5 30. Lh4 : g5 h5—h4 31. Te1—f1 Tg6—g8 32. Df2—d2 a7—a5 33. a2—a4 Tg8—e8 34. f4—f5 Te8—g8 35. Tf1—e1 Dd5 : f5 36. Te1—e5 Df5—f3 37. d4—d5 Df3—g3+ 38. Kh2—h1 Dg3 : e5 39. d5 : c6+ Kb7 : c6, Weiß gab auf.

4. Partie (6. November 1896). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 Lf8—c5 4. c2—c3 Sg8—e7 5. d2—d4 e5 : d4 6. c3 : d4 Lc5—b4+ 7. Lc1—d2 Lb4 : d2+ 8. Dd1 : d2 d7—d5 9. e4 : d5 Se7 : d5 10. Lb5 : c6+ b7 : c6 11. 0—0 0—0 12. Sb1—c3 f7—f6 13. Tf1—e1 Ta8—b8 14. h2—h3 Lc8—f5 15. Ta1—c1 Dd8—d6 16. Sf3—h4 Lf5—d7 17. Sc3—e4 Dd6—f4 18. Dd2 : f4 Sd5 : f4 19. Se4—c5 Ld7—c8 20. b2—b3 Kg8—f7 21. Sh4—f3 Tf8—e8 22. Te1 : e8 Kf7 : e8 23. Tc1—e1+ Ke8—f7 24. Sf3—d2 Sf4—e6 25. Sc5 : e6 Lc8 : e6 26. Sd2—e4 Le6—d5 27. Se4—c5 Tb8—b4 28. Te1—d1 Kf7—e7 29. f2—f3 Ke7—d6 30. Kg1—f2 Tb4—b8 31. Td1—e1 Ld5—f7 32. Sc5—e4+ Kd6—d7 33. Kf2—e3 Lf7—d5 34. Se4—c5+ Kd7—d6 35. Ke3—d3 h7—h5 36. h3—h4 Tb8—h8 37. Kd3—c3 Th8—b8 38. f3—f4 Tb8—g8 39. g2—g3 g7—g5 40. f4 : g5 f6 : g5 41. Te1—e5 g5 : h4 42. g3 : h4 Tg8—g3+ 43. Kc3—b4 Tg3—g4 44. Sc5—b7+ Kd6—d7 45. Te5 : h5 Tg4 : d4+ 46. Kb4—a5 Ld5—f7 47. Th5—h6 Td4—d2 48. Sb7—c5+ Kd7—e7 49. a2—a4 Td2—d6 50. Th6—h8 Td6—d5 51. b3—b4 Lf7—e8 52. Th8—h6 Td5—f5 53. Th6—e6+ Ke7—d8 54. Te6—e4 Le8—f7 55. Ka5—a6 Lf7—d5 56. Te4—d4 Kd8—c8 57. Ka6 : a7 Tf5—h5 58. Td4—f4 Th5—h8 59. h4—h5 Ld5—a2 60. h5—h6 La2—d5 61. h6—h7 Ld5—a2 62. Tf4—e4 La2—f7 63. Te4—h4 Lf7—a2 64. Sc5—e4 La2—b3 65. a4—a5 Lb3—c2 66. Th4—g4, Schwarz gab auf.

6. Partie (12. u. 14. November). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—c4 Lf8—c5 4. Sb1—c3 d7—d6 5. d2—d3 Sg8—f6 6. Lc1—e3 Lc5 : e3 7. f2 : e3 Sc6—a5 8. Lc4—b3 Sa5 : b3 9. a2 : b4 Sf6—g4 10. Dd1—e2 f7—f6 11. d3—d4 c7—c6 12. 0—0—0 Dd8—e7 13. h2—h3 Sg4—h6 14. g2—g4 Lc8—d7 15. Sf3—h4 g7—g6 16. Sh4—f3 Sh6—f7 17. Td1—g1 0—0—0 18. b3—b4 Kc8—b8 19. De2—f2 Td8—f8 20. Df2—g3 h7—h6 21. Tg1—f1 Sf7—d8 22. Th1—g1 Sd8—e6 23. Tf1—f2 Se6—c7 24. Tg1—f1 Tf8—g8 25. Sf3—h4 Sc7—e8 26. b4—b5 Kb8—a8 27. b5 : c6 b7 : c6 28. Sh4—f3 g6—g5 29. Tf2—g2 h6—h5 30. b2—b3 Th8—h6 31. Kc1—b2 Tg8—h8 32. Dg3—f2 Se8—c7 33. Tf1—a1 Th8—b8 34. Df2—e2 Tb8—b7 35. Tg2—g1 Th6—h8 36. Ta1—d1 h5 : g4 37. h3 : g4 Th8—c8 38. De2—d3 Ld7—e6 39. Sf3—d2 Sc7—b5 40. Sd2—b1 Tb7—c7 41. Sc3

—a4 Te7—b7 42. Kb2—c1 Te8—b8 43. Tg1—g2 Tb7—d7 44. Sb1—c3 Sb5—c7 45. d4—d5 c6 : d5 46. e4 : d5 Le6—g8 47. Dd3—c4 Tb8—c8 48. Kc1—b2 Tc8—b8 49. e3—e4 Td7—d8 50. Tg2—f2 Td8—f8 51. Td1—f1 Lg8—h7 52. Tf2 : f6 Tf8 : f6 53. Tf1 : f6 De7 : f6 54. Dc4 : c7 Df6—h8 55. Dc7—c6+ Tb8—b7 56. Sc3—b5 Ka8—b8 57. Dc6 : d6+ Kb8—c8 58. Dd6—c6+. Schwarz gab auf.

Die fünfte, siebente, achte und neunte Partie wurden als unentschieden abgebrochen. Auf den Abdruck der Remispartien müssen wir wegen Raummangels verzichten.

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Riga. Zwischen dem Rigaer und dem Oreler Schachverein hat im November ein Korrespondenz-Match begonnen, in welchem gleichzeitig zwei Partien gespielt werden. Von Seiten des Rigaer Schachvereins ist die Leitung der Partien den Herren Mag. P. Bohl, Karl Behting, Dr. O. von Haken und P. Kerkovius anvertraut worden.

— Der berühmte baltische Schachmeister Andreas Aicharin, Oberlehrer am Lomonossow-Gymnasium zu Riga, ist am 12. Dezember 1896 gestorben.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 26. Декабря 1896 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Ueber poetische Uebersetzungen.

Von

Gregor von Glasenapp.

Wenn du es kannst, so sei freigebig wie die Palme;
Kannst du es nicht, so sei wie die Cypresse frei.
Saadi's Gulistan.

Nachdruck verboten.

I.

Die Titel der vielen jährlich erscheinenden poetischen Uebersetzungen enthalten eine bunte Musterkarte von Redewendungen, durch welche das verschiedene Verhältniß der neuen Hervorbringung zu seinem Original gekennzeichnet werden soll. Da giebt es „Uebersetzungen", „Uebertragungen", „Nachbildungen", „Umdichtungen"; die fremden Werke sind „verdeutscht" — „frei bearbeitet", „in deutsche Verse gebracht"; ja, eine neuere Uebersetzung horazischer Oden wird auf dem Titel bezeichnet als „der Antike entrückt". — Hiermit soll nun zunächst den Vorwürfen der Ungenauigkeit im Uebersetzen zum voraus begegnet werden, von denen die vielen jährlich erscheinenden verständnißlosen Kritiken poetischer Uebertragungen eine zweite, minder anziehende Musterkarte bieten. Andererseits zeigt sich in dieser Mannichfaltigkeit von Ausdrücken ein ebenso lebhaftes wie vergebliches Streben, bestimmte Genera von Uebersetzungen zu konstatiren, verschiedene Grade der Annäherung an das Original zu charakterisiren. Vergeblich: weil der Grad der Annäherung keine meßbare Größe ist, und der Sprachschatz keine adäquaten Bezeichnungen liefert, um so schwankende, vom individuellen Geschmack und Talent eingegebene Leistungen nach Arten zu ordnen. — In der That, wenn wir die lange Reihe vor uns defiliren lassen, von den Dichtungen anfangend, wo der einheimische Poet nur einen Gedankenkeim oder ein dürres Gerüst von Thatsachen dem fremden Werke entnommen und mit eigener Gestaltungskraft daraus ein neues deutsches Werk geschaffen hat; — und dann eine kontinuirliche Folge von Beispielen finden, wo die Annäherung des Uebersetzers an sein Vorbild immer enger und enger wird, bis zu den sogenannten „wortgetreuen" Uebersetzungen, die ihren Stolz darein setzen, kein Wort des Originals übergangen zu haben; so müssen wir wohl daran verzweifeln, eine solche Fülle aus den bisherigen Mitteln der Sprache zu klassifiziren. Wir sollten es daher auch überhaupt aufgeben.

Der gedankenmäßige Inhalt einer Dichtung wird doch schließlich am genauesten in Prosa wiedergegeben, die aber eigentlich nur dann gerechtfertigt ist, wenn es sich um Feststellung des Sprachschatzes und der vorkommenden grammatischen Formen handelt oder darauf ankommt ein nur Wenigen verständliches Original zum Zwecke geschichtlicher, nationalökonomischer oder anderer wissenschaftlicher Benutzung in eine bekannte Sprache zu übertragen. Denn freilich ist es ein übel angebrachter Ehrgeiz vieler Gelehrter, alles nur im Original lesen zu wollen. Und es wäre sehr zu wünschen, daß nicht mehr — wie bisher so oft — wichtige indische und arabische Werke nur im Original mit gelehrtem Kommentar, aber ohne Uebersetzung herausgegeben würden. Wer so viel Fleiß und Scharfsinn auf die Feststellung des Textes verwandt hat, wird doch am ehesten befähigt sein ihn zu übersetzen und dadurch anderen, die sich garnicht mit philologischer Hermeneutik und Kritik aufhalten wollen, einen wichtigen Dienst zu leisten. So beruhen z. B. die werthvollen Forschungen über die älteste Geschichte des Orients, welche der verstorbene Historiker von Gutschmidt veröffentlicht hat, hauptsächlich auf Uebersetzungen. Es wären dem ausgezeichneten Gelehrten wohl garnicht mehr die Kräfte zu dieser Publikation geblieben, wenn er zuerst hätte Assyriolog und Iranist werden wollen, um alles im Original nachzuprüfen. Wer eine Geschichte des Buddhismus schreibt, müßte dann fast alle vorderindischen, hinterindischen und mongolischen Sprachen studiren. — Eine Ausbeute für die Kulturgeschichte geben aber natürlich auch poetische Werke; ja, aus den ältesten Epochen jeder Litteratur sind uns fast nur Werke in gebundener Rede bekannt. Deshalb hat auch der große Indolog Otto von Böhtlingk bei der Ausgabe der indischen „Sprüche" keine Zeit damit verloren zur Uebersetzung der Sanskritverse nach Reimen und Rhythmen zu suchen und nicht gezögert die Poesie einfach durch Prosa zu übersetzen. Eine Fundgrube für die Kenntniß indischen Lebens, Denkens und Fühlens bleiben diese verdeutschten Sprüche deswegen immer noch; allein etwas anderes geht freilich fast ganz an ihnen verloren: die poetische Schönheit. Wo also die angedeuteten wissenschaftlichen Zwecke nicht entscheiden und Poesie durch Poesie wiedergegeben werden soll, hat der Uebersetzer sich natürlich von total anderen Grundsätzen leiten zu lassen. Man sollte eigentlich meinen, daß das selbstverständlich ist, und daß eine Uebersetzung die sich für Poesie giebt, auch um so besser ist, je höher ihr ästhetischer Werth ist, wenn man sie unabhängig von ihrer Provenienz, als für sich bestehendes Kunstwerk betrachtet.

Leider ist diese Einsicht selten anzutreffen; was man daraus sieht, daß die meisten Uebersetzer sich besonders viel auf die Treue der Uebertragung zu Gute thun, die dennoch den poetischen Reiz des Originals wiedergebe. Als ob es gerade auf ihn ankommt? Mag ihr Werk doch einen aparten und neuen poetischen Reiz besitzen! Der eigentliche Glanz des Originals ist vielleicht schon in den Jahrtausenden unwiederbringlich verblichen, sein Klang im Dunkel der Vorzeit verhallt. Ich erinnere hier an die von Ludwig Fritze veröffentlichten „Indischen Sprüche" (meist dieselben, die Böhtlingk in Prosa gegeben hatte) und an Borberger's Uebersetzung der unter dem Namen „Bhagavad-Gita" bekannten Episode aus dem Epos Mahabharata. Beide Uebersetzungen sind sehr korrekt und in tadellosen gewandten Versen abgefaßt; wie aber urtheilsfähige Männer glauben konnten, damit dem deutschen Publikum Poesie zu bieten, ist kaum verständlich. Vielleicht ist es doch verständlich, wenn man sich vorhält, daß den Uebersetzern das Original gegenwärtig war; daß sie seinen Zauber nicht aus dem Gedächtniß und Gefühle verloren und nun, wenn sie fanden, daß ihre Uebersetzung den Inhalt genau wiedergab und ihre Verse leicht flossen, auch unwillkürlich die Anmuth des Originals in ihrem Produkt wiederzufinden glaubten. Also, was sie an der eigenen Leistung ansprach, war die Erinnerung an das Original. Ich möchte daher — immer nur von der Dichtkunst redend, — die Paradoxie wagen, daß man den Werth einer Uebersetzung bloß dann richtig schätzt, wenn man sie liest ohne das Original zu kennen. Man gebe einem unbefangenen Menschen Platen's Gedicht „Harmosan" und dann Rückert's „Hormusan" zu lesen; und sage ihm erst später, daß beides die Uebersetzung eines und desselben persischen Originals ist. Nur so wird die Schönheit der einen und anderen Dichtung recht zur Geltung kommen. Oder man lese zuerst Rückert's Gedicht „Der Blinde" und dann Chamisso's „Abdallah", und überzeuge sich erst nachträglich davon, daß in beiden ein und das nämliche arabische Märchen aus „Tausend und einer Nacht", zum Theil wörtlich, übersetzt ist. Oder man vergleiche Hagedorns „Johann den muntren Seifensieder" mit Krylow's poetischer Erzählung „Der Branntweinpächter und der Schuster" und erfahre dann, daß hier der deutsche und der russische Dichter beide die Fabel von La Fontaine „le Savetier et le Financier" übersetzt haben.

Daß die Gedanken der Menschen überhaupt viel tiefer und gehaltreicher seien als ihre Worte und Schriften, darf mit gutem

Fuge bezweifelt werden; denn die unvergohrenen Gedanken, für welche wir die Scheide des Wortes nicht finden, sind offenbar in uns selbst noch nicht gehörig gereift und abgeklärt. Wo dagegen die Gedanken in gebundener Rede, in Reim und Rhythmus auftreten, wird man zugeben müssen, daß zwischen Form und Gehalt ein Kompromiß stattfindet. Dieser wird um so verhängnißvoller, als Form und Gehalt nicht streng in der Poesie zu scheiden sind, und ihr Schönheitswerth in beiden liegt. Das Resultat eines doppelten Kompromisses ist aber gar eine poetische Uebersetzung, die den Inhalt des Originals in dichterischer Form gewissenhaft wiederzugeben sucht, da in ihr die Konflikte zwischen den Anforderungen der Schönheit und der Genauigkeit kein Ende nehmen. Bedenkt man nun hierbei, daß ja die Schönheit nicht ein der Dichtung äußerlich übergezogenes Kleid ist, sondern mit zu ihrem Gehalt, der treu wiedergegeben werden soll, gehört, so wird man das Sprichwort „summum jus, summa injuria“ auch auf die Uebersetzungskunst anwenden und sagen: manche Uebersetzung wäre treuer gewesen, wenn sie nicht gar so treu hätte sein wollen. Doch wozu soll sie treu sein, wenn sie nur — als selbständiges Kunstwerk betrachtet — schön ist!

Es mögen gegen diese Ansicht Bedenken erhoben werden: die Genauigkeit sei doch eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit gegen den Originaldichter; denn wäre sein Werk nicht dagewesen, so hätte der Uebersetzer überhaupt nichts zu Stande bringen können. Gewiß. Man kann ungefähr mit demselben Recht sagen, der Held sei immer größer als der Dichter, der ihn besingt. Denn hätte der Held nicht Thaten gethan, so hätte der Dichter nichts zu besingen gehabt. Jedoch abgesehen davon, daß die Größe des Helden und die des Dichters von zu verschiedener Art sind, um aneinander gemessen und ernsthaft verglichen zu werden, — ist das alles auch nur cum grano salis zu nehmen und zeitliche Priorität nicht mit individueller Ueberlegenheit zu verwechseln. Die Menschheit wird keines von beiden entbehren wollen, weder die Helden noch die Dichter, deren Gesänge ja — wie die des Tyrtäus — fortzeugend wiederum zu Heldenthaten begeistert haben. Alexander von Mazedonien traute sich die Fähigkeit zu, große Thaten zu vollbringen, wie Achilles; und es bekümmerte ihn nur, — wie erzählt wird — daß die Welt wohl keinen zweiten Homeros hervorbringen werde, um sie zu feiern. Ziemlich unzeitgemäß erscheinen übrigens diese Erwägungen heutzutage, wo die Schriftsteller sich selten Helden und Heldenthaten, viel öfter, zu ihrem

Publikum herabsteigend, sich arme Sünder zum Vorwurf nehmen. In dem einen wie in dem anderen Falle wird es jedoch vor allem darauf ankommen, was der Dichter aus seinem Gegenstande zu machen versteht. Die Sagen der Vorzeit, die im Munde des Volkes leben; die Nachrichten aus der Geschichte bis zu den Chroniken der Städte herab, endlich das kaleidoskopisch bunte Spiel des Lebens, wie es unablässig an unseren Blicken vorüberzieht: das alles giebt tausend und abertausend Keime ab, welche die dichterische Phantasie vorfindet, entwickelt, kombinirt, konzentrirt. Alle diese Gestalten rufen dem Dichter zu: Was wirst Du aus uns machen? Sein höchster Erfolg ist es, wenn er ein karges Material von Thatsachen in so lebhafte geistige Bewegung versetzt, daß aus dem Wenigen viel wird. Deßhalb nennt man auch seine Phantasie schöpferisch. Welches Verdienst, welcher Vorzug vor der poetischen Leistung haftet also an diesem Material? Welche besondere Dankbarkeit ist der Dichter diesen zerstreuten Samenkörnern seiner eigenen Werke schuldig? Daß sie nicht vorhanden wären, dem Dichter also der Stoff ausginge, wäre nur beim allgemeinen Untergange alles geistigen Lebens möglich.

Von dem Werthverhältniß der Uebersetzung zur Originaldichtung, die ja wirklich kommensurabel sind, läßt sich Aehnliches sagen. Vorausgesetzt, daß dem Uebersetzer volle Freiheit und das Recht eingeräumt wird, aus seinem Gegenstande alles zu machen, was er vor dem Areopag der Aesthetik verantworten kann; werden manche Uebersetzungen entschieden höher zu stellen sein, als die ihnen zu Grunde liegenden Originale. Nach Beispielen braucht man nicht weit zu suchen. Unsere größten Dichter haben es ihrer Feder nicht für unwürdig gehalten, die Litteratur durch poetische Uebersetzungen zu bereichern und haben dabei zum Theil Werke geliefert, die bei uns berühmter und populärer sind, als die Originale jemals in ihrem Vaterlande waren. Wie wunderbar hat doch Schiller Carlo Gozzi's „fiaba tragica: Turandot, principessa chinese“ im Sinne seines eigenen Genius vertieft und ihr eine Gluth der Leidenschaft eingehaucht, die dem italienischen Werke ganz fremd ist. Mit ihm wird Niemand rechten und ihm deßhalb Ungenauigkeit vorwerfen, weil er vieles zugesetzt und vieles weggelassen hat, was speziell für das venezianische Publikum jener Zeit bestimmt war. Fragt man endlich, welche Grenzen denn doch der Uebersetzer bei aller Aktionsfreiheit, die ihm zugestanden worden, zu respektiren habe; so antworten wir einfach, daß es solche Grenzen garnicht giebt. Sobald bei einer im Ganzen

genauen Uebertragung nur stellenweise starke Aenderungen und Zusätze angebracht sind, liegt ja die Gefahr nahe, daß diese Zuthaten des Uebersetzers merkbar hervortreten und dem Werke der Charakter des einheitlichen künstlerischen Gepräges verloren geht. Es wird dann der Uebersetzer um dieses Fehlers willen — mehr unternommen zu haben als er vermochte — zu tadeln sein, nicht aber deswegen, weil er vom Original abgewichen ist. Für ihn gilt nur Martin Luthers Ausspruch: „Besser machen ist nicht verboten". Wo ein Stoff anzieht, da versucht sich jeder daran nach Maßgabe seiner dichterischen Kraft und nach dem Reichthum seiner eigenen Phantasie. Wir wollen als Beispiel ein Gleichniß anführen, das ganz allgemein die Lage des Menschen auf Erden den Gefahren des Lebens und des Todes gegenüber versinnbildlicht und im Laufe der Jahrtausende fast alle Kulturvölker zu dichterischer Behandlung gereizt hat. Uns ist es am besten bekannt durch Rückert's unvergleichliche Parabel vom „Mann im Brunnen":

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfängt scheu zu werden .....

Rückert's Gedicht ist 1823 zuerst erschienen, und 1834 von Oehlenschläger in dänischer Uebersetzung veröffentlicht worden unter dem Titel: „Manden i Brönden". Rückert seinerseits hatte die Parabel aus dem persischen Dichter Dschelalleddin Rumi übertragen, der im 13. Jahrhundert lebte. Annähernd um dieselbe Zeit hat Johann von Capua eine hebräische Uebersetzung des altsyrischen Fabelbuches „Kalilag und Damnag", welches diese Fabel auch enthält, in's Lateinische übertragen. Auf Grund dieser lateinischen Uebersetzung entstand gegen Ende des 15. Jahrhunderts die deutsche: „Das Buch der Beispiele der alten Weisen", welche im Occident weite Verbreitung fand. Das genannte syrische Werk bildet wohl auch die Quelle zu der Bearbeitung der Parabel durch den Rabbi Barachia Nikdani aus dem 13. Jahrhundert. Ferner dichtete am 25. Mai 1557 Hans Sachs dieses Gleichniß unter dem Titel: „Ein Bild des Menschen elenden gefährlichen Lebens". In griechischen Versen ist die Geschichte von Mpergades (in seinem Apologos) im 16. Jahrhundert besungen worden. Eine altfranzösische Uebersetzung in Versen existirt unter dem Titel: „Dit de l'Unicorne et du Serpent". Und alle diese Darstellungen führen, wie Professor Ernst Kuhn ausführlich nachgewiesen hat,

auf eine Stelle des indischen Heldenepos Mahabharata (XI., Vers 125—147) zurück, welche wahrscheinlich mehrere hundert Jahre vor Beginn unserer Aera abgefaßt worden ist; falls ihr nicht etwa die buddhistische Fassung noch voranging. Denn nach einer thibetanischen Quelle soll Buddha schon das Gleichniß dem König Udayana von Kauçambi erzählt haben. Auch die Chinesen und die Jaina's (eine Sekte, die ziemlich gleichzeitig mit dem Buddhismus um das Jahr 500 v. Chr. entstand) haben schon in uralten Zeiten das Gleichniß gekannt und poetisch bearbeitet; woher es Professor Kuhn mit Recht als wahrhaft konfessionslos bezeichnet. In der Behandlung ihres Stoffes sind die Uebersetzer sehr frei verfahren: je nach der Natur des Landes und Volkes, in das die Parabel verpflanzt wird, tritt statt des Kameels bald ein Elephant, bald ein Löwe oder Einhorn auf; statt des Drachen kommen Schlangen vor, statt der Beeren Honig. Auch die Länge ist sehr verschieden: die altfranzösische Fassung enthält 300 Verse, die meisten anderen weniger. Nur der eigentliche Kern der Dichtung, der geistige Hauch, der dies Gemälde aus der Tropenwelt beseelt: die Deutung ist von Buddha bis zu Rückert fast immer so ziemlich dieselbe geblieben:

Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht;
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße wurzeluntergrabend .....

Ueberhaupt bieten Rückert's Werke Beispiele für alle die verschiedenen Verhältnisse, in denen die Uebersetzung zum Original stehen kann: von den Vers für Vers philologisch treuen Uebertragungen stufenweise bis zu den frei gestaltenden Umdichtungen orientalischer Motive (in den „Oestlichen Rosen"), die man kaum mehr als Entlehnungen bezeichnen darf. Weil dem Uebersetzer wirklich erlaubt ist mit seinem Original alles vorzunehmen, was

er vermag, so ist auch Rückert's Beispiel nachahmenswerth, wenn er solche Gedichte garnicht als Uebersetzungen bezeichnet, sondern nur durch den Titel der Abtheilungen — wie: „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" ꝛc. — ganz allgemein ihren Ursprung andeutet. Es bedarf nicht einmal der besonderen Erklärung Goethe's:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen
Noch auf meinem eigenen Miste gewachsen,
Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gutgedüngt.

Darf nun aber ein für allemal angenommen werden, daß wir der dichterischen Uebertragung nur die Poesie für werth halten, welche uns gefällt und zur schönen Nachahmung begeistert, so läßt sich noch gleich Folgendes sagen:

Die Uebersetzer, welche so außerordentlich viel auf die präzise Uebereinstimmung ihrer Leistung mit dem Original, wie auf eine heilige Pflicht geben und dort, wo es sich um — dem syntaktischen Bau nach — uns nah verwandte Sprachen und um Kultursphären handelt, die der unseren nicht gar zu fremd sind, auch wirklich Strophe für Strophe, beinahe Zeile für Zeile das Original wiedergeben, — machen aus der Noth eine Tugend; sie wählen die Genauigkeit statt der Freiheit, weil es leichter ist genau, als ungenau zu übersetzen.

Indem wir uns anschicken, diese scheinbar sonderbare Behauptung zu beweisen und die Grenzen aufzuzeigen, innerhalb deren der Dichter seinem Uebersetzer hilft und einen engen Anschluß an das Original bequemer macht als eine Abweichung davon; müssen wir auf den kunstmäßigen Charakter der Sprache in ihrer allgemeinen Entwickelung -- nicht nur in der dichterischen Ausbildung — etwas näher eingehen.

Daß die Sprache der Poesie bildlich sei, gilt als Gemeinplatz. Der Künstler, sagt man, denke in Bildern; und wie ein einziges poetisches Bild mit seiner Deutung zu einem schönen Gedicht ausgesponnen werden kann, haben wir an der Parabel vom „Mann im Brunnen" eben gesehen; auch unterscheiden alle Lehrbücher der Rhetorik zwischen den Bildern, die zu Gleichnissen ausgeführt werden und zwischen den Tropen, die in den Redewendungen und einzelnen Worten implizite drinstecken: den sogen. inkarnirten Metaphern. Es fragt sich aber, ob die Bildlichkeit wirklich auf den „blühenden" Stil und bevorzugte Worte und Wendungen

beschränkt ist, und sich nicht auch in der nüchternen Sprache des Alltagslebens und sogar in den letzten Lautelementen der Rede nachweisen läßt? Die Unkenntniß, in der wir uns gemeinhin über den Ursprung und die Entwickelung der Worte, die wir erklingen lassen, befinden, macht es begreiflich, wie man von „bildlicher Redeweise", von „symbolischen und malerischen Wendungen", als von etwas Ungewöhnlichem und Ausnahmsweisem spricht, das erst absichtlich herbeigezogen werden muß und nur der Poesie eigenthümlich ist. Allein der Linguist weiß, woraus Worte gemacht sind; er weiß, daß es eine eigentliche Redeweise im Gegensatz zur bildlichen garnicht giebt und auch die Mittheilung der abstraktesten Gedanken nur aus bildlichen Elementen zusammengesetzt ist. Wer da behauptet für seine Meinung stichhaltige Gründe angeführt zu haben, ist sich freilich selten dessen bewußt, daß in dem „stichhaltig" ein Bild aus der Schneiderwerkstatt liegt. Da die Sprache eben, wie Jean Paul sagt, „ein Wörterbuch verblichener Metaphern" ist, so wird der Fehler, vor dem die Rhetoriker warnen, „aus dem Bilde zu fallen", unvermeidlich und wird auch von den korrektesten Rednern auf Schritt und Tritt begangen. Selbst wenn Jemand von „silbernen Hufeisen" oder im Französischen von „ferré d'argent" spricht, so dürfte der Widersinn kaum auffallen. Es kommt ja auch nur darauf an, nicht aus dem Bilde und Gleichnisse zu fallen, das als solches noch lebhaft empfunden wird. Uns dünkt es so schön poetisch, daß man im Persischen eine alte Frau nicht anders als „graue Locke" anredet; indeß wären wir uns der Urbedeutungen aller unserer Worte bewußt, so würde uns unsere eigene Sprache nicht weniger bilderreich erscheinen, als manche orientalische; nur hat bei uns die reifere Abstraktion sich von dem sinnlichen Element losgemacht und es zum Begriff verarbeitet.

Aber noch mehr weiß der Linguist von den Worten: Selbst die Wurzeln, jene ersten, einsilbigen Keime der Sprache, aus denen durch Flektion, Komposition und Auseinandertreten zum Satze sich die jetzige menschliche Rede entwickelt hat, selbst sie sind durchweg als Bilder aufzufassen. So sehr wir uns auch bescheiden, von jener in der Zeit weit zurückliegenden Periode der Sprachschöpfung, wo die Wurzeln entstanden, etwas Genaues zu wissen; und so wenig wir in Betreff der darauf folgenden Epoche Max Müller's Behauptung, daß die Menschen sich damals wirklich in einsilbigen Wurzeln unterhielten, beipflichten mögen; so ist doch sicher, daß Schallnachahmungen bei jener Wurzelschöpfung eine große Rolle gespielt haben.

Und hiermit hat es etwa folgende Bewandtniß:

An sich wirkt die Natur auf alle unsere fünf oder sechs Sinne; wenn also die Sprache nur das, was das Ohr trifft, nur was sie also wirklich nachahmen kann: die Töne der Natur, direkt in Lauten wiederzugeben versuchte, so wäre sie sehr wenig ausdrucksfähig und böte uns durchaus unzureichende, armselige Fragmente der Außenwelt. Doch wie ja zur Erkenntniß der Außenwelt alle Sinneswerkzeuge innig und einträchtig zusammenarbeiten, so ist es eine für die Wissenschaft räthselhafte und doch nicht abzuleugnende Thatsache, daß zwischen den verschiedenen Sinnesorganen eine gewisse Korrespondenz und Harmonie besteht, welche ihre Leistungen für uns vergleichbar macht. Nicht nur das meinen wir hier, daß z. B. die Eigenschaft einer Sache „spitz" zu sein, sowohl vom Gesichtssinn wie vom Gefühl konstatirt werden kann, und daß das „Saure" sowohl für den Geschmack als den Geruch existirt; sondern daß man auch von scharfen und spitzen, weichen und harten Tönen, von „schreienden" Farben und süßen Düften spricht und jeder dabei versteht was gemeint ist. Heißt es nicht, die gewagtesten Gleichnisse zum rathen aufgeben, wenn man in dem Ausdruck „warme Farbentöne", der Imagination zumuthet durch die Gebiete von drei Sinnesorganen zu gleiten? Und gleichwohl werden solche Wendungen nicht für aberwitzige Spielerei angesehen; nein, die Menschen verdeutlichen sich dadurch wirklich gegenseitig ihre Eindrücke. Auf diese Weise konnte es kommen, daß der für das Ohr bestimmte Klang dem Auge Vorstellungen vermittelte und das, was er meinte in charakteristischer Art wiedergab. So mußten die ursprünglichen Empfindungslaute, ohne ein Gefühl direkt auszutönen doch einer Vorstellung entsprechen und von dem subjektiven Empfinden sich lösend und unterscheidend, als ein objektives, das der Mensch sich schuf, als ein Lautbild hinaustreten. Die Probe, ob der Laut einer Sprachwurzel glücklich gewählt war, ob der Moment aus dem Seelenleben, den er darstellen sollte, sich auch darin spiegelte, bestand eben darin, daß die Wurzel von den anderen Menschen verstanden wurde. Wer die Schlange „serpens" nennt, hat damit nicht die Vorstellung der ganzen Schlange wiedergegeben, sondern nur eine besondere Eigenschaft — das Kriechen — an ihr angedeutet; er hat, indem er etwas Allgemeines durch etwas Spezielles ausdrückte, ein Symbol geschaffen. Wie eine glückliche Eingebung klingt daher Herder's Wort:

Nicht Willkür schuf das Wort, sonst wär es hohl;
Es ist des Geist's nothwendiges Symbol.

Treffend äußert sich auch Ernest Renan (Origine du langage. p. 148) über das, was die Wahl der Wurzellaute in jener schöpferischen Urzeit der Sprache geleitet hat: „La raison qui a déterminé le choix des premiers hommes peut nous échapper; mais elle a existé. La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire, toujours elle est motivée".

Wie weit wirklich diese ganze Lautsymbolik der Sprache, diese Bilder, die, je tiefer man forscht, in allen Wurzeln stecken, mit ihrem Gegenstande in innerem Zusammenhange stand, das was sie meinte auch nach irgend einer Seite hin abbildete, entzieht sich aus dem Grunde einem genauen Nachweis, weil die Laute — gleichviel, ob zum Worte verbunden oder einzeln — solche Deutungen immer nur dulden, nie fordern. Erst in dem Maße als wir in einer Sprache heimisch geworden, treten ihre Laute zu den von ihnen vertretenen Begriffen für unser Gefühl in innige Beziehung. Den Kontrast, in welchem hierin die Sprachen zu einander stehen, erkennt man z. B. daraus, daß dieselben Laute den Angehörigen verschiedener Nationen entgegengesetzte Vorstellungen treffend zu versinnbildlichen scheinen. So kann der Deutsche ganz nachdenklich darüber werden, daß „caldo" im italienischen nicht „kalt" sondern „warm" bedeutet; und viele Anekdoten werden über dieses Thema erzählt.

Allein die Gluth der Farben verblaßt; und so sind wir uns dieses Bildes, dieses Lautsymbols jetzt auch bei den Begriffswörtern — von den Formwörtern ganz zu geschweigen — höchst selten bewußt. Wer hat noch, wenn von „Rivalität" die Rede ist, das Bild der am selben Bache wohnenden Bauern vor Augen, die wegen der Ausnutzung des Wassers für ihre Felder oder Heerden streiten? Wer denkt noch bei dem abstrakten Begriffe der „Angst" an das, was die griechische Wurzel des Wortes bedeutet: an etwas, das uns „würgt". Die vielen kleinen Verhältnißwörter und Partikeln, welche uns in rein konventioneller Weise Beziehungen des Denkens auszudrücken scheinen, verrathen jedoch auch noch bei näherer Betrachtung ihren ikonischen Ursprung. Man braucht sich nur zu erinnern, daß die Präpositionen „auf" und „neben" im Ehstnischen durch „peale" und „körwale", also durch den Dativ von „Kopf" und „Ohr" wiedergegeben werden; ähnlich wie „auf" im Persischen durch „bala" = der obere Theil, das Dach.

So ergiebt sich uns die bildliche Natur der dichterischen Sprache im Großen, wie im Kleinen: anfangend von der Reihe der Ereignisse, die der Poet mit der Gegenständlichkeit einer Reihe von Gemälden vor dem Auge des Lesers aufzurollen hat; bis zu dem winzigen Bilde herab, das in der einsilbigen Wurzel steckt, ja, bis zu dem einzelnen Laute, der noch, besonders durch häufige Wiederholung, zu einer nebenhergehenden Symbolisirung allgemeiner Stimmungen dienen mag. So stellt die Dichtung sich dar als eine Anzahl größerer Bilder, die aus kleineren und immer noch kleineren mosaïkartig zusammengesetzt sind.

Was hat also der poetische Uebersetzer, vor eine solche Bilderreihe gestellt, zu thun? Er hat die Bilder der fremden Sprache durch Bilder seiner eigenen zu übersetzen. Denn daß zwei Sprachen verschieden klingen, heißt nach Obigem einfach, daß sie — schon in ihren Wurzeln — aus verschiedenen Bildern bestehen. Freilich wird der Uebersetzer die großen, weit ausgeführten Gemälde dem Original entlehnen und seinem Werke einfach einverleiben können; ja, in dem Falle wo, — wie bei der Parabel vom „Manne im Brunnen" — die ganze Dichtung in den Rahmen eines einzigen Bildes eingeschlossen ist, hat der Uebersetzer nur die Wahl es im Großen und Ganzen beizubehalten, oder die Uebersetzung überhaupt nicht zu wagen; wenn es nämlich den ästhetischen Gefühlen seines Volkes zu sehr widerspricht. Was aber die Bilder im Einzelnen und Kleinen, also deren enorme Majorität betrifft, so hat der Uebersetzer einfach Bilder zu „erfinden", oder wenigstens aus seiner Muttersprache zusammenzusuchen; und hierin besteht die Schwierigkeit seiner Aufgabe, der Theil, wo er schöpferisch sein muß. Denn daß der bildliche Ursprung der Worte und Wendungen vielfach verloren und vergessen worden, kommt nicht dem Poeten zu gut: prosaische Fachschriften sind das Gebiet berechtigter Geltung für diese funktionelle Seite der Sprache. Vom Dichter erwartet man eine frische, anschauliche Rede, in der sich die Bilder noch durchfühlen lassen. Er hat selbst auf die seinem Original innewohnende Lautsymbolik und gelegentliche Klangmalerei zu achten, also mit den Hilfsmitteln seines eigenen Sprachschatzes, so weit er kann, Aehnliches zu leisten. Am reichsten an Beispielen überraschender Klangmalerei durch Imitation von Naturlauten ist die römische Poesie, besonders die Dichter Ennius und Ovid. Von anderer Wirkung, aber wohl ebenso unnachahmlich für den Uebersetzer sind die „tönenden Bilder", welche von deutschen Dichtern durch eine Art verstärkter Alliteration zu Stande gebracht werden.

In welche fremde Sprache ließe sich etwa das Gefühl des Gleitens, der leichten Bewegung und des sanften Flusses übertragen, das Bürger in folgenden Versen durch Wiederholung des Buchstabens „W" erzielt?

Wohl schwellen die Wasser, wohl hebet sich Wind;
Doch Winde verwehen, doch Wasser verrinnt.
Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn,
So wehet, so rinnet dein Lieben dahin.

Und in dem „hohen Liede von der Einzigen":

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Zerrbilder dieses klingenden Spieles liefern Richard Wagner's Operntexte.

Der soziale Völkerverkehr und reziproke Entlehnungen der Sprachen einer und derselben Kulturepoche legen es dem Uebersetzer oft nahe bei dem Nachschaffen einer dichterischen Wendung in seiner Sprache, wenn nicht dasselbe Bild, so doch ein ähnliches zu finden; hierbei jedoch droht ihm immer die gefährliche Klippe, daß sein Vergleich allgemeiner, blasser, abstrakter ausfalle und die sinnliche Fülle und Lebhaftigkeit des Originals nicht erreiche. Denn vom Einzelnen zum Allgemeinen überzugehen; statt: „verderblich ist des Tigers Zahn" zu sagen: „die Natur bedroht uns mit Gefahren": ist eine kinderleichte logische Folgerung; dagegen das neue Einzelne, das solcher symbolischer Deutung fähig ist, herauszugreifen, ist eine That, ist einer Schöpfung aus dem Nichts zu vergleichen. Und

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?

wenn es der Dichter nicht kann.

Darum also, weil die Dichtung vor unser Auge als eine Reihe von Bildern hintritt, uns Raumanschauungen vermittelt, muß der Uebersetzer in der Ueberwindung des genetischen Sprachelements selbst wirklicher Dichter sein. Hier liegt die Erhabenheit seiner Aufgabe, aber auch die Stelle, wo er sterblich ist.

Indessen die Werke der Sprache haben noch eine andere Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Litterärische Streiflichter.

Es wird für den deutschen Historiker immer eine lockende Aufgabe sein seinem Volke den zweitausendjährigen Entwickelungsgang seiner Geschichte vorzuführen, den Zusammenhang zwischen dem Einst und Jetzt nachzuweisen und klarzulegen, wie das heute Bestehende das Resultat der Arbeit und der Kämpfe von Jahrhunderten ist. Neben der streng wissenschaftlichen Forschung, die sich die schärfere und genauere Erkenntniß des Einzelnen zur Aufgabe stellt, wird sich daher stets das Bedürfniß geltend machen, die Ergebnisse der ununterbrochen fortschreitenden gelehrten Arbeit zu einem Gesammtbilde für den großen Kreis der Gebildeten zusammenzufassen. Seitdem die politische Entwickelung Deutschlands im Jahre 1871 für absehbare Zeiten ihren Abschluß gefunden hat, ist für eine deutsche Geschichte der rechte End- und Schlußpunkt gegeben. Ueber die Schwierigkeiten, welche sich der Lösung der Aufgabe eine auf wissenschaftlichem Grunde ruhende, wahrhaft volksthümliche Geschichte der deutschen Nation zu liefern, entgegenstellen, haben wir uns schon früher einmal ausgesprochen. An mannichfachen Versuchen dazu hat es seit 25 Jahren nicht gefehlt und immer von Neuem haben es Berufene und noch mehr Unberufene unternommen, in umfangreichen Werken oder in gedrängter Fassung dem deutschen Volke seine Geschichte zu erzählen und ihm das Spiegelbild seiner Vergangenheit zum Verständniß der Gegenwart und zur Lehre und Warnung für die Zukunft vorzuhalten. Ein neuer Versuch dieser Art liegt in dem Buch von Otto Kaemel vor: Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Lehrer, dessen erster, unlängst erschienener Band*) das Mittelalter umfaßt. Schon aus dem Titel des Buches erhellt, daß der Verfasser nicht eine ausführliche Geschichtsdarstellung beabsichtigt, sondern nur die wesentlichen Momente des historischen Entwickelungsganges des deutschen Volkes hervorheben und darlegen will. Seine Vertrautheit mit dem Stoffe hat O. Kaemel schon durch eine früher von ihm veröffentlichte deutsche Geschichte bekundet, man konnte daher dem neuen Unternehmen mit günstiger Erwartung entgegensehen. Und in der That ist es eine verdienstliche und anerkennenswerthe Arbeit, die uns hier geboten wird. Wenn auch nach der begrenzten Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, nicht alles gleichmäßig behandelt wird, so ist es doch eine deutsche Geschichte in gedrängter Form, was wir erhalten. Es ist dem Verfasser gelungen eine reiche Fülle von Stoff in einem kleinen

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 50 Pf.

Bande von mäßigem Umfang zusammenzufassen und übersichtlich zu gruppiren. Auch die Periodeneintheilung ist zweckmäßig. Daß die ältesten Zeiten kürzer, die Epochen seit Karl dem Großen eingehender behandelt werden, damit wird man ebenso übereinstimmen, wie mit dem Verfahren des Verfassers, in der Glanzzeit des Kaiserthums die großen Gestalten der Herrscher in den Vordergrund treten zu lassen, während die Kaiser der landesfürstlich-städtischen Zeit hinter der Schilderung der ständischen Kämpfe, der Städtebündnisse, der Hansa, der kirchlichen und Reichsreformversuche zurücktreten. Wir freuen uns, daß O. Kaemel zu denen steht, welche die Völker durch die großen Ideen und die großen Persönlichkeiten bestimmt sehen und nicht der jetzt auch in die Geschichte eindringenden materialistischen Auffassung huldigt. Seine kurzen Charakteristiken der älteren Herrscher, besonders Karl's des Großen, Otto's des Großen, Friedrich's I. des Rothbarts und Friedrich's II. sind fast immer treffend und die wesentlichen Züge der Persönlichkeiten hervorhebend; bei den späteren vermißt man sie mehrfach und diese erscheinen überhaupt etwas schattenhaft, sie haben allerdings auch auf den Gang der Ereignisse wenig Einfluß ausgeübt; aber die so eigenthümliche Persönlichkeit Kaiser Sigismunds hätte doch, wenn auch nur in kurzen Strichen charakterisirt werden sollen. Kaemels Darstellung bietet überall die Resultate der neueren Forschungen, sein Buch ist daher sehr geeignet viele altüberlieferte Angaben und Ansichten, die sich durch die populären Hand- und Lehrbücher der Geschichte fortschleppen und deßhalb in gebildeten Laienkreisen weit verbreitet sind, zu berichtigen und zu beseitigen. Kleine Irrthümer sind bei der Bewältigung eines so gewaltigen Stoffes unvermeidlich, aber durchweg kann der Leser auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit des ihm hier Gebotenen auch im Einzelnen vertrauen. Als besonders werthvoll sind die bei aller Kürze sehr inhaltreichen kulturgeschichtlichen Abschnitte hervorzuheben. Wunder genommen hat es uns nur, daß der Verfasser weder der Vehme noch der Erfindung der Buchdruckerkunst Erwähnung thut; die letztere hätte in dem Schlußabschnitt durchaus nicht fehlen dürfen. Auch die Ausführungen über die Verfassungsverhältnisse der verschiedenen Zeitepochen bieten bei aller Kürze das Nothwendige und zum Verständniß Erforderliche. Besonders anzuerkennen ist es, daß O. Kaemel die großartige Kolonisationsthätigkeit der Deutschen im Nordosten eingehend berücksichtigt und die unvergänglichen Verdienste des deutschen Ordens in dieser Beziehung nach Gebühr würdigt. Mit Recht nennt er Bischof Albert, dem er nur irrig den Geschlechtsnamen von Apeldern beilegt, einen der größten Kolonisatoren germanischen Stammes. Sehr befriedigt hat uns auch die Darstellung der Hansa, ihrer glänzenden Machtstellung,

sowie des dominirenden deutschen Einflusses auf den skandinavischen Norden. Manches wünschte man wohl etwas eingehender behandelt zu sehen, so den Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., den Streit Ludwig's des Baiern mit den Päpsten, den Niedergang des deutschen Ordens. Bei der Erwähnung Walther von Plettenbergs spricht, beiläufig bemerkt, Kaemel, der alten falschen Tradition folgend noch von der Schlacht bei Marholm. Doch mag man dies und jenes vermissen, mag hier und da Einzelnes der Berichtigung bedürfen, als Ganzes betrachtet ist O. Kaemel's Buch eine erfreuliche Erscheinung und wird den vom Verfasser erstrebten Zweck, den Werdegang des deutschen Volkes gebildeten Lesern verständlich zu machen, nicht verfehlen. Eine elementare Kenntniß der deutschen Geschichte muß man zu seiner Lektüre allerdings schon mitbringen, dann aber wird man daraus auch gründliche Belehrung schöpfen und mannigfache Anregung empfangen. Wir können diese deutsche Geschichte unseren Lesern nur angelegentlich empfehlen; möge der zweite Band, der einen viel kürzeren Zeitraum, aber eine außerordentliche Fülle von Stoff zu behandeln haben wird, nicht lange auf sich warten lassen!

Die von Dr. Anton Bettelheim unter dem Titel „Geisteshelden" herausgegebene Sammlung von Biographien schreitet rüstig fort. Die zwei neuesten Bände enthalten die Lebensschilderungen zweier sehr verschiedener Männer. Eduard Grisebach's Schopenhauer*) giebt eine Lebensdarstellung des berühmten Frankfurter Philosophen, die auf sorgfältiger Benutzung des gesammten vorhandenen Materials beruht. Wer nicht Zeit oder Neigung hat die umfangreiche Biographie Schopenhauer's von W. Gwinner durchzuarbeiten, dem bietet Grisebach's Buch völlig ausreichende Belehrung, es hat vor seinem Vorgänger noch den Vorzug, daß es manche neue, bisher unbekannte Mittheilung bringt. So wird z. B. das sehr unerquickliche Verhältniß des Philosophen zu seiner Mutter, der einst viel gelesenen und wohlbekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, an dem beide wohl den gleichen Antheil von Schuld tragen, von Grisebach in noch schärferes Licht gestellt, als bisher. Schopenhauer's Leben ist durch keine besonderen Wechselfälle und ungewöhnliche Ereignisse ausgezeichnet; seine geistige Entwickelung, die Herausbildung seines eigenthümlichen philosophischen Systems, der Gegensatz in den er dadurch zu allen gleichzeitigen Denkern trat, das Erscheinen seiner einzelnen Werke und die Aufnahme, welche sie fanden, die langjährige Nichtbeachtung, die er erfuhr, endlich die steigende Anerkennung, welche seiner Philosophie in den letzten zehn Jahren seines Lebens zu Theil wurde und eine begeisterte Jüngerschaar

*) Berlin, Ernst Hofmann u. Ko. 4 M. 80 Pf.

um ihn sammelte — das ist neben den Aeußerlichkeiten seines Lebens der Inhalt der Biographie. Grisebach hat sich absichtlich jedes Eingehens auf den Inhalt der Werke des Philosophen mit Berufung auf einen Ausspruch desselben enthalten. Nun liegt aber doch die eigentliche Lebenswirksamkeit wie eines Dichters in seinen Gedichten, so noch mehr die eines Philosophen in seinem Systeme und in seinen Werken; von deren Inhalt absehen und nur das äußere Leben eines großen Denkers darstellen, erscheint uns ebenso wenig richtig und zweckentsprechend, als wenn jemand das Leben eines hervorragenden Kriegshelden schriebe und dabei der Schlachten und Kämpfe, an welchen derselbe entscheidenden Antheil genommen oder die er geleitet, nur kurze Erwähnung thäte. Wir bedauern diese Zurückhaltung Grisebach's um so mehr, als er durch seine vortreffliche Ausgabe der Werke Schopenhauer's sich als einen der genauesten Kenner von dessen Philosophie erwiesen hat. Wie einst die Hegelianer auf jedes Wort ihres Meisters schworen, so und womöglich noch mehr sind die Jünger Schopenhauer's unbedingte Anhänger ihres Meisters und gestatten nicht die geringste Einwendung gegen dessen Lehre und dulden nicht den kleinsten Tadel gegen dessen Person und Lebensführung. In diesem Geiste absolut verehrender Jüngerschaft hat Grisebach das Leben Schopenhauer's geschrieben; die vollkommene Zuverlässigkeit des Thatsächlichen wird dadurch bei einem so gewissenhaften Berichterstatter, wie unser Verfasser es ist, selbstverständlich nicht alterirt, aber in der Beurtheilung der einzelnen Handlungen und des Charakters des Philosophen wird der nicht auf Schopenhauer eingeschworene Leser oft ganz anderer Ansicht sein als der Autor. Unangenehm fällt auch in Grisebach's Darstellung die absolute Gleichgiltigkeit auf, mit der Schopenhauer sowohl in seiner Jugend der großen nationalen Erhebung von 1813 gegenüberstand wie die Abneigung, die er im Alter gegen den nationalen Einigungsversuch von 1848, sowie gegen alle patriotischen Bestrebungen bewies. Freilich er verachtete die Deutschen und dennoch erwartete er mit Zuversicht von diesem seinem verachteten Volke die endliche Anerkennung seiner Philosophie, ein seltsamer Widerspruch bei einem sonst so scharfsinnigen Denker. Ein nationaler Philosoph kann und wird Schopenhauer schon darum, ganz abgesehen von dem Charakter seines Systems, nie werden. Er erklärte sich als Anhänger Buddha's und doch hat kaum jemals Jemand so wenig die Lehren Buddha's praktisch bethätigt wie er. Dieser Widerspruch zwischen Lehre und Leben wird immer abstoßend wirken, was auch Grisebach zu seiner Entschuldigung anführen mag. Schopenhauer's Persönlichkeit hat überhaupt wenig sympathische Züge, neben der hohen geistigen Begabung tritt die Gemüthsseite bei ihm völlig zurück, verehrt hat er eigentlich nur seinen Vater

und Goethe, eigentlich geliebt wohl Niemanden. Sein rücksichtsloser Egoismus, sein auf's Höchste gespanntes Selbstbewußtsein, die Erbitterung über die langdauernde Nichtanerkennung seiner Leistungen haben ihn allmählich völlig isolirt und zu dem einsamen Sonderling der späteren Jahre gemacht. Seine Philosophie wird als System immer nur einen kleinen Kreis von Anhängern vereinigen und wir können durchaus nicht wünschen, daß das anders würde. Aber auch wer, wie wir, entschiedener Gegner seiner philosophischen Grundanschauungen ist, wird doch dem originellen Denker und geistreichen Schriftsteller volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als solcher hat er auch auf weitere Kreise großen Einfluß gewonnen und seine Parerga und Paralipomena, nicht sein Hauptwerk, haben, charakteristisch genug, die weiteste Verbreitung gefunden. Mag man auch an den maßlosen Ausfällen gegen die Philosophieprofessoren und Männer wie Hegel und Andere und noch weniger an den rohen Aeußerungen über Bibel und Christenthum darin Gefallen finden, dieses Buch ist doch eine wahre Fundgrube geistreicher, scharfsinniger, feiner Beobachtungen und Gedanken. Auch in dem Hauptwerk Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" findet der, die Grundanschauung durchaus nicht Theilende Kapitel voll echten Tiefsinns und reicher Gedankenfülle in vollendeter Form. Und diesen Vorzug wird Niemand Schopenhauer bestreiten: er ist ein Stilist ersten Ranges. Für Diejenigen, welche Schopenhauer's Leben und Anschauungen genauer kennen lernen und über die Entstehung seiner Werke sich näher unterrichten wollen, wird Grisebach's Buch mit der oben gemachten Einschränkung ein zweckmäßiger und zuverlässiger Führer sein. Während Grisebach das Leben eines einsamen Denkers darstellt, schildert uns Paul Reichard in Stanley*) den Mann der That. Der Entdecker des Kongolaufes und des westlichen Nilsees, der Mann, welcher Livingstone auffand und der geistige Vater des Kongostaates ist, wird unter den großen Entdeckern dieses Jahrhunderts immer eine hervorragende Stelle einnehmen. Stanley selbst hat seine Entdeckungsfahrten in vier großen Werken beschrieben und auch von Anderen ist vieles über ihn und seine Reisen veröffentlicht worden, er ist einerseits in den Himmel erhoben und andererseits Gegenstand der heftigsten Angriffe geworden. Da ist es denn mit Dank zu begrüßen, daß in dem vorliegenden Buche auf Grund seiner Berichte und mit Benutzung der sonstigen Litteratur von kundiger Hand ein Bild von Stanley's Leben und Entdeckerthätigkeit geboten wird. P. Reichard giebt in gedrängter Form eine vollkommen befriedigende Uebersicht über das von Stanley Geleistete, sowie über seine Lebensentwickelung und

*) Berlin, Ernst Hofmann u. Ko. 2 M. 40 Pf.

Persönlichkeit; er verfährt dabei mit großer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, indem er ebenso bereitwillig des Entdeckers große Verdienste und hervorragende Eigenschaften anerkennt, so seine gewaltige Thatkraft, seinen kühnen Muth, seine unerschütterliche Festigkeit, wie er andererseits auch die großen Schattenseiten seines Charakters nicht verschweigt. Dahin gehören sein schrankenloser Ehrgeiz, sein kalter brutaler Egoismus, seine Launenhaftigkeit, seine große Neigung zur Reklame und Selbstverherrlichung, endlich seine wissenschaftliche Unbildung, die er durch eine zur Schau getragene Verachtung aller Wissenschaft zu verdecken sucht, endlich seine Abneigung, die Verdienste anderer Entdecker, wie z. B. Emin Pascha's anzuerkennen. Daß Stanley, trotz aller dieser ungünstigen Eigenschaften so Großes vollbracht und die fast uneingeschränkte Bewunderung der Engländer und Nordamerikaner und sogar anderer Völker sich errungen hat, zeigt wieder einmal, was die unerschütterliche Willenskraft eines Mannes vermag und wie nichts mehr die staunende Anerkennung der Menschen erzwingt als große Thaten; wer solche vollbringt, dem wird Alles vergeben. Ohne Frage ist in Stanley's Charakter etwas Napoleonisches, im Guten wie im Schlimmen. Besonderes Interesse erregt das erste Kapitel in Reichard's Buche über Stanley's Abstammung und Vorleben und sehr befriedigend trotz aller Kürze ist der Abschnitt über die Erforschung Afrikas seit 1788 bis zu Stanley's Auftreten. P. Reichard's Buch, das sich auch durch angenehme Darstellung auszeichnet, wird Allen, die sich für die Erforschung Afrikas in der Gegenwart interessiren und doch nicht in der Lage sind die großen kostspieligen Reisewerke selbst durchzustudiren, eine anziehende und belehrende Lektüre gewähren.

Einen neuen Beitrag zur unerschöpflichen Goethe-Litteratur bringt das Büchlein: Goethe's Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821, herausgegeben von Rudolf Jung,*) dem zwei Lichtdrucktafeln, Antonie Brentano und das von Goethe für die St. Rochus-Kapelle am Rhein gestiftete Altarbild darstellend, beigegeben sind. Was uns hier geboten wird, ist fast von größerer Bedeutung für die genauere Kenntniß der in der deutschen Litteratur eine so bedeutende Rolle spielende Familie Brentano als für Goethe selbst. Die feingebildete Wienerin Antonie Brentano, geb. von Bakenstock ist eine sehr anziehende Erscheinung, von der man wohl begreift, daß sie Goethe's lebhaftes Interesse erregte und ihn zu häufigem Verkehr in ihres Gatten Franz, des reichen Frankfurter Kaufherrn, Hause und zum Briefwechsel mit ihr veranlaßte. Goethe's Briefe sind meist bloß kurze Billete, Danksagungen, Entschuldigungen, Ankündigungen von Sendungen und

*) Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 2 M. 40. Pf.

Besuchen enthaltend, nur wenige wie der vom 28. Dezember 1814, vom 18. Juli 1815 und ganz besonders der vom 16. Januar 1818 sind von tieferem Inhalt und größerem Werthe. Auf Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt fällt aus diesem Briefwechsel manches neue Licht. Sehr anziehend nach Form und Inhalt sind dagegen die Briefe von Frau Antonie Brentano, man bedauert nur, daß sich ihrer nicht mehr erhalten haben. Wenige Frauen jener Zeit haben wohl so verständnißvoll wie sie Goethe's Wesen und Persönlichkeit erfaßt. Ein weiterer Beweis für die geistige Bedeutung und edle Seele Antonie Brentano's ist ihr freundschaftlicher Verkehr und Briefwechsel mit dem großen Freiherrn Karl vom Stein. Von nicht geringem Interesse ist, was uns hier über Stein's Pläne Goethe nach Frankfurt zu ziehen und seine Hochschätzung des Dichters mitgetheilt wird, ebenso Goethe's verehrungsvolle Aeußerungen über Stein, von denen wir die bezeichnendste aus dem Brief von 1818 hier anzuführen uns nicht versagen können: „er ist ein Stern, den ich bei meinem Leben nicht möchte hinabgehen sehn". Er hat das bekanntlich doch erlebt. Auch aus dem von Goethe Frau Antonie gewidmeten Stammbuch werden uns mehrere Mittheilungen gemacht. Daß aber auch die schönsten und besten Empfindungen im Laufe der Jahre erlöschen, die theuersten Erinnerungen verblassen und auch das innere Leben nur zu oft der Macht der Vergänglichkeit unterliegt, dafür liefert Frau Antonie Brentano einen wehmuthserweckenden Beweis. Als achtzigjährige Greisin — sie überlebte alle ihre näheren Anverwandten — hat sie häufig von ihrem vergangenen Leben erzählt und ein jüngerer Freund hat das von ihr Vernommene sogleich niedergeschrieben. Da war ihr von Goethe nichts weiter in der Erinnerung zurückgeblieben, als daß er sehr wortkarg und vornehm gewesen, sich sehr herrisch benommen und fürchterlich viel Wein getrunken habe! So ganz war ihr der ideale Schimmer, der auf ihrem Verkehr mit dem großen Dichter geruht, verschwunden und was einst die Freude und das Glück ihres Lebens gewesen, war ihr fast zum Zerrbilde geworden. Es bleibt doch das Traurigste für den Menschen sich selbst zu überleben. Der Herausgeber hat das Büchlein mit einer vortrefflich orientirenden Einleitung und die Briefe mit äußerst sorgsamen, alles in ihnen der Erklärung Bedürfende auf's Gründlichste erläuternden Anmerkungen versehen und eine sehr dankenswerthe Stammtafel der Familie Brentano hinzugefügt, die manche weitverbreitete falsche Angaben berichtigt. Jung's Veröffentlichung erweitert unsere Kenntniß von Goethe's Freundeskreise, läßt manches bemerkenswerthe Streiflicht auf des Dichters Persönlichkeit fallen und ist ein nicht zu übersehender Beitrag zur Litteraturgeschichte.

Eine historische Darstellung der geistigen Strömungen und litterärischen Produktionen der Gegenwart hat Eugen Wolff

unternommen in seiner Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart.*) Geschichte und Gegenwart sind eigentlich einander ausschließende Begriffe, denn nur das, was abgeschlossen hinter uns liegt, wenn auch seine Wirkungen noch fortdauern, läßt eine wirklich geschichtliche Auffassung und Beurtheilung zu; was dagegen noch in fortdauernder Bewegung sich befindet, fortwährender Veränderung und immer neuem Wechsel unterliegt, das gestattet keine wahrhaft historische Betrachtung und Würdigung. Es ist das natürlich, denn wer mitten in den Dingen steht, vermag sie nicht zu überschauen. Das gilt ebenso von der politischen wie von der Litteraturgeschichte. Wer es dennoch unternimmt die Geschichte der Gegenwart zu schreiben, der wird, wenn er es nicht auf eine rein äußerliche Zusammenstellung abgesehen hat, auch bei dem größten Streben nach Unparteilichkeit und Selbständigkeit sich von dem Einfluß der Zeitanschauungen und Zeitströmungen niemals ganz freizuhalten vermögen. Auch Eugen Wolff ist diesem Schicksal nicht entgangen. Außerdem dehnt er unseres Erachtens den Begriff der Gegenwart allzuweit aus. Die Gegenwart kann für die jetzt lebende Generation der Deutschen nur bis 1871 zurückdatirt werden; alles Frühere gehört der Vergangenheit an. Dichter und Schriftsteller, die aus der vergangenen Zeit in die Gegenwart hineinreichen, können für eine Litteraturgeschichte der Gegenwart doch nur so weit in Betracht kommen, als sie seit 1871 Hervorragendes geschaffen oder eine neue Richtung eingeschlagen haben, darum gehört Fritz Reuter nicht in sie hinein, wohl aber Fontane. E. Wolff behandelt nun jedoch vielfach in seinem Buche Dichter aus den sechziger, ja aus den fünfziger Jahren, verfährt aber dabei nicht konsequent, indem er einige ausführlich bespricht, andere nur kurz erwähnt, jenes erfährt z. B. Geibel, der doch nicht voll gewürdigt wird, dieses Mörike; auch Klaus Groth, für dessen Dichtungen der Verfasser eine ganz begründete Vorliebe hat, gehört doch nicht der Gegenwart an, sondern der früheren Zeit. Wolff behandelt seinen Stoff in der Art, daß er den modernen Zeitinteressen entsprechend zuerst das Drama und Theater darstellt, dann auf den Roman und die Novelle übergeht und zuletzt Lyrik und Didaktik bespricht, denen der herrschende Zeitgeschmack am wenigsten Theilnahme entgegenbringt. Eine eigentlich historische Behandlung des Gegenstandes müßte wohl in anderer Weise verfahren, indem sie zunächst die herrschenden litterärischen Strömungen und geistigen Wandlungen, sowie die auswärtigen Einflüsse auf die deutsche Litteratur im Zusammenhange dargelegt und dann erst auf die einzelnen Gebiete der poetischen Produktion eingegangen wäre. Doch betrachten wir in aller Kürze, wie der

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 5 M.

Verfasser auf dem von ihm eingeschlagenen Wege der Aufgabe gerecht wird. Der erste Theil ist wie der umfangreichste, so auch dem Inhalt nach der bedeutendste des Buches. Nachdem der Verfasser einen Rückblick auf das klassische und nachklassische Drama vorausgeschickt, wie er das auch bei den anderen Abtheilungen thut, bespricht er eingehend und belehrend die nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppirten modernen Dramatiker und ihre Werke. Mit seinen Urtheilen und seiner Auffassung können wir freilich oft nicht übereinstimmen; so stellt er z. B. Wildenbruch viel zu hoch und seine, wenn auch nicht uneingeschränkte Bewunderung von Ibsen läßt auch ihn im Banne dieses norwegischen Dramatikers stehend erscheinen, dessen Dramen immer mehr reine Produkte rechnender Reflexion und dessen Personen rein schematische Figuren geworden sind. Ibsen und Zola, so verschieden ihr Charakter auch ist, sind die größten Verderber der deutschen Litteratur und des deutschen Geschmacks und es ist eine Schande, daß die Deutschen, nachdem sie soeben im Kriege die größten Thaten vollbracht, sich litterärisch in eine so jämmerliche Abhängigkeit vom Auslande begeben haben, wie sie nur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestanden hat. Ueber Zola urtheilt übrigens Wolff ganz richtig und verkennt den materialistischen Charakter seiner Romane durchaus nicht. Sudermann's dramatische Produkte charakterisirt der Verfasser sehr treffend und weist ihre innere Hohlheit und Unwahrheit nach. In der Beurtheilung der Vertreter des sozialen Dramas, die insgesammt dem modernsten Naturalismus huldigen, zeigt sich die eigentliche Schwäche von E. Wolff's Stellung gegenüber der Litteratur der Gegenwart. Er neigt selbst viel zu sehr zur Anerkennung der prinzipiellen Berechtigung des gegenwärtig herrschenden Realismus und erkennt in ihm in gewisser Beziehung einen bedeutsamen Fortschritt und doch hat er zu viel Geschmack und gesundes Urtheil, um an seinen extremen Erscheinungen und brutalen Aeußerungen nicht Anstoß zu nehmen. Dadurch kommt ein gewisses Schwanken und eine merkliche Unentschiedenheit in seine Beurtheilung, die sich nicht nur hier, sondern auch in den anderen Abschnitten des Buches dem Leser fühlbar macht. So spricht er sich z. B. bei der Behandlung der Lyrik gegen den Grundzug dieser modernen Pseudopoeten aus, lobt dann aber auch wieder im Einzelnen Vieles. In Wahrheit aber handelt es sich hier, vor Allem in der Lyrik, einfach um den Gegensatz von Poesie und Unpoesie. Der Verfasser bringt mit Recht die modernen realistischen Poeten mit den Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts und dem jungen Deutschland der dreißiger Jahre in Zusammenhang. Aber bei jenen war die Schrankenlosigkeit und der Drang nach Naturwahrheit Ausbruch überschäumenden Kraftgefühls, während der brutale Realismus der Modernen nur

krampfhafte Aeußerung poetischer Impotenz und hinter himmelstürmenden Phrasen sich verbergende dichterische Schwäche ist. Mehr innere Verwandtschaft haben diese „jüngstdeutschen" Autoren mit den Schriftstellern des jungen Deutschlands und ihr Realismus mit der von diesen proklamirten Emanzipation des Fleisches. Aber wie jene doch zuletzt wirkungslos vorübergegangen sind, so wird es sicherlich auch mit diesen der Fall sein. Wolff's Anerkennung für den modernen Realismus erklärt sich aus seiner Abneigung gegen den reinen Idealismus in der Poesie; daher wird er auch den, Schiller's Spuren folgenden Dramatikern wie Geibel und Paul Heyse nicht gerecht und verurtheilt Dichter wie A. Lindner und Nissel auf's Rücksichtsloseste. Im Uebrigen giebt der Verfasser eine gute kritische Uebersicht über die Werke Gerhart Hauptmanns, des einzigen wirklichen Talents unter den naturalistischen Dramatikern, von dem man bedauern muß, daß er so falsche Wege geht. Bei der Besprechung der modernen Romane werden Freytag's „Ahnen" mit ungerechtfertigter Kürze behandelt, während sie doch als Vorbild des modernen historischen Romans und, wenigstens der erste und zweite Band, auch durch inneren Werth eingehende Berücksichtigung verdienten. Auch Spielhagen, der durch sein hervorragendes Darstellungstalent und ausgezeichnete Technik eine bedeutende Stellung unter den Romandichtern einnimmt, mag man auch über den Inhalt und Charakter seiner Werke noch so ungünstig urtheilen, wird recht kurz abgethan. Ausführlich wird dagegen G. Keller besprochen, in Bezug auf den Wolff ganz die herrschende Ueberschätzung theilt, er findet selbst in den im „Sinngedicht" vereinigten platten Erzählungen echte Herzenstöne und bewundert den „Martin Salander", dem wir gar keinen Geschmack abgewinnen können. Reiche Anerkennung findet auch Fontane mit seinen realistischen Novellen und Romanen, selbst ein so widerwärtig abstoßendes Produkt wie „L'Adultera" wird gelobt. Ganz unbegreiflich ist uns aber des Verfassers Vorliebe für Fritz Mauthner, dessen satirische Romane und sogar Parodien er eingehend würdigt, während dieser Autor doch nur eine höchst untergeordnete Stellung in der Litteratur beanspruchen darf. Dagegen werden Ebers und Dahn scharf und treffend abgefertigt. Viel zu ernst und bedeutend wird vom Verfasser weiter die realistische Novellistik genommen und demgemäß behandelt. Befremdlicher Weise wird bei den modernen Epikern R. Hamerling's, der darauf doch vollen Anspruch hat, garnicht gedacht und später bei der Lyrik seiner hierher gehörigen Dichtungen nur kurz erwähnt. Auch Ed. Grisebach hätte hier nicht übergangen werden dürfen, dessen „neuer Tannhäuser" so weite Verbreitung gefunden hat, wie ungünstig man auch vom moralischen Werth dieses Poems denken mag. In dem die Lyrik behandelnden Theil werden

unseres Erachtens viel zu viel ältere Dichter berücksichtigt, so z. B. Gerok, während andere, die darauf ebenso viel und noch mehr Anspruch hätten, wie Lingg, nur kurze Erwähnung finden. Wie schon bemerkt, widmet der Verfasser den „gründeutschen" Lyrikern eine viel zu günstige Beurtheilung. Daß unter den Didaktikern Bodenstedt scharf und herbe abgefertigt wird, damit sind wir ganz einverstanden. Mit einer Erörterung der Mängel und Schäden der modernen Kritik und einem Ausblick in die Zukunft schließt der Verfasser seine Darstellung. Kann Wolff's Buch auch nicht als eine wirkliche Geschichte der Litteratur der Gegenwart angesehen werden, so gewährt es doch eine gute Uebersicht über sie; befriedigt sein Standpunkt auch nicht und muß man seinen Ansichten und Urtheilen auch oft widersprechen, so enthält es doch viele gute Gedanken und treffende Bemerkungen und zeugt von genauer Kenntniß des Stoffes. Wer daher Wolff's Werk mit Kritik und selbständigem Urtheil liest und benutzt, dem wird es gute Dienste leisten.

Eine ganz eigenartige Erscheinung ist ein Büchlein, welches unter dem Titel Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker*) unlängst an's Licht getreten ist. Wir nahmen es etwas zweifelnd in die Hand, aber schon die ersten Seiten erregten unser lebhaftes Interesse und je weiter wir lasen, um so mehr fühlten wir uns angezogen und gefesselt und mit tiefer Befriedigung beendigten wir die Lektüre. Das ist doch einmal ein Buch, an dem man wahre Freude hat; seit der Schrift „Rembrandt als Erzieher" haben wir nichts gelesen, was uns so angeregt, erfrischt und gestärkt hätte, wie diese ästhetisch-politischen Briefe. Es war uns eine wahre Genugthuung, lange gehegte Anschauungen und im Laufe der Jahre begründete Ueberzeugungen von einem Unbekannten in selbständig origineller Gedankenformulirung ausgesprochen zu sehen. Der Verfasser ist ein Mann, der den tiefsten Grund aller Schäden des modernen Lebens, der Entartung und der Verderbniß in der Litteratur, Kunst und Politik erfaßt hat und in voller Klarheit bloßlegt; er ist nicht an der Oberfläche der Erscheinungen stehen geblieben, sondern ist in die Tiefe hinabgestiegen und hat die Wurzeln der gegenwärtigen Zustände erschaut. Was aber ist der Urquell aller Mißstände auf politischem und litterärisch-künstlerischem Gebiet, der Erschlaffung und des Abfalls des deutschen Geistes von sich selbst? Das Uebergewicht des Intellekts über Gemüth und Phantasie, die einseitige Kultur des Kopfes, die Herrschaft des Begriffes statt des Wesens, der Wissenschaft statt der Weisheit, antwortet der Verfasser. Aehnliches ist auch wohl schon vor ihm gefühlt und gesagt worden, aber er führt den

*) Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 2 M.

Nachweis für die Richtigkeit seiner Grundgedanken in wahrhaft originaler Weise. Seine Gedanken sind tief und von packender Kraft, sie erscheinen so einfach und klar, daß man sich oft wundert, — ein sicheres Zeichen ihrer einleuchtenden Wahrheit, — sie nicht selbst schon gehabt zu haben. So sind gleich seine Ausführungen, wie die von der Demokratie proklamirten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit sich innerlich widersprechen und aufheben, ebenso überraschend als überzeugend. Nützlichkeit ist die Devise des modernen Menschen, eine allgemeine Nivellirung die Wirkung des herrschenden Rationalismus, Gemüthsleere und oder Pessimismus das Endresultat der herrschenden Verstandeskultur. Die Menschtn von heute haben Kenntnisse mannigfacher Art, aber nicht Bildung, nicht Charakter, nicht Natur. Ganz vortrefflich legt der Verfasser dar, wie die Sozialdemokratie auf politischem und der Naturalismus auf litterärisch-künstlerischem Gebiete Schößlinge einer Wurzel sind, er ist daher der entschiedenste Feind beider, überhaupt ein Gegner des Sozialismus in jeder Form; darin geht er vielleicht etwas zu weit. An der modernen realistischen Kunst übt der Aesthetiker vernichtende Kritik, sie sei ganz undeutsch, weil sie den Idealismus verleugne, der einzig deutscher Art entspricht, er charakterisirt sie als Verstandeskunst des Pessimismus; der Pessimismus aber begleitet immer den Niedergang der Völker. Die Wissenschaft, die Schule, die Kunst, die Volksvertretung, sie arbeiten gemeinsam daran den deutschen Geist zu lähmen und sich selbst zu entfremden. Nichts ist verkehrter als durch den Intellekt patriotische Gefühle und Gesinnungen erwecken zu wollen. Entfremdung von der Natur und Naivität sind die Ursachen des geistigen Niederganges, Umkehr ist daher gegenwärtig der wahre Fortschritt. Rückkehr zur Natur muß darum die Losung sein und die Aufgabe ist, das Wissen in echte, wahre Bildung zu verwandeln, bei der nicht Kenntnisse, sondern Willen und Gemüth das Wesentliche sind, das ist wiedergewonnene Naivität. Der jetzt überall in der Wissenschaft herrschende Scharfsinn muß sich wieder in Weitsinn verwandeln. Dazu aber ist erforderlich, daß Idealismus und Optimismus wieder die herrschenden Lebensmächte werden und daß die jetzige Verödung des Lebens, welche die Folge der Herrschaft des Begriffs und Verstandes ist, wieder der Durchgeistigung des Daseins Platz macht, dann wird auch die Rückkehr zur Religion eintreten, die in der Menschennatur liegt. Die Reformen, durch welche die rein intellektuelle Bildung, der Krebsschaden der jetzigen Zeit, bekämpft und überwunden und die Gesundung des deutschen Geisteslebens herbeigeführt werden soll, hat der Verfasser nur kurz skizzirt. Seine Hauptforderung ist die absolute Scheidung der geistigen von den materiellen Interessen. Er weist dann weiter darauf hin, was von Seiten der Schule für die Hinwendung zur Natur

geschehen könne, er hebt die große Wichtigkeit des Formalen, der äußeren Erscheinungsform, für das Leben nachdrücklich hervor und verlangt vor Allem Unterstellung der Theater unter die Verwaltung des Staates. Das sind in Kürze die Grundgedanken des Verfassers, die er in einer Reihe von Kapiteln — Briefe kann man sie kaum nennen — darlegt und in scharfsinnigen, geistreichen Ausführungen begründet; dabei trifft man überall auf tiefe, feine, originale Bemerkungen und Gedanken. Der Verfasser steht fest und geisteskräftig zu der heute so verlassenen Fahne des Idealismus; „Das Ideale ist das Reale" ist sein ebenso kühner als wahrer Ausspruch. Solche Stimmen wie die seinige in dieser Zeit der Verblendung und Verdunkelung des deutschen Geistes zu vernehmen giebt Trost und Hoffnung für die Zukunft, sie sind die Vorboten einer neuen Morgenröthe. Wir sprechen dem unbekannten Verfasser unseren herzlichen Dank aus für seine geist- und kraftvolle Schrift. Schade, daß die Darstellung darin oft recht schwerfällig ist und die häufig nur andeutende Ausdrucksweise den Gedanken manchmal etwas dunkel läßt. Die Schrift will eben studirt, nicht bloß rasch gelesen oder gar durchblättert sein. Sie verdient das aber auch, denn dies kleine Buch wiegt nach seinem reichen Inhalt viele dicke Bände auf. So seien denn diese „ästhetisch-politischen Briefe" allen Lesern, die Sinn und Verständniß für die idealen Güter des Lebens haben, auf das Wärmste und Eindringlichste empfohlen.

Echte Natur und ursprüngliches, naives Leben führen uns die Erzählungen aus dem Schwarzwalde vor, welche Heinrich Hansjakob unter dem Titel Bauernblut*) veröffentlicht hat. Wir haben den Verfasser, der katholischer Pfarrer in Freiburg im Breisgau ist, schon aus der frischen und humorvollen Schilderung seines Jugendlebens kennen gelernt. Die in dem oben bezeichneten Buche vereinigten fünf Erzählungen sind halb novellistisch gehaltene Schilderungen aus dem Bauernleben, die alle an persönliche Erinnerungen des Verfassers anknüpfen. Es sind kernige Gestalten, prächtige Charakterfiguren, originelle Persönlichkeiten, die der Verfasser zeichnet, echte Bauern, auch wo sie in halb städtischer Beschäftigung sich produziren, Menschen aus einem Stück, im Guten wie im Schlimmen; diese echten Kinder des Schwarzwaldes sind himmelweit verschieden von Auerbach's Salonbauern. Es mag sein, daß der Verfasser, selbst ein echter Bauernsohn, die Schattenseiten des Bauernlebens und der Bauernnatur hinter ihren Vorzügen zu sehr zurücktreten läßt, aber die Menschen, die er schildert, sind wahr und echt. Aus dem Buche weht es uns wie reine Waldluft und frischer Wiesenduft entgegen und die Vorführung des Lebens und Seins dieser ganz in sich einigen, von inneren Zweifeln und

*) Heidelberg, Georg Weiß. 3 M. 60 Pf.

Widersprüchen freien Menschen versetzt den Leser in eine halb friedliche, halb sehnsüchtige Stimmung wie der Anblick einer von der Abendsonne beschienenen stillen Landschaft. Besonders hervorheben möchten wir die Erzählungen „Der Sepple und der Jörgle" und „Der Vetter Kaspar", von denen die erste die Schicksale zweier Hausknechte, die andere das Leben und die Erfahrungen eines leidenschaftlichen Dorfpoeten schildert. Hansjakob flicht sehr häufig Bemerkungen und Betrachtungen stark subjektiven Charakters ein, die meist originell, nicht selten geistreich, häufig auch paradox sind; daß er mitunter stark auf die Alles nivellirende Kultur und die Preußen schilt, wollen wir ihm zu Gute halten. Seine Darstellung ist wie sein Charakter urwüchsig, einfach, fern von aller Kunst, aber frisch, lebendig und anziehend. Wir hoffen dem originellen und anziehenden Erzähler noch häufig zu begegnen.

H. D.

* * *

Wir fügen hier eine kurze Besprechung einiger bei der Redaktion eingegangener Romane und Erzählungen an. Der Klosterjäger von Ludwig Ganghofer,*) ein Roman aus dem 14. Jahrhundert, versetzt uns in die baierischen Alpen und das Kloster-, Jäger- und Bauernleben des späteren Mittelalters. Kommt auch Ganghofer J. V. Scheffel an Kraft der Gestaltung und frischer Veranschaulichung vergangenen Lebens durchaus nicht gleich, so ist er doch ein guter lebendiger Erzähler und versteht anziehend und frisch zu schildern. Um den Helden des Romans den Jäger Haymo und die von ihm geliebte schöne Gittli gruppirt sich eine ganze Anzahl von mehr oder minder charakteristisch gezeichneten Personen, die mannigfaltig in die Handlung eingriffen. Da ist der kluge, welterfahrene, menschenfreundliche Propst Heinrich, der düstere, von verborgenem Kummer gequälte Pater Desertus, einst ein angesehener, in seiner Familie glücklicher Ritter, als dessen verlorene Tochter sich schließlich Gittli erweist, der wilde, trotzige Sudman Wolfrat, der selbstbewußte, polternde Voigt Schluttemann, die den Klosterjäger unglücklich liebende, eifersüchtige Zenza u. a. Der Roman schließt harmonisch mit der nach vielen Widerwärtigkeiten glücklich erfolgenden Vereinigung der beiden Liebenden. Es weht dem Leser aus dem Buche gleichsam ein Hauch frischer Alpenluft entgegen und man freut sich doch einmal wieder in einer anderen als der Stickluft des modernen Naturalismus athmen zu können. Als besonderen Vorzug müssen wir die in dem Roman herrschende sittliche Reinheit hervorheben, die ihn auch zu einer empfehlenswerthen Lektüre für die reife Jugend macht. Schade, daß der Verfasser sein bemerkenswerthes Talent durch Vielschreiben zu Grunde zu richten Gefahr läuft.

Von A. E. Brachvogel's Roman „Der Fels von Erz" ist kürzlich eine neue billige Ausgabe erschienen.**) Es werden in dem Buche die Zeit und

*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Komp. 5 M.

**) Berlin, Otto Janke. 4 M.

die Kämpfe des großen Kurfürsten gegen innere und äußere Feinde geschildert. Den Mittelpunkt bildet die Familie Kalkstein, von welcher der Verräther Ludwig den Henkertod erleiden muß, während Albrecht allezeit in Noth und Gefahr treu zum Kurfürsten hält. Wenn Brachvogel auch nicht an W. Alexis seine Charakteristik und geistreiche Auffassung heranreicht, so ist er doch ein anziehender Erzähler und seine Darstellung ist kräftig und anschaulich, namentlich das Kriegsleben versteht er gut zu schildern. Dieser Roman, eine der besten Arbeiten Brachvogel's steht hinter keiner der zahlreichen späteren Behandlungen desselben Stoffes zurück, überragt sogar die meisten durch seine kernige Originalität und verdient es noch immer gelesen zu werden.

Zur Lektüre für die gereifte weibliche Jugend sind nachstehende Erzählungen bestimmt und durchaus empfehlenswerth. Zunächst Lina Walther: Der Adjunkt von Oldenhausen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.*) Die Geschichte spielt zur Zeit des siebenjährigen Krieges, der Held ist ein Theologe der Uebergangszeit von dem Pietismus zur Aufklärung, der bei seinen Versuchen in der Gemeinde ein frisches religiöses Leben zu erwecken auf mannigfache Hindernisse stößt, nicht am wenigsten bei der Tochter seines Seniors, Jungfer Regine, deren spröder, energischer, etwas herrschsüchtiger Charakter sehr gut gezeichnet ist. Daß die beiden zuletzt doch ein Paar werden, versteht sich von selbst. Daran schließen wir zwei aus dem Englischen übersetzte Bücher: Rosa Nouchette Carey: Merles Kreuzzug oder gegen Strom**) und Charlotte M. Yonge: Die sechs Kissen. Nach dem Englischen von Eleonore Fürstin Reuß.***) Die erste Erzählung schildert die Erlebnisse und Erfahrungen eines jungen Mädchens der guten Gesellschaft, das durch die Verhältnisse dazu veranlaßt den Entschluß faßt sich selbst sein Brod zu verdienen und, da es ihm an der erforderlichen wissenschaftlichen Bildung fehlt, um Lehrerin und Erzieherin zu werden, nicht davor zurückscheut als Bonne in ein vornehmes Haus einzutreten. Sie erfährt da zuerst mancherlei Demüthigungen und Zurücksetzungen, hält aber tapfer aus, gewinnt ihre Pflicht lieb, leistet ihrer Herrin treffliche Dienste und gelangt zuletzt zu vollem Lebensglück. Der Titel der zweiten Erzählung erklärt sich daraus, daß sechs Mädchen verschiedenen Standes nach ihrer Konfirmation vom Oberpfarrer aufgefordert werden während des Sommers sechs Kissen für den Altar der Kirche zu sticken. An dieser bis zur Rückkehr des Geistlichen fertig zu stellenden Arbeit und ihrem Verhalten zu ihr, den der Ausführung äußerlich und innerlich sich entgegenstellenden Hindernissen offenbaren sich nun die Charaktere der sechs Mädchen mit ihren Vorzügen und Schwächen. Die psychologische Entwickelung ist vortrefflich und die Zeichnung der verschiedenen Naturen höchst anschaulich; die Verfasserin versteht es ihre Gestalten in voller Lebenswahrheit vorzuführen. Ohne irgend welche spannende Handlung ist das Buch doch sehr interessant und fesselnd.

*) 2. Auflage, Gotha, Schlößmann. 2 M.

**) Gotha, Gustav Schlößmann. 1 M. 60 Pf.

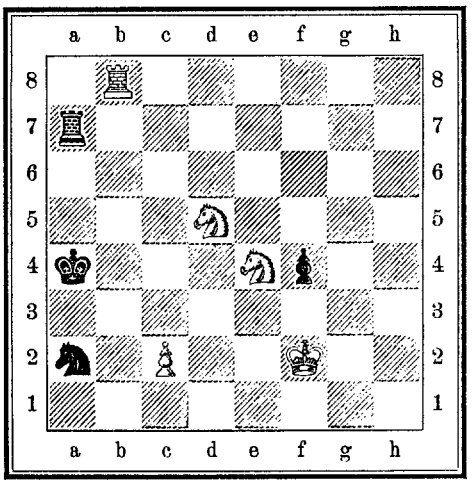
***) Gotha, Gustav Schlößmann. 1 M. 80 Pf.

Schach.

Redigirt von A. Burmeister.

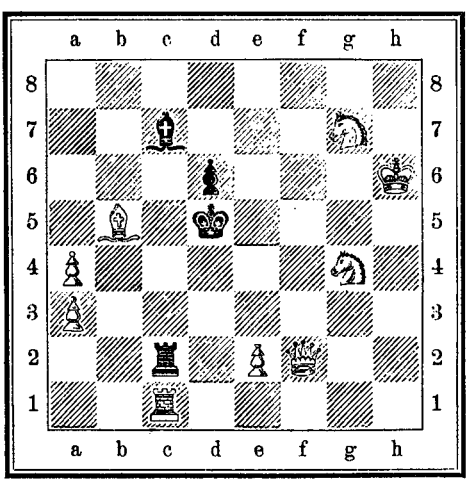
Nachdruck verboten.

Aufgabe Nr. 3.
Von A. Burmeister in Reval.



Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabe Nr. 4.
Von A. Burmeister in Reval.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Beiträge für die Schachrubrik werden mit Dank entgegengenommen und sind ebenso wie die Lösungen der Schachaufgaben direkt an die Adresse des Herrn A. Burmeister in Reval, Narvasche Str., im eigenen Hause, zu richten.

Die Lösungen zu den Aufgaben sowie die Namen derer, welche richtige Lösungen zu den Aufgaben eingesandt haben, werden wir drei Monate nach Abdruck der Probleme veröffentlichen.

Partien aus dem Wettkampf Steinitz-Lasker,

gespielt in Moskau 1896.

10. Partie (29. November). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—c6: d7—c6: 5. Sb1—c3 Lc8—g4 6. h2—h3 Lg4—f3: 7. Dd1—f3: Sg8—e7 8. d2—d3 c6—c5 9. Df3—g3 Se7—g6 10. Lc1—e3 Lf8—d6 11. 0—0—0 0—0 12. h3—h4 Sg6—f4 13. Dg3—g4 Sf4—e6 14. Kc1—b1 Dd8—e8 15. Sc3—e2 Se6—d4 16. Se2—d4: e5—d4: 17. Le3—h6 Ld6—e5 18. Lh6—c1 De8—e6 19. Dg4—e2 f7—f5 20. f2—f4 Le5—d6 21. e4—e5 Ld6—e7 22. h4—h5 Ta8—d8 23. g2—g4 b7—b5 24. Td1—g1 c5—c4 25. Tg1—g2 c4—d3: 26. c2—d3: f5—g4: 27. Tg2—g4: Tf8—f5 28. Th1—g1 Le7—f8 29. Tg4—g5 Tf5—g5: 30. Tg1—g5: Td8—d5 31. De2—f3 Td5—d7 32. Df3—e4 Td7—d5 33. Tg5—g2 c7—c6 34. Tg2—e2 De6—g4 35. e5—e6 Lf8—e7 36. Te2—c2 Dg4—h5: 37. Tc2—c6: Td5—d8 38. Tc6—a6: Dh5—e8 39. Ta6—a7 h7—h5 40. f4—f5 h5—h4 41. De4—g4, Schwarz gab auf.

11. Partie (4. Dezember). W. Steinitz (Weiß) — E. Lasker (Schwarz).

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6 3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Lf8—e7 5. e2—e3 0—0 6. Dd1—b3 d5—c4: 7. Lf1—c4: c7—c5 8. d4—c5: Sb8—d7 9. c5—c6 b7—c6: 10. Sg1—f3 Sf6—d5 11. Lg5—e7: Dd8—e7: 12. 0—0 Ta8—b8 13. Db3—c2 De7—b4 14. Sc3—d1 Lc8—b7 15. Sf3—e1 Tf8—d8 16. Se1—d3 Db4—d6 17. f2—f3 Sd7—b6 18. Lc4—d5: c6—d5: 19. b2—b3 e6—e5 20. Sd1—f2 Tb8—c8 21. Dc2—b2 f7—f6 22. Tf1—c1 Sb6—d7 23. Tc1—c8: Td8—c8: 24. Ta1—c1 Dd6—b6 25. Tc1—c8†: Lb7—c8: 26. Db2—d2 Lc8—b7 27. Kg1—f1 Sd7—f8 28. Dd2—b4 Db6 : b4 29. Sd3—b4: Kg8—f7 30. Sf2—d3 Sf8—e6 31. Kf1—e2 Kf7—e7 32. Ke2—d2 Ke7—d6 33. Kd2—c3 g7—g5 34. Sb4—c2 Lb7—c6 35. b3—b4

Lc6—b5 36. Sc2—a3 Lb5—e8 37. Sa3—c2 Le8—h5 38. a2—a4 f6—f5 39. b4—b5 f5—f4 40. e3—e4 d5—e4: 41. f3—e4: Lh5—g6 42. Sc2—a3 Lg6—e4: 43. Sa3—c4+ Kd6—e7 44. g2—g3 Le4—d3: 45. Kc3—d3: Se6—c5+ 46. Kd3—e2 f4—g3: 47. h2—g3: Sc5—a4: 48. Sc4—e5: Sa4—c3+ 49. Ke2—f3 Sc3:b5 50. Kf3—g4 Ke7—e6 51. Se5—c6 Ke6—f6 52. Kg4—h5 a7—a6 53. g3—g4 Sb5—d6 54. Sc6—b8 a6—a5 55. Sb8—d7+ Kf6—e7 56. Sd7—c5 Sd6—f7 57. Sc5—a4 Ke7—e6 58. Sa4—c5+ Ke6—d5 59. Sc5—a4 Kd5—e5 60. Sa4—c3 Sf7—d6 61. Sc3—a4 Sd6—e4 62. Sa4—b6 Ke5—f4 63. Sb6—d5+ Kf4—g3 64. Sd5—b6 Kg3—f3. Weiß gab auf.

12. Partie (11. Dezember). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—a4 d7—d6 5. d2—d4 Lc8—d7 6. La4—b3 Lf8—e7 7. d4—e5: d6—e5: 8. Dd1—d5 Ld7—e6 9. Dd5—d8†: Ta8—d8: 10. c2—c3 Sg8—f6 11. Lb3—e6: f7—e6: 12. Sb1—d2 Le7—c5 13. b2—b4 Lc5—a7 14. a2—a4 b7—b5 15. Ke1—e2 La7—b6 16. a4—b5: a6—b5: 17. Sf3—e1 Th8—f8 18. f2—f3 Tf8—f7 19. Sd2—b3 Sf6—e4: 20. Lc1—b2 Se4—d6 21. Th1—f1 Sd6—c4 22. Lb2—c1 Sc6—e7 23. Lc1—g5 Se7—d5 24. Lg5—d8: Sd5—f4+ 25. Ke2—d1 Tf7—d7+ 26. Kd1—c2 Sc4—e3+ 27. Kc2 b2 Se3—f1: 28. Ld8—g5 Sf1—e3 29. Lg5—f4: e5—f4: 30. Ta1—c1 e6—e5, Weiß gab auf. Weiß kann sich kaum rühren, Schwarz dagegen hat eine ausgezeichnete Stellung.

13. Partie (13. Dezember). W. Steinitz (Weiß) — E. Lasker (Schwarz).

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6 3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Lf8—e7 5. e2—e3 0—0 6. Dd1—b3 d5—c4: 7. Lf1—c4: c7—c5 8. d4—c5: Sb8—d7 9. Sg1—f3 Sd7—c5: 10. Db3—c2 a7—a6 11. Ta1—d1 Dd8—a5 12. Sf3—d2 b7—b5 13. Lc4—e2 Lc8—b7 14. 0—0 Ta8—c8 15. Dc2—b1 b5—b4 16. Sd2—c4 Da5—c7 17. Lg5—f4 e6—e5 18. Lf4—e5: Dc7—c6 19. Le2—f3 Dc6—e6 20. Le5—f6: Lb7—f3: 21. g2—f3: b4—c3: 22. Lf6—e7: De6—e7: 23. Td1—d5 Tc8—c6 24. Tf1—d1 Tc6—g6+ 25. Kg1—f1 Tg6—h6 26. Sc4—d6 Th6—h2: 27. Td5—c5: De7—h4 28. Sd6—e4 f7—f5 29. Se4—g3 Th2—f2†: 30. Kf1—f2: Dh4—h2+ 31. Kf2—f1 Dh2—g3: 32. Tc5—c3: Dg3—f3†: 33. Kf1—e1 f5—f4 34. Db1—d3 Df3—g3+ 35. Ke1—d2 f4—f3 36. Kd2—c1 f3—f2 37. Dd3—c4+ Kg8—h8 38. Dc4—f4 Dg3—f4: 39. e3—f4: g7—g5 40. Tc3—f3, Schwarz gab auf.

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Riga. In dem Korrespondenzmatch Riga-Orel sind folgende Züge geschehen:

I.

Russische Partie.

Riga:	Orel:
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sg8—f6
3. Sf3 : e5	d7—d6
4. Se5—f3	Sf6 : e4
5. d2—d4	d6—d5
6. Lf1—d3	Lf8—e7
7. 0—0	

II.

Abgelehntes Damengambit.

Orel:	Riga:
1. d2—d4	d7—d5
2. c2—c4	e7—e6
3. Sb1—c3	Sg8—f6
4. Lc1—g5	Lf8—e7
5. e2—e3	b7—b6

Moskau. Der Wettkampf Steinitz-Lasker hat mit dem Siege Lasker's geendet. Lasker hat zehn Partien gewonnen und nur zwei Partien verloren; fünf Partien sind unentschieden geblieben. — Die Mitglieder des Moskauer Schachvereins haben den Beschluß gefaßt, in diesem Winter ein großes Handikap-Turnier für russische Schachspieler zu veranstalten.

Riga. Der von unserem geschätzten baltischen Schachmeister F. Amelung geleiteten Schachspalte der „Düna-Ztg." entnehmen wir die Nachricht, daß eine Sammlung von etwa fünfzig ausgewählten Partien des verstorbenen Schachmeisters A. Ascharin im Druck erscheinen soll.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 28. Января 1896 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Ueber poetische Uebersetzungen.

Von

Gregor von Glasenapp.

Nachdruck verboten.

II.

Kant hat uns gelehrt, daß alle Wirklichkeit, ganz abgesehen von ihrem sonstigen Inhalt, für uns nur in der Form von zwei sinnlichen Anschauungen existirt: in der Raumanschauung und Zeitanschauung. Das sind die zwei gefärbten Brillen, durch welche alles, was lebt und da ist, der Menschenseele wahrnehmbar wird. Das wichtigste Organ des Raumes ist das Auge; das zeiterweckende Organ ist das Ohr. Das eine zeigt uns deutlich wie die Dinge äußerlich sind; das andere scheint uns das innerste Wesen der Dinge, doch nur in dunkler Ahnung — zu offenbaren. Es wäre überflüssig noch ausführlich beweisen zu wollen, daß die Sprache, die doch zunächst von der Natur auf das Ohr berechnet ist und von ihm allein unmittelbar erfaßt wird, nicht bloß aus einer Summe mit Hilfe der Raumanschauung geschaffener großer und kleiner Bilder besteht; sondern auch ein zeitliches Element hat, das ebenso immanent zu ihrem Wesen gehört wie das räumliche, ja sogar dann noch nachbleibt, wenn man ihre räumlich-sinnliche Natur übersieht und vergißt. Denn die Sprache ist — physisch und psychisch, Bewegung; Bewegung aber giebt es nur in der Zeit. Ohne ihre Anschauung würden wir von einem Gegenstande A immer nur wissen, daß er an dem einen Orte B und an dem anderen Orte C ist, nicht aber, daß er von B zu C übergeht, sich bewegt. -- Auch ihre Bilder vermag die Sprache nicht direkt, sondern nur zu einer zeitlichen Reihe entwickelt, vor uns hinzustellen. Alle Verknüpfung und Ordnung des Mannichfaltigen bringt die Sprache ja nur durch die Fähigkeit zeitlicher Begrenzung und Eintheilung zu Wege. Daß aber in der Poesie das zeitliche Element eine noch wichtigere Rolle spielt, als in der prosaischen Rede, betont der Dichter des Faust an derselben Stelle, die wir vor Kurzem zitirt haben:

> Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
> Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?

Haben wir Recht gehabt mit der Behauptung, daß alles an der Rede bis zur Wurzel hinab „Bild", also Raumanschauung ist, so bleibt — das ergiebt sich von selbst, — für das zweite, das zeitliche Element der Sprache nichts weiter übrig als eben die Verbindungsweise dieser Bilder; doch fragt sich, ob sie für den ästhetischen Werth poetischer Hervorbringungen weniger wichtig ist, als die Bilder selbst? — Allerdings haben wir in diesem zeitlichen, hörbaren, verhallenden — ein flüchtigeres, geistigeres, weniger palpabeles, weniger präzisirbares Ingredienz der Sprache vor uns und mögen uns gratuliren, wenn es uns nicht geht, wie den meisten Dichtern und Kritikern, bei denen von jeher dieses Moment weniger theilnehmende Aufmerksamkeit und bewußte Schätzung gefunden hat, als die Bilder. Liegt es doch tief begründet in der Veranlagung des Menschen, daß er nicht eher im Forschen anhält und einer Erkenntniß sicher zu sein glaubt, als bis er alles Wahrgenommene auf meßbare Größen zurückgeführt, also zu begrenzter Raumanschauung verdichtet hat! Wir alle huldigen dem trügerischen Scheine, als ob die Eindrücke der übrigen Sinnesorgane weniger real seien, keine volle, kompakte Wirklichkeit bezeugten, und ihre Daten erst dann fest von uns erfaßt wären, wenn es uns gelungen ist, sie auf quantitativ vergleichbare Gesichtseindrücke zu reduziren. Mit einer gewissen Genugthuung wiederholen wir die gedankenlose Afterweisheit: es sei das, was uns als Schall oder Ton erscheine, in Wahrheit nichts anderes, als Wellen von der und der ausgemessenen Länge. Als ob wir nach dieser glücklichen Entdeckung die gehörten Töne entbehren könnten; und unser Ohr uns direkt weniger über ihre wahre Natur aussage, als auf weiten Umwegen das Auge?

Diesem Triebe folgend kommen wir dazu selbst die kleinsten Theile in dem Ablauf der Zeit, so lebhaft wir sie auch an dem Flusse der Ereignisse innerlich fühlen, erst dadurch festzustellen, daß wir die Peripherie eines Kreises in Stücke schneiden und an ihnen das Enteilen der Zeit abmessen. Diese Einrichtung — die Uhr — giebt ein Beispiel dafür, wie wir überall, wo es auf Genauigkeit ankommt, von der Zeit zur Raumanschauung flüchten und weist auf die Schwierigkeiten hin, die einer ästhetischen Würdigung des zeitlichen Antheils an Sprachkunstwerken im Wege stehen, und auch auf den Grund, woher es so oft beim Genuß der Poesie nicht gelingen will, auszusprechen, was den Zauber eines Werkes ausmacht und was dem andern mangelt. Bisweilen hört man von einer Dichtung sagen, sie besitze wohl viele schöne

Stellen, befriedige aber nicht als Ganzes; sie sei ungleichmäßig, biete keine geschlossene Einheit. Das, was dem Verfasser solcher Werke gewöhnlich in der That abgeht, ist eben jener natürliche Zeitsinn: das Maß für Bewegung und Eintheilung, der Sinn für die richtige Reihenfolge der Ereignisse, für den reizenden Wechsel zwischen ausruhender Betrachtung und Fortschritt der Begebenheiten; für rechtzeitige Spannung des Interesses und wohlerwogene Vorbereitung der Kraftstellen; kurz: das Erzählertalent. Ein Beispiel solcher Mangelhaftigkeit bietet Maurice von Sterns neue Dichtung „Dagmar" (1896). Allein so ätherisch, flüchtig und subtil ist das Zeitelement an der Sprache, daß bei dem Versuche diese jetzt so seltene Gabe an einem Schriftsteller nachzuweisen, es in der Regel der Kritik unter den Händen entschwindet, und immer wieder nur die packende Gegenständlichkeit und treffende Bildlichkeit der Rede hervorgehoben zu werden pflegt. Doch erst wenn zu ihr das richtige Tempo hinzukäme, die spielende und unfehlbare Herrschaft über die Zeitanschauung; hätten wir es mit der echten Kunst des Fabulirens zu thun; mit jener Gabe, die mehr als jede sonst von der Frau Mutter ererbt sein will, durch kein Studium und keine Schule erworben wird, und um derentwillen es heißt: „poeta nascitur, orator fit". Deßhalb fühlen wir uns so wohl und heimisch bei der Rede des großen Cervantes, wenn er mit der Gelassenheit eines Apostels von den Tollheiten und der Weisheit seines „hidalgo ingenioso" erzählt; weil wir empfinden, daß er wie kein anderer Sterblicher die Zeit in seiner Gewalt hat: er läßt sie vorwärts schießen und hemmt ihren Lauf; alles, wie es gerade nöthig ist. Das Wort „Hast" existirt nicht für ihn. — Niemals finden wir, daß er jagt, Geistreiches oder Pointirtes anzubringen; sondern ruhig, wie den Gang der Sphären — von den Wellen eines naturnothwendigen Rhythmus getragen — fühlen, hören und sehen wir die Ereignisse an uns vorüberfließen. Das ist sein Geheimniß und seine magische Kraft, die uns auch dort noch im Banne hält, wo der Inhalt der Erzählung, — wie bei den „Novelas ejemplares" — weniger bietet. Dabei stelle man sich ihn, den einarmigen Helden der glorreichen Schlacht von Lepanto vor, wie er in einem unbequemen und halbdunklen Gefängniß den ersten Theil des Don Quixote verfaßt; wie er dann später in Valladolid im engen Gemache mit seiner Frau, Tochter und noch zwei weiblichen Verwandten Abends an dem einzigen vorhandenen Tische sitzend, die Fortsetzung seines unvergänglichen Werkes niederschreibt. Unbeirrt durch den Ballast

der Sprache und ihre materielle Schwere, — nur den Pulsschlägen des wirklichen Weltlaufes folgend, gleiten die Federzüge des Cervantes dahin; und wir lauschen und fühlen uns in ihn hinein und sind beglückt — wenn auch nur auf Stunden — den Frieden und die Erhabenheit seiner großen Seele mitzugenießen. Aber so souverän über die Zeit zu gebieten vermag wohl auch nur ein Spanier, ein Auserwählter in der liebenswürdigen Kunst des wahren Müssigganges. Nicht jenes elende Zwittergebilde meine ich, das man jetzt den „geschäftigen Müssiggang" nennt, noch den Zustand der Leute, die gelegentlich einmal nicht wissen, was mit sich anzufangen; weil sie sonst gewohnt sind vom Morgen bis zum Abend mit Arbeiten abgehetzt zu werden und ihre Ehre darin sehen, wie alte Pferde im Geschirr zu sterben. Im wahren Müssiggange fällt es dem Menschen garnicht ein, etwas mit sich anfangen zu sollen; er ist in einer Art Extase,

Hat keine Uhr und keine Eile
Und nie und nimmer Langeweile; —

wie der Dichter den glücklichen Zustand der Seele vor der irdischen Geburt schildert. Das sind die schönen Tage, wo man des Morgens aufsteht und spricht: „Der Tag ist dein!" vielmehr, wo man nicht aufsteht, sondern behaglich, ohne die Stunden zu zählen, sich im Bette weiterflegelt. — Doch ich will den Leser, der mir bis hierher nachsichtig gefolgt ist, nicht durch das Ausmalen eines so seltenen Glückes neidisch machen, und kehre pflichtgemäß zum Thema der poetischen Uebersetzung zurück.

Alles dasjenige nun, worin sich an einer Dichtung die Anschauungsform der Zeit manifestirt: Plan, Anordnung ꝛc. — man kann es die rhythmische Gliederung der Gedanken und Gefühle nennen — findet der Uebersetzer an seinem Original fertig vor. Es ist allgemein menschlich, nicht, wie die Bilder, einer besonderen Sprache eigenthümlich, und braucht daher nicht erst durch einen Akt dichterischer Konzeption übersetzt oder — wollen wir sagen — nachgeschaffen zu werden; es wird einfach vom Original in die Uebersetzung, als für beide giltig, herübergenommen. In alle Diesem äußert sich eben die Entwickelung der Sprache nach ihrer funktionellen Seite hin; nach der Seite hin, wo man sich verständigen kann, weil die Bedeutungen konventionell werden. Hier stören den Uebersetzer nicht, wie bei den Lautgebilden, erzursprüngliche genetische Verschiedenheiten der Sprachen, die im letzten Grunde auf Verschiedenheiten der Volkscharaktere zurückzuführen sind und somit unübersetzbar bleiben. — Hierher

gehört noch ein äußerst flüchtiges, fast immaterielles Moment: das Tempo; der Umstand nämlich, daß einzelne Worte und Sätze um der Bedeutung willen, die ihnen in der Verbindung des Ganzen zukommt, rascher oder langsamer gesprochen werden müssen, als das Uebrige. Nur durch ein meist instinktives Einhalten des richtigen Tempo wird das so empfindliche Gleichgewicht der Perioden und Satztheile gewahrt.

Falls nun nicht etwa der Uebersetzer sich mehr schöpferische Kraft zutraut, als sein Vorbild besaß, und die Sache noch besser machen will, wird ihm bei seiner Arbeit immer das zeitliche Element der Sprache zu Hilfe kommen, und sein Schaffen nach dieser Seite hin leichter sein, als dasjenige des Originaldichters; und je enger er sich an sein Original anschließt, je sorgfältiger er die Eintheilung und Oekonomie im Ganzen, die Satzbildung im Einzelnen beibehält; einfach: je genauer er übersetzt, desto mehr wird er sich — das klingt jetzt hoffentlich nicht mehr paradox — seine Aufgabe — nicht erschweren, sondern erleichtern.

Also nicht etwa deswegen, weil der Geist der kastillanischen Sprache allen anderen Sprachen Europas besonders nahe verwandt wäre, konnte es kommen, daß gerade Cervantes so viele vortreffliche Uebersetzer fand und überall so populär wurde; nein, weil ein Hauptvorzug bei ihm in das Gebiet der Zeitanschauung fällt, das eben den Uebersetzern keine Schwierigkeit bereitet. Und ebenso sieht man hieraus, wie Jean Paul fremden Nationen immer wird ungenießbar bleiben müssen: nach der zeitlichen Seite hin leistet er nichts Schönes und wird selbst für deutsche Geduld zum Prüfstein; die verschwenderische Fülle irrlichterirender Bildlichkeit aber, in der sein reicher Geist sich offenbart, ist der Uebersetzung unzugänglich.

Allein nicht nur die Gliederung des Originals im Großen, so zu sagen seine Osteologie, — kommt der Uebersetzung zu gut; auch seine Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit im Einzelnen, ja eine gewisse dekorative Fülle läßt sich mit Vortheil für die Uebersetzung entlehnen. Man erräth was damit gemeint ist: das Satzgefüge in seiner ganzen Mannichfaltigkeit und eine Menge grammatischer Figuren, so weit sie zeitlicher, formeller Natur sind, und nicht den Stoff, die in der Sprache steckenden Bilder und Symbole tangiren. Wir erinnern an die hypotaktische oder parataktische Konstruktion, die rhetorische Frage, die Repetition, die Klimax. Niemand wird verkennen, wie sehr dies alles zum charakteristischen Gepräge eines Werkes beiträgt und wie leicht es in die poetische

Uebersetzung herübergenommen werden kann. Das emphatische Hervorheben gewisser Satzglieder durch eine ausnahmsweise veränderte Wortfolge bildet eine poetische Freiheit aller germanischen und slavischen Sprachen, wenn auch der Spielraum bei den einzelnen verschieden ist. Keine europäische Sprache ist mir bekannt, die nicht erlaubt bei Aufzählungen bald asyndetisch, bald polysyndetisch zu verfahren. Und gerade durch diese bescheidenen Mittel werden so außerordentlich feine ästhetische Nüancen erzielt, daß, wofern der Uebersetzer sie nur sorgfältig anwendet, er sicher sein mag, ein gut Theil der belebenden Kraft und Wirkung des Originals seinem Werke einzuflößen. Sogar ziemliche Abweichungen von dem materiellen Inhalt des Urbilbes hindern dann nicht, daß mit den grammatischen Formen ein Hauch von seinem Geiste auf die Uebersetzung überzugehen scheint.

Zu alle Diesem kommt nun freilich dort, wo es sich um Poesie im engeren Sinne, d. h. um gebundene Rede handelt, noch das Metrum, der Rhythmus und Reim: Formen, die sich der sonstigen Genauigkeit im Uebertragen — das ist nicht zu leugnen — vielfach in den Weg stellen. In dieser Hinsicht bedarf also der Uebersetzer sogar einer größeren formelleu Gewandtheit als der Originaldichter selbst. Er muß ja diese selben ihm im Original gegebenen Gedanken, die nicht seine eigenen sind, in einer bestimmten Anzahl von Silben unterbringen und gerade für sie an vorher bestimmteu Stellen den männlichen oder weiblichen Reim finden, während der Originaldichter gewissermaßen carte blanche hat. Denn wenn wir ihm überhaupt die Erfindungskraft zutrauen, diese Gedanken gehabt zu haben, so wird er doch wohl auch die Fähigkeit besitzen diese Gedanken inmitten seines Werkes um des Rhythmus und Reimes willen etwas zu modifiziren, sie in etwas mehr oder weniger Worten auszusprechen. Der Geist des Ganzen wird dadurch nicht gefährdet, da es eben des Dichters eigener Geist ist, und alle diese Verkürzungen und Verlängerungen nicht durch bewußtes Recken oder Zusammendrängen entstehen; aber wohl an dem fertigen Werke ihrerseits den Maßstab bilden, nach welchem der Uebersetzer sich zu richten hat. — Indeß diese Schwierigkeiten stehen in keinem Verhältniß zu den großen Vortheilen, die Rhythmus und Reim dem Uebersetzer gewähren, wenn er sie genau nachahmt.

Gewiß benöthigt es keiner besonderen Demonstration, daß Poesien, die einigen Werth besitzen, also der Verdeutschung würdig sind, ihr Metrum nicht dem Zufall oder willkürlichem Belieben

verdanken; vielmehr die Wahl der Strophe, Art und Stellung des Reimes mit zur dichterischen Konzeption gehören. Inhalt und Form sollen ja in der Dichtung gleichzeitig und zur innigsten Einheit verschmolzen wirken; somit läßt sich hier die Auswahl des zum Inhalt passenden Metrums dem gegenüberstellen, was man in der Musik die Harmonie nennt, d. h. der wohlgefälligen Uebereinstimmung gleichzeitiger Gehörseindrücke. Wir besitzen hierüber ein ausdrückliches Zeugniß: Schiller wird in der Zeit vor dem poetischen Schaffen — wie er sagt — von einer eigenthümlichen musikalischen Stimmung ergriffen; es wogen leise Melodien in ihm. Das ist der geheimnißvolle Vorgang der Kopulation, wo der Gedanke nach Gestaltung ringt und sich seinen Rhythmus sucht; fast möchte man es ästhetische Halluzinationen des Dichters nennen.

Wie charakteristisch ist nicht für gewisse Dichtungen die Form des Sonetts! Man erkennt leicht, daß in diesem knappen Rahmen, der durch das dichte Geflecht der Reime noch besonders fest zusammengeschnürt wird, auch nur ein enger Inhalt Platz findet. Nicht gewaltige Menschenschicksale besingen wir in diesen 154 abgezählten Silben; nicht nach den großen Zielen, welche der Ernst des Lebens uns aufdrängt, streben wir in diesem künstlich geschlungenen Reigen; nein,

„Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen"

ist das Sonett geeignet; wobei die melodischen Rhythmen und das sonore Klingeln des Reimes uns noch den Reiz des Schweren zugleich mit dem Triumphe, es spielend überwunden zu haben, mitfühlen lassen. Und derselbe Dichter, der zuerst das Sonett mit solcher Meisterschaft handhabte — Dante — entwickelte auch als der erste eine Strophe von entgegengesetztem Charakter: die Terzine. Die einfache, aber unabläßig fortgehende Reimverkettung ihrer langen Verse gestattet keinen Einschnitt, keinen Abschluß, keine Ruhepause. Daher hat die Terzine etwas Ermüdendes; sie läßt uns nicht aufathmen, und ist doch so bezeichnend und trefflich gewählt zur Darstellung des allgewaltigen, durch kein menschliches Erholungsbedürfniß unterbrochenen Flusses der Zeit und der in ihr sich vollendenden großen Geschicke, die in Dante's einzigartigem tragischen Epos, genannt „Die göttliche Komödie", — verewigt werden. Das Sonett aber hatte er gewählt um seine platonische Liebe zu Beatrice Fortinari, einem Mädchen, das er nur zwei Mal und zwar im Alter von neun Jahren gesehen hatte, auf

ritterliche Weise in den Feierstunden seines Lebens zu besingen. Genau ebenso künstlich, ebenso weit von einem Naturdrange entfernt, wie diese ganze Liebe, ist auch die Strophenform, in welche sie sich kleidet. — In neuerer Zeit ist die Terzine noch einmal passend verwandt worden: als Adelbert von Chamisso in „Salas y Gomez“ wiederum die rücksichtslose und unaufhaltsame Macht des Schicksals darstellte, das langsam aber unerbittlich über ein Menschenleben dahingeht. Zu kleinen Gedichten sollte man die Terzinen nie gebrauchen; denn es widerspricht ihrem Charakter schon nach kurzer Zeit abgebrochen zu werden, erst wenn sie uns durch Hölle, Himmel und Fegefeuer geführt haben, ist es Zeit, daß sie uns entlassen

„Puri e disposti a riveder le stelle“
(Rein und bereit zum Wiedersehn der Sterne). (Dante).

Lange nicht so ernst ist eine dritte Strophenform, die wir auch dem Geistesfrühling der italienischen Renaissance verdanken und mit Erfolg nachgeahmt haben: die octave rime. Sie ist einer gemächlichen Erzählung günstig.

Man beobachte, wie ein guter Erzähler zu Werke geht: er verräth in keiner Weise, daß ihm daran gelegen sei, mit allem was er vorzubringen hat, auch wirklich zu Ende zu kommen, von seinen Zuhörern nicht im Stiche gelassen zu werden. Im Gegentheil, er wird immer, und sollte er auch nur Jagdgeschichten erzählen, — den scheinbar saloppen Vortrag so einrichten, daß er mit jedem längeren Satze wohl auch zur Noth abgebrochen werden könnte. So werden die Leser gespannt an seinen Lippen hängen: denn ihnen, nicht dem Erzähler kommt es jetzt darauf an, ob auf die häufigen kleinen Haltpunkte auch immer eine Fortsetzung folgt.

Dieser Kunstgriff des Erzählens liegt formell vorgebildet in der octave rime. Nach je acht Versen tritt eine Erholungspause ein; und die acht Verse einer Strophe bieten gerade Raum genug, um im Kleinen zu einem vorläufigen Abschluß zu gelangen. Das auf die drei verschlungenen Reimpaare folgende letzte einfache Reimpaar ist besonders geeignet zu einer kurzen Reflexion oder zu einer Mittheilung, die sich auf die vorangegangenen sechs Verse bezieht.

Glücklich war daher der Graf Matteo Maria Bojardo zu preisen, als er im Jahre 1472 am Hofe des Fürsten Herkules I. von Este zu Ferrara in seinem großen romantischen Epos, dem „Orlando Innamorato“ die fabelhaften Abenteuer der Paladine

Karls des Großen und ihrer Gegner der Sarazenen zu erzählen begann und zur Strophe für ſeine Dichtung die octave rime wählte. Sein Beiſpiel beſtimmte zunächſt ſeinen Nachfolger Arioſto, der ein Menſchenalter ſpäter an demſelben Hofe der Fürſten von Ferrara die Thaten der vom Grafen beſungenen Helden in ſeinem „Orlando Furioso“ genau an der Stelle aufnahm und weiter fortſpann, wo Bojardo, durch den Tod abgerufen, ſeine phantaſtiſchen Erfindungen unterbrochen hatte. Später haben ſich auch Torquato Taſſo und mancher andere aus dem Chor der unſterblichen Sänger deſſelben heiteren und gefälligen Versmaßes bedient. Die deutſchen Ueberſetzer dieſer Dichter hätten alſo muthwillig ihrer Arbeit geſchadet, wenn ſie auf die Erleichterungen verzichtet hätten, welche die Entlehnung der Strophe gewährleiſtet. Ein Beiſpiel wird dieſe Erörterungen vielleicht am überzeugendſten illuſtriren. — In dem heroiſch-ſatiriſchen Epos „La secchia rapita“ von Aleſſandro Taſſoni aus Modena (1565—1635), das ſich durch graziöſe Leichtigkeit der Verſe auszeichnet, beginnt eine Epiſode mit folgenden Strophen (Canto VIII, 47—49):

Dormiva Endimion tra l'erbe e i fiori,
Stanco dal faticar del lungo giorno,
E mentre l'aura e'l ciel gli estivi ardori
Gli gian temprando, e amoreggiando intorno;
Quivi discesi i pargoletti Amori
Gli avean discinta la faretra, e'l corno,
Ch'a chiusi lumi, e a lo splendor del viso
Fu loro di veder Cupido aviso.

Sventolando il bel crine a l'aura sciolto,
Ricadea su le guance in nembo d'oro;
V'accorrean gli Amoretti, e dal bel volto
Quinci; e quinci partian con le man loro
E de' fioro onde intorno avean raccolto
Pieno il grembo, tessean vago lavoro,
A la fronte ghirlanda, al pié gentile
E a le braccia catene, e al sen monile.

E talor pareggiando a l'amorosa
Bocca, o peonia, o anemone vermiglio
E a la pulita guancia, o giglio, o rosa;
Le peonia perdea, la rosa, e'l giglio.

Taceano il vento, e l'onda e da l'erbosa
Piaggia non si sentia mover bisbiglio:
L'aria, l'acqua, e la terra in varie forme
Parean tacendo dire, ecco Amor dorme.

In meiner Ueberſetzung des italieniſchen Gedichts habe ich obige Strophen folgendermaßen wiedergegeben:

Ermattet von des Tages Hitze ruht
Endymion auf blum'gem Raſenbette;
Ihm kühlt ein leiſer Wind die Mittagsgluth
Und ſpielt mit ſeiner Locken zarter Kette;
Das Waldhorn raubten ihm im Uebermuth
Die Amoretten, tändelnd um die Wette:
Sie glaubten in dem ſchönen Hirtenknaben
Cupido ſchlafend hier entdeckt zu haben.

Ein Lufthauch ſtreicht ihm jetzt die Locken weich
Um ſeine Wange, ſäuſelnd in den Ringen;
Da wollen alle Liebesgötter gleich
Mit emſ'gen Fingern ſie in Ordnung bringen,
Und flechten Kinder ihm aus Flora's Reich
Verwoben zu anmuth'gen Blüthenſchlingen,
Als Kranz um's Haupt, als Kette um den Fuß,
Dem zarten Buſen einen Blumengruß.

Dann brachten ſie Päonien vergleichend
An ſeinen Mund; Lilien und Nelken gar;
Päonie, Nelk' und Lilie ſchien erbleichend
Vor ſeiner Purpurlipp' und Wangenpaar.
Den Athem hielt der Wind, nur leiſe ſtreichend,
Flüſternd im Laub, und ſtill das Waſſer war;
Und ſchweigend ſagen Wald und Luft und Welle:
„Seht! Amor ſchläft ſo ſüß an dieſer Stelle!“....

Hier zeigt ein genauer Vergleich deutlich, daß alles, was etwa an der Ueberſetzung gelungen, nur dem engen Anſchluß an die Eigenthümlichkeiten im Satzbau und Versmaß des Originals; kurz, dem Beibehalten ſeines zeitlichen Elements, zuzuſchreiben iſt.

Noch viel günſtiger geſtalten ſich die Bedingungen für den deutſchen Interpreten, wenn es ſich um Uebertragungen aus ſolchen

Sprachen handelt, deren Poesie, wie die unsere, einen festen Rhythmus verlangt. Im Italienischen und den übrigen romanischen Sprachen, werden nur die Silben gezählt, und zwei oder drei von ihnen, deren Stelle innerhalb gewisser Grenzen schwankt, erhalten in jedem Verse den Hauptton. Das Uebrige wird wie Prosa gesprochen. Im Englischen, Russischen, Polnischen und einigen anderen Sprachen aber, wo, ebenso wie im Deutschen, die Verse aus Jamben, Trochäen, Daktylen ꝛc. bestehen, giebt es erst einen wirklichen Rhythmus, indem nur die antiken sog. „Längen" und „Kürzen" (die arsis und thesis) jetzt durch betonte und unbetonte Silben ersetzt werden. Die nähere Verwandtschaft, in welcher somit die Dichtung dieser Sprachen zu einander steht, gestattet es eine viel detaillirtere Zeiteintheilung und speziellere Klangfarbe, gewissermaßen das krystallinische Gefüge des Verses aus dem Original in die Uebersetzung herüber zu nehmen. Das kommt zumal bei den Werken zur Geltung, wo die Kunst des Erzählens, die planmäßige Gruppirung der Thatsachen und geschmackvolle Anordnung sich nicht entfalten kann: in der Lyrik. Im Epos wird in der Regel das einmal festgesetzte Versmaß bis zu Ende durchgeführt; und nur gelegentliche lyrische Intermezzi werden — etwa wie in Klopstock's „Messias" die Gesänge der Engel, — durch ein apartes Metrum hervorgehoben; während die kürzeren Schöpfungen der Gefühls- und Reflexionspoesie dazu auffordern die individuelle Gemüthslage, aus welcher heraus jede entstanden ist, ja den Wechsel der Stimmung in dem einzelnen Gedicht in immer neuen Kombinationen von Rhythmus, Verslänge, Reimstellung und strophischer Gliederung charakteristisch auszuprägen. Klassische Muster dafür bietet die feine Art in der Goethe und Schiller verstanden, das Schwellen und Nachlassen der seelischen Spannung mit Variationen des Metrums zu begleiten; z. B. in „Der Gott und die Bajadere", in „Der Zauberlehrling", in „Das Siegesfest". — Vergessen wir hierbei nicht den Refrain, der für die ganze Strophe dasselbe bedeutet, wie für den Vers der Reim: ein Echo; und ziehen wir in Betracht, wie die Lyrik durch Permutation so vieler variabler Elemente und durch die Fülle von lautlichen Mitteln über die sie gebietet, sich immer mehr der Kunst zu nähern vermag, von der ihr Name herrührt, nämlich der Musik; — so müßten wir doch den Uebersetzer für thöricht halten, der das alles, was der Originaldichter so gut für ihn besorgt und vorgearbeitet hat, verschmähen und für die Seufzer eines fremden Herzens von sich aus neue Melodien komponiren wollte.

Nun wird wohl mancher — denken wir uns — ganz gerne zugeben, daß solche Formen wie Rhythmus, Reim ꝛc. sich ohne Schwierigkeit dem Original nachahmen lassen; jedoch den Werth dieses primitiven Zubehörs der Kunst bestreiten, welches vielleicht die ästhetischen Bedürfnisse eines Naturmenschen befriedigen möge, aber schwerlich für uns den Eindruck der schöpferischen Leistung eines Genius merklich verstärke. Wenig — wird man einwenden — ist den geisterfüllten Klängen eines schönen Gedichts abgelauscht, wenn man das aus ihm entlehnt und der Uebersetzung einverleibt, was sich auch auf die Fensterscheibe trommeln läßt. — Einem solchen Vorwurf gegenüber, der uns rechtzeitig daran erinnert, wie sehr im Vergleich zum lebendigen Genuß der Schönheit jede Analyse in ästhetischen Dingen als Profanation empfunden wird; wissen wir keine andere Entgegnung, als den Versuch, nun noch einen Schritt weiter zu gehen und durch Entwickelung einiger theoretischer Betrachtungen der Analyse eine Syntheſe an die Seite zu stellen, die ihr hoffentlich zur Ergänzung und Stütze dienen soll.

Was ist schön?

(Schluß folgt).

Gerhart Hauptmann und „Die versunkene Glocke".

Weitaus das interessanteste Ereigniß der bald hinter uns liegenden diesjährigen Berliner Theatersaison war die Erstaufführung des Märchendramas „Die versunkene Glocke" und wieder war der Name seines Dichters in aller Leute Mund, wieder wurde über die Bedeutung oder Unbedeutung Hauptmann's heiß gestritten.

Freilich nicht mehr ganz so heiß, wie z. B. im vorigen Winter anläßlich der Aufführung des „Florian Geyer". Denn wenn die vielen prinzipiellen Gegner des Dichters wider Willen sich dem Bann der Wirkung seiner neuesten Dichtung nicht ganz

entziehen konnten, so waren seine überzeugten Anhänger so etwas wie verstimmt: das hatten sie vom Dichter des sozialen Dramas „Vor Sonnenaufgang", der Familienkatastrophe „Das Friedensfest" und des Schauspiels „Die Weber" nicht erwartet. Ja, ein Theil von ihnen, die Sozialdemokraten, haben ihm einen förmlichen Abschiedsbrief geschrieben. In der „Leipziger Volkszeitung" steht er zu lesen, zugleich mit einer panegyrischen Besprechung des neuesten Dramas von Arno Holz: „Sozialaristokraten".

Aber zwischen jenen beiden Polen, den externen Feinden und den prinzipiellen Anhängern steht noch die große Masse, der Hauptmann kein Apostel des Neuen, noch ein politischer Agitator auf der Bühne bedeutet, sondern die ihn schlechtweg als „Dichter" auffaßt und beurtheilt.

Und diese große Masse — sie war zahlreich vertreten am 2. Dezember v. J. im „Deutschen Theater" bei der Erstaufführung der „Versunkenen Glocke" und sie wirkte mit dabei, als der Dichter wohl mehr als zwei Dutzend Mal vor die Rampe treten mußte, von brausenden Zurufen umjubelt, von tosendem Beifall umrauscht, er, der elf Monate vorher an derselben Stätte bei der Erstaufführung des „Florian Geyer" nicht bloß einen gründlichen Mißerfolg, sondern einen argen Skandal erlebte ... „Die Premièren folgen sich und gleichen sich nicht".

Wie nun? Wird nun dieses Datum des 2. Dezembers für den Dichter etwa ebenso entscheidend werden, wie einst vor 44 Jahren in der Laufbahn des letzten Kaisers jenseits der Vogesen und in der politischen Geschichte Frankreichs? Hofft und glaubt die engere Hauptmann-Gemeinde, daß dieser 2. Dezember auch zu einem Staatsstreich-Datum werden soll, in der deutschen Litteraturgeschichte? ...

Das ist heute noch eine offene Frage gegenüber der Buntscheckigkeit des „Werkes" Hauptmann's. Nur Eines scheint mir klar zu sein — sein letztes Wort hat er sicher auch jetzt noch nicht gesagt.

Buntscheckig genug ist dieses Werk gewesen und auch an Ueberraschungen war die dichterische Laufbahn des noch nicht Fünfunddreißigjährigen — an Ueberraschungen weniger wohl für ihn selbst, als für seine Freunde und die breiteren Schichten, die hinter diesen stehen.

Bis zum Jahre 1889 wußten nur gar wenige etwas von ihm, dem Enkel eines schlesischen Handwebers, dem Sohn aber schon eines wohlhabenden Gastwirthes, dessen Hotel in Ober-Salzbrunn wohl auch manchem Badegast aus Rußland bekannt sein mag, hieß es doch das „Russenhaus", weil es namentlich

von Gästen aus dem Osten besucht wurde. Einer eindrucksreichen Kindheit in dem Heimathsdorfe folgte eine schwere, bittere Jugendzeit auf dem Realgymnasium zu Breslau. Der Schulzwang war dem Träumer unerträglich und nur in Märchenpoesie und — in der Bibel findet er Trost... Man nimmt ihn aus der Schule fort, in der er so schlecht vorwärts kommt. Der kränkliche, schwächliche Knabe soll nun Landwirth werden. Ein Onkel, Pächter eines größeren Gutes, will ihn zu diesem Beruf heranbilden. Auch damit geht's nicht. Die Bauern verstehen ihn nicht; desto besser aber ihre Kinder, denen er Märchen erzählt, Gedichte vorliest. Gleichzeitig wird er nach wie vor von religiösen Stimmungen beherrscht, die ihn schließlich einem fanatischen Herrnhuter in die Arme treiben. Später freilich trat eine um so stärkere Reaktion ein, aber aus manchen seiner Werke, vor Allem aus dem „Hannele" ersieht man, daß er in diesen Dingen gut Bescheid weiß, viel selbst nachgedacht, empfunden, durchkämpft hat.

Neben der Poesie beginnen ihn jetzt auch Kunstinteressen in immer höherem Grade zu fesseln. So zwar, daß er sich entschließt, Bildhauer zu werden. Im Jahre 1879 finden wir ihn auf der Breslauer Kunstschule. Aber auch hier will er vor Allem seine eigenen Wege wandeln und er dichtet mehr, als daß er sich mit Zeichnen und Modelliren beschäftigt. Allerlei dichtet er, Episches, Lyrisches, Dramatisches — historische Romane und Charakter-Tragödien... Man erwirkt ihm die Erlaubniß, im Wintersemester 1882/83 litterarhistorische und andere Vorlesungen in Jena zu hören. Dann geht er plötzlich nach Italien und der Bildhauerplan tritt wieder mehr in den Vordergrund. Eine schwere Krankheit macht er hier, in Rom, durch, siedelt nach Hamburg über und von dort nach Dresden, um die Akademie zu besuchen. Auch das ist nur vorübergehend und im Herbst 1884 giebt er die Künstleridee ganz auf und zieht nach Berlin, wo er historische Vorlesungen hört, und im Frühling darauf heirathet er. Im selben Jahr erscheint seine erste größere Dichtung: „Promethidenloos". Die Kritik verurtheilt sie fast einstimmig und in der That zeugt sie von überreizter Phantasie und geistiger Unreife. Aber er mußte sich Alles herunterschreiben, was Herz und Hirn ihm quälte, ihm, dem Dreiundzwanzigjährigen — seit Jahren schon. Und gewiß unterschreibt der heute Fünfunddreißigjährige noch gar Vieles von den Versen aus seiner Sturm- und Drangperiode, wie z. B. folgende Strophen, die seine das Bestehende hassende Kämpfernatur kennzeichnen:

Nimm weg die Hand, Du Mann, von meinem Liede,
Noch lieben kann ich, nicht bewundern mehr.
Dein Banner ist ein lügenhafter Friede,

Mein Banner ist der Kampf auf wildem Meer.
Nimm weg die Hand, Du Mann, von meiner Zither,
Sie ist nicht Deiner Laune will'ges Kind;
Am Himmel stehen finstere Gewitter
Und meine Lieder sind, wie Blitze sind.

Du magst mit Tauben nach Belieben walten,
Doch mein Gesang fliegt keinen Taubenflug,
Und Deine Fesseln können ihn nicht halten,
Noch Du bemeistern meines Geistes Flug.
Nimm weg die Hand von eines Leuen Mähne,
Er schüttelt sie und schaut Dich dräuend an,
Nimm weg die Hand, Du Mann der milden Thräne
Du Mann des Glückes, Du zufriedner Mann!"

Ein „zufriedner Mann" war Hauptmann wahrlich nicht. Auch jetzt nicht, wo er in glücklicher Ehe und im Verkehr mit den Hauptvertretern des „jüngsten Deutschland" im reizenden Vorort Erkner bei Berlin lebte. Hier dichtete er die ersten reiferen Arbeiten, die novellistischen Studien „Der Apostel" und „Bahnwärter Thiel", die schon seine große Kraft der Charakteristik darlegten ... Doch Ruhe, wie gesagt, fand er nicht. Wieder greift er, 1887, zum Wanderstabe. Dieses Mal gehts in die Schweiz, wo er u. A. die psychiatrische Klinik in Zürich besucht, um Studien zu machen. Von dort kehrt er nach Erkner zurück und schreibt nun sein erstes zur Aufführung gelangtes Drama „Vor Sonnenaufgang", das zu tollem Skandal ebensosehr Anlaß gab, wie zu stürmischem Beifall in gewissen Kreisen; das seinen Namen mit einem Schlage zu einem allbekannten machte und ihn in den Mittelpunkt des Kreises der „Freien Bühne" stellte, dessen gleichnamiges Organ fortan bemüht war, ihm die Anerkennung als bester Mann und größte Kraft zu verschaffen.

Das war im Oktober 1889. Seitdem sind über sieben Jahre verflossen, sieben Jahre eines unausgesetzten Kampfes- und Wanderlebens, das Hauptmann bald nach Berlin, bald in seine schlesische Heimath (wo er auch eben wieder lebt), bald nach München, dazwischen nach Amerika, u. s. w. führte.

Welch' ein weiter Weg von jenem Oktober 1889 bis zum Oktober 1896, wo der damals so verhöhnte Dichter nunmehr für den Schillerpreis in Vorschlag gebracht werden konnte. Laut allerhöchster Entscheidung wurde er ihm freilich vorenthalten, aber der beifalltosende Verlauf des 2. Dezember glich fast einer Volksabstimmung. So meinte wenigstens die Hauptmann-Gemeinde ... Ja, aber toste und jubelte denn Tags zuvor das

Volk im „Berliner Theater" nicht ganz ebenso bei der Erstaufführung des neuesten Schauspiels des zum zweiten Mal schillerpreisgekrönten Dichters von „Heinrich und Heinrichs Geschlecht"? Welches „Volk" war nun das wahre — das am 1. Dezember im „Berliner Theater", oder das am 2. Dezember im „Deutschen Theater"? Eigentlich eine recht müssige Frage: man gebe doch Wildenbruch, was Wildenbruch's ist und Hauptmann, was Hauptmann's ist. So dachte man wohl auch augenscheinlich in Wien, als man ihm im vorigen Jahr, trotz des Mißerfolges des „Florian Geyer" der Grillparzer-Preis zuerkannte.

* * *

Ja, es war ein weiter Weg vom 29. Oktober 1889, wo die „Freie Bühne" in einem geschlossenen Kreise des damals noch so gut wie ganz unbekannten Dichters furchtbares soziales Drama „Vor Sonnenaufgang" zur Aufführung brachte, bei dem sowohl Ibsen's „Gespenster", als auch Tolstoi's „Macht der Finsterniß" sichtlich Gevatter gestanden hatten, bis zu jenem 2. Dezember 1896, dem Tage der Erstaufführung von „Die versunkene Glocke", zu der in der Kasse des „Deutschen Theaters" bereits seit Anfang September Bestellungen einliefen. Welch' verschiedenartige Geistesblüthen stehen an diesem Wege. Sie seien wenigstens kurz namhaft gemacht.

Da waren zuerst die sozialen naturalistischen Sturm- und Drangschauspiele: „Vor Sonnenaufgang" und „Das Friedensfest". Jenes bezeichnete Hauptmann, der gleich allen Modernen sich in der dramatischen Dichtkunst seine eigene Nomenklatur gebildet hat, als „soziales Drama", dieses als eine „Familienkatastrophe". Etwas Neues schien der junge Dichter mit ihnen muthig sagen zu wollen; aber weit hinaus schoß er über das Ziel; unverstanden blieb er von der Menge und über das Gewollte war wohl auch er selbst sich noch nicht klar. Nur Eines sahen Alle: daß in ihm ein ungewöhnliches, ein starkes Talent steckte. Dann folgte „Einsame Menschen". Es zeigte dieses Drama manchen Fortschritt: besser dem Rahmen des Bühnenlebens war es angepaßt, als die ersten beiden Dichtungen; dabei reich an Stimmungen und an geistiger Spekulation, an kräftiger Charakteristik. Aber doch hinterließ das Schauspiel ein tiefes Weh beim Zuschauer, das nicht bloß dem Inhalt der Dichtung galt, sondern ein wenig wohl auch dem Dichter selbst, der der gestellten philosophischen Aufgabe nicht Herr werden konnte. Ein großes erdrückendes soziales Lebensbild war das nächste Drama, die von der Hauptmann-Gemeinde als politische Großthat gefeierte Dramatisirung des Arbeiterelends, „Die Weber", das meistumstrittene, das

stärkstverfolgte Werk des jungen Kämpfers, der mit dieser Dichtung zum Bühnenapostel der Sozialdemokraten erkoren wurde... Nun ein wahrhaft virtuoses Charakterschauspiel. Keine Tendenz, keine philosophischen Probleme, nur eine köstlich feine Seelenmalerei im Rahmen lebendigster Wirklichkeit, nachgeschaffen an der Hand der Erinnerungen aus der Breslauer Kunstschülerzeit — die Komödie „Kollege Crampton". Gleich darauf folgt ein keckes Volksstück und ein satirisches Genrebild von der Kraft der realistischen Niederländer „Der Biberpelz", mit dem dämligen Amtsvorsteher im Mittelpunkt, der sich nur für „politisch gefährliche Menschen" interessirt und eine einfache Diebstahlsaffaire bis zur Unentwirrbarkeit verwickelt. Grund genug, daß wieder eine lebhafte, mitunter giftgeschwollene Polemik entbrennt.

Dann eine Ueberraschung, die Hauptmann vorübergehend sogar hofbühnenfähig macht. Die politischen Freunde schüttelten zum ersten Mal den Kopf; die ästhetischen freuten sich um so mehr; die Widersacher quand même — mit denen braucht man wohl nicht zu rechnen, weder in diesen, noch in anderen Fällen, weder bei Hauptmann, noch bei anderen Dichtern. Die „Traumdichtung" bot er, die er „Hannele's Himmelfahrt" genannt hat. Der Dramatiker der „Arme Leute-Noth" und des „Arbeiterelends", er läßt auch jene andere in ihm lebende Seele zu Worte kommen, die sich „gewaltsam vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen hebt". Neben der schärfsten Charakteristik von Menschen und Zuständen aus dem schon so oft vorgeführten Milieu der „Erniedrigten und Beleidigten", einer Charakteristik, die aber nur den Rahmen zum Bilde abgiebt, bietet dieses selbst Erinnerungen und Eindrücke aus der Kinder- und Jugendzeit des Dichters in tiefpoetischer Verklärung. Sie knüpfen an an die Zeit, wo Hauptmann mit der heiligen Schrift auf vertrautem Fuß und in innigem Verkehr stand, und an das Bibelwort: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid". Und — ein Zeichen seiner Reife — objektiv behandelt er die beiden Vorwürfe: den von dem Elend und der Noth und den vom Trost, wie Kirche und Religion ihn spenden...

Und wieder taucht er unter in die wild fluthende Materie der sozialen Frage. Dieses Mal hängt er ihr ein historisches Mäntelchen um. Aus dem Ganzen wird ein „politisch Kind" und die Fülle dessen, was der Dichter zu sagen hat, sprengt alle Fesseln weiser Bühnenbeschränkung. Maß und Form entgleiten ihm bei der Arbeit und selbst die besten Freunde und treuesten Anhänger mußten „Florian Geyer" trotz aller schöner Einzelheiten in mancher Beziehung für eine stark verfehlte Arbeit erklären, wie ich das an eben dieser Stelle vor Jahr und Tag dargelegt habe.

Nicht wahr — wenn auch in jedem Schauspiel naturgemäß ein Stück vom Dichter selbst drinsteckte — wie verschiedenartig, wie buntscheckig der Gesammteindruck seiner Gaben?

Endlich das Neueste, das „Märchendrama".

* * *

Kurz sei sein Inhalt skizzirt. Schon der Titel klingt so märchenhaft und gleichzeitig philosophisch bedeutsam: „Die versunkene Glocke". Wie das zum Deuteln und Deuten herausfordert.

Es ist eine gar tragische Geschichte, die des Glockengießers, der Heinrich heißt, wie der Dr. Faust und eine Promethidennatur ist, wie dieser und wie — Hauptmann. Er lebt in einem Thaldorf im Erz- oder Riesengebirge und hat ein braves frommes Weib und zwei liebe Buben. Berühmt ist er als der beste Glockengießer weit und breit, genügt ihm selber auch nimmer, was er schafft. Nun hat der fromme Meister sein „höchstes Meisterwerk" gemacht, wie der Pfarrer und Alle bezeugen — eine Glocke von wunderbarem Klange für die Bergkapelle droben. Aber so tönt sie im Thal nur, in den Niederungen — wird sie auch die Kraft haben, hoch oben von Gipfel zu Gipfel die Lüfte mit ihren Tönen zu füllen? So nagt der Zweifel am Herzen Heinrichs... Und wirklich — sie soll dort nicht läuten. Als sie die ungeheure Last mühselig emporschleppen, bricht plötzlich ein Wagenrad und die Glocke stürzt, stürzt dröhnend und klagend die Felsen hinab und in einen Bergsee. Ihr nach stürzt Heinrich, doch nicht so tief, wie sie, sondern nur bis auf eine rettende Kuppe, wo er mit zerschlagenen Gliedern liegen bleibt. Als er das Bewußtsein wieder erlangt, schleppt er sich mühsam weiter, ein Sterbender fast... So kommt er zu einer Baude,*) wo die Buschgroßmutter haust, die den Menschenkindern als Frau Wittichen gilt, doch auch bei ihnen als Hexe verschrien ist. Nicht allein haust sie da, sondern mit Rautendelein, dem elbischen Wesen, das sie einst von Moos und Flechten aufgelesen und das eine Hindin großgesäugt. Ein wunderliebliches Mädchen, halb Kind noch und halb Jungfrau schon... Sie steht im Mittelpunkt des Märchentreibens, mit dem der erste Akt einsetzt und das sich abspielt auf tannenumrauschter, felsenumschlossener Bergwiese. Da tändelt Rautendeleien; da hat sie neckische Zwiesprach mit den bocksbeinigen Waldschrat, der zwischen den Baumriesen über Felsblöcke setzt, und mit dem prustenden, triefenden Nickelmann, der bald aus dem Ziehbrunnen auftaucht, bald aus einem Trog oder einem Bergquell; da spielt und singt

*) Schlesische Berghütte.

sie und tanzt mit Elfen „Ringelreigenflüsterkranz" im Mondenschein; da füttert sie mit der Großmutter die drolligen Holzmännerchen und Holzweiberchen ... Und da findet sie auch plötzlich den todtwunden Glockengießer, der sich bis hierher geschleppt ...

Ein Märchenzauber von unendlichem Reiz liegt über all' diesen ersten Szenen ausgegossen, zusammengewoben aus der Phantasie und dem Naturempfinden des deutschen Volkes, verkörpert zum Theil in wahrhaft Böcklinschen Wunderwesen, getragen von einer seltsam schönen Versprache ... Das klingelt und glitzert und tönt und flimmert in diesen jambischen Versen, wie Hauptmann es bis dahin nur hier und da in „Hannele" hat hören lassen. Und so volksthümlich urdeutsch dabei Alles, daß der Uebersetzer, der sich daran wagen wollte, schier verzweifeln müßte ...

Und hier nun, auf der Bergwiese, vor der Baude, stoßen die beiden Welten zusammen, die christliche Menschenwelt und die der altheidnischen Fabelwesen, die jene hassen, wie denn auch der Waldschratt es war, der die Glocke hatte stürzen machen.

Es wäre reizvoll, ausführlich bei allem nun Kommenden zu verweilen, wenngleich so der größte Reiz der Dichtung sich doch nicht wiedergeben ließe. Aber das geht nicht gut an und kurz nur, wie gesagt, sei die Handlung skizzirt.

Rautendelein findet das Menschenkind. Erstaunt sieht sie den sterbenden Heinrich an und erstaunt giebt er den bewundernden Blick zurück. Die Elfe gewinnt ihn gleich lieb. Mit der Buschgroßmutter rettet sie ihn vom nahen Tode ... Da kommen der Pfarrer und der Schulmeister, der Barbier und die anderen Alle, die den abgestürzten Meister suchen und ihn hier nun finden in dunkler Nacht. Auf einer Tragbahre aus Zweigen schaffen sie ihn thalabwärts in sein Heim, wo sein treues Weib sich eben glückstrahlend anschickt, seinen höchsten Triumph zu feiern ... Schwerkrank liegt er auf seinem Lager und will gern in den Tod gehen. „Im Thale klingt sie, in den Bergen nicht: das weiß nur ich" — stöhnt er immer wieder. Und der verzweifelnden Meisterin ruft er zu:

„Ich traure nicht und traure wiederum
um das Verlorne; eines bleibt bestehn:
so Glock, als Leben, keines kehrt mir wieder.
. . . . . .
. . . . . Der Dienst der Thäler
lockt mich nicht mehr, ihr Frieden sänftigt nicht,
wie sonst, mein drängend' Blut. Was in mir ist,
seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
im klaren überm Nebelmeere wandeln

und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech, wie ich bin,
und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber sterben ..."

Aber er stirbt nicht und mehr noch, er soll nicht bloß leben, nein, er soll auch „Werke wirken aus der Kraft der Höhen"... Rautendelein bringt's zu Wege. Aus Liebe zum Menschen ist sie selbst ein Menschenkind geworden, ohne ihre Zauberkraft einzubüßen. Und so küßt sie ihn gesund und küßt ihm die Augen sehend und erweckt ihn zu einem neuen Leben, in dem er, ein Neuer selbst, Größtes schaffen soll, dort auf der Höhe... Vergessen sind Weib und Kinder, der fromme, demuthsvolle Sinn — hinauf ist er geflüchtet in die Berge mit dem elbischen Wesen, das sich ihm ganz zu eigen gab und dem er nun ganz zu eigen ist... Doch nicht in sinnlich gluthenvoller Liebeslust vertändelt er die Zeit. Großes will er schaffen, bedient von Zwergen und Elementargeistern. Keine irdische Glocke mehr soll es sein, sondern ein himmlisches Glockenspiel in einem Wundertempel, der keinem bestimmten Glauben dienen würde, sondern wo der Heiland der Christenheit und der Sonnengott des Heidenthums Eins werden sollen, das Fest seliger Menschheit zu feiern. In vermessener Verzückung spricht er zum Pfarrer, der ihn menschlich warnen kommt:

„Ein Glockenspiel! . . . . . .
Wie keines Münsters Glockenstube je
es noch umschloß, von einer Kraft des Schalles,
an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
der brünstig brüllend ob den Triften schüttert;
und so: mit wetternder Posaunen Laut
macht es verstummen aller Kirchen Glocken
und künde, sich im Jauchzen überschlagend,
die Neugeburt des Lichtes in die Welt.
. . . . . .
O Pfarrer dieses Fest! — ihr kennt das Gleichniß
von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne
ist's, die's den verirrten Kindern schenkt.
Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht,
so ziehn die Schaaren meinem Tempel zu.
Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel
in süßen, brünstig süßen Lockelauten,
daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust:
es singt ein Lied, verloren und vergessen,
ein Heimathlied, ein Kinderliebeslied,
aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
gekannt von jedem, dennoch unerhört.

Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
und Haß und Groll und Wuth und Qual und Pein
zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen.

So aber treten Alle wir an's Kreuz,
und, noch in Thränen, jubeln wir hinan,
wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
der todte Heiland seine Glieder regt,
und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
ein Jüngling in den Maien niedersteigt."

Vergebens mahnt der Pfarrer und droht ihm mit dem „Pfeil der Reue". Stolz lacht Heinrich dazu:

„Gen euren Pfeil bin ich vollauf bewährt.
So wenig schürft er mir auch nur die Haut,
als jene Glocke, wißt ihr, jene alte,
die abgrunddurst'ge, die hinunterfiel
und unten liegt im See, je wieder klingt!"

Mit den wuchtigen Worten: „Sie klingt euch wieder, Meister! Denkt an mich!" verläßt ihn tiefbetrübt der Pfarrer...

Und sie klang ihm wieder, dem vermessenen Träumer... Friedlos ist er von Stund an, denn sein Herz ist nicht rein und sein Sinn ist nicht frei. Er lebt in zwei Welten: „fremd und daheim dort unten — so hier oben fremd und daheim". Daran muß er zu Grunde gehen. Der äußeren Feinde, die ihm nach dem Leben trachten, erwehrt er sich leicht, aber der inneren kann er nicht Herr werden. Nicht rein und edel genug ging er an's Werk und sein hochgespannter Wille kann's nicht zwingen, trotz Rautendelein's Liebe und der Dienste der Elementargeister... In schweren Träumen legt sich die Vergangenheit zentnerlastend auf's Herz; der Nickelmann erzählt ihm wie sein Weib in's Wasser gegangen und wie es nun in seinem Reiche lebt und jedes Mal wenn sie mit Todtenfingern an den Rand der Glocke rührt, erklingt die versunkene.

Entsetzt stürzt Heinrich an Rautendelein's Brust... Da erklingt es plötzlich erst leise, dann immer lauter, mächtiger, furchtbar dröhnend zuletzt, das Thal erfüllend, über die Berge hinaus... Die versunkene Glocke!... Und dort — dort — zwei weißgekleidete Buben — sie schleppen einen schweren Krug herbei... Was ist im Krug?.. „Was Bittres. Mutters Thränen, die bei den Wasserrosen ist"...

Heiß wallt es auf in des Künstlers Brust: er verflucht Rautendelein, als „elbische Vettel" und springt thalwärts wieder.. Dort empfangen sie ihn mit Steinwürfen und Flüchen und jagen ihn in die Berge und lassen seinen stolzen „Tempel" in Flammen aufgehen... Er sucht Zuflucht bei der Buschgroßmutter und dort endet er... Drei Becher reicht ihm die Wittichen: trinkt er die ersten zwei, den Becher des Lebens und den Becher freier Schaffensbegeisterung, so muß er auch den dritten leeren — den Becher des Todes. Rautendelein, die an demselben Zwiespaltsfluch gescheitert, wie er, der Geliebte, die auch „fremd und daheim dort unten — so hier oben fremd und daheim", und die des verliebten tausendjährigen Nickelmanns Frau geworden, Rautendelein taucht aus dem Brunnen auf, müd und ernst und blaß, zum letzten Liebesspiel mit dem Menschenkind. Sie reicht ihm den letzten Becher, von ihren Lippen trinkt er sich den Tod... „Hoch oben: Sonnenglockenklang! Die Sonne... Sonne kommt!... Die Nacht ist lang" — flüstern die Lippen des Sterbenden, während über der Schlucht die Morgenröthe aufsteigt...

* * *

Der sentimentale Schluß ist wohl ein Zugeständniß an die Bühne. Das Märchen kennt keine Sentimentalität: kehrt das albische Wesen in den Schooß der Natur zurück — so geschiehts sicher ohne Leid und Weh... Doch das sei nur nebenbei bemerkt. Nicht das kritische Sezirmesser des klügelnden Verstandes soll an das gelegt werden, was man uns bot als reines Kunstwerk und was nur als solches genossen werden will... Und auch das Herumdeuten und Deuteln, was der Dichter wohl im Sinne gehabt haben mag — widerstrebt mir. Aus zwei Gründen. Nicht bloß, weil es den Genuß verkümmert, sondern vor Allem auch, weil es nicht des Dichters letztes Wort. Erst wenn er das nächste gesagt haben wird, kann man von dieser Seite an das Dichtwerk herantreten. Wer nicht ohne Deuteln auskommt, der mag ja zu seiner Beruhigung annehmen, daß die „Versunkene Glocke" für Hauptmann das Mißlingen seiner hochfliegenden Pläne bedeutet: das soziale Drama in großem, gewaltigen Stil zu schaffen; daß der Mißerfolg des „Florian Geyer" an seinem Herzen fraß und daß er deshalb aus „Märchenbrunnentiefen" einen Trunk that — wie Heinrich, der Meister Glockengießer.

Du lieber Himmel — was ist nicht Alles herumgedeutet worden an dem Werk, an dieser seltsamen Mischung von deutschem Kindermärchenton, allgemein menschlicher tiefsinniger Symbolistenweisheit und Wirklichkeitsleben... Und die Aehnlichkeitsjäger pürschten das ganze Gebiet der Weltlitteratur ab und suchten,

wie für den inneren Gehalt, so für die äußere szenische Ausgestaltung, ja selbst für der Verse wunderbares Gefüge nach Vorbildern. Ließ man einst bei „Vor Sonnenaufgang" die nordischen Dramen „Gespenster" und „Die Macht der Finsterniß" Gevatter stehen, so jetzt Goethe's „Faust" und Shakespeare's „Sommernachtstraum", die Tannhäusersage und die Faustmär, das deutsche Kindermärchen und Böcklin's Wunderwelt, und Byron's „Manfred" und Ibsen's „Baumeister Salneß" und — was weiß ich, was sonst noch Alles... Beweist das Uebermaß der „Vorbilder" nicht gerade, daß schließlich Hauptmann doch nur sich selbst gab, seine eigenste Seele — mag's auch nur eine Stimmungsepisode des kampfesmüden Dichters gewesen sein, in der aber gewisse Seiten seines geistigen Wesens besonders greifbar zu Tage treten und dabei in einer Form so köstlich reiner Poesie, wie sie Hauptmann bisher noch nie geboten. Wäre denn die Wirkung eine so hinreißende gewesen, wenn's nur ein litterarhistorisches Quodlibet, ein dichterisches Reminiszenzen-Potpourri, was er bot? Nein — sein eigenster seelischer Besitz ist's, was er in der „Versunkenen Glocke" in tiefsinnige und doch kindlich-naive Märchenform gefaßt hat...

Man hat früher wiederholt behauptet, Ibsen und Zola seien die geistigen Nährväter Hauptmann's und man hat sie alle drei schlankweg unter den einen Hut des „Naturalismus" gebracht. Ein böses Schlagwort, das gedankenlos zur Kennzeichnung der ganzen neuartigen dichterischen und undichterischen Schriftstellerei gebraucht, d. h. in Wahrheit gemißbraucht wird, denn diese Anwendung sieht ab von dem Unterschied zwischen Methode und Gehalt. Wieviel vielseitiger ist Ibsen, der subjektive, polemische, philosophirende Theoretiker, als der objektive, wissenschaftlich analysirende, protokollarisch schildernde Epiker Zola. Und nun der heutige Hauptmann — wieviel stimmungsvoller und empfindungstiefer, wieviel lyrischer ist er, als seine beiden Nährväter?... Der heutige bloß? In seinem „sozialen Drama", das vor mehr als sieben Jahren Hauptmann's Namen mit einem Male zu einem allbekannten machte, da spricht er sich selbst aus über Ibsen und Zola. Da legt er dem Agitator Loth die Worte in den Mund: „Es sind gar keine Dichter, sondern nothwendige Uebel... Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren, erfrischenden Trunk. — Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin."

Hat er ihn vielleicht auch nicht Allen geboten, den „klaren, erfrischenden Trunk" — selbst gethan hat er ihn zweifelsohne in seiner „Versunkenen Glocke"... War „Hannele" ein objektives Sicherinnern ferner Kindheitsträume, so ist die „Versunkene Glocke"

ein subjektives Sichversenken in die tiefsten Seelenbrunnen gegenwärtigen Empfindungslebens. Dieses gegenwärtige Empfindungsleben scheint uns aber gleichzeitig zu beweisen, daß Hauptmann noch kein Gewordener, daß er noch immer ein Werdender ist. Das Werk seines Lebens ist auch „Die versunkene Glocke" noch nicht...

J. Norden.

Berlin, im Februar.

Druckfehlerberichtigung.

Seite 93, Zeile 9 von oben lies: extremen statt externen.
„ 93, „ 10 „ unten „ reich statt auch.
„ 96, „ 10 „ oben „ den statt der.

Litterärische Streiflichter.

Von der trefflichen Bibliothek deutscher Geschichte ist unlängst ein neuer Band an's Licht getreten: Walther Schultze, Das merowingische Frankenreich, der den zweiten Theil der deutschen Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern bildet.*) Es ist eine weit entlegene, dunkle und von wilden Kämpfen erfüllte Zeit, die uns Schultze's Buch vorführt; die Greuel in dem merowingischen Königshause sind sprichwörtlich, die vielen Reichstheilungen ein Schrecken der Schüler beim Geschichtsunterricht, endlich das Schattenkönigthum der späteren Merowinger kann kaum irgend ein Interesse erregen. Es war also eine schwierige Aufgabe, die dem Verfasser gestellt ward, er hat sie aber vorzüglich gelöst. Dazu war nicht nur eine vollkommene Beherrschung des Materials, der Quellen wie der kaum übersehbaren neueren Litteratur erforderlich — in dieser Beziehung scheint Schultze kaum irgend etwas entgangen zu sein — sondern eine jahrelange Versenkung in den Stoff nothwendig; nur einer ununterbrochenen Beschäftigung mit jener Zeit, nur dem ein-

*) Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlnng Nachfolger. 6 M.

dringendsten Studium der theils sagenhaften, theils dürftigen und abgerissenen geschichtlichen Ueberlieferung konnte es gelingen die schattenhaften Gestalten jener fernen, dunklen Epoche wieder zu beleben. Das aber ist W. Schultze in hohem Grade gelungen, es sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, die uns in seiner Darstellung entgegentreten, wir lernen ihr Handeln und Kämpfen verstehen und vielfach erscheinen sie uns in ganz anderem Lichte, als wir sie bisher gewohnt waren zu sehen. Wären durch das Programm dieser Sammlung nicht alle gelehrten Nachweisungen ausgeschlossen, so würden die gründlichen Studien, die dem Buche Schultze's zu Grunde liegen, noch deutlicher zu Tage treten; dem Kundigen sind sie auch jetzt überall erkennbar. Was uns in dieser Geschichte geboten wird, ist nicht eine trockene Zusammenstellung von Begebenheiten und Thatsachen, nicht eine Aufzählung einzelner Rechtssätze und Verfassungsbestimmungen, sondern ein lebensvolles und anschauliches Bild des merowingischen Frankenreiches in seiner historischen Entwickelung und nach seinen inneren Zuständen. Schultze weiß den Leser für die Personen, welche er schildert, zu interessiren und der gebildete Laie, der überhaupt für geschichtliche Dinge Sinn und Neigung hat, wird durch seine Darstellung ebenso angezogen wie belehrt. Nach einer trefflichen Uebersicht über das römische Gallien und die Entstehung des fränkischen Stammes macht uns der Verfasser mit dem Ursprung des Geschlechts der Merowinger bekannt. Die Schilderung Chlodowech's, seiner Regierungsthätigkeit wie seiner Persönlichkeit, bietet ein vom Gewöhnlichen vielfach abweichendes Bild; sehr gut wird dieser schlaue, derbe, scharfblickende Fürst als barbarischer Bauernkönig charakterisirt und der vollkommene Gegensatz zwischen ihm und dem Ostgothen Theoderich dem Großen hervorgehoben. Lichtvoll und übersichtlich werden die verwickelten Verhältnisse der Reichstheilungen dargestellt und die großen Verdienste der Könige Theudebert und Theuderich als Begründer der Gesammtmonarchie betont. In einem wesentlich neuen Lichte erscheint die vielgeschmähte Königin Brunichildis, der eine ausgezeichnete Würdigung zu Theil wird. Ihr Lebensziel und ihr Verdienst ist die Aufrechterhaltung der Monarchie, der starken Königsgewalt gegen den übermüthigen unbotmäßigen Adel; diese westgothische Königstochter ist dem Verfasser die größte Erscheinung der Zeit, sie darf nach seinem wohlbegründeten Urtheil mit der tückischen Fredegunde garnicht verglichen werden. Aus der späteren Zeit des Sinkens des merowingischen Königshauses sei noch die Schilderung Ebroins, des Majordomus von Neustrien, hervorgehoben, dessen große Persönlichkeit Schultze in helles Licht stellt. Die Zusammenfassung Zentraleuropas zu einem neuen germanischen Großstaat bezeichnet der Verfasser zum Schluß als das weltgeschichtliche

Verdienst des merowingischen Königsgeschlechtes. An diesen ersten, rein geschichtlichen Theil schließt sich ein zweiter, der die Zustände und Institutionen im Frankenreich der Merowinger behandelt. Es werden darin die Familie und das häusliche Leben, die wirthschaftlichen Zustände, die Tracht und die Waffen, die Geräthe, sowie Haus und Hof, die Verfassung und Verwaltung, das Recht, die Wissenschaft und Kunst, endlich Kirche und Sittlichkeit eingehend und sorgfältig behandelt, kurz es wird uns eine umfassende, höchst lehrreiche Kulturgeschichte der Franken zur Zeit der Merowinger geboten. Mag auch über diesen und jenen Punkt der Historiker anderer Ansicht sein als der Verfasser, der Werth dieser vortrefflichen Arbeit wird dadurch nicht im Geringsten gemindert. Ueberall hat man beim Lesen des Buches den Eindruck, daß der Verfasser sich in diese ferne Zeit ganz hineingelebt hat. Eine Stammtafel der Merowinger und eine Karte des Frankenreiches sind dem trefflichen Buche beigefügt, das wir zu den besten bisher in der Bibliothek deutscher Geschichte erschienenen Werken rechnen.

Mit einer Bewegung innerhalb der römisch-katholischen Kirche, die vor 25 Jahren allgemeines Interesse erregte, von der Sympathie der öffentlichen Meinung getragen wurde und große Bedeutung zu erlangen versprach, gegenwärtig aber kaum mehr beachtet wird, beschäftgt sich die Schrift von Karl Goetz, Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des Altkatholizismus.*) Der Verfasser, selbst Altkatholik, giebt zuerst eine geschichtliche Uebersicht über die Entstehung und die Entwickelung des Altkatholizismus, der aus dem religiösen und wissenschaftlichen Gegensatze zu der die römische Kurie seit dem Trienter Konzil immer mehr beherrschenden jesuitischen Partei hervorgegangen ist, welche in der Proklamirung der Unfehlbarkeit des Papstes den Triumph ihrer Herrschaft in der Kirche feierte. In Deutschland vor allem lehnte sich dagegen die kirchliche Ueberzeugung und der wissenschaftliche Wahrheitssinn vieler Theologen und Geistlichen auf, sie fanden sich zusammen und legten Zeugniß ab für die altkirchliche Wahrheit gegen die jesuitische Entstellung. Eine Anzahl von gebildeten Laien schloß sich ihnen an verschiedenen Orten an und es kam zu einzelnen Gemeindebildungen. An den Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma schlossen sich bald mehrfache Reformen im Kultus und die Abstellung verschiedener in die Kirche eingeschlichener Mißbräuche, während das eigentliche Dogma der katholischen Kirche im Wesentlichen unangetastet blieb. Die Altkatholiken wollten durchaus katholisch sein und bleiben, nur die schrankenlose Gewalt des Papstthums verwerfen sie und wollen die altchristliche Kirche, wie sie vor dem Uebergewicht der päpstlichen

*) Leipzig, Friedrich Jansa. 60 Pf.

Macht in ihr bestanden, wieder zur Darstellung bringen. Man erwartete in der ersten Zeit den Anschluß weiter Kreise an diese Bewegung, während des Kulturkampfes fand der Altkatholizismus lebhafte Unterstützungen von Seiten der deutschen Regierungen und hervorragende Staatsmänner glaubten, er werde eine wesentliche Schwächung der römischen Kirche herbeiführen. Diese Erwartungen und Voraussetzungen haben sich nicht erfüllt. Es war von vornherein verhängnißvoll für die Bewegung, daß kein Bischof sich ihr anschloß, so sehr manche innerlich ähnlich denken mochten, nicht einmal der mit den Führern derselben gleichgesinnte Bischof Hefele oder der energische, streitfertige Bischof Straßmayer von Diakowor. So mußte man erst einen Bischof wählen und ihm mit Mühe die kirchliche Weihe durch die altkatholische Kirche von Utrecht verschaffen. Die Verfassung wurde dann der altkirchlichen nachgebildet, der Bischof mit der Synode leitet die Kirche wie der Geistliche mit dem Kirchenrath die Gemeinde. Goetz führt nun alle die Reformen auf, welche im Laufe der Zeit in der altkatholischen Kirche durchgeführt sind, sowohl im Kultus als in der kirchlichen Disziplin, von denen die Aufhebung des Zwangszölibats der Geistlichen auf vielen Widerspruch stieß. Allmählich ist man bis zur Verwerfung vieler Beschlüsse des Trienter Konzils als unter jesuitischem Einfluß zu Stande gekommenen, fortgeschritten. Dagegen hat man sich zur Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nicht entschließen können; man müßte dann allerdings auch das Konstanzer Konzil verwerfen, das die Gewährung des Kelches an die Laien ausdrücklich verworfen hat. Goetz betont, daß der Altkatholizismus der Aufgabe, die altkirchliche Wahrheit wissenschaftlich gegen jesuitische Entstellung und mittelalterliche Verkehrung an's Licht zu stellen, in vollem Maße nachgekommen sei. Das ist gewiß richtig. Ebenso hebt er die Unionstendenz des Altkatholizismus hervor, die ihn veranlasse nach der Vereinigung mit anderen bischöflichen Kirchen zu streben. Diese Bestrebungen erscheinen aber einigermaßen bedenklich für die Zukunft der altkatholischen Kirche. Denn käme eine solche Union zu Stande, so würde sie wahrscheinlich bald von der größeren und umfassenderen Kirchengemeinschaft absorbirt werden. Daß die altkatholische Bewegung sich im Rückgange befindet, kann Goetz selbst nicht in Abrede stellen. Die altkatholische Kirche in Deutschland besteht gegenwärtig aus 94 Gemeinden und 55 Pfarrern, was will das gegen die ungeheure Mehrheit der römisch-katholischen Gemeinden sagen! In Oesterreich haben die altkatholischen Gemeinden nicht einmal einen Bischof, während diejenigen der Schweiz allerdings eines solchen sich erfreuen. Ein schwerer Schlag für die altkatholische Kirche ist es, daß sie in Baiern aus politischen Gründen seit 1891 nicht mehr als katholisch anerkannt wird, in Preußen stellen die

Ultramontanen immer von Neuem dieselbe Forderung. Fragt man nach den Gründen, warum der Altkatholizismus nicht die Ausbreitung gefunden hat, wie man Anfangs hoffte, so ist gewiß eine wesentliche Ursache davon der große Indifferentismus in religiöser Beziehung, welcher bei einem großen Theile der katholischen Bevölkerung gegenwärtig herrscht. Sehr viele gebildete und ungebildete Katholiken stehen ihrer Kirche und den Dogmen derselben gleichgiltig gegenüber, um sich aber von ihr zu trennen, dazu fehlt es ihnen an religiösem Sinn, Kraft der Ueberzeugung und Opferlust. Aber der Hauptgrund liegt doch im Wesen und in der Entstehung des Altkatholizismus selbst. Er ist mehr das Produkt ehrlicher Wahrheitsliebe und ernster wissenschaftlicher Ueberzeugung als das Werk religiöser Begeisterung und so konnte er denn auch nicht religiös erweckend und entzündend wirken; er ist seinem Grundcharakter nach doch mehr negativ und kritisch als Neues schaffend. Daraus erklärt sich auch sein Mangel an volksthümlicher Kraft, er wirkt mehr auf den Verstand und die Ueberlegung als auf Herz und Gemüth. So hoch man die Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue der trefflichen Männer, welche die altkatholische Bewegung hervorgerufen haben, schätzen und ehren muß und so anerkennenswerth die Bemühungen der Geistlichen und Laien dieser Gemeinschaft sind — eine große Zukunft vermögen wir dem Altkatholizismus nicht zuzuerkennen; sein wesentliches Verdienst wird immer das bleiben, im Namen ehrlicher katholischer Ueberzeugung und ernster theologischer Wissenschaft gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes energischen Protest eingelegt zu haben. Abgesehen von seiner optimistischen Tendenz giebt Goetze's Büchlein über den Altkatholizismus und seinen gegenwärtigen Bestand in Deutschland lehrreiche Auskunft.

Ein guter Rathgeber für Reisende aus der Schweiz nach Oberitalien und zugleich ein anziehender Beitrag zur Kenntniß eines der besuchtesten Alpenpässe und seiner Umgebung ist das Buch von Carl Spitteler, Der Gotthard.*) Spitteler ist ein orts- und naturkundiger Mann, der in seiner Schrift zunächst genaue und ansprechende Hinweise auf alle landschaftlichen Schönheiten des Gotthard und seiner Thäler, die den Reisenden auf einer Eisenbahnfahrt von Luzern nach Bellinzona sich darbieten, giebt und daran praktische Rathschläge über die beste Jahreszeit für die Gotthardfahrt knüpft. In einem zweiten Theile zeigt er sich als trefflicher Führer für Fußwanderer über den Gotthard auf der alten Poststraße. Als Reiseziel empfiehlt sich der Gotthard, wie der Verfasser treffend bemerkt, dadurch vor allem, daß er in vollkommenerem Sinne ein Paß ist als jeder andere Paß, in das

*) Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 2 M. 40 Pf.

Herz der Völker führt und Länder und Berge theilt. Nur einem mit dem Passe und allen seinen Seitenthälern völlig vertrauten Manne wie Spitteler war es möglich so anschauliche und lebendige Schilderungen der schönsten Gegenden und Punkte zu liefern; denn nichts ist bekanntlich schwerer als landschaftliche Bilder vorzuführen, die den Leser wirklich anziehen. Der Verfasser schreibt oft in dichterischer Stimmung und erweckt auch in dem Leser eine ähnliche, sein Stil ist naturwüchsig und frisch, fern von aller Künstelei und Trockenheit. Sehr interessant ist der Abschnitt über den Gotthardpaß in der Geschichte. Merkwürdig, daß die Römer ihn so gut wie garnicht benutzt haben. Wenigen wird es bekannt sein, daß der Berg 1303 zuerst unter dem Namen St. Gotthard vorkommt, während er früher der Ursener Berg hieß. Lange genug war die Straße über den Gotthard gefährlich und schwer zu passiren. An einzelnen feinen Beobachtungen und geistreichen Bemerkungen fehlt es in dem Buche nicht. Dahin gehört Spitteler's Ausführung darüber, wer am besten die Schönheit einer Gegend sieht: oft nicht derjenige, welcher seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtet, sondern ein zufällig Hinschauender. Ein liebenswürdiger Humor durchzieht das ganze Buch, das kein trockenes Reisehandbuch ist und doch dem Fußwanderer wie dem Eisenbahnreisenden überall praktische Fingerzeige bietet. Das hübsch ausgestattete Buch wird gewiß manchen veranlassen, die Gotthardfahrt zu unternehmen und denen, welche sie schon gemacht, angenehme Rückerinnerungen an genußreiche Tage erwecken. Echt poetisch klingt Spitteler's Buch aus. Indem er sich vergegenwärtigt, wie viele junge Reisende, namentlich wie viele glückliche junge Ehepaare frohen Herzens, die Seele voll glücklicher Zukunftsträume, über den Gotthardpaß in das paradiesische Italien hinabgefahren sind, sieht er im Geiste hinter ihnen allen im Wagen eine schwarze Gestalt, die Sorge, sitzen, die bald genug alle ihre Träume verscheuchen wird. So erscheint ihm der Gotthardpaß als die Straße der Illusionen.

Die litterarhistorische Forschung wendet sich gegenwärtig vorzugsweise Goethe zu, Schiller tritt dagegen in den Hintergrund. Hoffentlich wird die vortreffliche neue Ausgabe seiner Werke von L. Bellermann das Interesse für den großen Dichter des Idealen wieder mehr beleben; möchte nur bald auch die ausgezeichnete Biographie Schiller's, die R. Weltrich begonnen hat, fortgesetzt werden. Einen dankenswerthen Beitrag zur Schillerlitteratur liefert Hermann Mosapp in seiner Schrift: Charlotte von Schiller, ein Lebens- und Charakterbild, mit zwei Lichtdruckbildern.*) Es ist eine sehr fleißige Arbeit, die uns hier geboten wird, der Verfasser hat das vorhandene Material erschöpfend

*) Heilbronn, Verlag von Max Kielmann. 2 M. 80 Pf.

benutzt und giebt manches Neue, so namentlich über Charlottens poetische Versuche und ihre litterärische Thätigkeit zur Erhaltung von Schiller's Gedächtniß. Allerdings würden wir eine größere Verarbeitung des Stoffes zu einer eigentlichen Biographie gewünscht haben, während Mosapp uns mehr eine sorgfältige Mosaikarbeit bietet; besonders vermissen wir eine zusammenfassende Charakteristik von Charlotten's Wesen und Persönlichkeit. Auch von dem Fehler, dem die meisten Biographen verfallen, nur Licht an ihrem Helden zu sehen und keinen Schatten, hat sich Mosapp nicht freigehalten; die Schwächen Charlotten's und die Schranken ihrer Natur hebt er nirgend hervor. Aber das Buch ist mit wahrer Liebe geschrieben und mit so warmem Interesse für die Heldin, daß der Leser sympathisch davon berührt wird. Mosapp berichtet getreulich auch von der Jugendliebe Charlotten's zu dem schottischen Kapitän Heron und schildert die uns höchst fremdartig anmuthende Doppelbrautschaft Schiller's mit Charlotte und ihrer Schwester Karoline v. Beulwitz, die ganz im Geiste jener gemüthserregten, die sittlichen Schranken blos als konventionell betrachtenden Zeit war, wie Goethe's Stella beweist. Schiller fand sich aber bald zurecht und Charlotte wurde ihm die wahre Gefährtin des Lebens, die ihm nicht nur die Sorgen der häuslichen Existenz abnahm und seine treue Pflegerin während seiner häufigen Krankheitsanfälle war, sondern auch sein geistiges Leben theilte, so weit sie es vermochte. Charlotte war keine geniale, ungewöhnlich begabte Natur wie ihre Schwester Karoline, ihr Wesen war einfach und schlicht, aber wahr und selbstlos, sie empfand innig und tief und Anmuth und Grazie waren ihr in hohem Maße eigen. Sie lebte nur für ihren Gatten und in ihm und wollte selbst garnichts vorstellen. Ohne es direkt zu wollen, hat sie doch auf Schiller's ganze Lebenshaltung einen nicht geringen Einfluß ausgeübt; manches, was ihm von seinem früheren Zigeunerleben, wie er es selbst bezeichnet, anhaftete, verschwand nach seiner Verbindung mit ihr. Es war eine wahrhaft glückliche Ehe, in der Charlotte mit dem großen Dichter 17 Jahre gelebt hat, und man kann sich nichts Schöneres denken als Schiller im Kreise seiner Familie. Kein anderer der großen Weimarer Heroen hat sich eines solchen Glückes erfreut wie Schiller, Goethe's Verhältniß zu seiner Vulpius, mag man gegenwärtig auch viel günstiger als früher über sie urtheilen, kann damit garnicht verglichen werden. Aber auch Karoline Herder's Elektranatur regte ihren Gatten mehr auf, stachelte ihn an und wirkte oft genug verstimmend auf ihn, statt ihm das rechte häusliche Glück zu gewähren. Nach Schiller's allzufrühem Tode lebte Charlotte mit rührender Treue nur seinem Gedächtniß und ihren Kindern. So erscheint sie als eine echte deutsche Hausfrau im höchsten Sinne des Wortes und ihr Leben ist ein wahres schönes Frauenleben.

Es ist sehr heilsam in unserer Zeit verschrobener und verkehrter Frauenideale sich das erquickliche Bild einer wahrhaft edlen Frau zu vergegenwärtigen, die ihr höchstes Lebensglück darin sah Gattin und Mutter zu sein. Möge Mosapp's Buch viele Leser und Leserinnen finden.

Einen eigenartigen und bemerkenswerthen Beitrag zur Würdigung und Beurtheilung der Poesie vom christlichen Standpunkt aus enthält ein Buch, welches aus Julius Disselhoff's Nachlaß von dem Sohne des Verewigten unter dem Titel: Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi. Vorträge und Abhandlungen über das Verhältniß der Kunst, besonders der Poesie zur Offenbarung,*) herausgegeben worden ist. Der Haupttitel des Buches will uns etwas anspruchsvoll und auch nicht recht zutreffend erscheinen, es wäre wohl richtiger und besser gewesen dem Buche blos den zweiten Titel vorzusetzen, der den Inhalt desselben vollkommen bezeichnet. Julius Disselhoff, der hochverdiente und weitbekannte Leiter der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth, hat sich in früheren Jahren sehr eifrig mit dem Studium der Philosophie beschäftigt; Hamann, der Magus im Norden, war ihm da Führer und Meister. Mit wie tief eindringendem Verständniß er sich in die Sibyllinischen Schriften dieses großen und tiefen, aber schwer verständlichen Geistes versenkt hat, davon legt sein Buch „Wegweiser zu Johann Georg Hamann" vollgiltiges Zeugniß ab; diese Schrift ist für jeden, der sich mit Hamann's Werken bekannt machen will, unentbehrlich, sie führt am besten in die originelle und großartige Gedankenwelt des Magus ein. Aber auch in die großen Dichterwerke, besonders der christlichen Zeit, vertiefte sich Disselhoff oft und gern. Es war ihm eine Lieblingsbeschäftigung sie auf ihren christlichen Gehalt hin zu analysiren und ihr Verhältniß zur göttlichen Offenbarung klar in's Licht zu stellen. Daß alle wahre Poesie auf christlichem Grunde ruhe und bewußt oder unbewußt Zeugniß für die Offenbarung Gottes ablege, war seine feste Ueberzeugung. Disselhoff besaß ein feines Verständniß für Poesie und ein gebildetes ästhetisches Urtheil, es ist daher sehr zu beklagen, daß er an der Vollendung des Werkes „über Poesie und Offenbarung", welches seine Gedanken über das Verhältniß zwischen Christenthum und Poesie im Zusammenhang darlegen sollte, durch seine spätere Berufsthätigkeit verhindert worden ist. Einen Ersatz dafür bietet die vorliegende Sammlung von neun Vorträgen und Abhandlungen; sehr zu bedauern ist, daß der Vortrag über Parcival und Faust verloren gegangen ist. Es wäre interessant gewesen, Disselhoff's Behandlung dieses Themas mit Freybe's Ausführungen über denselben Gegenstand in dem Buche, das wir

*) Kaiserswerth, Verlag der Diakonissen-Anstalt. 4 M. 50 Pf.

unlängst besprochen haben, zu vergleichen. Die meisten der hier zusammengestellten Vorträge sind schon früher gedruckt, aber es ist angenehm sie hier vereinigt zu haben, wenn es dadurch auch unvermeidlich ward, daß sich manche Wiederholungen finden, Einzelnes zuerst nur angedeutet, später ausführlich behandelt wird. Der erste Vortrag „Christenthum und Kultur" giebt gleichsam das Programm der folgenden Einzelausführungen; der Grundgedanke desselben ist: nur das Christenthum schafft und erhält wahre Kultur und alle vom Christenthum losgelöste und sich emanzipirende Kultur endet in Barbarei. Dieser gedankenvolle Vortrag ist im höchsten Grade lesenswerth. Daß Disselhoff Shakespeare, „diesen weltlichen Propheten des Christenthums", hochhält, versteht sich von selbst, ihm sind zwei der hier mitgetheilten Vorträge gewidmet, die sehr viel Feines und Tiefes enthalten, wenn sie auch natürlich nicht erschöpfend sind. Auch die Würdigung von Goethe's Faust und Iphigenie bietet viel Wahres und Schönes; doch wird der Verfasser unserer Meinung nach der ersten großen Dichtung nicht ganz gerecht. Dagegen freuen wir uns dem, was er über den christlichen Charakter der Iphigenie sagt, vollkommen beipflichten zu können; keines der dichterischen Werke Goethe's ist so von echt christlichem Geiste durchweht wie dieses Drama; in dieser Ueberzeugung machen uns die in neuester Zeit erhobenen Einwände nicht im geringsten irre. Nach Umfang und Inhalt wohl das bedeutendste Stück der Sammlung ist die jenem vorhin erwähnten unvollendet gebliebenen Werke entnommene Abhandlung über Dante's göttliche Komödie. Dante ist der Lieblingsdichter Disselhoff's, in seiner gewaltigen Dichtung sieht er Poesie und Christenthum auf's innigste und tiefste verschmolzen. In dieser Abhandlung nun legt er eingehend dar, wie vom ersten Gesang der Hölle bis zur letzten des Paradieses in stufenweise aufsteigender Vollendung der Erkenntniß die ganze christliche Offenbarung von Sünde und Gnade zur poetischen Darstellung gelangt. Disselhoff führt seine Auffassung mit Geist, Scharfsinn und genauer Kenntniß der göttlichen Komödie durch. Der Aufsatz ist in hohem Grade anregend und lehrreich, wenn man auch nicht allem beizustimmen vermag. Der Verfasser vergißt mitunter, daß Dante vor allem Dichter, nicht Dogmatiker oder Religionslehrer ist, und in seinem eifrigen Streben, den Dichter ganz von evangelischem Geiste erfüllt zu zeigen, übersieht er, daß doch erst Luther die volle evangelische Wahrheit wieder an's Licht gebracht hat; Dante bleibt bei aller Freiheit seines christlichen Standpunktes und aller religiösen Tiefe, die in der That wahrhaft bewundernswürdig ist, doch ein Sohn der mittelalterlichen Kirche, die ja allerdings, was heute als Katholizismus und Protestantismus sich feindlich gegenübersteht, in sich vereinigte. Jedenfalls ist Disselhoff's Abhandlung ein sehr

beachtenswerther Beitrag zum tieferen Verständniß Dante's und es würde eine höchst interessante Aufgabe sein, sie mit dem Buche des Katholiken Hettinger, der nachweist, wie tief Dante's Anschauungen in der Scholastik wurzeln, zu vergleichen. Auch was Disselhoff über die christliche Auffassung der Weltgeschichte in Miltons verlorenem Paradiese bemerkt, zeugt ebenso von der Würdigung des großen englischen Dichters, wie es tief und wahr ist. Am wenigsten befriedigt hat uns der letzte Vortrag: die glaubenslose Lyrik neuerer Zeit vor ihrem eigenen Richterstuhl. Die hier geübte Kritik enthält vieles Wahre und Richtige, aber sie ist doch einseitig und wird den einzelnen Dichtern nicht gerecht. Freiligrath z. B. schlechtweg unter die glaubenslose Lyrik einzureihen, ist schon nicht richtig und Lenau mit Heine in eine Klasse zu stellen ist ungerecht, schon dessen herrlicher Savonarola giebt ihm eine ganz andere Stelle. Ueberhaupt tritt in diesem Vortrage die ästhetische Würdigung der Dichter hinter ihrer religiösen Beurtheilung ganz zurück. Doch an unserem günstigen Gesammturtheil über Disselhoff's Buch können diese und ähnliche kritische Bemerkungen nichts ändern. In unserer Zeit, wo das religiös-sittliche Urtheil in Fragen der Kunst und Poesie so schwächlich und matt ist, thut es wohl einem Manne zu begegnen, der die Poesie hochhält, aber die Offenbarung Gottes noch höher, und der alle Werke der Kunst nach dem Maßstabe der ewigen Wahrheit beurtheilt. Allen, die sich über das Verhältniß der Poesie zum Christenthum klar werden wollen, allen sei Disselhoff's inhaltreiches Buch zu wiederholter Lektüre warm empfohlen.

Einen ganz anderen Charakter als Disselhoff's Buch trägt die auch in's Gebiet der Litteraturgeschichte schlagende Schrift von Adolf Thimme, Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie.*) Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt das Interesse und das Verständniß für die Volkspoesie, wie sie im Lied und im Märchen sich offenbart, in den Kreisen der Gebildeten zu erwecken und zu beleben. Das frisch und mit warmer Liebe zum Gegenstande geschriebene Büchlein ist ganz geeignet seinen Zweck zu erfüllen. Da die Schrift sich an ein größeres Publikum wendet, entbehrt sie aller gelehrten Anmerkungen und ist in durchaus populärem Tone gehalten. Die Kapitel über das Volkslied sind etwas aphoristisch, wenn sie sich auch angenehm lesen lassen, der Abschnitt „zur Geschichte der Volkspoesie" ist etwas dürftig, hier hätte man mehr über die verschiedenen Epochen des Volksgesanges, auch Einiges über die Form desselben zu hören erwartet. Ueberhaupt bieten die Ausführungen Thimme's über das Volkslied nach Uhland's unüber-

*) Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 2 M.

trefflichen Abhandlungen darüber, sowie nach Vilmar's schönem Handbüchlein nichts Neues; am meisten geschieht das noch in dem hübschen Abschnitt „von Blumen und Bäumen im Volksliede", allerdings ließe sich auch hier Manches ergänzen. Der Schwerpunkt von Thimme's Buch liegt in dem Theile, welcher das Märchen behandelt. Da finden sich sehr anziehende Zusammenstellungen und feine Beobachtungen, so besonders über Zeit und Ort im Märchen, über die darin vorkommenden Thiere und Pflanzen, endlich die in ihm auftretenden menschlichen Berufsklassen und Stände, aus denen der Verfasser auf die Herkunft der Märchen in ihrer jetzigen Gestalt aus dem XV. und XVI. Jahrhundert schließt; auf dieselbe Zeitepoche weisen, wie er eingehend darlegt, auch die in den Märchen vorkommenden Sitten und Gebräuche, welche sich auf Geburt, Hochzeit und Tod beziehen, hin. Diese Zusammenstellungen sind sehr interessant und dankenswerth. Der Abschnitt über Fabel und Wunderwesen bietet ebenfalls manches Interessante, bedarf aber mancher Ergänzungen und Berichtigungen. Am wenigsten befriedigt hat uns der letzte Abschnitt: antike Märchen im deutschen Gewande, denn hier ist Vieles nur Vermuthung und bloße Hypothese. Man darf bei der Beurtheilung von Thimme's Schrift nicht vergessen, daß sie einen populären Charakter hat und anregen, nicht erschöpfen will; an eine streng wissenschaftliche Untersuchung wären natürlich ganz andere Anforderungen zu stellen. Eins hat uns aber doch gewundert, daß nämlich Thimme mit keinem Worte der zuerst von Theodor Benfey ausgesprochenen und mit großer Gelehrsamkeit vertretenen, gegenwärtig in den wissenschaftlichen Kreisen herrschenden Ansicht gedenkt, wonach die meisten deutschen und überhaupt abendländischen Märchen aus Indien stammen und erst im frühen Mittelalter nach Europa herübergekommen sind. Zu dieser wichtigen Frage hätte er jedenfalls irgendwie in seinem Buche Stellung nehmen sollen. Wir hoffen bald wieder dem Verfasser auf dem Gebiete der Volkspoesie zu begegnen.

Das Wesen und den Charakter des Volksthümlichen in der Sprache vor Augen zu stellen, ist der Zweck des Buches von S. Hetzel: Wie der Deutsche spricht, Phraseologie der volksthümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Zitate aus dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller gesammelt und erläutert.*) Was uns in diesem Buche geboten wird, ist eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller in der deutschen Alltagssprache vorkommenden Ausdrücke; daß diese sich von der Schriftsprache vielfach unterscheidet, weiß jeder. Man staunt beim Durchblättern des Buches über die

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 M.

Masse und Mannichfaltigkeit dieser Wörter und Wendungen, die täglich im Gebrauch sind. Der Verfasser hat sehr fleißig gesammelt, wir erinnern uns kaum eines Ausdrucks, der nicht in dem Buch zu finden ist; vermißt haben wir z. B. „um Mantel und Kragen kommen" und den in Süddeutschland sehr gewöhnlichen Ausdruck: eine Binsenwahrheit. In der Aufnahme von Sprichwörtern ist Hetzel nicht ganz konsequent verfahren, viele finden sich hier, andere wieder fehlen und ebenso verhält es sich mit den sog. apologischen Redensarten, die Edmund Höfer in so großer Anzahl gesammelt hat. Der Verfasser giebt zu den Ausdrücken fast immer Erklärungen ihres Sinnes und ihrer Bedeutung; darin scheint er uns oft zu weit gegangen zu sein, indem er häufig ganz klare und allgemeinverständliche bildliche Redewendungen paraphrasirt. Viel wichtiger ist es nach unserer Ansicht den Ursprung und die historische Entstehung vieler fortwährend gebrauchter Redensarten und Ausdrücke festzustellen und zu erklären. Das hat Hetzel auch häufig gethan, aber oft läßt er uns in dieser Beziehung im Stich. Woher stammt z. B. die Redensart: einem den rothen Hahn auf's Dach setzen, woher der Ausdruck: Gallimathias, das Wort Rothwelsch, die Bezeichnung: Flitterwochen? In dieser Hinsicht wird in einer künftigen Auflage nicht Weniges nachzutragen sein. Nicht einverstanden sind wir mit Hetzel darin, daß er alle derben volksthümlichen Redensarten und Ausdrücke fortgelassen hat. Das Buch ist doch nicht für Kinder oder Töchterschulen bestimmt und Ausdrücke und Worte, die Luther und Goethe selbst in ihren Schriften zu brauchen kein Bedenken hatten, sollten doch in einer Sammlung volksthümlicher Redensarten nicht fehlen, mag die Salonsprache auch vor ihnen zurückschrecken. Wir wünschen dem nützlichen und fleißigen Buche bald eine neue Auflage.

Mit einer dunklen Nachtseite des heutigen deutschen Volkslebens beschäftigt sich die Schrift von Pastor C. Wagner: Die Sittlichkeit auf dem Lande, erweiterter Konferenz-Vortrag.*) Die Thatsachen, auf die sie sich stützt, sind in ganz Deutschland gesammelt, sie beruht also nicht auf vereinzelten hier und da gemachten Beobachtungen. Es sind schwere, traurige Schäden der ländlichen Bevölkerung, welche hier mit großem Nachdruck und ernster Sorge an's Licht gestellt werden. Der Bauernstand bildet die feste Grundlage des Staates, von seiner Gesundheit hängt dessen Bestehen und Existenz nicht zum geringsten Theile ab. Darum verdient der Verfasser und alle seine Mitarbeiter aufrichtigen Dank dafür, daß er die Schäden bloslegt, welche das Mark des Volkes zu verderben drohen. Es ist uns unbegreiflich, daß auch von konservativer Seite gegen die

*) Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 2 M.

ungeschminkte und freimüthige Darstellung Pastor Wagner's, die ja auch manche bittere Wahrheit für die höheren Stände enthält, allerlei Einwendungen und Bedenken erhoben worden sind. Nur die volle rückhaltlose Wahrheit ist in diesen Dingen am Platz und kann helfen, nicht aber Vertuschen und Entschuldigen. Es ist wahrhaft erfreulich, daß so viele treffliche Geistliche der Unsittlichkeit auf dem Lande ihre ernste Aufmerksamkeit zuwenden und auch die rechten Mittel, um dem furchtbaren Uebel zu steuern, erkennen und anwenden, wie der Schlußabschnitt von Wagner's Schrift zeigt. Wie dunkel aber auch die Bilder sind, welche uns hier von den sittlichen Zuständen in der ländlichen Bevölkerung vorgeführt werden, zwei Erwägungen gewähren doch einigen Trost. Erstlich, wie schwer auch die sittlichen Gebrechen sind, die dem Bauernstande anhaften, es steht doch unvergleichlich viel besser bei ihm als bei der Bevölkerung der Städte. Und dann, man darf die sittlichen Schäden der Gegenwart nicht isolirt betrachten, als etwas früher nicht Dagewesenes auffassen und sich dadurch zu unberechtigtem Pessimismus verleiten lassen. Die Sünde hat unter den Menschen, also auch unter den Bauern, zu allen Zeiten geherrscht und wer mit der volksthümlichen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts bekannt ist, weiß, wie groß damals die Unsittlichkeit unter der Landbevölkerung war. Eins allerdings ist wahr, die Gottentfremdung, auch bei den Bauern, leider vorzugsweise den evangelischen, war nie so groß wie heute und darin liegt die eigentliche Gefahr für die Zukunft. Wagner's Schrift ist kein Buch für Kinder und für Frauen, aber ernste Männer, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, sollten sie nicht ungelesen lassen.

H. D.

* * *

Eine gute volksthümliche Lektüre zu bieten macht sich Werther's Volksbibliothek zur Aufgabe, von der bis jetzt fünf Bändchen*) erschienen sind. Die drei ersten enthalten oberhessische Dorfgeschichten von J. Becker, einem selbst dem Volke entstammenden Autor. Die bedeutendste von ihnen ist „Der Wildhirt", worin der dämonische Einfluß geschildert wird, den ein wegen seiner Schlauheit, Tücke, Wildheit und Wilddieberei gefürchteter, allgemein gemiedener Bursche auf einen gutmüthigen, aber schwachen Bauernsohn von einem großen Hof ausübt. Abstoßend wirkt die Erzählung: Karthäuserisch Andort, in der die berechnende herzlose leichtfertige Heldin zuletzt ihren Mann zum Selbstmord treibt. Der Verfasser schildert mit derbem Realismus und läßt seine Personen zum großen Theil im Dialekt sprechen. Er führt uns die Bauern seiner Heimath vor, wie sie wirklich sind, er erinnert an den in dichterischer Auffassung und Darstellung ihm freilich weit überlegenen Jeremias Gotthilf. Eine feine psychologische Entwickelung darf man hier nicht erwarten. Aufgefallen ist uns bei diesen

*) Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, à 50 Pf.

Erzählungen das völlige Fehlen des religiösen Moments: es ist so, als ob alle diese Bauern von Christenthum und Kirche, von Sünde und Schuld und von Gottes Gnade garnichts wissen; der Pfarrer kommt niemals vor. Ist das auch im wirklichen Leben so der Fall, dann muß man darin einen traurigen Beweis von der weitvorgeschrittenen Entchristlichung des Landvolkes sehen. Das vierte Bändchen bietet eine Uebersetzung aus dem Englischen: Der atheistische Schuhmacher von Hugh Price Hughes. Es ist in Ton und Inhalt ganz verschieden von Becker's Dorfgeschichten und schildert die Bekehrung eines durch natürlichen Verstand ausgezeichneten und durch vielerlei Lektüre gebildeten atheistischen Schuhmachers zum Christenthum. Die Erzählung nicht ohne Interesse zeigt doch in mancher Beziehung spezifisch englische Färbung. Das letzte uns vorliegende Bändchen von Patzschke: „Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart", behandelt das Schicksal eines Arbeiters, der durch Noth und Unglück zur Verzweiflung und zum Entschluß des Selbstmordes gebracht, aber durch seine Frau, die fest an ihrem Glauben und am Vertrauen auf Gott hält, aufrecht erhalten wird und zuletzt doch wieder glückliche Tage erlebt. Wir wünschen der Volksbibliothek einen guten Fortgang und weiten Anklang.

Schach.

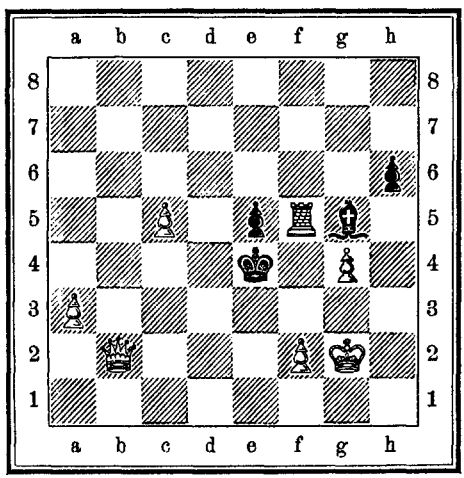
Redigirt von A. Burmeister.

Nachdruck verboten.

Aufgabe Nr. 5.

Von A. Burmeister in Reval.

(Originalproblem der „Balt. Monatsschrift").



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Beiträge für die Schachrubrik werden mit Dank entgegengenommen und sind ebenso wie die Lösungen der Schachaufgaben direkt an die Adresse des Herrn A. Burmeister in Reval, Narvasche Str., im eigenen Hause, zu richten.

Die Lösungen zu den Aufgaben sowie die Namen derer, welche richtige Lösungen zu den Aufgaben eingesandt haben, werden wir drei Monate nach Abdruck der Probleme veröffentlichen.

Partien aus dem Wettkampf Steinitz-Lasker,

gespielt in Moskau 1896.

---

14. Partie (17. Dezember 1896). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—c6: d7—c6: 5. Sb1—c3 f7—f6 6. d2—d4 e5—d4: 7. Dd1—d4: Lf8—d6 8. Lc1—e3 Sg8—e7 9. Sf3—d2 c6—c5 10. Dd4—d3 b7—b5 11. Dd3—e2 c5—c4 12. De2—h5+ g7—g6 13. Dh5—h6 Ke8—f7 14. f2—f4 Dd8—f8 15. Dh6—h4 Se7—c6 16. Sc3—d5 f6—f5 17. Dh4—f6+ Kf7—g8 18. Df6:f8+ Ld6—f8: 19. Sd5—c7: Ta8—b8 20. 0—0—0 Kg8—f7 21. Sd2—f3 h7—h6 22. e4—e5 Lf8—e7 23. Sc7—d5 Le7—d8 24. h2—h4 Th8—g8 25. Th1—e1 Lc8—e6 26. Le3—c5 b5—b4 27. Sd5—e3 Tb8—b5 28. Lc5—d6 c4—c3 29. b2—b3 a6—a5 30. Td1—d3 a5—a4 31. Sf3—d4 Sc6—d4: 32. Td3—d4: Ld8—h4: 33. Te1—e2 a4—b3: 34. c2—b3: Lh4—e7 35. Se3—c2 g6—g5 36. Ld6—e7: Kf7—e7: 37. Sc2—b4: g5—f4: 38. Sb4—c6+ Ke7—f7 39. Td4—f4: Tg8—g4 40. Tf4—d4 h6—h5 41. Sc6—d8+ Kf7—e7 42. Sd8—e6: Ke7—e6: 43. Td4—d6+ Ke6—e7 44. Td6—h6 Tg4—e4 45. Te2—f2 Tb5:e5 46. Th6—h5: Ke7—e6 47. Th5—h6+ Ke6—d5 48. Th6—f6 Kd5—d4 49. Tf6—d6+ Kd4—c5 50. Td6—d8 Te4—e2 51. Tf2—f3 Te2—a2: 52. Tf3:c3+ Kc5—b4 53. Tc3—c2 Ta2:c2+ 54. Kc1—c2: Te5—e2+ 55. Td8—d2 Te2—e4 56. Td2—f2 Te4—g4 57. Kc2—b2 Tg4—e4 58. g2—g3 Te4—e5 59. Tf2—f4+ Kb4—b5 60. Kb2—a3 Te5—d5 61. Tf4—f3 Kb5—a5 62. b3—b4+ Ka5—b5 63. Ka3—b3 Kb5—b6 64. Kb3—c4 Kb6—c6 65. Tf3—b3 Td5—e5 66. b4—b5+ Kc6—b6 67. Kc4—d4 Te5—e4+ 68. Kd4—d5 Te4—e8 69, Kd5—d6 Te8—e1 70. Tb3—f3 Kb6—b5: 71. Tf3:f5+ Kb5—c4 72. g3—g4, Schwarz gab auf.

Die 15. Partie blieb unentschieden.

16. Partie (22. Dezember 1896). E. Lasker (Weiß) — W. Steinitz (Schwarz).

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—a4 d7—d6 5. d2—d4 Lc8—d7 6. La4—b3 e5—d4: 7. Sf3—d4: Sg8—f6 8. Sb1—c3 Lf8—e7 9. Sd4—e2 Sc6—a5 10. 0—0 0—0 11. f2—f3 Tf8—e8 12. Lc1—e3 Le7—f8 13. Dd1—d2 Sa5—b3: 14. a2—b3: Ld7—e6 15. Se2—f4 Sf6—d7 16. Ta1—d1 c7—c6 17. Dd2—f2 Dd8—a5 18. Df2—g3 Sd7—e5 19. Sf4—e2 Le6—d7 20. Se2—d4 b7—b5 21. h2—h3 b5—b4 22. Sc3—b1 c6—c5 23. Sd4—e2 Da5—a2 24. f3—f4 Se5—c6 25. Le3—c5: Te8—e4: 26. Sb1—c3 b4—c3: 27. Se2—c3: Da2—b2: 28. Sc3—e4: Db2—c2: 29. Se4—f6+ Kg8—h8 30. Sf6—d7: d6—c5: 31. Dg3—f3 Ta8—c8 32. Sd7—e5 Sc6—e5: 33. f4—e5: c5—c4 34. b3—c4: Dc2—c4: 35. Kg1—h1 a6—a5 36. Td1—d7 a5—a4 37. Td7—f7: Lf8—b4 38. Tf7—f4 Dc4—c5 39. Df3—g4 Lb4—a3 40. Tf4—a4: Tc8—d8 41. Dg4—f3 La3—b2 42. Ta4—a8, Schwarz gab auf.

17. (und letzte) **Partie** (30. Dezember 1896 und 1. Januar 1897). W. Steinitz (Weiß) — E. Lasker (Schwarz).

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6 3. Sb1—c3 Sg8—f6 4. Lc1—g5 Lf8—e7 5. e2—e3 0—0 6. Dd1—b3 Sb8—d7 7. Sg1—f3 c7—c6 8. Lf1—d3 d5—c4: 9. Ld3—c4: b7—b5 10. Lc4—e2 a7—a6 11. a2—a4 b5—b4 12. Sc3—b1 c6—c5 13. Sb1—d2 Lc8—b7 14. a4—a5 c5—d4: 15. e3—d4: Sf6—d5 16. Lg5—e3 Le7—d6 17. Sd2—c4 Ld6—c7 18. Le3—g5 f7—f6 19. Lg5—d2 Dd8—e7 20. Sc4—e3 Ta8—b8 21. Le2—c4 Tf8—d8 22. 0—0 Sd7—f8 23. Tf1—e1 De7—f7 24. Se3—f1 Kg8—h8 25. Sf1—g3 Lc7—g3 26. h2—g3: Sf8—g6 27. Db3—d3 Td8—d6 28. Te1—e2 Lb7—c8 29. Sf3—e1 Df7—d7 30. Se1—c2 e6—e5 31. Ta1—e1 Lc8—b7 32. Dd3—b3 Lb7—c6 33. Sc2—b4: Sd5—b4: 34. Ld2—b4: Td6—d4: 35. Db3—c3 Lc6—g2: 36. Kg1—g2: Dd7—c6+ 37. Te2—e4 Td4—e4: 38. Te1—e4: Dc6 : e4+ 39. Kg2—g1 De4—b7 40. Lb4—c5 Tb8—d8 41. Lc4—e2 e5—e4 42. b2—b4 Sg6—e5 43. Lc5—e3 Se5—d3 44. Le3—b6 Td8—c8 45. Dc3—d4 h7—h6 46. Kg1—h2 Sd3—e5 47. Dd4—d1 Tc8—c3 48. Dd1—d6 Se5—f3+ 49. Kh2—g2 Db7—f7 50. g3—g4 Df7—a2 51. Le2—f1 Sf3—h4+ 52. Kg2—g1 Tc3—c1 53. Lb6—e3 Sh4—f3+ 54. Kg1—g2 Te1—f1: 55. Dd6 : a6 Tf1—g1+ 56. Kg2—h3 Da2—d5 57. Da6—c8+ Kh8—h7 58. a5—a6 Tg1—h1+ 59. Kh3—g2 Sf3—h4+, Weiß gab auf.

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Moskau. Die deutsche „St. Petersb. Zeitung" bringt folgende traurige Nachricht: Der Schachmeister Steinitz ist in Moskau an einem schweren Gemüthsleiden erkrankt und der Morosow'schen psychiatrischen Klinik zur Beobachtung überwiesen worden.

Briefkasten.

Herrn Dr. H. A. In der Aufgabe Nr. 2 scheitert die Lösung 1. Lh6—f4 an der Fortsetzung: d3—d2 2. Lf4 : d6 d2—d1 D—. Die von Ihnen angegebene Lösung zur Aufgabe Nr. 1 ist richtig.

Corrigenda.

(Aus dem Briefwechsel zwischen V. Hehn und G. Berkholz).

Seite 41, Zeile 11 v. u. lies nur statt nun.
„ 49, ist in der Anmerkung die Angabe über den Verfasser des Aufsatzes „Zur Judenfrage", wie uns Herr Prof. Th. Schiemann mitzutheilen die Liebenswürdigkeit gehabt hat, dahin zurechtzustellen, daß derselbe nicht von dem ungarischen Nationalökonomen, sondern von dem damaligen Chefredakteur des „Journal de St. Pétersbourg", A. E. Horn, herrührt. Der Irrthum erklärt sich daraus, daß in G. Berkholz's Briefen von dem Nationalökonomen ein paar Mal die Rede ist.
„ 69, Zeile 16 v. o. lies Individuum statt Individium.
„ 154, „ 10 „ u. „ Eckardt statt Eckert.

(Ueber die kinetische Naturlehre des Frhrn. R. v. Dellingshausen).

Seite 110, Zeile 7 v. o. lies das statt den.
„ 111, „ 14 „ „ „ daß „ dem.
„ 119, „ 8 „ „ sind die Schluß-Anführungszeichen nach den Worten — zu Grunde legen — hinzuzufügen.
„ 124, „ 7 „ u. lies Schwingungszahl statt Schwingungsruhe.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 28. Февраля 1896 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

An der Riviera.

Sonette
von
L. v. Schroeder.

Nachdruck verboten.

Der Eintritt.

Es ist ein Meer des Dufts, in dem ich bade,
In dem die Brust wie wonnetrunken bebt,
Indeß der Geist in selgen Träumen lebt,
Seit ich betrat dies herrliche Gestade.

Wo ich auch sinnend wandle meine Pfade,
Bald hier bald dort ein Blumenhauf' sich hebt,
Wo Schönes, Duftges achtlos man begräbt
In immer Schönrem noch, als wär's nicht schade:

Orangen, Rosen, Jsien, Anemonen,
Maiglöckchen, Freſien, Veilchen ohne Zahl,
Der schneeigen Narzisse Blüthenkronen,

Syringen, Mandeln — schwer wird hier die Wahl!
O daß in Dir ich ewig dürfte wohnen,
Du Paradies des Dufts im Erdenthal!

Genua.

Von hoher Warte seh' ich vor mir liegen
Genua, die alte Meereskönigin,
In mächtgem Schwung zieht sich der Hafen hin,
Die Häuser mal'risch an den Berg sich schmiegen;

Die Schiffe heut' noch hin und wieder fliegen
Und bringen Dir, Du stolze Stadt, Gewinn,
Allein die alte Eigenmacht ist hin, —
Träumst, Genua, Du von Deinen einst'gen Siegen?

Die Gegenwart ist schöner als der Traum!
Wie hold im Frieden Dein Gestade lächelt,
Wie schmückt der Oelbaum Dich, des Friedens Baum!

Kein Feind jetzt sterbend noch Dir Flüche röchelt, —
Leis rauscht das Meer an Deines Ufers Saum
Und frischer Wind die blüh'nden Gärten fächelt.

Nervi.

In Nervi grüßen Dich der Palmen Reihen
Und Palmen ringsum in den Gärten ragen,
Agaven ſiehſt Du ihre Wurzeln ſchlagen
Allüberall um's grauliche Geſtein.

Der Tropen Kinder fröhlich hier gedeihn, —
Willſt Du die Pinien, Tamarinden fragen,
Sie werden's Dir mit frohem Rauſchen ſagen:
Hier iſt ein Sonnenland, hier iſt gut ſein!

Und dort das Meer mit den ſmaragdnen Fluthen,
Wie grüßt Dich's lockend mit der Brandung Laut!
Sein friſcher Wind kühlt Dir des Mittags Gluthen —

Glücklich, wer träumend ſeinen Spiegel ſchaut,
Wenn im Gebüſch Kamelien ſich verbluten
Und über ihm Italiens Himmel blaut.

Die Knaben.

Gedenkſt Du noch, wie wir an dem Geſtade
Des Meeres oftmals wandelten dahin,
Die braunen Knaben mit vergnügtem Sinn
Barfüßig tanzten auf dem ſtein'gen Pfade;

Nach manchem halbgenommnen Waſſerbade
Ein elend Fiſchlein nur war ihr Gewinn,
Sie ſprangen im Triumph mit ihm dahin,
Pesce di mare! ſchreiend ohne Gnade.

Es läßt ſich etwas lernen von der Brut:
Mit Wenigem vergnügt zu ſein und heiter!
Wenn das Geſchick uns nicht den Willen thut,

Mit unſ'rem Muth doch nimmer gehn zu Scheiter!
Sie ſchreien Soldo, Soldo! nun, 's iſt gut, —
Sie kriegen nichts und ſpielen fröhlich weiter.

San Ilario.

Zitronengärten auf des Berges Hängen,
Olivenhaine in der Sonne Gluth,
Zypreſſen dort, wo mancher Schläfer ruht,
Der nie mehr wallt in den umbuſchten Gängen;

Dort oben siehst Du sich die Häuschen drängen
Um's Kirchlein, das sie hält in seiner Hut,
Bewahrend ihrer Siedler höchstes Gut,
Dem sie sich beugen bei der Orgel Klängen;

Dort trat auch ich in's Gotteshaus hinein, —
Es war erfüllt von armer Leute Schaaren,
Sie beteten, sie sangen insgemein; —

Wie viel Gesichtern eingegraben waren
Des Lebens Sorge, Kummer, Noth und Pein!
Im Land der Schönheit hier, der offenbaren!

Am Sarazenenthurm.

Am Sarazenenthurm weil' ich so gerne
Und schau' dem Spiel der Meereswellen zu
Und träume wachend in beglückter Ruh,
Indeß mein Auge schweift in weite Ferne.

Am alten Sarazenenthurme lerne
Die Macht der Zeit verstehn, die oft im Nu
Völker erhebt, begräbt — hier lerne Du
Demüthig suchen nach dem Himmelssterne,

Der Dich aus dieses Lebens Labyrinth,
Durch alles Wirrsal, allen Irrthum leitet
Dorthin, wo Fried' und Ruh zu finden sind,

Wo nicht mehr Einer mit dem Andern streitet,
Wo Dir, dem aufgenommnen Erdenkind,
Das Auge sich zu ew'gem Schauen weitet.

Ueber poetische Uebersetzungen.

Von

Gregor von Glasenapp.

Nachdruck verboten.

III.

Jede Erscheinung in der Natur, jedes Wesen, das sie hervorbringt, sowie jede Leistung der Kunst scheint durch das Zusammenwirken von drei in einander verschlungenen Gewalten oder Mächten entstanden zu sein. An jedem stellen sich erstens dar: die allgemeinen, nothwendigen Gesetze, die, gleichgiltig gegen den Inhalt, den das Einzelne ihnen unterbreitet, mit derselben Unbedingtheit über alle Wirklichkeit herrschen. Zweitens: eben jener Inhalt der Wirklichkeit selbst, seine Stoffe und Kräfte, die nicht aus Vernunftgründen oder Gesetzen des Denkens nothwendig, jedoch thatsächlich vorhanden und zugleich der Geltung jener allgemeinen Gesetze unterthan sind. Allein die Vernunft des Menschen wird sich bei den Erscheinungen nicht eher beruhigen, als bis sie drittens auch einen Plan an ihnen durchleuchten sieht, der den Sinn und Zweck angiebt, zu dem sie berufen sind; offenbar können indeß die einzelnen Wesen in aller lebendigen Wirklichkeit der physischen und sittlichen Welt ihrem Zwecke bald mehr, bald weniger genügen, da jedes Material, das sie bieten neben den Seiten, mit denen es den Zweck fördert, auch solche hat, die ihm widerstreben und sich zum Sinn des Ganzen spröde verhalten. Dort nun, wo die Stoffe und Kräfte der Wirklichkeit ihre eigenwillige Härte und Sprödigkeit dem Zwecke gegenüber aufgebend, den Intentionen die das Ganze beleben, mit größerer Bereitschaft sich unterwerfen, als der Zwang des allgemeinen Gesetzes erheischt, — nennen wir die Erscheinung schön.

Die Befriedigung, die uns ein vollendetes Kunstwerk gewährt, besteht darin, daß wir in ihm *die* Harmonie dieser drei Gewalten unmittelbar anschauen, die sich an keinem einzelnen Erzeugniß der Natur gedankenmäßig nachweisen läßt; die dem sittlichen Streben leider immer unerreichbar bleibt, und die nur für das Weltganze von dem gläubigen Gemüth vorausgesetzt, ja postulirt wird. Erst wenn in dem Einzelnen die Stoffe und Kräfte dem ordnenden Gedanken gefügig entgegenkommen, und die unerschütterliche Geltung allgemeiner Gesetze an seine Zugehörigkeit zu dem alles

umfassenden Ganzen erinnert, wird es ein Weltbild im Kleinen, ein Stück jenes großen Weltlaufs darstellen, an dem es eben durch jene Kongruenz Theil hat.

Hier, wo nicht von allem Schönen überhaupt, sondern nur von demjenigen, das die Poesie darstellt, die Rede ist, entsagen wir der Aufgabe, das Walten jener drei Mächte und die verschiedenen Grade ihrer Bethätigung durch das ganze Reich der Künste zu verfolgen. Und in weiterer Beschränkung unseres Themas, — absehend von dem Inhalte, den schöne Erfindung und die den Dichtungen zu Grunde liegenden Weltanschauungen geben, — wollen wir nur auf die ästhetische Bedeutung des Rhythmus zusammen mit dem Reime und dem Satzgefüge hinweisen.

Nun ist der von der Wirklichkeit gebotene Stoff, aus dem Gedichte gemacht sind, natürlich die Sprache mit ihren Worten. Ihn findet der Schriftsteller vor, ergreift und handhabt ihn mit Ueberlegung und Absicht und führt ihn mit mehr oder weniger Geschick dem Ziele entgegen, das seinem Geiste vorschwebt. Wie den Organismus eine Seele belebt und jedem seiner Theile die Bedeutung aufprägt, die er im Zusammenhang des Ganzen hat, so belebt den Stoff der Sprache der einheitliche Sinn, den der Dichter ihm einhaucht. Damit aber seine kleine Schöpfung in ihrer abgeschlossenen Einheit uns nicht die Abhängigkeit vergessen lasse, in der alles Geschaffene von den großen allgemeinen Mächten des Weltlaufs sich befindet; mahnt uns drittens der Rhythmus mit seinen abgemessenen Taktschlägen daran, daß alles von der Zeit umfangen und ihrem Gesetze unterthan ist; in ihr kommt und geht, hervorgerufen und dahingerafft wird. Es erinnern uns die Abschnitte des Rhythmus, daß nichts sich aus dem Verbande des Weltganzen losreißen kann, und die Mächte des Schicksals — theilnahmlos gegen das Einzelne — nicht über diesen Punkt allein, sondern ebenso noch über unzähliges Andere herrschen; sie werden zu dem unsichtbaren Faden, an welchem die Fragmente des Weltlaufs — in einzelnen Dichtungen gespiegelt — aufgereiht sind und zusammengehalten werden. Selbst der Tumult der Leidenschaften, der in den Versen tobt, hat seinen Zügel an dem Metrum. — Freilich ist die Poesie in der Wahl ihrer Stoffe nicht beschränkt. Sie braucht nicht immer blos bescheidene Bruchstücke des Mikrokosmus herauszugreifen; sie kann auch die großartigsten, weltumfassendsten Gedanken wie in einen Brennpunkt zu konzentriren und zu gestalten versuchen. Bedarf es dann noch — wird man einwenden — der fortgesetzten Erinnerung an den

Zusammenhang des Weltganzen, wenn sein Zentrum selbst zum Gegenstand der Dichtung wird? Und widerspricht es nicht der Höhe eines solchen Zieles, wenn die Poesie das Joch des Schicksals sichtbarlich trägt, das doch nur für das Einzelne, aber nicht für die Harmonie des Alls ein blindes Schicksal sein soll? Ganz richtig. Und gerade dies sind die seltenen Fälle, wo die Dichtung um der Erhabenheit ihres Objektes willen auch die Bande des Rhythmus und Reimes abstreifen darf. Ein Beispiel bietet die bekannte Partie aus Goethe's Drama „Prometheus":

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
. . . . . .

Wie hätte wohl die sich aufbäumende Wuth und Empörung gegen die Gewalt des von auswärts kommenden Geschickes eine kräftigere sprachliche Verkörperung finden können, als in diesen völlig fesselosen Versen?

Etwas Analoges läßt sich an der Musik beobachten. Die ernste Kirchenmusik, welche nicht an Einzelheiten aus dem irdisch frivolen Treiben erinnern, sondern unsere Gedanken an das Unvergängliche begleiten soll, läßt den Rhythmus wenig hervortreten und entbehrt, wie ältere Choräle zeigen, oft ganz der Takteintheilung. Da hingegen hat die Tanzmusik, von der nivellirenden Gemeinheit sinnlichen Taumels inspirirt, die stärksten Taktschläge nöthig: Taktschläge, die nicht blos gespielt, sondern auch getrampelt werden.

Der Rhythmus, den also Musik und Dichtkunst gemeinsam besitzen, besteht, seiner weitesten Bedeutung nach, in der Wiederkehr eines mannigfaltigen; bei der Musik in der nach bestimmten Zeiträumen erfolgenden Wiederkehr des guten Takttheils; bei der Poesie in einer Wiederholung des Wechsels von Silben, die von den antiken Völkern als lang und kurz, von den indischen Metrikern als hoch und tief, von uns als betont und unbetont unterschieden werden. So wird er einem, nach leicht zu entdeckenden Gesetzen — wiederkehrenden sanften Reize, einem leisen Streichen, sinnlich vergleichbar; oder, wenn der Kontrast der wechselnden Empfindungen groß ist, — nicht unähnlich einem Kitzel, der ja auch seinerseits wiederum physisch eine stoßweise, also rhythmische Respirationsbewegung verursacht.

Kommen zu diesen kurzen Einschnitten des Rhythmus die längeren hinzu, welche der Reim kennzeichnet, so hat auch hier die Regel, nach der seine Wiederkehr erwartet wird, unser Ohr bald gefunden und fühlt so in jedem rechtzeitig eintreffenden Reime eine kleine Hoffnung in Erfüllung gehen. Daher ist es erklärlich, wie eine Sentenz — mag sie in Prosa noch so treffend formulirt sein, doch noch schärfer, noch überzeugender wirkt, ja sogar bewiesen zu sein scheint, sobald wir sie in Rhythmus und Reim gebracht haben. Es hat sich dann eben der selbständige Stoff der Worte sowohl nach der einen Seite zum Ausdruck des Gedankens fähig gezeigt, als auch zugleich zuvorkommend sich den Gesetzen des ewigen Flusses der Zeit und der in ihrem Kreislauf sich vollziehenden Wiederkehr der Dinge willig gefügt, welche durch Rhythmus und Reim repräsentirt sind. Bei diesem angenehmen Scheine der Unwiderlegbarkeit ist es kein Wunder, wenn im weiten Dichterwalde so viel Ungereimtes gereimt wird.

Uebrigens läßt sich hiernach die poetische Gewalt des Metrums als Wahlprinzip verwerthen, um zu den mannigfachen schon vorhandenen Gedichtsammlungen eine ganz neue Gattung hinzuzufügen, bei welcher für die Aufnahme einzig die hinreißende, so zu sagen musikalische Kraft des Rhythmus maßgebend wäre, nicht aber die Dichtungsart, der Gedankengehalt oder die besungenen Gegenstände. In einer solchen bisher noch nicht dagewesenen Anthologie würden einige Lieder von Eichendorff einen ehrenvollen Platz einnehmen; eine der ersten Stellen gebührte darin wohl Goethe's „Nachtgesang":

„O gieb vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör....."

und an manchen Werken des kürzlich verstorbenen Dichters unserer Heimath Andreas Ascharin, besonders an den Uebertragungen aus Puschkin und Lermontow, doch auch an einzelnen seiner „Nordischen Klänge" *) sieht man wie sich die elektrisirende Kraft des rhythmischen Schwunges aus dem Original in die Uebersetzung verpflanzen läßt; doch sind wir begreiflicher Weise hier weit davon entfernt Anleitungen zu geben, wie man es anstellt, den Versen diese Eigenschaft mitzutheilen.... Hieße das nicht dem Prosaiker Dichterblut injiziren wollen! Um aber experimentell zu zeigen, wie wichtige Bestandtheile aus dem Original in die Uebersetzung übergehen, wenn man die zeitlichen Momente: Satzbau, Reim und Rhythmus entlehnt, kann man eine eigenthümliche Probe machen. Man kann

*) Riga, Jonck u. Poliewsky, 1894.

eine dichterische Strophe spalten in ihre Form und ihren Inhalt; und dann kann man die Form allein nehmen und sie mit einem total anderen, ihr inadäquaten Inhalt füllen; und wird frappirt sein, wie sehr doch noch der so erzeugte Wechselbalg von einer Strophe an sein Urbild erinnert. Dieses Mittels bedient sich die niedere Komik um wirksame Parodien oder Travestien bekannter Dichtungen zu fabriziren. Man hat z. B. den Vers, der dem König Ludwig I. von Baiern zugeschrieben wird: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt" in mehreren Variationen parodirt: „Wenn der Mops mit der Wurst über'n Spucknapf springt, — Und der Storch in der Luft einen Frosch verschlingt" 2c...

Hier korrespondiren oben und unten fast alle grammatischen Kategorien in Hinsicht der Reihenfolge und des metrischen Werthes.

Im Gegensatze zu dem Einklang der drei Gewalten, den die Werke des echten Dichters zur Anschauung bringen, fühlt man an den Versen des unbeholfenen Reimschmiedes die Reibungen, welche die Sprache vermöge der relativen Selbständigkeit ihres Stoffes, verursacht, indem sie sich den Forderungen der beiden anderen Mächte nicht anbequemen will. Das Material hat sich dann unbildsam gezeigt und war unfähig zweien Herren gleichzeitig zu dienen: unreine Reime beleidigen das Ohr, weil sie an das, was zum richtigen Reim fehlt und was unser „drittes Ohr" stillschweigend ergänzt, erinnern; der Rhythmus wird holperig, wie der Pfad der Verbannung, weil er nicht mit der gewohnten Akzentuirung der Worte unserer Sprache zusammentrifft; entbehrliche Füllwörter machen den Gang der Verse schleppend und die natürliche Wortfolge wird bis zur Unverständlichkeit durcheinander geworfen. Als Probe für diese Art Uebersetzungspoesie sei das Werk eines Mannes angeführt, bei dessen berühmtem Namen man wohl nicht ahnt, daß er auch gelegentlich als abschreckendes Beispiel dienen kann: Wilhelm von Humboldt's Uebersetzung des „Agamemnon" von Aeschylos. Wir greifen — da alles darin ziemlich gleichwerthig ist, — von ungefähr die Strophe heraus, in der Klytämnestra auf die Vorwürfe des Chores wegen Ermordung ihres Gatten antwortet (Vers 1509 fl.):

„Nicht mög' ob dem Kind, das, ein Sprößling an ihm
Mir erwuchs, viel, Iphigeneia, umweint,
Da Verdientes er that, da Verdientes er litt,
Mehr brüsten er laut sich im Hades mit Ruhm
Mit dem tilgenden Schwert
Abbüßend, was selbst er begonnen."

Was hätten wohl die Athener für Gesichter gemacht, wenn ihr Aeschylos ihnen ein ebenso schönes Griechisch geboten hätte, wie das Deutsch, welches Humboldt uns zumuthet?

Obschon die Unterwerfung der Sprache und des Gedankens unter die Herrschaft der Metrik verlangt wurde, so ist dabei doch natürlich nicht an einen blinden, ausnahmslosen Gehorsam zu denken, noch an Gesetze, die sich an dem Sprachstoff mit der Unfehlbarkeit eines Mechanismus durchsetzen. Solches würde vielmehr unsere Theorie ebenso wenig befriedigen, wie unser unmittelbares ästhetisches Empfinden. Denn wie die Dissonanzen im polyphonischen Gesange die Durchführung des musikalischen Gedankens nicht hindern, sondern eher in einer noch anziehenderen Weise hervortreten lassen; so gehört überhaupt der zeitweilige Zwiespalt zwischen den natürlichen Kräften der Dinge und den ewigen allgemeinen Gesetzen, mit zu dem Weltbilde, das die Poesie entwerfen, in ihren Formen abspiegeln soll; wenn nur der Konflikt nicht zur Unordnung und der allendliche Ausgleich der Mächte vereitelt wird. Nicht kampflose Unterjochung der Sprache unter das Versmaß, nicht das ruhende Fazit einer irgendwie hergestellten Regelmäßigkeit erfreut uns an der Poesie. Sie soll uns sowohl Spuren des geleisteten Widerstandes, als der erlebten Schicksale zeigen; und das Gleichgewicht der Gewalten, das die Aesthetik verlangt, ist — um in der Sprache der Physik zu reden — kein stabiles, sondern ein labiles: ein Gleichgewicht, das immer von neuem hergestellt werden muß und uns die glücklich überwundene Gefahr des Ungleichgewichts, sowie die Kraft, der dies gelungen, — mitfühlen läßt. Daher die Fülle verschiedener Metra, ein- und mehrsilbiger Reime, der Wechsel akatalektischer und katalektischer Verse, die alle, der Monotonie des Gesetzes wehrend, uns beständig vergegenwärtigen, wie mannigfaltige Verknüpfungsweisen doch wieder zur Einheit führen.

In den ersten Anfängen der Poesie wird überall der einzelne Vers, resp. das Verspaar die natürliche Begrenzung für den Satz oder Gedanken abgegeben haben; was in der altindischen Dichtung durch die Menge der eingeschobenen Lückenbüßer: unnützen Vokative und Partikel bisweilen naiv hervortritt. Ebenso werden in der Entwickelung der Dichtkunst die Versfüße ursprünglich in den Rahmen der einzelnen Worte gehören (Diäresis); d. h. man erfand sie, weil man Worte hatte, die nach ihrer Betonung oder Silbenlänge den Daktylus, Amphibrachys, Anapäst, Trochäus und Jambus

darstellten. Bald aber fühlte man, daß es dem rücksichtslosen Gesetze der Zeit eine zu unbedingte Herrschaft einräumen hieße, wenn sich die organischen Abschnitte der Rede immer den todten des Metrums anschmiegten, die Freiheit der Regelmäßigkeit zum Opfer fiel. Da zeigte sich dann die verhältnißmäßige Unabhängigkeit des sprachlichen Gedankens, des geistigen Athemzuges darin, daß er sich zuweilen über eine längere Reihe von Versen erstreckte und dann wieder mitten in einem von ihnen abbrach (Inzision); das Wort mußte oft in seiner natürlichen Lebendigkeit die Grenze, die der Vers zog, überspringen (Zäsur); oft — unvermögend zu ihr zu gelangen — früher stehen bleiben um erst mit dem Anlauf eines folgenden Wortes sie zu erreichen. Machen auch im allgemeinen die Verse den leichtesten und anmuthigsten Eindruck, in welchen der Sprache in Bezug auf die Wortfolge kein Zwang angethan worden, so kann es doch mitunter vorkommen, daß eine Abweichung von der Wortstellung, welche die Prosa verlangt, das poetische Pathos noch erhöht. Als ein Beispiel dafür braucht man nur die oben zitirte Stelle aus Goethe's „Prometheus" zu lesen.

„Der Schein soll nicht die Wirklichkeit erreichen", und der ungemeine Gehalt der Poesie soll nicht in der durch so viel Gemeines entweihten Form grober Natürlichkeit einhergehen. Das meint Platen, wenn er (in der „Verhängnißvollen Gabel") höhnend von Kotzebue sagt:

„Zwar schrieb er Verse selten nur; doch kann euch das nicht stören;
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Rede hören?"

Unsere bisherigen Erörterungen haben schon hin und wieder angedeutet, welcher Art die vom Rhythmus und Reim angeregten psychischen Vorgänge sind. Wie an den räumlichen Gebilden die Symmetrie, so gehören in der Welt des Gehörs Rhythmus und Harmonie zu den ästhetischen Elementarverhältnissen, die weder bestimmte Ereignisse aus der Wirklichkeit abzubilden, noch namentlich zu nennende Gefühle nach ihrer empirischen Veranlassung darzustellen vermögen, sondern uns um deswillen gefallen, was wir in sie legen; um der Gedanken und Gefühle willen, die sie in uns anklingen lassen. Es werden die abstrakten Formen des Rhythmus, — dem Inhalt und Satzgefüge innig angepaßt, — im Fortschritt der Gedanken wie ein leise begleitender Baß, eine Gemüthsstimmung bald festhalten, bald wechseln lassen und — obschon selbst ohne bestimmten Inhalt, — darum doch nicht

inhaltsleer sein. Denn die Gefühle, die sie erwecken sind zwar sehr verschieden, aber doch nicht beliebig. Sie erinnern uns an Eilen und Rasten, an Suchen und Fliehen, an das Zusammenprallen bewegter Kräfte und sanfte Uebergänge im Ausgleich der Gegensätze, an geradliniges Verfolgen des Zieles, an spielendes Abschweifen und Rückkehr zum Ausgangspunkt; überhaupt an das Glück, daß es im Weltganzen eine Mannigfaltigkeit und in ihr eine Ordnung giebt, nach der man sich zurechtfindet. Hier die Federkraft der Energie, dort Gleichgewicht der Spannung, dort holde Hinfälligkeit gemahnen uns an Zustände unseres Innern, die diesen Eindrücken dynamisch verwandt sind. So werden die Elementargefühle, weit entfernt minderwerthige Formen des schönen Empfindens zu sein, zu dem nothwendigen Hintergrunde, auf dem sich die komplexen ästhetischen Gebilde höherer Ordnung erheben. Denn gerade diese intensiven Zustände der Spannung, des Gleichgewichts und der Erschlaffung, welche die Laute und Rhythmen uns vorführen, sind uns ja zugleich als Muskelgefühle unseres Körpers und Zustände unserer Seele wohlbekannt. Wir haben sie aber nur als Begleiter wirklicher Erlebnisse, nicht in abstracto durchgemacht; und werden jetzt an alle diese Vorgänge, — doch nicht in ihrer Bruttogestalt mit den oft unwillkommenen konkreten Zuthaten, — sondern nur so erinnert, wie sie von der Wirklichkeit gelöst im Gemüthe nachzittern. — Eine Idealisirung des Lebens muß man daher das Verfahren der Musik nennen, wenn sie uns die Alltäglichkeit vergessen und in reizender Verschlingung und ewigem Wechsel namenlose Gefühle in uns wogen läßt. Während aber die Mittel, welche sie dazu benutzt, weit reicher sind, als alles, was Versmaß, Reim und grammatische Figuren zu Stande bringen; hat wiederum die Poesie den Vorzug, ihre Wirkung dadurch zu verstärken, daß diese Gefühle nicht ganz namenlos bleiben, sondern zu dem gedankenmäßigen Inhalt gerade *ihrer* Worte stimmen. Wir wissen jetzt woran wir durch die melodischen Rhythmen im Gemüthe dunkel gemahnt wurden: nicht an ein hausbackenes Erlebniß von gestern oder vorgestern; nein! an dieselben Dinge von welchen zugleich die Rede des Dichters mit ihren Bildern an sich schon Schönes und Erhebendes sagt. So berühren sich die Raumwelt und das Gebiet der Zeit. Doch erst wenn in vollkommener Harmonie ein edler und tiefer Gehalt in schönen Formen fließt, verleiht er unserer Seele den Schwung, der sie durch alle Himmel des Entzückens trägt. — Um zu beantworten, welcher ästhetische Verschmelzungsprozeß hier gemeint,

und welche Verse etwa so Großes bewirken, führen wir zum Schluß, — Lehre und Beispiel vereinigend, — Schiller's Worte an:

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,
. . . . . .

Belaja-Zerkow, Januar 1897.

Aus der Berliner Theaterchronik.

Die allermeisten Berliner Theater spielen ja das runde Jahr hindurch. Wird auch hier und da die eigene Truppe beurlaubt, so öffnet sich das betreffende Theater doch einer Gastspieltruppe, die mitunter bloß auf einer anderen Berliner Bühne zu Hause ist. Es treten also Schiebungen ein, wie ich solche auch schon vor einem Jahre hier gekennzeichnet habe. In einer Millionenstadt, wie Berlin, erscheint so was gut möglich. Denn mehr oder weniger hat jedes Theater doch immer sein eigenes Publikum und es giebt viele Tausende, die ein Berliner Gastspiel in „ihrem Theater" gern sehen. Andere Bühnenleitungen wiederum legen sich ein besonderes Sommerprogramm zurecht. U. s. w.

Dennoch kann man in der Zeit, wo die Tage länger werden, die Sonne heller und wärmer scheint, von einem Schluß der Theatersaison sprechen, denn die Winterphysiognomie unseres Bühnenlebens ist eben wesentlich anders, als die sommerliche.

Blickt man jetzt auf die bald verflossene Winterspielzeit zurück, so gäbe es von Vielem zu berichten. Indessen beabsichtige ich nicht einen solchen Rückblick zu bieten, zumal einige besonders anerkannte Bühnenwerke dieses Winters hier schon besprochen worden sind.

Nur einiges Wenige aus der Berliner Theaterchronik möchte ich hervorheben: Geschehnisse und Zustände, die von allgemeinem Interesse sind und die zu vielem Gerede Anlaß gegeben haben.

Da ist z. B. das Geschick des „Theaters des Westens", des jüngsten und künstlerisch am reichsten und eigenartigsten ausgestatteten Berliner Musentempels, der aber eigentlich auf Charlottenburger Grund und Boden, gleich hinter dem „Zoologischen Garten" liegt. Ein großes Aktienunternehmen, bei dem auch der Erbauer des Theaters, der wohl originellste und kühnste Baukünstler, den Berlin besitzt — Bernhard Sehring stark engagirt ist. Das Theater mit seinen Liegenschaften an der Kantstraße und dem großen Miethhause, das zu seinem Besitzthum gehört, repräsentirt einen Werth von gegen 5 Millionen Mark. Zur Verzinsung und Amortisirung eines solchen Kapitals und zum Unterhalt einer unvernünftig großen Truppe, deren Mitglieder- und Beamtenzahl sich auf weit über 120 Personen beläuft, gehört natürlich eine äußerst geschickte Bühnenleitung als Vorbedingung. An dieser mangelte es von vornherein und so krankte das Institut ebenso sehr an finanzieller Nothlage, wie an künstlerischer Unzulänglichkeit.

Noch ehe das Haus am 1. Oktober v. J. eröffnet wurde, mußte der erste Direktor, Dr. Paul Blumenreich, zurücktreten und es gab böse Differenzen zwischen ihm und dem Aufsichtsrath, die jüngst erst gerichtlich zum Austrag gebracht worden und die uns hier weiter nicht interessiren können, obschon sie theilweise sogar einen strafrechtlichen Charakter tragen. Wenigstens bemühte man sich von der einen Seite einen solchen festzustellen. Genug — Blumenreich wurde entlassen. Sein Oberregisseur, Herr Witte-Wild, bis dahin Direktor des Lobe-Theaters zu Breslau, als welcher er viel Glück gehabt hat, wurde nunmehr zum „artistischen Leiter" ernannt. Seine Stellung war vom ersten Tage an ungeheuer schwierig... Ich schilderte Ihnen hier einmal jene liebenswürdige Art des Berliner Publikums, allem Neuen auf dem Gebiete des Theaters — sei's Unternehmen, Direktor, Dichter oder Dichtwerk ꝛc. — möglichst viel Mißtrauen entgegenzubringen, das sich beim geringsten thatsächlichen Anlaß dann in Hohn und Spott austobt. Und nun kam Herr Witte-Wild gar aus der Provinz und aus der Provinz auch stammte das Gros der Truppe. Der Reichshauptstädter hat aber dafür eine sehr scharfe Witterung und in Sachen der Kunst hat die „Provinz" bei ihm eine nur sehr minderwerthige Bedeutung. Man that sodann den bösen

Mißgriff, zur Eröffnungsvorstellung eine Novität zu wählen. Eine Novität überhaupt erschien schon äußerst riskant. Mußte man sich doch sagen, daß das originelle Theater selbst, das vielfach einer Kunstgallerie oder einem Museum gleicht, das in der Anlage und Ausschmückung des Zuschauerraumes und der Foyers so viel Neues und Eigenartiges bietet — die Aufmerksamkeit der Gäste vollauf in Anspruch nehmen würde. Dazu war die Novität von einem Ausländer und sie paßte mit ihrem stimmungsvollen Märchencharakter weder zum Rahmen des Hauses, noch auf eine so große Bühne, noch war die Truppe gehörig miteinander eingespielt — kurz Holger Drachmann's „Tausend und Eine Nacht" trat ganz zurück gegenüber dem Erfolg des Hauses und seines Schöpfers, Baumeister Sehring. Wäre nun irgend ein klassisches allbekanntes Werk in vorzüglicher Einstudirung aufgeführt worden — die Sache hätte anders gelegen. So aber konstatirte man auf der ganzen Linie gleich zu Beginn einen gehörigen Mißerfolg. Die Folge davon war, daß man schleunigst etwas Neues bringen mußte. Und man vergriff sich wieder. Acht Tage später fiel Wolfgang Kirchbach's „Jung gefreit" durch, unter einem Höllenlärm der Presse und des Publikums, die dem ernst zu nehmenden, geistvollen Schriftsteller von Ruf ein milderes Schicksal hätten bereiten können, zumal die übereilte Aufführung und abermals die große Bühne am Mißerfolg sichtlich mitbetheiligt waren. Nun war das Geschick besiegelt. Wohl pilgerte das Publikum noch ein sechs Wochen massenhaft zum schönen Bühnenhause hinaus, aber der Besuch galt diesem, nicht dem, was in ihm vorging. Und ein Hin- und Hertappen, ein Schwanken und eine Physiognomielosigkeit in Bezug auf Spielplan und Besetzung griff Platz, wie man es hier noch bei keinem Theater erlebt hat. Alle Richtungen und Stilgattungen wurden durchprobirt, Neuinszenirungen klassischer Werke versucht — nichts half, nichts glückte. Streit zwischen Aufsichtsrath, Leitung und Truppe, zwischen den Fondszeichnern und Gläubigern, Lieferanten und Erbauer u. s. w., u. s. w. brach aus; kein Tag verging, ohne daß die Presse irgend ein Histörchen über das „Theater des Westens" brachte, offene Briefe, Zuschriften, Bureaunotizen, Berichtigungen und Gegenberichtigungen; Gerüchte und Zurechtstellungen, die bald auf die „Sanirung" des Unternehmens, bald auf einzelne hervorragende Mitglieder der Truppe, bald auf den verflossenen, dann auf den derzeitigen Leiter Bezug nahmen ... Gagenreduktionen, Stundungen von Honoraransprüchen, zahllose Konferenzen u. s. w., u. s. w. — und dabei das Haus so funkelnagelneu, so goldgleißend, so künstereich! ... Genug — die finanzielle „Sanirung" scheint nun einstweilen gelungen sein, aber die Hauptkräfte sind entweder auf Gastspielreisen begriffen, wie Marie Barkany und Mascha Butze, oder haben ihre Kontrakte

gelöst, wie Drach und Ferdinand Bonn u. A. Der Direktor selbst ist abermals zurückgetreten: Herr Witte-Wild — o quae mutatio rerum — übernimmt das Theater zu Teplitz und an seine Stelle ist bis zum Juni provisorisch Max Hofpaur getreten. Was dann geschehen wird — das weiß Niemand. Ob dieser durch Ungeschick und Mißgunst so verfahrene Theaterkarren überhaupt bald wieder in's rechte Geleise gebracht werden kann, bleibt abzuwarten.

Jedoch höchst bedauerlich ist diese Epopöe aus unserer diesjährigen Theatergeschichte nach mehr als einer Seite hin, ganz abgesehen davon, daß die Idee, eben in dieser Gegend ein Theater zu errichten, wo weit und breit kein anderes, ja überhaupt kein Vergnügungslokal vorhanden ist, sehr lebensfähig war.

* * *

Zwei der soeben genannten Namen bringen mich auf zwei andere Episoden unserer Theaterchronik. Die eine knüpft sich an den Namen des ehemaligen Burgtheater-Mitgliedes Ferdinand Bonn. Ausgehend davon, daß in den letzten Jahren Pariser Truppen, wie die Antoine's, der Judic, der Segond-Weber, in diesem Winter namentlich auch wieder die Truppe Josset in Deutschland und speziell in Berlin hübsche Erfolge zu verzeichnen hatten, die in Folge mangelnden Verständnisses für beste französische Bühnenkunst und einer beklagenswerthen Schwäche gegenüber allem Fremdländischen, mitunter einen für den Kenner und den Besonnenen ganz wunderlichen Grad erreichten — ausgehend also hiervon sind Herr Ferdinand Bonn und der Wiener Schriftsteller Lothar, der eine Zeit lang Pariser Korrespondent der „N. Fr. Presse" war und als Theaterdichter andererseits auch mit Berlin Fühlung gewonnen hat, auf den Gedanken verfallen, einmal es umgekehrt zu versuchen. Sie wollen also eine deutsche Gastspieltruppe anwerben und mit ihr nach Paris gehen. Ein ganz unverständlicher Plan. Beste Kräfte können sie nicht gewinnen und wenn auch — was sollen sie den Franzosen vorspielen? Ihnen, die gewohnt sind, daß die deutschen Theater wohl mehr, als billig, französischen Dichtern zu verdienen geben, die aber selbst allem Fremdländischen ablehnend gegenüberstehen und, wenn's den Stempel des Klassischen trägt, wie z. B. Shakespeare's „Hamlet", „Macbeth" und „Othello", es sich erst nach eigenem Geschmack zurechtstutzen, daß kaum noch etwas Anderes übrig bleibt, als ein romantisches Opernlibretto? Ihnen, die jüngst noch Schiller's „Don Carlos" und Hauptmann's „Versunkene Glocke" nicht das geringste Verständniß entgegengebracht haben? Wohl hat das „Théâtre libre", hat das „Oeuvre" Ibsen und Hauptmann zu Worte kommen lassen, aber in sozusagen ganz geschlossenem Kreise, weshalb es aber an heftiger Opposition gegen den „Fremden-

kultus" doch nicht gefehlt hat. Wohl hat Sarah Bernhardt in einer, wohl durch das Vorangehen der Duse veranlaßten Laune, einst Magda in Sudermann's „Heimath" gespielt — aber die Kritik erklärte gleich: „aha, da sehen wir es, wie Dumas im Auslande Schule macht!".... Also wozu? Deutsche Bühnendichtung und Schauspielkunst können bei solchem Unternehmen an der Seine sicher nicht gewinnen, die Herren Bonn und Lothar aber pekuniär nur verlieren, wie noch jede fremde Truppe in Paris, und kam sie selbst aus Rußland. Auf dem Spielplan standen, wenn ich nicht irre: „Nora", „Die Räuber", Schönthan und Koppel-Elberfeld's „Renaissance" (!), Lothar's „Königskinder" (!), Sudermann's „Morituri" und — Molière's „Tartuffe"... Tartuffe! Es ist zum Lachen. Ein deutscher Künstler will in Paris eine Rolle spielen, die die Comedie française als ihr heiliges Eigenthum betrachtet; eine Rolle, die, wie alle Molière'schen dort, so sehr im Geiste der Tradition nur fortleben darf, daß bloß die allerwenigsten einheimischen Künstler sich an sie heranwagen können. Und „Morituri!" der Untergang des Gothenkönigs Teja im romanischen Lande wird sie freuen, die Figur des typischen preußischen Lieutenants Fritzchen wird zu einem Widerstreit zwischen Chauvinismus und Kunsturtheil führen, bei dem der Sieg schwerlich diesem zufallen dürfte; „Das Ewig-Männliche" aber — sollte es nicht von Vielen für eine Verwässerung Molière'schen Lustspieltones angesehen werden? Und die „Räuber?".. Wissen Sie, was Jules Claretie, der bekannte Schriftsteller und Direktor der comédie française kürzlich in einem drei Spalten langen Artikel, den der „Temps" aus Anlaß des bevorstehenden „Deutschen Ensemble-Gastspiels" veröffentlichte, geschrieben hat: „ce pauvre Schiller, à quelle indifférence navrante va-t-on, hélas, le livrer?" Das muß der Franzose den Deutschen vorhalten! Wenn man ferner bedenkt, daß durchaus mittelmäßige französische Bühnenkünstler hier und zwar selbst in Schauspielerkreisen, in kindischer Weise bewundert werden — was — so muß man fragen — was werden die Franzosen denn zur Kunst dieser deutschen Schauspieler sagen?.. Wie man auch an die Sache herantritt, immer nimmt sie sich gleich verunglückt aus. Claretie schloß seine langen Ausführungen, zu denen er übrigens leider von deutscher Seite aufgefordert wurde, mit den Worten: „Finde ich auch daran Vergnügen, deutsche Schriftsteller zu lesen, und bewundere ich auch heute noch, was die Freude meiner Jugend war, ich würde immerhin vorziehen, Schiller und Goethe in ihrer Heimath zu sehen, in Weimar. Auch finde ich, daß Gastspielreisen immer ein gewagtes Unternehmen sind, das selbst die besten Talente schädigt, und daß, obschon Jedermann sich Abenteuer suchen kann, wo und wie er will, das Wort des Philosophen

immer mehr bleibt: „que tout le malheur de l'humanité vient peut-être de ce qu'on ne sait point rester paisiblement en chambre!“

Also: „Zu Hause bleiben!“ wird den Herren Bonn, Lothar und ihren hiesigen Freunden und Fürrednern von Paris aus zugerufen, ehe sie noch dort angelangt sind. Und hoffentlich beherzigen sie den Rath, wenn sie nun einmal nicht auf die Stimmen hören wollen, die sich in Deutschland selbst von gut-patriotischer oder einfach besonnener Seite aus gegen ihr Unternehmen in allen möglichen Tonarten erhoben haben. Uebrigens ist's in den letzten vier Wochen recht still geworden und möglicher Weise hat die verblendete, ruhm- und geldsüchtige Geschäftsfirma ihr so viel besprochenes und umstrittenes Unternehmen bereits wirklich endgiltig aufgegeben. Tant mieux pour eux!

* * *

Noch eine dritte Episode des letzten winterlichen Berliner Theaterlebens ist nicht uninteressant. Der Name Teplitz, das ich erst als den zukünftigen Schauplatz des Thatendranges des Herrn Witte-Wild nannte, bringt mich darauf. In Nord-Böhmen nämlich hausen, wie wohl auch anderwärts in deutschsprachigen Ländern, eine ganze Reihe von „Schmieren“, jene Wandertruppen, von denen man kaum annehmen sollte, daß sie noch in unserem Jahrhunderte wirklich und nicht bloß etwa in dem Hirn humoristischer Skizzen- und Possenschreiber vorkommen. Dem ist aber nun so; sie kommen in der That vor und eine von ihnen ist die „reisende Schauspiel-Gesellschaft unter Direktion von Johann Lumpe aus Dobern bei Bensen in Böhmen“. Dieser „k. k. österreichische Schauspieldirektor“ tauchte mit seiner Truppe plötzlich in Berlin auf. Wieso und warum — das erhellt aus der Zuschrift, die Herr Lumpe — muß der Unglücksmensch nun auch noch gerade Lumpe heißen! — an die Presse versandte. Da hieß es: „Während meiner Tournée durch Sachsen und Böhmen, welche ich seit Jahren mit meinem, ich kann wohl behaupten, vorzüglichen Ensemble mache, hatte ich im vorigen Sommer das hohe Glück, daß während meiner Spielzeit in Turn bei Teplitz einige hervorragende Herren aus Berlin mein Theater mit Ihrem hohen Besuche beehrten. Sie waren so entzückt, daß sie mir riethen, einmal einen Zicklus (sic!) meiner Dramas in der kaiserlichen Hauptstadt zu spielen. So etwas wäre dort noch nie gewesen, meinten die Herren.“

Stimmt. Eine echte Schmiere ist hier trotz des „Parodie-Theaters“ noch nicht gesehen worden. Aber daß die „hervorragenden Herren aus Berlin“ sich mit dem „k. k. österreichischen Schauspieldirektor“ Johann Lumpe einen großartigen Ulk erlaubten

— ich glaube, das hat er auch bis heute noch nicht eingesehen, obschon er nunmehr über 70 Male hier gespielt hat, zuerst im „Parodie-Theater" selbst, dann im „Americain-Theater", eine Café-chantant-Bühne, auf der der „urkomische Bendix" seit 25 Jahren seine Triumphe als Coupletsänger und Possenreißer feiert. Sonst würden sich Herr Direktor Lumpe und seine „Künstler" nicht immer wieder ärgern über den Radau, den sie Abend für Abend über sich ergehen lassen müssen. Eigentlich eine widerwärtige Selbstprostitution und es ist traurig, daß sie so lange andauern kann, traurig für Lumpe und Konsorten und traurig auch für das Publikum ....

Ja, wenn's hinginge, um sich einmal eine echte unverfälschte „Schmiere" anzusehen — das ist ja rein kulturhistorisch interessant und wissenswerth. Gleich der Theaterzettel ist sehr bezeichnend. Ich war neulich zu einer „Première" dort und schreibe ihn wörtlich ab:

„Heute zum 1. Male:
Johann Buckler (der Schinderhannes),
Räuberhauptmann am Rhein
oder
So führt der Weg zum Rabenstein.
Schauspiel mit Gesang in 5 Akten und 6 Bildern von Thomas.
1. Bild: Des Räubers Lebenslauf und Schwur. 2. Bild: Jäger- und Bauernmädchen. 3. Bild: O w e h! Schinderhannes. 4. Bild: Ein gelungener Streich. 5. Bild: Die Räuber als Richter. 6. Bild: Die Gefangennahme oder des Räubers Ende.

Zum Schluß:
Die Hinrichtung Buckler's,
dargestellt in 3 Tableaux mit bengalischer Beleuchtung.

Personen:
— — — — — —"

Am Schluß stand zu lesen:

„Verehrungswürdigste!

Da dieses Stück sich bis jetzt überall des größten Beifalls erfreute, und ich weder Mühe noch Kosten gescheut habe, so glaube ich auch hier in der Wahl dessen keinen Fehlgriff gethan zu haben und sehe daher einem zahlreichen Besuche entgegen.

Hochachtungsvoll
Johann Lumpe, ꝛc. ꝛc."

An den beiden Seiten des Zettels fanden sich noch die Worte: „Es wird höflichst während der Vorstellung um Ruhe gebeten."

Jawohl — „Ruhe!“ Diese Bitte wirkte erst recht anregend... Es gab einen wahren Höllenspektakel während der anderthalb Stunden, die die Vorstellung dauerte. Nicht etwa, daß blos Zwischenrufe erschallten, jeder neu Auftretende, jeder Abgehende angeulkt wurde, daß man Repliken gab u. s. w. — nein, es wurde ein ganzer Kommers inszenirt, mit Salamanderreiben, Bierreden, Gaudeamus; es entspannen sich die lautesten Unterhandlungen zwischen Gallerie und Parterre; Apfelsinen und Bratheringe wanderten auf die Bühne; schließlich erkletterte diese ein junger Mann und hing Lumpe eine Art Lorbeerkranz um den Hals... Brausendes Hurrah!... „Ruhe für Lumpe, Lumpe soll reden! Ruhe“... Und Herr Lumpe redet, leichenblaß, mit erregter Stimme, bitterem Ausdruck: „Verehrte Gönner! Ich nehme den Kranz an, als Anerkennung und Dank für die allzeit gütige Mitwirkung des kunstsinnigen Publikums.“ Und damit wirft er den Kranz auf einen Tisch... „Hurrah Lumpe! Es lebe die Lumperei!“ Hähne krähen, Schweine grunzen, Katzen miauen, Hunde bellen — wer's nicht versteht, der johlt und pfeift einfach... Den lautesten Schreiern nähert sich ein Schutzmann, aber er begnügt sich mit dieser Annäherung... Und droben wird fort gemimt. Kein Wort ist zu verstehen; buchstäblich kein Wort. Man sieht nur die Lippen sich bewegen und die ergötzlichen gravitätischen oder plumpen Gesten.... Endlich ist's aus und vorüber.... „Na heute aber war's lustig!“ „Famos!“ „Morgen kommen wir wieder!“ schallts auf der dunklen Straße vor dem Theater... Und kommen auch Diese nicht wieder — es finden sich andere Akteurs, die es ebenso treiben, Abend für Abend!... Armer Lumpe, doppelt arm, da er sich um des Geldes wegen so treten läßt, sich und seine Truppe... Und sie wäre sonst sehr possirlich, diese Truppe, mit ihren armseligen Dekorationen, ihren kulturhistorisch undefinirbaren Kostümen, dem halb sächsischen, halb tschechischen Dialekt, dem unmöglichen Pathos, den lächerlichen Alluren der Mitglieder, dem köstlichen Text der „Dichtungen“.

Die Presse hat schon längst ein Einsehen gehabt und schweigt die Sache todt, aber das Publikum findet sich doch immer wieder ein... Armer Lumpe! Armes Publikum!...

J. Norden.

Berlin, im März.

Litterärische Streiflichter.

Die orientalische Frage steht gegenwärtig im Vordergrunde aller politischen Interessen und die Weltlage ist eine solche, daß alle europäischen Großmächte darin übereinstimmen ihre definitive Lösung in die Zukunft zu vertagen und sich bemühen den status quo möglichst aufrecht zu erhalten. Ob das gelingen wird, ob die Fortexistenz der Türkei in ihrem gegenwärtigen Bestande sich noch einige Zeit wird ermöglichen lassen, wird die nächste Zukunft lehren. In dem Gewirre von Verträgen, Konventionen, Projekten und Reformvorschlägen, deren Kenntniß zur richtigen Beurtheilung der gegenwärtigen Lage der Türkei und der widerstreitenden Interessen der europäischen Mächte im Verhältniß zu ihr unentbehrlich ist, fällt es dem nichtdiplomatischen Laien schwer sich zurechtzufinden. Da wird es denn allen für diese Dinge sich Interessirenden willkommen sein in der Schrift von Professor Carl Hilty, Die orientalische Frage,*) eine befriedigende Orientirung über alle in Betracht kommenden Momente zu erhalten. Der Verfasser, allgemein bekannt durch sein nicht genug zu empfehlendes herrliches Buch über das Glück, bespricht zunächst die eigenthümliche staatliche Form der Türkei, die ein ganz mittelalterlicher Komplex von Ländern ist, die in einem sehr verschiedenen Verhältniß zum Herrscher und zur Regierung stehen, und erörtert dann die Ursachen der Schwäche des Reiches, die in der untrennbaren Verbindung der staatlichen und religiösen Gesetze ihren Grund hat. Er zeigt weiter, wie die Liquidation der orientalischen Frage, d. h. die Vernichtung der türkischen Herrschaft in Europa, im Prinzip schon entschieden ist, ihre Durchführung aber in Folge der sich durchkreuzenden und bekämpfenden Interessen der Großmächte immer wieder hinausgeschoben wird, weil die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Weltkrieges dabei droht. Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Türkei und die allmähliche Ablösung einzelner Glieder des türkischen Reiches seit 1861, sowie die neueren Reformversuche schließen sich an diese Ausführungen an und enthalten in lichtvoller Kürze alles zum Verständniß der jetzigen kritischen Lage Erforderliche. Bei der Erörterung der gegenwärtigen Komplikationen charakterisirt Hilty die Gegensätze der Großmächte; er zeigt dabei Rußlands dominirende Stellung in der Orientpolitik, die durch den letzten überaus günstigen Vertrag mit China noch gesteigert ist. Hilty glaubt nicht an eine friedliche Lösung der orientalischen Frage, er hält

*) Bern, Verlag von K. J. Wyß. 1 M. 50 Pf.

einen Zusammenbruch des osmanischen Reiches unter Blut und Flammen für sehr möglich. Wenn dann nach der Theilung der Türkei, führt er aus, der äußerste Osten mit dem Westen Asiens und mit Europa durch Eisenbahnen verbunden sein wird, dann wird England seine schon jetzt gefährdete Weltmachtstellung allein durch seine Flotte nicht mehr aufrechterhalten können, sondern nur durch den Abschluß fester Allianzen und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Für Großbritannien aber ist die Art der Lösung der orientalischen Frage von besonderer Wichtigkeit, weil die Königin von England mehr mohamedanische Unterthanen hat als der Sultan. Hilty sieht in Zukunft den Zug nach Westen für die Menschen Europas durch den Zug nach Osten verdrängt und das Mittelmeer einst wieder wie in alter Zeit das Kulturzentrum Europas werden. Bietet die Schrift auch für den Historiker und Politiker von Fach nicht eben viel Neues, so wird doch auch dieser sie mit Vergnügen lesen, denn sie ist geistvoll geschrieben und die Darstellung klar und übersichtlich; dem weniger mit diesen Dingen Vertrauten aber wird Hilty ein sehr erwünschter, sachkundiger und lehrreicher Führer sein. Die wichtigsten Verträge, Konventionen und diplomatischen Noten sind der Schrift als Anhang beigefügt und erhöhen ihren Werth.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur neueren Geschichte und zugleich eine anziehende Selbstbiographie bietet das Buch: Sir Joseph Crowe, Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers 1825—1860. In's Deutsche übertragen von Arndt von Holtzendorff.*) Der unlängst verstorbene, ehemalige englische Generalkonsul in Leipzig Crowe hat ein an Wechsel reiches Leben geführt, er ist Journalist, Kunsthistoriker und Kunstkenner, Nationalökonom und Staatsmann gewesen, eine Laufbahn, wie sie nur in England und Frankreich möglich ist. Schon sein Vater war Journalist und seine erste Jugend hat Crowe in Paris verbracht, wo er auch im Zeichnen und Malen Unterricht erhielt und es darin zu einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit brachte. Dann wurde er selbst Journalist und giebt in seinem Buche eine anschauliche Schilderung des von dem deutschen sehr abweichenden englischen Journalistenlebens. 1853 wurde Crowe als Korrespondent von einem Londoner Blatte auf den Kriegsschauplatz an der Donau und dann in die Krim entsandt. Seine Aufzeichnungen enthalten eine höchst anziehende Darstellung des englischen Lagerlebens, der Kämpfe um Sewastopol, Charakterbilder von den französischen und englischen Oberbefehlshabern Pelissier und Lord Raglan; der Autor flicht dabei seine persönlichen Erlebnisse ein. Nachdem er sich so als trefflicher Korrespondent

*) Berlin, Verlag von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 7 M. 50 Pf.

bewährt hatte, wurde er in derselben Eigenschaft 1857 nach Indien als Berichterstatter während des furchtbaren Aufstandes der Eingeborenen gegen die Engländer geschickt. Seine Schilderungen des Lebens in Indien sind von großem Interesse und legen Zeugniß ab von seiner scharfen Beobachtung und lebendigen Auffassung. Aus Indien zurückgekehrt, wurde Crowe von den Times 1859 als Korrespondent nach der Lombardei während des französisch-österreichischen Krieges gesandt. Seine Berichte über die Schlacht bei Solferino, die dabei betheiligten Generale, die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villa franca und den Abschluß des Friedens sind ebenso anschaulich wie geschichtlich werthvoll. 1860 ging darauf Crowe im Auftrage Lord J. Russel's nach Deutschland, um den Minister durch zuverlässige Berichte über die deutsche Politik und die Verhältnisse in Deutschland zu orientiren. Er wandte sich, charakteristisch genug, zuerst nach Heidelberg an den in England wohlbekannten ehemaligen preußischen Gesandten in London, Ritter von Bunsen. Dieser ließ es an aufklärenden Informationen von seinem Standpunkte aus denn auch nicht fehlen und wies Crowe zu weiterer Belehrung an Gervinus, den er aber als Phantasten charakterisirte. Gervinus seinerseits erklärte Bunsen für einen Doktrinär; beide urtheilten ziemlich richtig über einander. Natürlich war eine Hauptautorität für die Beurtheilung der deutschen Dinge Herzog Ernst II. von Koburg, der dem Engländer die Verhältnisse im Lichte seiner Auffassung erläuterte, nach welcher er selbstverständlich im Mittelpunkte der deutschen Politik stand. Ueber die Ziele und Absichten der deutschen Politiker war es übrigens damals für einen Fremden vollkommen unmöglich in's Klare zu kommen; die Geister befanden sich in jenen Jahren in chaotischer Verwirrung und die Bestrebungen liefen in entgegengesetzter Richtung, noch war der Oedipus nicht erschienen, der das Räthsel der deutschen Zukunft zu lösen vermochte. Auch über Bismarck berichtet Crowe Einiges, aber was er mittheilt, ist theils unrichtig, theils beruht es auf parteiisch gefärbten Angaben, wie sich denn überhaupt die Einwirkung damaliger liberaler Parteianschauungen auf Crowes Darstellung nicht verkennen läßt. Auch was der Verfasser über den Zustand der preußischen Armee vor der Reorganisation bemerkt, ist unzutreffend. Dagegen sind seine Schilderungen der damaligen Berliner Geselligkeit, sowie seines Aufenthaltes in Süddeutschland wieder sehr anziehend und anschaulich. Leider brechen damit Crowe's Aufzeichnungen ab, der Tod hat ihn verhindert seine spätere langjährige Thätigkeit in Deutschland eingehend zu schildern. Crowe war 1860—1872 Generalkonsul in Leipzig und gehörte dort zu dem kleinen Kreise geistreicher und bedeutender Männer, dessen Mittelpunkt Gustav Freytag war und zu dem auch Heinrich von Treitschke gehörte;

diese Thatsache allein bezeugt die Werthschätzung, deren sich der Engländer bei den besten Patrioten Leipzigs erfreute. Er beherrschte die deutsche Sprache vollkommen, auch war seine Frau eine Deutsche. Später ist Crowe Generalkonsul in Düsseldorff und dann Gesandschaftsattaché für Handelsangelegenheiten in Berlin und Paris gewesen und hat auch noch andere diplomatische Stellungen eingenommen, in denen allen er seine hervorragende Sachkenntniß bethätigte. Und dieser amtlich so viel beschäftigte Mann war zugleich ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; nachdem er schon früher eine Geschichte der niederländischen Malerei veröffentlicht hatte, verfaßte er gemeinsam mit seinem Freunde Cavalcaselle auf Grund eindringender Studien und mit gründlichem Kunstverständniß eine umfassende, an neuen Resultaten reiche Geschichte der italienischen Malerei. Nur eine außerordentliche Arbeitskraft und eine große schriftstellerische Gewandtheit machten ihm eine solche vielseitige Thätigkeit möglich. Crowe ist, obgleich in seinem ganzen Wesen ein echter Engländer dadurch eine seltene Erscheinung unter seinen Landsleuten, daß er das deutsche Leben wirklich verstehen gelernt hatte. Er hat die Erinnerungen seines Lebens klar und einfach niedergeschrieben, oft mit dem trockenen Humor, welcher den Engländern besonders eigen ist. Max Jordan, einer der wenigen Ueberlebenden jenes Leipziger Kreises, hat den Aufzeichnungen eine kurze, aber warmempfundene und feine Charakteristik des verewigten Freundes vorangeschickt. Crowe's Lebenserinnerungen sind ein ebenso inhaltreiches wie unterhaltendes Buch, das gewiß viele Leser finden wird.

Der Verfasser der lehrreichen „Sibirischen Briefe" und der anziehenden „Sibirischen Erzählungen" hat jüngst ein neues Reisewerk veröffentlicht, das die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu lenken geeignet ist. Diesmal hat sich der Verfasser genannt, er heißt W. Obrutschew und sein Buch führt den Titel: Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Völkerbilder.*) Obrutschew schildert darin seine Erlebnisse als zeitweiliges Mitglied der Expedition Potanin auf einer geologischen Forschungsreise durch das westliche China von Maimatschen bis nach Kuldscha. Dadurch daß er das subjektiv-persönliche Moment in der Darstellung stets festhält, weiß der Verfasser seinen Schilderungen eine große Frische und Anschaulichkeit zu geben. Er bietet dem Leser nicht trockene Aufzählungen, gelehrte Auseinandersetzungen und streng wissenschaftliche Beobachtungen, sondern gleichsam eine Reihe von Momentphotographien, frische Stimmungsbilder des unmittelbar Erlebten. So schildert er uns gleich am Eingange den Theehandel in Maimatschen, so die schwierige strapazenreiche Reise

*) Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 2 Bände. 8 M.

durch die Steppe Gobi und die Lebensweise und die Beschäftigungen der Mongolen. Merkwürdig, daß dieses jetzt träge und geschichtslos dahinlebende friedliche Hirtenvolk einst ganz Asien und das östliche Europa in unwiderstehlichem Anprall durchstürmte und erzittern machte. Peking schildert uns Obrutschew gleichsam aus der Vogelperspektive, aber mit größter Anschaulichkeit. Der Charakter der Chinesen erscheint bei Obrutschew in sehr ungünstigem Lichte, sie sind feige, knechtisch, falsch. Der Verfasser ist diesem Volke überhaupt sehr abgeneigt, sein Urtheil ist vielleicht doch etwas einseitig und auf eine nicht allzuweit ausgedehnte Wahrnehmung gegründet. Auch unterscheidet er wohl nicht genügend zwischen den oberen und den unteren Klassen des Volkes; über die schlechten Eigenschaften jener sind alle Beobachter einig. Im Uebrigen macht Obrutschew über die inneren Verhältnisse und Institutionen Chinas sowie über die Lebensweise der Chinesen nach eigenen Wahrnehmungen und nach den zuverlässigen Beobachtungen Anderer sehr interessante Mittheilungen. Nachdem er Einiges über den Charakter der chinesischen Sprache bemerkt, giebt er ein Bild des Erziehungs- und Schulwesens der Chinesen und verweilt besonders eingehend bei den für China so charakteristischen zahlreichen Prüfungen und den dadurch erworbenen Graden; verschweigt aber auch nicht die dabei häufig vorkommenden Betrügereien und Fälschungen. Von dem elenden Zustande der chinesischen Armee und ihrer mangelhaften Bewaffnung liefert der Verfasser eine sehr anschauliche Schilderung und verweilt dann länger bei der Darstellung des Mandarinenthums, in dessen Händen die ganze Verwaltung des Reiches liegt und in dem er den eigentlichen Krebsschaden des Staates erblickt, da es das Volk auf's furchtbarste aussaugt und jeden wirklichen Fortschritt hindert. Nachdem er uns einen Blick in den entsetzlichen Zustand eines chinesischen Gefängnisses hat thun lassen, führt er uns die eigenthümlichen Genüsse eines echt chinesischen Mittagsmahles vor, denen der Europäer nur wenig Geschmack abgewinnen wird. Die Beschreibung von Obrutschew's Aufenthalt beim Mongolenfürsten Karlyk-Pei-ses von Tsaidam, bei dem er sich dann mehrere Tage nothgedrungen aufhalten mußte; ist ein wahres Kabinetstück lebendiger Schilderung und humorvoller Auffassung. Auf seiner Weiterreise besuchte der Verfasser einen Buddhatempel und ein Lamakloster in Dabassun-Gobi und schildert den Gottesdienst und die Lebensweise der Mönche höchst anschaulich. Auch das räuberische Volk der Jakuten, das den Mongolen viel Schrecken einflößt, lernt er kennen. Bei der Fortsetzung seiner Reise hat der Verfasser wiederholt Gelegenheit die Zudringlichkeit und das Mißtrauen der Chinesen kennen zu lernen. Das große Fest des „weißen Monats" oder des Neujahrs giebt Obrutschew Veranlassung auf die Zeitrechnung der Chinesen

und ihre Festvergnügungen näher einzugehen, woran er bemerkenswerthe Mittheilungen über den Opiumverbrauch und das Opiumessen in China knüpft. Wir können ihn natürlich nicht auf seinem weiteren Zuge durch wenig besuchte Gegenden im Einzelnen begleiten und wollen nur bemerken, daß er auf der Rückreise von China durch die Wüste nach Urumptsi und von da weiter durch das östliche Turkestan nach Kuldscha gelangt und damit wieder russisches Gebiet erreicht. Auf dem letzten Theile seines Rückweges zieht er durch die türkischen Provinzen Chinas, was ihn zu einer belehrenden Erörterung über das Verhältniß der türkischen Bevölkerung zum chinesischen Reiche veranlaßt. Obrutschew's Buch gewährt eine reiche Ausbeute für die Geographie, insbesondere aber für die Ethnographie des westlichen China, es ist ebenso belehrend wie unterhaltend. Der Verfasser schreibt im flotten Konversationsstil, liebt starke Vergleiche und ist in seiner Ausdrucksweise nicht besonders wählerisch. Jedenfalls aber versteht er höchst lebendig zu erzählen und weiß das Interesse des Lesers stets zu fesseln. Das neue Werk Obrutschew's wird daher sicherlich noch mehr Verbreitung finden als seine früheren Schriften.

Weitab von der äußeren Welt, von dem irdischen Leben und Treiben, in das Innere der Menschenseele führt uns das Buch von Charles Kingsley, Aus der Tiefe, übersetzt von Anna von Köckritz, welches unlängst in dritter Auflage erschienen ist.*) Es sind Gedanken, Aussprüche, Bemerkungen des trefflichen englischen Geistlichen, der als Romandichter und Historiker sich einen bekannten Namen gemacht hat. Kingsley war seinem ganzen Wesen nach ein echter Mann, aber er war zugleich auch ein überzeugter Christ, ein Charakter von froher Thatkraft und zugleich von demüthiger Beugung unter den Willen und die Offenbarung Gottes. Was in dem vorliegenden, zuerst 1880 von der Wittwe des Verewigten herausgegebene Büchlein von Kingsley geboten wird, ist das Resultat ernster Selbsterforschung und noch mehr eigener Erfahrung. Die hier mitgetheilten Aphorismen und Gedanken sind unter acht Abschnitte vertheilt, so daß jeder gerade das leicht finden kann, was er im Augenblick besonders sucht und braucht. Es sind die alten ewigen Wahrheiten des Christenthums, welche uns in diesen Blättern entgegentreten, aber Kingsley spricht sie nicht in den altehrwürdigen, aber dem jetzigen Geschlecht fremd gewordenen Formen der Vergangenheit aus, sondern in der Sprache der Gegenwart; um so eher wird ihnen vielleicht das heutige Geschlecht Gehör schenken. Kingsley spricht allen zweifelnden Seelen Vertrauen zu, er zeigt den Leidenden den Weg zum Troste und zum Frieden und hat stärkende Worte auch gegen die Schrecken

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 3 M.

des Todes. Was seinen Worten vor anderen Schriften solcher Art besondere Kraft und Wirkung giebt, ist, daß man allem, was er sagt, anfühlt, es ist selbsterlebt und selbstdurchkämpft. Möge denn Kingsley's gedankenvolles und glaubensstarkes Buch fortfahren, vielen eine rechte Stärkung und wahre Erbauung zu gewähren, möge es auch unter uns mehr als bisher bekannt werden und Verbreitung finden; es ist dessen werth, denn aus ihm spricht ein tapferes und freudiges Christenthum.

Es ist eine sehr erfreuliche Thatsache, daß vor Kurzem Gustav Wustmann's vortreffliches Buch: Allerhand Sprachdummheiten. Kleine Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen in zweiter vermehrter Auflage*) erschienen ist, nachdem schon die erste in vielen tausend Exemplaren weite Verbreitung gefunden hat. Schon vor Wustmann haben Manche auf die Verderbnisse und Geschmacklosigkeiten in dem modernen Deutsch, wie sie besonders in den Zeitungen und Zeitschriften der Gegenwart zu Tage treten, tadelnd hingewiesen, aber keiner hat sich eines so durchschlagenden Erfolges zu erfreuen gehabt wie er. Außer dem höchst geschickt gewählten Titel hat dazu besonders die frische, resolute, rücksichtslose Sprache und der den Liebhabereien der Gegenwart nicht die geringsten Zugeständnisse machende, entschiedene Standpunkt des Verfassers beigetragen; seine große Sachkenntniß und sein bewunderungswürdig feines Sprachgefühl allein würden das nicht bewirkt haben. Die neue Auflage ist um hundert Seiten vermehrt; es ist in ihr zu den bisherigen drei ein neuer vierter Abschnitt: zum Wortschatz und zur Wortbedeutung und ein sehr erwünschtes Wortregister hinzugekommen. Dagegen ist leider die nachdrückliche Einleitung der ersten Ausgabe weggefallen; wir wünschen sehr, daß sie einer späteren Auflage wieder beigefügt werden möge. Die neue Ausgabe ist nicht nur vermehrt, sondern auch wesentlich umgearbeitet, Vieles ist anders gruppirt, nicht Weniges ergänzt und zugefügt worden, der Charakter des Ganzen ist natürlich unverändert geblieben. Wustmann hat seine früher ausgesprochenen Urtheile und Ansichten energisch gegen alle Anfechtungen aufrecht erhalten, so ist auch sein Haß gegen den Gebrauch von „welcher" als Relativpronomen unverändert geblieben; in diesem Punkte können wir ihm allerdings nicht beistimmen. Aus der Fülle der in Wustmann's Buch aufgeführten Sprachfehler und Geschmacklosigkeiten wollen wir hier nur ein paar hervorheben, die auch bei uns allgemein verbreitet sind. Da ist vor allem die Umschreibung des Konjunktiv's des Imperfekt's durch das Hilfszeitwort „würde" zu rügen. Der Konjunktiv des Imperfekts in Bedingungssätzen

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 50 Pf.

ist bei uns fast ganz in Vergessenheit gerathen; auch Gebildete sprechen und schreiben bei uns allgemein sprachwidrig und falsch: „Wenn Du ihm schreiben würdest, so würde er gewiß kommen", „wenn Du das thun würdest, so würde alles gut werden" oder im verkürzten Bedingungssatz: „Würdest Du ihm schreiben, so würde er sich freuen", statt, wie es allein richtig ist: „Wenn Du ihm schriebest, so würde er kommen", „wenn Du das thätest, so würde alles gut werden". Man hat sich des richtigen Gebrauches des Konjunktiv's so entwöhnt, daß es vielen wie gesucht und affektirt erscheint, wenn Jemand korrekt sagt: „Wenn er wirklich spräche, würde ich mich sehr freuen". Dieser falsche Gebrauch des „würde" im Bedingungssatze kommt auch an manchen Orten in Norddeutschland vor, er ist also nicht blos aus Oesterreich importirt, wie Wustmann meint. Sehr gewöhnlich ist bei uns ferner die Inversion nach „und" in der Schriftsprache, während sie in der mündlichen Rede fast garnicht vorkommt. Man kann alle Tage bei uns lesen: „Der Diebstahl ist der Polizei gemeldet und ist das Erforderliche zur Ergreifung des Thäters veranlaßt worden" oder „die Versammlung stimmte dem Vorschlage einstimmig zu und ist der Beschluß bereits höheren Ortes vorgestellt worden". Diese Nachstellung des Subjekts hinter das Prädikat nach dem vorhergehenden „und" ist für jeden, der ein feineres Sprachgefühl hat, geradezu unerträglich. Endlich ist bei uns in der Schriftsprache allgemein verbreitet das schreckliche: „beziehungsweise", abgekürzt „bez.", wofür man in früherer Zeit: „respektive" sagte. Man liest alle Augenblick „am Donnerstag, bez. Freitag", der Besitzer bez. Arrendator, die Eltern bez. Erzieher". Es ist absolut unbegreiflich, warum in allen diesen Fällen die Mißform „beziehungsweise" anstatt des alten guten „oder" angewandt wird. In dem neu hinzugekommenen vierten Abschnitt behandelt Wustmann sehr eingehend die neuen Wörter und die Modewörter der Gegenwart, auch da wird man ihm fast immer zustimmen, wenn er auch gegen manche Neubildungen oder jetzt häufig gebrauchte Wörter bisweilen etwas zu streng ist; warum man z. B. „erheblich" und „erhellen" nicht brauchen soll, vermögen wir nicht einzusehen. Daß er gegen den Gebrauch von Fremdwörtern nachdrücklich eifert, versteht sich von selbst. Wir wünschen dem Buche Wustmann's immer weitere Verbreitung und, was noch nöthiger ist, allgemeine Beherzigung. Es ist eigentlich ein trauriges Zeugniß für die Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen ihre Sprache und für den gerade in gebildeten Kreisen herrschenden Mangel an Sprachgefühl, daß ein so umfangreiches Buch geschrieben werden mußte, um die vielen allgemein verbreiteten Sprachwidrigkeiten und Geschmacklosigkeiten zu rügen.

Wir nahmen das Buch von Siegmar Schultze: Wege und Ziele deutscher Litteratur und Kunst*) mit der Erwartung in die Hand, darin die von dem Verfasser in seiner vor Jahresfrist von uns besprochenen Schrift: Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas ausgesprochenen Anschauungen und Auffassungen weiter entwickelt zu finden. Zu unserer Ueberraschung mußten wir aber bald erkennen, daß der Verfasser darin einen ganz anderen Standpunkt einnimmt und Ansichten entwickelt, die von seinen früher dargelegten wesentlich abweichen. Er findet in der Entwickelung der deutschen Malerei und Litteratur Parallelerscheinungen und behandelt zuerst jene, dann diese. Er erklärt sich als unumwundenen Gegner des Klassizismus in der Kunst wie in der Litteratur und verwirft das Schönheitsideal der großen deutschen Klassiker, er sieht in dem Streben der Künstler am Anfange dieses Jahrhunderts, die antike Kunst zum Vorbild des eigenen Schaffens zu nehmen, nur eine Verirrung und ist der Ansicht, die Kunst müsse das Leben der Gegenwart zur Darstellung bringen ebenso wie die Litteratur ein Abbild der eigenen Zeit sein solle. Daher feiert er Daniel Chodowiecki als den ersten wahren, echt nationalen Künstler, als die erste moderne Künstlergestalt in Deutschland. Volksthümlichkeit erscheint ihm als die erste Bedingung jeder nationalen Kunst und Litteratur. Schultze sieht überall in der Kunst der Gegenwart Fortschritt und der Impressionismus ist ihm die letzte große Kunstentwickelung. Können wir schon seinen Anschauungen und seiner Darstellung der modernen Kunst in diesem Jahrhundert durchaus nicht beistimmen, so ist das noch viel weniger in Bezug auf die Entwickelung der Ziele und Wege der Litteratur der Fall. Schultze urtheilt über die Vertreter der von ihm so genannten klassizistischen Litteraturrichtung (Paul Heyse, Geibel u. A.) ebenso ungünstig wie über die mehr realistischen Schriftsteller G. Freytag und Spielhagen, weil sie die neue Zeit seit 1870 nicht begriffen und die neue gährende Bewegung der Geister nicht verstanden hätten. Als ihr nahestehend, weil durch starken Realismus und kräftige Psychologie ausgezeichnet, finden nur Gottfried Keller — das Idol der jetzt in der Litteratur herrschenden Richtungen — C. F. Meyer, Anzengruber, Raabe und einige Andere vor seinen Augen Gnade; dem über den Letzten Gesagten, wenn es auch nicht erschöpfend ist, stimmen wir völlig zu. Charakteristisch für den von Schultze eingenommenen Standpunkt der Beurtheilung der neueren Litteratur ist die Anerkennung, welche er der Tendenz der Jüngstdeutschen zollt, wenn er auch an ihren Produkten und den Versuchen, ihr Programm zu verwirklichen, vieles ausetzt. Vollends klar wird

*) Berlin, Verlag von Carl Duncker. 2 M. 40 Pf.

uns Schultze's Stellung, wenn wir hören, daß er in Friedrich Nietzsche den Propheten der Zukunft erblickt, der ihm als Nachzügler Christi (!!), als Verwandter Luther's (!) erscheint, von dem die Gesundheit für die Litteratur der Gegenwart ausgeht und noch mehr für die der Zukunft ausgehen wird. Zwischen solchen Anschauungen und den von uns vertretenen ist keine Verständigung möglich. Wie stimmt mit dieser Verehrung Nietzsche's die Forderung der Volksthümlichkeit in der Litteratur? Denn alles mögen seine Anhänger an Nietzsche preisen, aber als volksthümlich werden sie ihn gewiß nicht bezeichnen. Schultze erklärt: Gesundheit, Kraft, Männlichkeit thun der Gegenwart und ihrer Litteratur noth. Das ist richtig, aber wir meinen, noch mehr thun ihr hohe begeisternde Ideale noth, die sie aus ihrer jetzigen Versunkenheit in die rohe Wirklichkeit und platte Alltäglichkeit wieder erheben. Für Schultze liegt die Zukunft der Litteratur in dem Fortschreiten auf dem in der letzten Zeit eingeschlagenen Wege, für uns nur in der Rückkehr zu den poetischen Idealen und Schöpfungen Goethe's und Schiller's und der Epoche von H. v. Kleist bis Geibel. Der Verfasser giebt dann weiter Betrachtungen über die Ziele der Litteratur in der Zukunft, gewissermaßen Rezepte für werdende Epiker, Lyriker und Dramatiker, die manches Richtige und Wahre, aber auch vieles Zweifelhafte und Widersprechende enthalten. So soll z. B. das neue Drama dem ganzen Wesen der Zeit gerecht werden und seine Probleme vorzugsweise der Gegenwart entnehmen; da waren denn allerdings die griechischen Tragiker und auch Shakespeare schlechte Dramatiker. Uebrigens sind wir der Meinung, daß solche Lehren und Vorschriften für künftige Dichter ziemlich nutzlos sind: das wahre Talent bedarf ihrer nicht und Anderen können sie nichts helfen. Den Schluß der Schrift macht eine Studie: Das weibliche Jahrhundert. Als solches betrachtet der Verfasser das XIX. und er sucht den Einfluß des weiblichen Elements auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst nachzuweisen. Uns erscheint diese Ansicht als eine Paradoxie und wir finden in seinen Ausführungen, in denen er sich vielfach mit Frau Laura Marholm begegnet, neben einigem Richtigen vieles Halbwahre, Gesuchte und Unbegründete. Nach den von uns stets vertretenen Ueberzeugungen können wir Schultze's Schrift nicht empfehlen; wer sich über die vielfach unklaren und widerspruchsvollen geistigen Bestrebungen mancher litterarischen Kreise im modernen Deutschland unterrichten will, der mag das Buch lesen.

Wem geht nicht das Herz auf, wenn er ein Bild oder einen Holzschnitt von Ludwig Richter betrachtet? Es ist als ob das deutsche Gemüth selbst aus den Werken des kindlich frommen, wahrhaft volksthümlichen, edlen Meisters zu uns spricht. Zu den zahllosen Freunden seiner Bilder hat sich L. Richter durch die

nach seinem Tode herausgegebene Selbstbiographie, eines der köstlichsten Bücher dieser Art, noch viele neue erworben. Leider reichen seine Aufzeichnungen nur bis zum Jahre 1847, fehlen also für die zweite Hälfte seines Lebens, in der er gerade so Großes als Zeichner und Meister des Holzschnitts geleistet hat; auch spricht der bescheidene Meister darin nur wenig von seinen Werken. Da ist es denn sehr erfreulich, daß wir im XIV. Bande von Knackfuß Künstler-Monographien eine eingehende Schilderung des Lebens und der künstlerischen Thätigkeit Ludwig Richter's von Paul Mohn,*) die mit 183 Abbildungen geziert ist, erhalten haben. Der Verfasser, der Richter noch persönlich gekannt, hat seine Arbeit mit warmer Liebe zum Künstler und mit vollem Verständniß für dessen Schöpfungen ausgeführt. Unter den Abbildungen finden sich neben vielen alten lieben Bekannten auch nicht wenige Radirungen, namentlich aus Italien, und Kopien von Oelbildern, deren Kenntniß dadurch erst weiteren Kreisen vermittelt wird; sie zeigen uns L. Richter von einer weniger bekannten Seite, als Landschaftsmaler. Sehr erwünscht ist die Zugabe von drei Porträts Richter's; es hat einen eigenen Reiz, die reinen träumerischen, von einem idealen Hauch berührten Züge des Vierundzwanzigjährigen in dem verwitterten Antlitz des Greises wiederzuerkennen. Hat es je ein harmonisches, in sich befriedetes Leben gegeben, dann war es das L. Richter's, trotz aller Prüfungen und Trübungen, die auch ihm nicht erspart blieben. Was Mohn über des Künstlers häusliches Leben, namentlich in späterer Zeit, über den Kreis seiner Freunde, sein zurückhaltendes Wesen Freunden gegenüber, seine rührende Bescheidenheit mittheilt, ist sehr anziehend. Sehr interessirt hat uns auch, was der Verfasser über Richter's Lektüre und Lieblingsschriftsteller berichtet; höchst charakteristisch ist seine Vorliebe für Goethe und Jeremias Gotthelf, auch Brentano schätzt er hoch. Auch über die Entstehung der einzelnen Werke Richter's giebt Mohn genügende Auskunft. Wenn es je einen volksthümlichen Künstler gegeben hat, so ist es L. Richter. Das Leben des Hauses, der Kindheit Freude und Leid, die erwachende Liebe im Herzen der Jugend, das Tagewerk des kleinen Mannes, die Freuden und Sorgen der Landleute und das Stillleben einer kleinen Stadt, Hochzeit und Tod hat er in immer neuen Gestalten dem Beschauer vorgeführt und dabei die Thierwelt nie vergessen, sondern stets Hund, Katze, Vögel den Menschen beigesellt. Ein Zug von Wehmuth schwebt oft über seinen Bildern, das Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen spricht daraus. Seine kindliche Frömmigkeit läßt ihn das Heilige mitten hinein in das menschliche Leben und Treiben versetzen;

*) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 3 M.

seine religiösen Bilder stimmen in ihrer schlichten Einfachheit zur Andacht, man fühlt es ihnen an, daß sie aus einem wahrhaft frommen Herzen stammen. Von L. Richter kann man lernen, wie das alltägliche Leben künstlerisch und poetisch aufzufassen und zu behandeln ist. Allerdings zeigt sich uns ein großer Theil seiner Gestalten in altdeutscher Form und Tracht, aber oft genug, namentlich in seiner späteren Zeit, führt er uns das Leben der Gegenwart, die alltägliche Wirklichkeit vor, aber es ist nie das gemeine Wirkliche, sondern das Wirkliche angeschaut mit dem verklärenden Auge eines echten Künstlers. H. v. Treitschke äußert im V. Bande seiner deutschen Geschichte: die Freude an Richter's Holzschnitten verschwinde immer mehr und werde vielleicht bald für immer verschwinden, weil die genügsamen Menschen, die sich daran ergötzten, nicht wiederkehren würden. Wir glauben und hoffen, daß der große Historiker sich irrt. In der Gegenwart mag das Raffinirte und der üppige Farbenglanz, das Realistische und Sinnenberauschende das Einfache, Schlichte und Natürliche völlig zurückdrängen, aber das deutsche Volk müßte sein bestes Theil: das tiefe Gemüth, das warme Naturgefühl, die schlichte Einfalt des Herzens und die wahre kindliche Frömmigkeit verloren haben, wenn es sich an Ludwig Richter's Bildern nicht mehr erfreute.

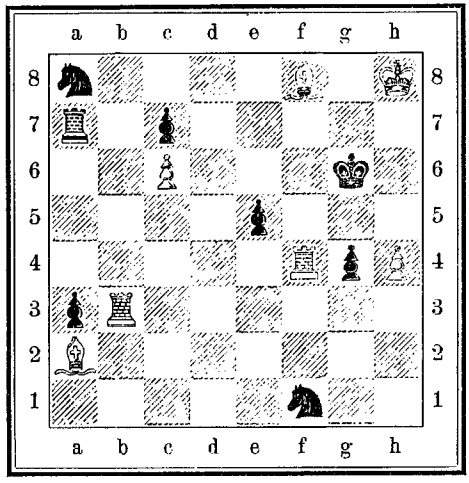
H. D.

Schach.*)

Aufgabe Nr. 6.

Von A. Burmeister in Reval.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 1:

1. Ka4—a5 Sa1—c2 (—b3†) 2. Dc4—b3 beliebig, 3. D setzt matt.

Richtige Lösungen sandten ein die Herren: Dr. H. Adolphi in Mitau, W. Peschel in Reval, stud. med. E. Luftwerk in Dorpat und R. Brisinsky in Reval.

Lösung der Aufgabe Nr. 2:

1. Lh6—c1 S zieht 2. Tb3—a3† b4:a3 3. Lc1—d2 matt. 1. ..... beliebig 2. Lc1—a3 beliebig 3. S oder L setzt matt.

*) Wegen Raummangels müssen wir uns in dieser Rubrik hinfort auf den Abdruck von Schachaufgaben beschränken.

D. Red.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 27. Марта 1897 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.



Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Glanzgebilde tauchen
Auf in Demantſchein,
Gold'ge Nebel hüllen
Bergesſpitzen ein.

Rings ein lichtes Wallen,
Alles glutherfüllt,
Bis die Schleier fallen
Von dem hehren Bild.

Strahlend ſteigt der Sonne
Leuchtend Angeſicht,
Siegend Purpurglühen
Durch die Nebel bricht.

Aufwärts ſtiebt der Wolken
Leichtbeſchwingte Schaar,
Und die grauen Rieſen
Stehen wunderbar

Vor den trunk'nen Blicken.
Gottes Majeſtät
Um der Bergesketten
Rieſenglieder weht!

Herrlich ſiehſt du prangen
Gletſcher, Thäler, See'n,
Silberwölkchen hangen
An den fernen Höh'n!

Steheſt ſtumm und bange
Vor dem hehren Geiſt,
Deſſen Sein und Weben
Das Gebirge preiſt.

Sinke nieder! wende
Aufwärts im Gebet
Gläubig deine Hände —
Gottes Majeſtät

Hat ſich offenbaret
Dir in der Natur:
Auf den Bergeshöhen
Sahſt du Seine Spur!

Alexis Freiherr von Engelhardt.

Embachufer im Frühling.

Frühling breitet seinen grünen
Teppich an des Embach Ufern,
Lichthell grün, ein Bild der Hoffnung,
Leuchtend frisch, ein Bild der Jugend,
Reich durchwebt mit bunten Blumen
Und mit frischen Wiesenkräutern;
Hier mit rothen Schwalbenaugen,
Da mit gelben Kullerkuppen,
Wiesenschaumkraut, Butterblumen,
Gundermann und Hahnenfuß.
In dem nahen Erlenwäldchen
Blühen weiße Anemonen,
Blühen blaue Leberblümchen,
Schimmert weißer Hasenklee.
Weidenbäume, Weidenbüsche
Grünen an des Embach Ufer,
Jungfräuliche Birkenstämme
Stehn in lichtes Grün gekleidet,
In dem leichten Windeshauche
Wehend mit den schwanken Zweigen.
Ahorn streut die gelben Blüthen
Reichlich aus auf allen Wegen,
Und des Faulbaum weiße Trauben
Schimmern an den grünen Aesten,
Duften würzig durch die Lüfte,
Wenn der Nachtigallen Lieder
Jauchzend tönen durch die Fluren.

Kinder springen auf den Wiesen,
Kollern auf den grünen Hängen,
Pflücken große Blumensträuße
Von den frischen Wiesenblumen,
Patschen mit den bloßen Füßchen
Lustig auf dem feuchten Grunde,
Laufen jauchzend hin und wieder.
Und vielleicht, wenn von den Spielen
Müde sie zur Mutter flüchten,
Die am Grabenrande sitzet,
Hemdchen nähend für die Kleinen,
Dann erzählt sie von den alten
Zeiten, da die Welt geworden,
Da hier an des Embach Ufern,

Die weit schöner damals grünten,
Blühten wie in ew'gem Frühling,
Wanna Jssa für die Menschen,
Für die Ersten des Geschlechtes
Einen Wonnesitz geschaffen,
Wo sie sich in Unschuld freuten,
Wandelten auf lichten Fluren,
Lauschten auf der Vögel Sänge,
Badeten in Embachs Wellen.
Hier auch war es, wo der Alte
In dem ungeheuren Kessel
Einstmals alle Sprachen kochte
Und die traute Ehstensprache
Seinem Ehstenvolke schenkte.
Hier auch kam vom hohen Himmel
Auf des Dombergs wald'ge Höhen
Wannemuine einst hernieder,
Der mit seinem Götterſange,
Mit der Himmelsharfe Tönen,
Alle Menschen, alle Thiere,
Hain und Fluß und Flur entzückte.

Ja, das waren goldne Zeiten,
Lang sind sie dahin geschwunden!
Aber wenn des Embach Ufer
Sich im Frühling neu begrünen,
Ahnt des Menschen Herz die Wonne
Jener längst entschwundnen Tage.

In Gedanken sinkt die Mutter,
Blickt hinaus in weite Ferne,
Und die Kinder springen wieder
Fort von ihr zu muntern Spielen,
Wo der Embach ruhig gleitet
Durch die frühlingsgrünen Fluren.

L. von Schröder.

Gottfried Keller's Roman „Der grüne Heinrich".

„Der grüne Heinrich", Gottfried Keller's episches Erstlingswerk, erschien in erster Auflage, sehr allmählich und mit fortwährenden Stockungen und Unterbrechungen, von 1850—1855; zur Zeit der Vollendung des Werkes stand der Dichter im 36. Lebensjahre. Er war damals kein Neuling mehr auf dem deutschen Parnaß: schon 1845/46 hatte er einen Band „Gedichte" erscheinen lassen, denen 1851 ein weiteres Bändchen „Neuere Gedichte" gefolgt war. Diese lyrischen Gedichte hatten großes Aufsehen erregt, und ihrem Verfasser den Ruhm eingebracht, von der Kritik mit Wärme als „das bedeutendste lyrische Talent" der Schweiz begrüßt zu werden. „Der grüne Heinrich" aber hatte nicht den gleichen Erfolg: er blieb lange Zeit unbeachtet. Als epischer Dichter hat Keller sich überhaupt erst spät die ihm gebührende Anerkennung errungen, die ihm freilich dann ganz rückhaltlos und allgemein zu Theil wurde. Jetzt liegt jener Roman, trotz seiner vier Bände, schon in der vierzehnten Auflage vor. Es ist kein gewöhnlicher Dutzendroman nach irgend einer der üblichen Schablonen, sondern ein Werk, über das, besonders im ersten Theil, aber auch in vielen Einzelheiten seiner zweiten Hälfte, der reichste Glanz dichterischen Empfindens ausgegossen ist, voll psychologischer Feinheit der Charakterzeichnung, überreich an treffenden geistvollen Bemerkungen über alle möglichen Fragen aus Kunst und Leben. Aber noch mehr Interesse als durch alle diese Vorzüge gewinnt der Roman durch seinen autobiographischen Charakter, dadurch, daß er die Jugendgeschichte des Verfassers selbst, poetisch umgestaltet, enthält. Es ist merkwürdig, daß die Uebereinstimmungen mit dem wirklichen Leben des Dichters weniger in der Grundidee des Romans liegen, als in dessen einzelnen Szenen und Gestalten, obgleich auch jene Grundidee der geistigen Entwickelung Keller's selbst entnommen ist. Ich will nun, nach einer Inhaltsangabe des Romans, für diejenigen bestimmt, die ihn noch nicht kennen, diesen mit dem Leben des Dichters selbst vergleichen, Dichtung und Wahrheit im Roman zu sondern versuchen. Besonders kommt es mir darauf an, die Gestalt des Titelhelden, des „grünen Heinrich", der Persönlichkeit ihres Urbildes, Gottfried Keller's selbst, gegenüberzustellen, die übereinstimmenden und abweichenden Züge bei beiden aufzudecken. Im Zusammenhange damit stehen noch andere Fragen, deren Beantwortung versucht werden soll, z. B. welches ist die schon berührte Grundidee des Romans, inwiefern sind die Abweichungen der Dichtung von der Wirklichkeit durch die Kunstform des Romans überhaupt bedingt, u. a. m.

Die ältere Fassung des Romans weicht von der späteren Bearbeitung nicht unerheblich ab; besonders der Schluß ist ganz verschieden.*) Ein noch älteres Bruchstück hat sich aus dem Jahre 1846 erhalten; es besteht nur aus einem kurzen Entwurf, einem Eingangskapitel, das später, in der ersten Auflage des Romans, verwerthet wurde, wo wir es beträchtlich erweitert und vervollständigt wiederfinden. In der Fassung der fünfziger Jahre ist der autobiographische Charakter des Romans noch nicht völlig durchgeführt. Der größere Theil des Romans ist nicht in der Ichform geschrieben, sondern von dem Helden Heinrich Lee (dem „grünen Heinrich") wird in der dritten Person gesprochen. Gleich zu Anfang wird dieser als zwanzigjähriger Jüngling vorgeführt, der soeben seine Züricher Heimath verlassen hat, und auf der Reise nach München begriffen ist, wo er sich an der Akademie der Künste zum Maler ausbilden will. Unter dem Gepäck, das er in der ihn der Heimath entführenden Postkutsche mit sich nimmt, befindet sich auch ein schön gebundener Band, die von ihm selbst handschriftlich aufgezeichnete eigene Jugendgeschichte. Diese folgt nun im Roman selbst, natürlich, im Gegensatz zu dessen übrigen Bestandtheilen, in der Ichform; sie nimmt den Rest des ersten und den ganzen zweiten Band ein. Erst im dritten Bande wird mit der Schilderung von Heinrich's Reiseerlebnissen der so lange unterbrochene Faden der eigentlichen Erzählung wieder aufgenommen. Wie man sieht, eine recht lose und ungeschickte Form der Einkleidung. Dieser Formfehler ist in der späteren Fassung dadurch vermieden worden, daß die Erzählung vernünftiger Weise mit der Geschichte der frühesten Kindheit des Helden anfängt, und die Ichform durch den ganzen Roman hindurch gleichmäßig durchgeführt wird. Freilich ergeben sich aus letzterem Umstande eine Menge neuer Schwierigkeiten für die Charakterisirung des Helden, die natürlich viel leichter zu erreichen ist, wenn von diesem in der dritten Person gesprochen wird. Meiner Ansicht nach ist Keller dieser Schwierigkeiten auch nicht ganz Herr geworden; doch darüber später. Im Uebrigen besteht die spätere Umarbeitung, abgesehen von dem gänzlich veränderten Schluß, hauptsächlich in Streichungen

*) In der ersten Auflage, die allein jene ältere Fassung des Romans darstellt, gehört dieser zu den seltensten und mithin auch — im Verhältniß zu Umfang und Ausstattung — theuersten Büchern unseres ganzen Jahrhunderts. Von den 1000 Exemplaren der ersten Auflage wurden nämlich Anfangs nur 150 verkauft, und als der Dichter den Roman reichlich zwanzig Jahre später einer vollständigen Umarbeitung unterzog, kaufte er von seinem Verleger Vieweg in Braunschweig die noch unverkauften Exemplare der ersten Auflage wieder zurück, und ließ damit einen Winter lang seine Schwester Regula, die ihm in seinem Alter die Wirthschaft führte, den Ofen heizen. Eine feierliche Verwünschung schleuderte er auf das Haupt desjenigen herab, der die so erfolglose erste Auflage jemals wieder zum Abdruck brächte.

und Kürzungen der in der ersten Auflage viel zahlreicheren Abschweifungen von der eigentlichen Handlung des Romans durch weitläufige Erörterungen und Gespräche allgemeinen Inhalts. Einige kleine Geschmacklosigkeiten und unwesentliche Einzelheiten sind auch später beseitigt worden. Im Ganzen stellt sich also die spätere Fassung viel mehr als einheitliches wohlgefügtes Kunstwerk dar, trotz der etwas abgeblaßten Charakterschilderung des Helden selbst. Die ältere Fassung hat dagegen den besonderen Reiz des frühen Jugendwerkes, das bei all' seinen Abschweifungen und Formfehlern viel enger als die spätere Umarbeitung mit der Eigenart des Dichters selbst verwachsen, viel subjektiver ist, noch mehr ein Stück seines eigenen Lebens, als die spätere kühlere und objektivere Gestalt des Romans mit ihrem größeren Kunstwerth.

Der Inhalt des Romans ist folgender: Heinrich Lee ist der Sohn eines Steinmetzen aus einem uralten Dorfe im Kanton Zürich, und der Pfarrerstochter aus demselben Orte. Sein Vater, der an geistiger Bedeutung und Bildungsstreben weit über seine Standesgenossen hervorragt, läßt sich als Maurer- und Baumeister in der Hauptstadt Zürich selbst nieder, wird aber mitten aus seiner erfolgreichen Thätigkeit plötzlich hinweggerafft, als sein Knabe erst fünf Jahre alt ist. Er läßt die Seinigen in wenig geordneten Verhältnissen zurück, so daß nach Abwickelung aller Verbindlichkeiten der Wittwe weiter nichts übrig bleibt, als das Haus, in dem sie wohnt, ein alterthümlicher Bau, der von oben bis unten von Miethsleuten bewohnt wird. Sie selbst zieht mit ihrem einzigen Kinde in die oberste Dachwohnung, und hier wächst der Knabe unter der Obhut seiner etwas nüchternen, aber sehr sorgsamen Mutter, einer vortrefflichen sparsamen Hausfrau, heran, in sehr engen Verhältnissen. Das düstere alte Haus birgt für den phantasievollen Knaben eine Fülle von Geheimnissen, und bietet seinem Geiste die erste Nahrung. Aus dem hohen Giebelfenster schweift sein Blick über eine Welt von Dächern, und das religiöse Gefühl des zum Grübeln geneigten Kindes findet seinen ersten kindlichen Ausdruck, indem es einen glänzenden goldenen Hahn auf der Spitze eines benachbarten Kirchenthürmchens für Gott selbst hält. Die religiöse Entwickelung des Knaben bis zum Atheismus des von der Offenbarungsreligion unbefriedigten Jünglings, der aber doch stets die Achtung vor der Reinheit und Wahrheit religiöser Empfindung bewahrt, nimmt überhaupt einen breiten Raum in dem Buche ein. Dann folgt das Schulleben mit seinen kleinen Leiden und Freuden, wobei der Knabe sich schon gleich zu Anfang, als er eine unverdiente Strafe empfängt, als ein stolzes eigenwilliges Bürschchen erweist, das auch Schläge oder Strafen nicht zum Weinen oder Schreien bringen können. Er gewöhnt sich früh daran, sein Gefühlsleben vor der Außenwelt, sogar vor der eigenen Mutter, sorgfältig zu verschließen; je mehr sich dieses vertieft, desto schwerer wird es ihm z. B., aus lauter Scham vor sich selber, laut zu beten oder sich irgendwie weich zu zeigen.

In dem Hause gegenüber befindet sich eine offene dunkle Halle, ganz mit Trödelkram angefüllt, einer bejahrten dicken Frau gehörig, der „Frau Margareth", die ebenso wie ihr noch viel älterer Mann „Vater Jakoblein", ein spitziges eisgraues Männchen, sehr lebendig und anschaulich geschildert wird. Ihr Laden ist ein Sammelpunkt für allerlei einfaches Volk; die hier geführten Gespräche über Gespenster, Hexen und Scharfrichter lenkten das Phantasieleben des Knaben früh auf eine gefährliche Bahn; sie machten auf seinen empfänglichen Sinn einen nicht minder tiefen und nachhaltigen Eindruck als die dort aufgehäuften Raritäten, alte Waffen und Bücher mit merkwürdigen alten Bildern.

Durch solche Einflüsse wurde die Einbildungskraft des überaus lebhaften Kleinen, die eines starken Zügels so sehr bedurft hätte, bald dazu gebracht,

zügellos vom Pfade des Erlaubten abzuschweifen. Seine allzu gesteigerte Phantasiethätigkeit kam in einem sonderbaren Triebe zum Ausdruck: er log nämlich zuweilen, nicht aus Bosheit, sondern aus einem Ueberfluß an Phantasie, und diese Lügen hatten allerlei Verdrießlichkeiten für andere und mittelbar auch für ihn selbst zur Folge. So dichtete er einmal einigen Mitschülern allerhand dumme Streiche an, die völlig aus der Luft gegriffen waren, und als jene Mitschüler dafür bestraft wurden, bereute er das Unrecht, das er ihnen zugefügt, und die schlimme Lage, in die er sie gebracht hatte, auf das tiefste, auch noch viele Jahre hinterher, bis in sein Mannesalter hinein.

Die Mutter ließ ihm aus den Uniformstücken des Vaters mehrere Kleidungsstücke zurechtschneiden, deren grüne Farbe ihm unter seinen Mitschülern den Spitznamen „Der grüne Heinrich" verschaffte, ein Name, der sich noch bis in seine Münchener Studienzeit hinein erhielt, wo er das knabenhafte Grün schon längst abgelegt hatte. So ausgestattet besuchte „Der grüne Heinrich" eine von einem gemeinnützigen Vereine unterhaltene Elementarschule, in der er sich im Ganzen wohl fühlte. Nur zwei Dinge waren ihm in dieser Schule quälend und unheimlich: die düstere kriminalistische Weise, in der die Schuljustiz gehandhabt wurde, und die dürre hölzerne blutlose Behandlung des Katechismus, der mit seinen auswendig gelernten Fragen und Antworten dem Knaben als leerer Gedächtnißkram erschien. Je weniger ihn dies alles befriedigte, desto eifriger verkehrte er im Stillen mit sich selbst, in der Welt, die er sich allein zu bauen gezwungen war. Da seine Mutter ihm nur sehr wenig Spielzeug kaufen konnte, schuf er sich selbst allerlei Zeitvertreib, und pflegte sich Stunden lang ganz allein daran zu ergötzen. Doch dieser Hang zur Einsamkeit hatte nichts Krankhaftes an sich, sondern war glücklich gepaart mit einer besonderen dem Knaben allein eigenthümlichen Art von gesunder Weltfreudigkeit. Die Vorstellungen einer wandernden Schauspielertruppe brachten eine Fülle von neuen mächtigen Eindrücken. Zwölfjährig trat der kleine Lee in die höhere Kantonschule ein, wo die meisten Schüler den vornehmeren und reicheren Familien angehörten. Der „grüne Heinrich" mit seinem karg bemessenen Taschengelde konnte nur dadurch es diesen gleichthun, daß er eine ihm selbst gehörige Sparkasse, zu der ihm der Zutritt streng verboten war, plünderte und allmählich leerte. Mit einer an Rousseau's „Confession" erinnernden rücksichtslosen Offenheit beichtet Heinrich diese und andere kleine Jugendsünden und Fehler. Der Drang, „vor allem mit sich selbst in's Reine zu kommen", spricht aus der schonungslosen Wahrheitsliebe solcher Bekenntnisse.

Um diese Zeit erwacht in Heinrich zuerst der künstlerische Trieb; er versucht eine mittelmäßige Landschaft in Oel, in seinen Augen ein bewundernswerthes Kunstwerk, zu kopiren. Seine Schulbildung kommt dadurch zu einem jähen Stillstand, daß er ungerechter Weise als Hauptschuldiger an einem Schülertumult, der gegen einen mißliebigen Lehrer ausbricht, angesehen, und aus der Schule ausgeschlossen wird. Der Knabe ist nun ganz auf sich selbst angewiesen, und erklärt, ein Maler werden zu wollen. Zunächst wird er aber auf einige Monate zu dem Bruder seiner Mutter, einem verbauerten ehemaligen Pfarrer, in's Heimathdorf geschickt. Die Schilderung des ersten Aufenthalts bei diesem Oheim, der späteren häufigen Besuche des Heimathdorfes, der jungen Liebe, die dort zuerst dem angehenden Jüngling erblüht, und seiner unreifen, aber übereifrigen Kunststudien nach der Natur ist der schönste Theil des Romans, hinter dem auch die zahlreichen Schönheiten der folgenden Theile nachstehen. Namentlich die Schilderung des Liebeslebens ist ein unnachahmliches ländliches Idyll, von der feinsten dichterischen Stimmung durchwoben. Mit prächtigem Humor, der überhaupt zu den Hauptreizen von Keller's Muse gehört, wird erzählt, wie eine große Schaar von Vettern und Basen im Hause des Oheims mit ländlicher Derbheit das Stadtkind verspotteten, das sich gern und nicht ohne Ziererei etwas komödienhaft herauszuputzen, sich einen gewissen überlegenen Anstrich zu geben liebt; außer den genannten lernt Heinrich dort noch eine ganze Sippschaft von

nahen und fernen Verwandten kennen, unter denen seine übrigens bald darauf sterbende Großmutter väterlicherseits, eine junge alleinstehende Wittwe, Judith genannt, und ein in der Nähe wohnender, sehr verständiger Schulmeister mit seiner Tochter Anna am meisten hervortreten. Diese ist ein zartes liebliches Geschöpf, das zu den derben Landmädchen im Hause des Oheims einen wirksamen Gegensatz bildet. Die Mutter bemüht sich in der Stadt, für den Sohn einen geeigneten Beruf auszuwählen, während des Sohnes Gedanken bald von der feinen Erscheinung Anna's vollständig in Besitz genommen werden. Zugleich und parallel mit diesem Liebesverhältniß geht merkwürdiger Weise ein zweites zu der schönen üppigen Judith, die ihn an sich lockt, zu nächtlichen Besuchen veranlaßt, mit ihm kost und tändelt, ohne daß es aber zu einem ganz intimen Verkehr zwischen beiden kommt. Der „grüne Heinrich" sagt von sich selbst, daß er das bessere Theil seiner selbst nur für Anna übrig habe; seine Liebe ist gleichsam in eine höhere geistige oder seelische zu der edlen Anna, und eine niedere sinnliche zur Judith gespalten. Gerade die Schilderung dieses letzteren Verhältnisses ist aber meiner Ansicht nach psychologisch nicht genügend begründet und wahrscheinlich gemacht, und gehört somit zu den Schwächen des Romans.

In die Stadt zurückgekehrt, wird Heinrich Lee von der Anfangs widerstrebenden Mutter zu einem Maler Namens Habersaat in die Lehre gegeben, der sich aber bald als Pfuscher entpuppt, seinem jugendlichen Kunstschüler eine ganz falsche Technik beibrachte und ihn das Malerische mit dem Sonderbaren und Krankhaften verwechseln lehrte. Bald hatte der untüchtige Lehrer seinen Vorrath an Wissen und Können erschöpft, und der Unterricht nahm ein Ende. Die nun folgende Konfirmationslehre mit ihren althergebrachten Anschauungen vermochte den auch in religiösen Fragen früh seine eigenen Wege gehenden Jüngling nicht zu befriedigen. Nach der Konfirmation lernte der „grüne Heinrich" in dem Maler Römer einen wirklicher Meister kennen. Römer kritisirt unbarmherzig die bisherigen Kunstleistungen Heinrich's, auf die dieser sich in seiner Harmlosigkeit nicht wenig einbildet, läßt ihn nochmals ganz von vorn anfangen und lehrt ihn gründlich die Elemente der Malerei. Aber auch dieser Unterricht wird bald unerfreulich unterbrochen durch Römer's Geisteskrankheit, die im Keime schon lange bei ihm vorhanden war, und sich schließlich zu völligem Größenwahn steigert. Der frühe Tod der zarten kränkelnden Anna erschüttert den jungen Liebhaber auf's tiefste; er hilft ihren Sarg zimmern, und nach dem Begräbniß verläßt er auf viele Jahre die Stätte seines Jugendglückes. Eine ihm vom Vater vermachte kleine Erbsumme, deren Verwaltung der Oheim besorgt hatte, soll ihm dazu dienen, die Kosten des Aufenthalts in München zu bestreiten, wohin der junge Lee nun übersiedelt, um sich ganz der Kunst zu widmen. Zu seinem Reisegepäck gehört ein Schädel, den er einst auf einem Kirchhof gefunden und sich angeeignet hatte. Es war der Schädel eines jungen Mannes, der achtzig Jahre zuvor gelebt hatte, und dessen merkwürdige Geschichte in einem besonderen Kapitel des dritten Bandes mitgetheilt wird. Die Schilderung des Abschiedes von der Mutter ist sehr charakteristisch für die spröde und doch liebende Natur des Helden der Geschichte.

In München gehören zum Freundeskreise des angehenden Künstlers zwei andere Maler: der eine, der wackere Erikson, eine gerade und einfache Natur, ist ein blonder Sohn des Nordens, von der Grenzmark zwischen Skandinaviern und Deutschen; der andere ist der genial-liederliche Niederländer Lys, ein schöner dunkelhaariger Mann, der viel Glück bei den Frauen gehabt hat, und dadurch zu recht frivolen Anschauungen über das weibliche Geschlecht verleitet wird. Zur Faschingszeit wird ein großes Künstlerfest gefeiert, an dem auch die drei Freunde betheiligt sind, und das ausführlich und mit lebhaften Farben beschrieben wird. Die Liebeshändel der beiden Gefährten, in die auch Heinrich Lee theilweise mit hinein verstrickt wird, und die ganz entsprechend dem Charakter beider in dem einen Falle mit einer Verlobung, im andern mit dem treulosen Verlassen der Geliebten endigen, bilden eine sehr anmuthige Episode des Romans. Heinrich

bleibt schließlich von den Dreien allein in München zurück. Er ist nicht müssig gewesen, sondern hat eine ganze Reihe von Bildern zu Stande gebracht. Da bringt ihm einst in einem Augenblick innerer Einkehr der Versuch, den borghesischen Fechter in ruhender Stellung nach einem ihm vorliegenden Gypsabguß zu zeichnen, in erschreckender Weise die eigene Unklarheit in den Elementen der Zeichenkunst zum Bewußtsein. Er beschließt die fehlende Kenntniß nachzuholen, und hört auch, um die Lücken seines Wissens über den menschlichen Körper auszufüllen, anatomische und anthropologische Vorlesungen an der Universität. Der Anthropologe, ein berühmter Lehrer, regt ihn mächtig an, so sehr, daß er darüber den eigentlichen Zweck, der ihn hingeführt hatte, ganz vergißt, und allein gespannt ist auf die zuströmende Erfahrung. Eine Fülle von neuen Problemen beschäftigt ihn; vor allem macht er sich mit Eifer daran, die geliebte Freiheit des Willens, die er von jeher zu besitzen und tapfer auszuüben glaubte, die aber der Professor geleugnet hatte, wieder herzustellen. Aus der Anthropologie geräth er unversehens in die Rechtswissenschaft, und entfernt sich so immer weiter von seinem ursprünglichen Ziele. Unterdessen ist der kleine, vom Vater geerbte Geldvorrath aufgezehrt, ebenso auch bald die geringen für den Sohn bestimmten Ersparnisse der Mutter. Die Gläubiger fangen an, den jungen Künstler zu bedrängen. Er läßt seine Kunst zum ersten Male nach Brot gehen, und verwerthet ein von ihm neu entdecktes fesselndes Motiv zu einer Naturstudie, die er auf die Ausstellung schickt. Aber dieser erste Versuch, Geld zu verdienen, scheitert kläglich; denn ein eben in Flor stehender Landschafter hat ihm, dem unbekannten Neuling, das Motiv heimlich abgeguckt, und es mit seiner reicheren Technik zu einem wirkungsvolleren Gemälde verwendet. Dieses findet allein Beachtung; das unscheinbarere Original muß Heinrich nach acht Tagen unverrichteter Sache wieder abholen. Ebenso vergeblich sind die Versuche, seine älteren Bilder an Kunsthändler zu verkaufen; er wird überall zurückgewiesen. Die Welt des Erwerbes ist wie durch eine Mauer für ihn verschlossen. Er hungert mehrere Tage, bis er es nicht mehr aushalten kann, seine Sachen, eine Flöte, einen Stoß Bücher, und endlich den ganzen Vorrath an selbst gemalten Bildern an ein Trödelmännchen losschlägt, und so die Mittel gewinnt, sich längere Zeit zu erhalten. Als es auch damit zu Ende geht, stellt das Trödelmännchen, Schmalhöfer mit Namen, ihn zu einer erniedrigenden Arbeit bei sich an, nämlich zu dem bevorstehenden festlichen Einzuge der Braut des bairischen Kronprinzen Fahnenstangen mit den Landesfarben anzustreichen. Widerwillig und doch voll Eifer macht sich Heinrich Lee an die unkünstlerische Arbeit, und erwirbt bald so viel Uebung darin, daß er in 14 Tagen mehrere Tausende von Stangen fertig stellt und sich ein erkleckliches Sümmchen Geld verdient. Mit dem eben erworbenen Lohne in der Tasche wandert er an dem festlichen Tage durch die geschmückten Straßen, und gelangt dabei auf eine Flußinsel, in deren Mitte ein volksthümliches Zech- und Tanzgebäude hell erleuchtet ist. Er sucht sich unter den Silberpappeln der Insel ein einsames Plätzchen aus, trifft aber unerwartet mit einigen Fahnennähterinnen aus Schmalhöfer's Laden zusammen, die ihn dort oft gesehen haben, und ihn für einen biederen Tünchergesellen halten. Der kleine Kreis besteht aus drei Liebespaaren, ein viertes überzähliges Mädchen, Hulda, fällt ganz von selbst ihm zu, und da er Spaßes halber nicht aus seiner Handwerkerrolle fällt, bringen die freien Sitten des einfachen Völkchens ihn und Hulda rasch einander näher. Er bleibt schließlich mit ihr allein, und das hübsche Mädchen bietet ihm bald ganz unbefangen und naiv ihre Liebe an. Eine Zeit lang schwankte er auch, ob er nicht untertauchen sollte in diese glückselige Verborgenheit, allem ideal- und ruhmsüchtigen Treiben entsagend.*) Die keimende Liebschaft wird aber am nächsten Tage durch den Besuch eines Schweizer Landsmannes unterbrochen, der Heinrich von dem tiefen Kummer und der Sehnsucht der Mutter nach dem Sohne berichtet. Seine Mittheilungen rufen in Heinrich ein starkes Gefühl von Heimweh

*) In der ersten Auflage fehlt übrigens diese Huldaepisode.

wach, das ihn bisher nur im Schlaf besucht hatte. Seitdem er nämlich bei seiner letzten prosaischen Arbeit des Anstreichens die Phantasie nicht mehr am Tage beschäftigte, „regten sich ihre Werkleute während des Schlafes mit selbständigem Gebahren, und schufen mit anscheinender Vernunft und Folgerichtigkeit ein Traumgetümmel in den glühendsten Farben und buntesten Formen". Mit diesen Worten werden einige nun folgende Träume eingeleitet, in denen eine überschwängliche Einbildungskraft sich stellenweise in sonderbar abstrakten und bizarren Vorstellungen äußert: z. B. reitet Heinrich einmal im Traume auf einem Goldfuchs über eine prächtige von vielen Menschen wimmelnde Brücke, die nach der Erklärung seines gelehrten Gaules „die Identität der Nation" bedeutet.

Der „grüne Heinrich" hängt nun seine Kunststudien an den Nagel und macht sich endlich auf den Heimweg, und zwar zu Fuß, da zum Fahren nach Bezahlung aller Schulden seine Mittel nicht reichen. Aus demselben Grunde muß er sich auch während der Wanderung das Mittagessen versagen, und im Freien übernachten. Unterwegs kommt er eines Abends zu einer Kirche, in deren Nähe sich ein stattliches Herrengut befindet. Er läßt sich ermüdet in einem Beichtstuhl der Kirche nieder, und beschließt hier die Nacht zuzubringen. Der Küster vertreibt ihn aber, und die mitleidige junge Herrin des Schlosses, die Adoptivtochter des gräflichen Besitzers, bringt den durchnäßten und ermüdeten Reisenden in einem zum Schloß gehörigen Gärtnerhäuschen unter; auch stärkt sie ihn durch eine kräftige Abendmahlzeit, wobei bald die Thatsache zum Vorschein kommt, daß die an den Trödler Schmalhöfer verkauften Bilder alle aus dem Trödelladen in's Schloß gewandert sind und sich im Besitz des Grafen befinden. Am nächsten Morgen wird Heinrich Lee durch den Besuch des Grafen selbst aus tiefem Schlafe geweckt. Nachdem Heinrich's Identität durch den Reisepaß festgestellt worden ist, begrüßt ihn der Graf als den neuentdeckten Urheber seiner Kunstschätze und fordert ihn auf, einige Zeit auf dem Schlosse zuzubringen, um die Bilder, als Wegezeichen eines künstlerischen Entwickelungsganges, chronologisch zu ordnen. Auch bietet er Heinrich statt des armseligen Kaufpreises, den er für die Bilder beim Trödler bezahlt hat, eine ihrem wirklichen Werthe entsprechende Kaufsumme an. Heinrich Lee geht nach einigem Sträuben auf das großmüthige Anerbieten des Grafen ein, und gelangt so ganz unversehens in den Besitz ansehnlicher Geldmittel. Der Aufenthalt auf dem Schlosse dehnt sich auf mehrere Monate aus; seine Insassen und Besucher sind sehr anschaulich und ergötzlich geschildert: der feingebildete freidenkende Graf, ein Anhänger Feuerbach's und freier Mann, der über den zufälligen Dingen steht, dem adelige Standesvorurtheile fernliegen; seine muntere Adoptivtochter Dortchen Schönfund, eine sehr originelle Gestalt, voll naiven schalkhaften Humors, deren merkwürdiger Atheismus nicht Verstandessache, sondern Herzensbedürfniß ist, beständig in übermüthigem Wortgeplänkel mit dem gemüthlichen fein humoristisch gezeichneten Dorfkaplan begriffen, der sich mit Selbstironie den lustigen Rath und geistlichen Hofnarren der Gnädigsten nennt. Später rückt auch noch, wenigstens in der Neubearbeitung des Romans, Peter Gilgus an, ein atheistischer ehemaliger Schulmeister, wie Keller's Biograph Bächtold sich ausdrückt, „ein Hauptstück Keller'schen zornigen Humors", der mit seinem Sack und dem „Auge Gottes", nämlich dem einer naturwissenschaftlichen Schulsammlung entnommenen vergrößerten Modell eines Auges, das ihm als Geheimarchiv und Schatzkammer dient, mit seiner ewigen Frage: „Ist es nicht eine Freude zu leben?" eine Karikatur *des* Atheismus darstellt, dem der Graf huldigt, und zu dem er auch seinen jungen Schützling bald bekehrt.

Der Graf bestärkt Heinrich in seinem Vorsatz umzusatteln, aber nicht trübselig und unfreiwillig, sondern mit dem Anstand eines freien Entschlusses, der allenfalls auch anders zu fassen wäre. Er solle sich selbst noch den Beweis liefern, daß er, wenn auch nicht glänzend, doch mit Ehren bestehen könne bei dem selbstgewählten Berufe; dann erst solle er, sich bedankend, daran vorbeigehen. Der Graf fordert ihn daher auf, bei ihm auf dem Schlosse noch ein fertiges

Bild zu malen; dann erst möge er, wenn er wolle, von der Kunst für immer Abschied nehmen. Durch diesen Auftrag wird aber Heinrich's Abreise noch weiter hinausgeschoben, um so mehr, als die schnell in ihm aufkeimende Liebe zu Dortchen ihm die zur Arbeit nöthige Sammlung raubt.

Schließlich rafft er sich aber doch auf, beendet das versprochene Gemälde, sagt dem Schloß und seinen Insassen, auch seiner Liebe, deren Lohn ihm unerreichbar scheint, ein eiliges Lebewohl, und setzt die so lange unterbrochene Heimreise fort. Während des ganzen Herbstes und Winters hat er seiner Mutter vom Schloß aus keine Nachricht über sich zukommen lassen, so daß diese nicht einmal weiß, wo der Sohn sich befindet, und als er endlich daheim anlangt, findet er die Mutter im Sterben. Sie war in der letzten Zeit um des Sohnes willen in immer größere Noth gerathen und der Gram um ihn, von dem sie glaubt, er sei in seiner Künstlerlaufbahn ganz gescheitert und führe ein irrendes Leben, die Ungewißheit über sein Schicksal geben ihr den Todesstoß. Auf das tiefste erschüttert verzehrt sich der Sohn in bitterster Reue und Selbstanklage. Nach der älteren Fassung stirbt er wenige Tage nach der Mutter; in den späteren Auflagen erholt er sich langsam von dem schweren Schicksalsschlage. Nach zehn Monaten erhält er einen Brief vom Grafen, worin dieser ihm mittheilt, Dortchen habe sich durch einen glücklichen Zufall als seine leibliche Nichte, als Tochter seines Bruders, entpuppt. Sie habe des jungen Künstlers Liebe wohl bemerkt und auch im Stillen erwidert; als aber so lange keine Nachricht von ihm gekommen sei, habe sie sich kurz entschlossen mit einem jungen Freiherrn verlobt. Ein Jahr später finden wir Heinrich als Oberamtmann in der Nähe des alten Heimathdorfes thätig; er hat seinen hochfliegenden Jugendplänen entsagt, fühlt sich aber in dem engen Berufsleben als geistig Gefangener. Da trifft er einst mit seiner alten Jugendfreundin Judith zusammen; sie ist soeben aus Amerika zurückgekehrt, wo ihr ganzes Wesen in schwerer Prüfungszeit eine durchgreifende Läuterung erfahren hat. Ihn liebt sie trotz der langen Trennung noch ebenso wie früher, aber mit einer edleren und reineren Liebe. Um ihn ganz frei zu wissen, entsagt sie einem Ehebunde mit ihm, bleibt aber zeitlebens seine Freundin, die ihm innerlich stets nahe ist. Damit schließt der Roman, so in eine fast heitere Wehmuth ausklingend.

Von den Schönheiten und der Eigenartigkeit des Werkes kann obige trockene Inhaltsangabe nur einen ebenso unvollkommenen Begriff geben, wie ein dürres Gerippe von dem lebenswarmen Menschenkinde, das jenes Gerippe einst gewesen ist. Ich wende mich nun zur Vergleichung des Romans mit Gottfried Keller's Leben.

Zu seinen Lebzeiten war Keller der verschlossenste, sprödeste und unzugänglichste unter den deutschen Dichtern, über dessen Leben man am wenigsten wußte. Durch das Buch des schon genannten Jakob Bächtold: „Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher." Band 1, 2, Berlin 1894 (Band 3 steht noch aus), wurde es mit einem Schlage anders. Kaum einen anderen modernen Dichter der deutschen Litteratur kennen wir seitdem so genau wie Gottfried Keller. Bächtold, als verdienstvoller Litterarhistoriker bekannt, ist zur Zeit Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Zürich. Er war zu Gottfried Keller's Lebzeiten einer von dessen vertrautesten Freunden. Wenn die Lebensbeschreibung eines hervorragenden Mannes von einem Freunde desselben abgefaßt wird, so hat dies neben manchen

Vorzügen auch große Nachtheile. Natürlich ist nur ein persönlicher Freund unmittelbar im Stande, den Leser mit intimen Zügen aus dem Leben und dem Charakter des Helden seiner Biographie bekannt zu machen. Jede Biographie von Freundeshand hat so auch vor der besten von einem Fremden verfaßten Biographie alle die Vorzüge voraus, die überhaupt der unmittelbaren Geschichtsquelle gegenüber der abgeleiteten zuzuschreiben sind. Aber andererseits ist es für einen Freund viel schwerer, eine wirklich objektive Lebensbeschreibung darzubieten. Er ist zu sehr Partei; er ist meist geneigt, die Fehler seines Helden zu übersehen, seine Vorzüge hingegen in ein gar zu helles Licht zu stellen. In diesen Fehler ist Bächtold nicht verfallen. Nirgends verschweigt er die Schattenseiten in Gottfried Keller's eigenartigem Charakter. Zwar ist auch Bächtold's Biographie in warmem Tone gehalten; aber eine gewisse Wärme, die sich in vernünftigen Grenzen hält, wirkt in einer Biographie nur wohlthuend. Der Biograph soll mehr sein als ein psychologischer Anatom, der seinen Helden blos mit dem Sezirmesser psychologischer Analyse bearbeitet. Bächtold verfällt aber in einen anderen Fehler, von dem sich auch andere, und zwar sehr hervorragende Biographen, z. B. John Forster in seinem Leben von Charles Dickens nicht ferngehalten haben. Um nur ja objektiv zu bleiben, tritt Bächtold mit seiner eigenen Person möglichst zurück, indem er Keller, so weit es nur irgend angeht, selbst reden läßt. Keller's Briefe und Tagebücher nehmen ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes ein. In vollen Zügen genießen wir daraus des Dichters urfrische kernige Originalität; aber Briefe und Tagebücher, seien sie auch noch so geistvoll und anregend, dürfen doch niemals den Hauptbestandtheil einer Biographie im eigentlichen Sinne bilden. Sie enthalten nur das Material zu einer solchen, und die Aufgabe des Biographen ist es, dieses Material in geschickter Weise zu verarbeiten. Um keinen Preis wollen wir Gottfried Keller's Briefe und Tagebücher mit ihrem prächtigen Inhalt missen; aber Bächtold hätte besser gethan, sie in einem besonderen Bande selbständig herauszugeben. Was Bächtold selbst zu der Lebensbeschreibung Keller's beigesteuert hat, ist ganz vortrefflich, ein biographisches Meisterwerk; in der feinsinnigsten Weise hat er es verstanden, sich in des Dichters oft absonderliche Eigenart zu vertiefen.

Bächtold selbst erklärt den ersten Band seines Werkes als eine Art Kommentar zum „grünen Heinrich". Und in der That, man ist überrascht zu erfahren, wie genau bis in Einzelheiten hinein das Leben des Dichters sich mit dem seines Romanhelden deckt. Bis zur Uebersiedelung nach München ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Wirklichkeit und Dichtung überhaupt kaum zu bemerken: alle einzelnen Gestalten im ersten Theil des Romans

sind aus des Dichters eigenen Leben entnommen, und getreu nach ihren Originalen gezeichnet, bis auf die frei erfundene Gestalt der Judith, mit welcher Keller der vergeistigten Liebe seines Helden zu Anna ein gröberes sinnliches Gegenbild gegenüberstellen wollte. Vielleicht ist ihm diese Gestalt aber gerade deshalb, weil sie nicht erlebt ist, weniger gelungen. Die sonstigen Abweichungen bestehen in gleichgiltigen Aeußerlichkeiten: in Namensänderungen, ferner darin, daß sein Oheim in Wirklichkeit Landarzt, und nicht Pfarrer gewesen ist, daß er den nichtssagenden wirklichen Vater der Anna durch die Gestalt des verständigen Schulmeisters ersetzt hat, den er besser für den Roman brauchen konnte, der aber auch keineswegs frei erfunden ist, sondern gleichfalls wirklich gelebt hat, u. a. m.

Bei diesen genauen Uebereinstimmungen gewinnt der Roman, ganz abgesehen von seinem Kunstwerth, ein erhöhtes biographisches Interesse, das meine so ausführliche Inhaltsangabe, besonders was den ersten Theil betrifft, genügend rechtfertigt. Es ist ganz erstaunlich, wie Keller auch in den unscheinbarsten alltäglichsten Begebenheiten seines dürftigen Jugendlebens ein Körnchen Poesie zu entdecken gewußt hat; das ländliche Idyll seiner Jugendliebe erscheint uns um so mehr förmlich übergossen von den Morgensonnenstrahlen seiner frühesten dichterischen Entwickelung. Wir erhalten durch den Roman geradezu den Eindruck, daß jedes einzelne beliebige Menschenleben ein poetischer Stoff sein kann, mag es auch äußerlich noch so armselig erscheinen: es kommt nur darauf an, daß der, der es durchlebt, es mit Dichteraugen anzuschauen versteht. Der „grüne Heinrich" scheint uns also zu lehren, daß es bei der dichterischen Verwerthung und Ausgestaltung eines Stückes Menschenleben auf das Objekt, den Gegenstand selbst sehr wenig oder garnicht, dagegen sehr viel oder ganz allein auf das Subjekt, den Dichter ankommt.

Gottfried Keller wurde am 19. Juli 1819 zu Zürich geboren. Das Heimathdorf, die Stätte des wunderbaren Jugendidylls im ersten Theil, ist das Dorf Glattfelden in der nordwestlichen Ecke des Kantons Zürich, unweit des Rheines. Auch der Name Lee ist ein häufiger Geschlechtsname in diesem Orte.*) Es ist sehr bemerkenswerth, daß die Abweichungen des Romans vom wirklichen Leben des Dichters sich viel mehr auf das erstrecken, was der Roman nicht enthält, was Keller also von seinen eigenen Schicksalen im Roman nicht berücksichtigt hat, als auf das, was er enthält. Keller war z. B. nicht das einzige Kind seiner Eltern, er hat noch vier Geschwister gehabt, von denen drei in frühester Kindheit starben, und nur seine jüngere Schwester Regula am Leben blieb, ein recht unbedeutendes Wesen. — Wichtiger ist aber, daß im

*) „Lee" bedeutet „Hügel"; vergl. Lei = Felsen in „Lorelei".

Roman die schon sehr frühen und zahlreichen dichterischen Erstlingsversuche Keller's garnicht erwähnt werden, daß überhaupt die Entwickelung des Dichters Keller nirgends hervortritt, sondern nur die des Malers, der seinen Beruf verfehlt hat. Dies hängt mit der Grundidee des Romans zusammen, auf die ich bald zurückkommen werde.

In der zweiten Hälfte des Romans, wo die Künstlerlaufbahn des Helden ihren Höhepunkt und Abschluß erreicht, entfernt sich die Dichtung etwas mehr von der Wahrheit als in der ersten. Erikson und Lys mit ihrem Anhang sind frei erfundene Gestalten; ebenso ist bloße Dichtung die Huldaepisode und der Aufenthalt auf dem Grafenschloß mit allem, was drum und dran hängt. Des Dichters wirkliche Mutter hat noch lange nach seiner Rückkehr aus München in die Heimath gelebt, und sich an dem wachsenden Ruhme des Sohnes erfreut; besonders rührte sie das ehrende Denkmal, das dieser seinem frühverstorbenen Vater zu Beginn des Romans gesetzt hat. Auch mit der Nachlässigkeit des „grünen Heinrich" im Briefschreiben ist es in Wirklichkeit nicht so schlimm gewesen. — Der große Faschingszug der Münchener Künstler wird von Keller nicht aus eigener Anschauung erzählt, sondern in engem Anschluß an die Schrift von Rudolf Marggraff: „Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. Ein Gedenkbuch für die Theilnehmer des Maskenzuges der Münchener Künstler im Jahre 1840".

Dagegen hat der Dichter die Noth, in die er seinen Helden in München stürzt, selbst auf das bitterste ausgekostet. Sogar die Geschichte von dem Trödelmännchen und dem Anstreichen der Fahnenstangen ist buchstäblich wahr, wie Keller selbst einmal Bächtold erzählt hat. Der berühmte Maler, der dem Heinrich Lee ein dankbares Motiv unrechtmäßiger Weise abgeborgt hat, war Julius Lange, der spätere Münchener Hofmaler. Er hat seine Strafe durch den „grünen Heinrich" empfangen, ähnlich wie einst Heinrich Leopold Wagner für den durch sein Drama „Die Kindsmörderin" begangenen geistigen Diebstahl des Gretchenmotivs von Goethe durch die Gestalt seines Namensvetters, des Pedanten Wagner im Faust, bestraft wurde, der mit gleichem Namen allerdings schon im „Volksbuch vom Dr. Faust" vorkommt. Der Oberamtmann Heinrich Lee am Schluß des Romans entspricht dem Staatsschreiber des Kantons Zürich Gottfried Keller.

Die wichtigsten Charaktereigenthümlichkeiten des Romanhelden finden wir auch alle in der Persönlichkeit des Dichters selbst wieder: die Weichheit des Herzens, die sich gern hinter einer rauhen barschen Außenseite verbirgt, das scheue Verschließen des Gefühlslebens vor der Außenwelt, in sonderbarer Vereinigung mit einem gesunden weltfreudigen Wirklichkeitssinn, ein zuweilen derber, meistens fein-

sinniger, niemals krankhafter Humor, eine Einbildungskraft, die leicht auf Abwege geräth und in das Gebiet des Bizarren und Barocken hinüberschweift, ein starkes Heimathsgefühl, das Fremden gegenüber gern das Republikanerthum der freien Schweiz herauskehrt. In der ersten Auflage macht sich auch ein noch etwas unreifer jugendlicher Enthusiasmus bemerkbar, der dem völlig ausgereiften Bearbeiter der zweiten Auflage allzu kindlich erschienen sein mag, weshalb er ihn später weniger hervortreten läßt. Die erste Auflage schildert Heinrich Lee als feinfühlig und klug, aber von seltsamer und unbeholfener Erscheinung. Diese Prädikate kommen später in Folge der vollständig durchgeführten Ichform in Wegfall. Daß der Held in der ersten Auflage in der dritten Person auftritt, macht überhaupt eine unbefangenere Schilderung seines Wesens und Charakters möglich. So wird seine Malerei als „geistreich oder symbolisch" bezeichnet, als „eine nothwendige Folge des wunderthätigen Spiritualismus, der ihm trotz seiner religiösen Unabhängigkeit im Blute steckt, und trotz Aufklärung und Protestation irgendwo heraustreten muß". Dieser Spiritualismus verhindert ihn auch, sich je ganz bei dem reinen Atheismus zu beruhigen, und lenkt seine Aufmerksamkeit immer wieder auf das religiöse Gebiet hin.

Aber nicht allein das, was Keller uns mittelbar durch die Charakterzeichnung seines Helden über sein eigenes Wesen mittheilt, charakterisirt ihn selbst, sondern auch wie er diese Charakterzüge mittheilt. Ich habe schon betont, wie schonungslos, ja fast mit Vorliebe er die jugendlichen Fehltritte des „grünen Heinrich" in der Erzählung hervorhebt, während wir, besonders in der späteren Bearbeitung, seine liebenswürdigen Eigenschaften uns erst auf Umwegen, aus den Urtheilen anderer Personen über ihn, oder aus seinem Verhältniß zu diesen, erschließen müssen. Zum Theil ist dies ja auch wieder durch die Ichform bedingt, zum Theil äußert sich darin eine Haupteigenschaft des Dichters selbst: seine Scheu vor aller Selbstbeschönigung, sein Streben, unter allen Umständen vor allem sich selbst gegenüber ehrlich und wahr zu sein. Diese Eigenschaft tritt in jenem Verfahren um so schöner hervor, als der autobiographische Roman an sich eine starke Versuchung zu eitler Selbstbeschönigung darbietet. Die wenigsten Menschen hätten so wie Keller dieser Versuchung widerstanden. Diese unbarmherzig strenge Selbstkritik äußert sich in der Form einer spröden Herbigkeit; sie ist vollkommen frei von irgend welcher Koketterie, von der z. B. Rousseau in seinen „Confessions" nicht freizusprechen ist, noch viel weniger Byron und Heine, deren Selbstanklagen meist koketter Art sind.

Der autobiographische Roman ist in Deutschland meines Wissens begründet worden durch den 1785—1790 erschienenen

Roman „Anton Reiser" von Karl Philipp Moritz. Jung-Stilling's Selbstbiographie ist nicht als Roman anzusehen, da sie nur Wahres bieten will. Auch Goethe's „Wahrheit und Dichtung" gehört nicht hierher, da mit diesem Titel nicht bewußte Dichtung gemeint ist; Goethe hat damit nur ausdrücken wollen, daß er sich der Einzelheiten seiner Jugend nicht mehr genau erinnere, daß seine Selbstbiographie also auch Dichtung, aber nur unbeabsichtigte, enthalten könne. Mit der Erwähnung von „Anton Reiser" will ich nicht etwa andeuten, daß irgend ein ursächlicher Zusammenhang zwischen diesem Roman und dem „grünen Heinrich" bestehe. Ein solcher Zusammenhang läßt sich nirgends nachweisen. Es besteht also nur eine innere Verwandschaft, keine äußere; aber eine solche innere Verwandtschaft ist doch gewiß wichtig genug, erwähnt zu werden. In der englischen Litteratur ist der bekannteste autobiographische Roman „David Copperfield" von Dickens. Dickens entfernt sich aber hier viel weiter von der Wirklichkeit; er bietet viel mehr rein Erdichtetes als Keller.

Der autobiographische Roman darf mit der Selbstbiographie ebenso wenig verwechselt werden, wie der biographische Roman im Allgemeinen mit der Biographie überhaupt. Der Hauptunterschied ist in beiden Fällen der gleiche: er liegt natürlich darin, daß die eine Gattung bewußte Dichtung enthalten darf und soll, die andere nicht. Der biographische Roman hat hauptsächlich einen poetischen, die Biographie einen wissenschaftlichen Charakter. Dies ist aber nicht das einzige Unterscheidungsmerkmal. Die Einheitlichkeit der Handlung ist bei beiden Litteraturgattungen gleichartig, insofern zumeist die Persönlichkeit des Helden allein, dessen Leben und Entwickelung romanhaft oder wahrheitsgetreu geschildert wird, den ruhenden Pol in dem Wechsel der Erscheinungen darstellt und jene Einheitlichkeit gewährleistet. Also nicht in der Einheitlichkeit der Handlung besteht ein Unterschied, sondern in der Einheit der zu Grunde liegenden Idee oder Tendenz: eine solche muß beim biographischen Roman, wie überhaupt bei jedem Roman, der mehr als bloßer Unterhaltungsstoff sein will, vorhanden sein, während sie in einer reingeschichtlichen Lebensbeschreibung nicht vorzuliegen braucht. Geht doch auch das wirkliche Einzelleben kaum jemals blos aufsteigend und dann wieder absteigend dahin, mit nur einem einzigen Höhepunkte, sondern auf viel verwickeltere Weise, mit einer Menge von Höhepunkten, in Kurven und Zickzacklinien, die eine einheitliche Gesammtrichtung nur selten erkennen lassen.

Welches ist nun die Idee, die dem Roman „Der grüne Heinrich" zu Grunde liegt? In Briefen an seinen Verleger Vieweg in Braunschweig, und an Hermann Hettner, mit dem Keller eng befreundet war, hat er sich selbst darüber ausgesprochen. Er will die verfehlte Laufbahn eines Künstlers schildern, der durch eine

planlose zerfahrene Jugendbildung früh sich selbst und seinen eigenen allzu phantastischen, durch keine Systematik gezügelten künstlerischen Neigungen überlassen, in eine falsche Richtung gelenkt wird. Der tragische Ausgang der ersten Auflage ist also in Heinrich Lee's Wesen tief begründet und eigentlich folgerichtiger als der entsagungsvolle Schluß der späteren Bearbeitung. In seinem Briefe an Vieweg hat Keller die Moral des Buches nüchtern dahin ausgesprochen, daß derjenige, dem es nicht gelinge, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt sei, im bürgerlichen Leben eine Stellung einzunehmen. Der „grüne Heinrich" der ersten Auflage ist also eigentlich eine Bildungstragödie. Die Tragik wird dadurch erhöht oder sie beruht vielmehr mit darauf, daß das Künstlertalent des Helden kein unbedeutendes ist: die Mittelmäßigkeit kann ja überhaupt keinen tragischen Eindruck hervorrufen, wenigstens nicht durch das Scheitern hochfliegender Lebenspläne, weil solche Pläne ihr fremd zu sein pflegen. Auch dadurch steigert sich die tragische Wirkung, daß der „grüne Heinrich" gerade dann, als er trotz seiner künstlerischen Mißerfolge den ersten äußeren materiellen Erfolg erreicht hat, entdecken muß, daß er das Leben seiner Mutter zerstört hat. Die Huldaepisode der Neubearbeitung hat auch einen tieferen Grundgedanken, auf den Bächtold aufmerksam macht: nämlich „wie im strebenden Menschen bei fortwährendem Mißgeschick manchmal das Gelüste nach dem Versinken in die Dunkelheit auftaucht, wie er bei sich denkt: wie gut könntest du's mit diesem Menschlein haben, das von nichts als Arbeit und Liebe redet, wenn du allem anderen still entsagtest und in den bescheidenen Venusberg einträtest!" Aus dem schönen Schlußkapitel des Romans in seiner späteren Form läßt sich, wie Bächtold mit Recht bemerkt, leise eine Vertheidigung von Keller's eigenem Junggesellenthum heraushören.

Jene einheitliche Idee, die dem Roman zu Grunde liegt, ließ Keller seine eigene Entwickelung zum Dichter für die Zwecke seines Romans als unbrauchbar und störend erscheinen, da jene Grundidee nur die Laufbahn des Künstlers Keller im Auge hat. So steckt auch in der Grundidee selbst ein Stück von des Verfassers eigenem Ich, obwohl der Roman sich immer weiter von der Wirklichkeit entfernt, je mehr die Grundidee hervortritt. Die Tragik in der Künstlerlaufbahn des „grünen Heinrich" hat Keller ohne Zweifel auch in seinem eigenen Leben empfunden, wie er ja auch stets nach Bächtold's Zeugniß das Regellose seines eigenen Bildungsganges tief beklagt hat. Der Roman zeigt nur, wie es dem Dichter selbst hätte gehen können, wenn er nicht an seiner dichterischen Befähigung einen Rückhalt gefunden und sich daran aufgerafft hätte. Er hat aus seiner ganzen Persönlichkeit einen

Theil losgelöst und ihn als Romanstoff behandelt; er hat die Entwickelung geschildert, die dieser Theil hätte durchlaufen müssen, wenn er ein selbständiges Ganzes gewesen wäre.

Das erste Erscheinen des Romans wurde von der Kritik verschieden aufgenommen. Varnhagen von Ense, Levin, Schücking, Julian Schmidt und Julius Grosse begrüßten das Werk beifällig, nur daß die meisten an dem zwar folgerichtigen, aber allzu kurz abgethanen Tode des Helden Anstoß nahmen. Kreyssig dagegen macht sich über den „leider sehr und dauerhaft grünen Heinrich" lustig, und Robert Prutz kann das Werk garnicht einmal zu Ende gelesen haben, da er in seiner „Deutschen Litteratur der Gegenwart" den Roman deshalb tadelt, weil der Verfasser den Helden in Wahnsinn verfallen läßt. Eine allgemeinere Würdigung des Romans hat erst der Aesthetiker Friedrich Vischer durch seine Studie in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (1874) angebahnt.

Zum Schluß seien einige Vorzüge und Mängel des Romans im Einzelnen flüchtig berührt. Wie reich ist das Werk an psychologischen Feinheiten! Dafür nur ein Beispiel: Auf der Fußwanderung des „grünen Heinrich" von München nach Hause, wobei er mühsam sein ganzes Gepäck mit sich fortschleppt, und schließlich das Bedürfniß nach einer Erleichterung dringend empfindet, fällt ihm natürlich zuerst der entbehrlichste Gegenstand seines Gepäckes ein, nämlich des schon erwähnten jungen Mannes Schädel, den er auch jetzt wieder bei sich hat. Einem ersten Antriebe folgend, ist er geneigt, diesen Schädel seitwärts in einem Dickicht sachte niederzulegen. „Allein da überkam mich plötzlich der Wunsch und das Bedürfniß, in meiner Zwangslage etwas Freiwilliges zu thun, und sich dadurch, wenn auch nur eines Daumens hoch, über dieselbe emporzuheben. Also packte ich den asketischen Gegenstand wieder auf und setzte die mühselige Wanderschaft fort". — Dies ist freilich die Psychologie des ungewöhnlichen, des charaktervollen Menschen, der Durchschnittsmensch kommt garnicht in die Lage, ein derartiges Bedürfniß zu empfinden, sondern handelt in einer Zwangslage immer dieser gemäß.

Einige Mängel des Romans sind schon hier und da erwähnt worden: so, daß die Gestalt der Judith nicht ganz lebenswahr gezeichnet ist, daß der Held in der Neubearbeitung weniger lebhaft charakterisirt ist als in der ersten Auflage. Auch in jener sind immer noch zahlreiche Abschweifungen und theoretische Erörterungen stehen geblieben, die, so interessant und geistreich sie auch sind, doch den Fortschritt der Handlung hemmen. Einige Sprünge in's Gebiet des Phantastischen hätten besser unterbleiben sollen: der Traum von der Brücke der Identität der Nation ist geradezu abgeschmackt, und mir wenigstens, ganz unverständlich. Keller's Hauptstärke lag eigentlich nicht auf dem Gebiete des Romans,

sondern auf dem der Novelle; einige der in den „Leuten von Seldwyla" enthaltenen Novellen, besonders „Romeo und Julia auf dem Dorfe" und „Die drei gerechten Kammmacher" werden allgemein als das Höchste und Beste anerkannt, was der Dichter geleistet hat. Auch der „grüne Heinrich" besteht eigentlich nur aus vielen kleinen novellenartigen Episoden, die unter sich recht wenig Zusammenhang haben und nur durch die Person des Helden zusammengehalten werden. Dies erklärt sich ja theilweise durch den autobiographischen Charakter des Romans; es tritt aber im „grünen Heinrich" in so hohem Grade hervor, daß der Charakter des Werkes als Roman zum Theil darüber verloren geht. Dickens „David Copperfield" verdient viel eher die Bezeichnung „Roman" als der „grüne Heinrich"; freilich ist ersteres Werk dafür auch viel weniger als Selbstbiographie anzusehen als letzteres. Biographie und Roman sind also eigentlich Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen.

Wie in allen seinen späteren Werken, so zeigt sich Gottfried Keller auch im „grünen Heinrich" schon als ein durchaus origineller Dichter, von jener wahrhaften Originalität, die nichts Gesuchtes an sich hat, sondern wohlthuend und erfrischend wirkt wie die Natur selbst. Bei wenigen Schriftstellern hat man so sehr das Gefühl wie bei Keller, daß irgend ein auch nur kleines Zugeständniß an den Geschmack des Publikums, irgend welche Effekthascherei ihm vollständig unmöglich wäre.

Nach jedermann's Geschmack ist der „grüne Heinrich" gewiß nicht; dazu liegt er zu sehr abseits von dem breiten bequemen Wege, den die Mehrzahl unserer heutigen Romanleser zu wandeln liebt. Den meisten aber, die in einem Roman mehr als bloßen Zeitvertreib suchen, wird das Werk gefallen, und selbst diejenigen unter ihnen, die es weniger anspricht, werden es nicht aus der Hand legen, ohne einen mächtigen und bedeutenden Eindruck daraus empfangen zu haben. Zu ernstem Nachdenken wird der „grüne Heinrich" einen jeden Leser anregen, der eines ernsten Nachdenkens fähig ist.

Eduard Eckhardt.

Litterärische Streiflichter.

Eine die Resultate der neueren Forschungen zusammenfassende Geschichte Rußlands von mäßigem Umfange wie sie die französische in dem trefflichen Buche von Alfred Rambaud besitzt, giebt es bis jetzt in der deutschen Litteratur nicht. Bernhardi's Werk ist viel zu umfangreich und behandelt den Stoff in der denkbar seltsamsten Anordnung und Vertheilung, läßt auch in der älteren Geschichte allzusehr die Benutzung der neueren Untersuchungen russischer Historiker vermissen. Theodor Schiemann's treffliche Arbeit reicht leider nur bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts und ist durch ihre Zugehörigkeit zu einem großen Sammelwerk schwer zugänglich. Von Strahl und Hermann's umfassender Geschichte Rußlands bieten die vom Ersten verfaßten Theile im Wesentlichen nur einen Auszug aus Karamsin, während Hermann's Fortsetzung zwar ein höchst verdienstvolles, auf diplomatische Berichte gegründetes unentbehrliches Quellenwerk bleibt, aber für die Nichthistoriker viel zu umfangreich ist und jedes Reizes der Darstellung entbehrt; auch hat Hermann seine Darstellung nicht einmal bis zum Ende der Regierung Katharina II. geführt. Unter diesen Umständen war es eine erfreuliche Kunde, daß Professor A. Brückner, zweifellos der beste Kenner der Geschichte Rußlands unter allen Nichtrussen, nicht allein die Fortsetzung des Hermann'schen Werkes übernommen habe, sondern auch eine kürzer gefaßte russische Geschichte von der Urzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf Grund der neueren Arbeiten und Veröffentlichungen in der Heeren-Uckertschen Staatengeschichte erscheinen lassen werde. Der erste Band dieser Geschichte Rußlands von A. Brückner,*) den Ueberblick der Entwickelung bis zum Tode Peters des Großen enthaltend, liegt uns jetzt vor. Leider wird er ohne Fortsetzung bleiben, da den Verfasser der Tod allzufrüh für die Wissenschaft dahingerafft hat. Was uns in diesem Werke geboten wird, ist, wie der Verfasser in der Vorrede ausführt und gleich die Inhaltsübersicht lehrt, nicht eine politische Geschichte, sondern eine Kulturgeschichte Rußlands, eine Art Philosophie der russischen Geschichte. Nicht eine Darstellung der Regierungsthätigkeit der einzelnen russischen Fürsten oder die Aufführung aller wichtigeren Begebenheiten beabsichtigt Brückner zu geben, er will die Entwickelung des russischen Volkes und die mannigfachen äußeren Einflüsse auf sie, sowie die vielfachen Hindernisse und Stockungen, die sie erfahren hat, darlegen, endlich die allmähliche Europäisirung Rußlands schildern. Erhalten wir also auch in Brückner's Buche nicht das, was man unter einer Geschichte

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 12 M.

Rußlands gewöhnlich versteht, so thut das seinem Werthe nach anderer Richtung keinen Eintrag. Gegen die vom Verfasser gewählte Anordnung und Gruppirung des Stoffes werden sich allerdings gewichtige Bedenken erheben lassen. Brückner nennt die Anordnung in Bernhardi's Werk wunderlich, aber die seinige ist nicht weniger befremdlich. Das erste Buch führt den Titel: Europa und Rußland, und zerfällt in drei Kapitel: Geographische Entdeckung und Eindrücke, politische Annäherung und Urtheile. Das zweite Buch: Land und Volk betitelt, behandelt in zwei Kapiteln Geographisches und Bevölkerungsverhältnisse. Im dritten und vierten Buch wird dann das Kirchen-, Kloster- und Sektenwesen und der Einfluß der Tataren dargestellt. Endlich das fünfte Buch: Rußland und Europa überschrieben hat die „Westlinge" vor Peter dem Großen und dieses gewaltigen Herrschers Reformthätigkeit zum Gegenstand. Es leuchtet sofort ein, daß das zweite Buch naturgemäß hätte an die Spitze gestellt werden müssen, da es die Grundlage und Voraussetzung alles Vorhergehenden und Nachfolgenden ist. Ebenso hätte das erste Buch richtiger seine Stelle nach dem vierten gefunden. Auch die Ueberschriften „Europa und Rußland" und „Rußland und Europa" sind, wenn wir uns auch ungefähr vorstellen können, was der Verfasser mit dieser Gegenüberstellung gemeint hat, zu unbestimmt und hätten durch bezeichnendere ersetzt werden sollen. Können wir also auch mit Brückner's Anordnung durchaus nicht einverstanden sein, so bleibt die Hauptsache doch immer der Inhalt des Buches und dieser bietet eine Fülle von Belehrung und Anregung. Daß sich manche Partien des vorliegenden Buches mehrfach mit den zahlreichen früheren Schriften des Verfassers, namentlich der „Europäisirung Rußlands" zuweilen bis auf den Wortlaut berühren, kann nicht wundernehmen und thut dem Werthe des hier Gebotenen keinen Abbruch. In einer Kulturgeschichte konnte Brückner das von ihm gefundene „Prinzip längerer Thatsachenreihen" mit Erfolg zur Anwendung bringen, es ist da übrigens nichts Neues und auch schon von früheren Forschern geltend gemacht worden, gegen die Uebertragung dieses Prinzips auf die rein politische Geschichte aber verhalten wir uns sehr skeptisch. Am belehrendsten und werthvollsten erscheinen uns das erste, dritte und vierte Buch; auch wer mit der russischen Geschichte im Allgemeinen bekannt ist, wird hier vieles Neue und Interessante finden. Gewundert hat es uns, daß Brückner bei der im Uebrigen instruktiven Behandlung der Warjagerfrage eine schwankende Stellung einnimmt; nach Kunik's und Thomson's Beweisführungen ist diese Sache wissenschaftlich doch entschieden und an der skandinavischen Herkunft der Warjager nicht zu zweifeln. Einzelnes in der Vergangenheit Rußlands, das Brückner in neues, helles Licht gestellt hat, hervorzuheben müssen

wir uns hier versagen. Sehr interessant ist z. B. seine Charakterisirung Boris Godunow's als des ersten „Westlings" auf dem russischen Herrscherthron und seine Würdigung des Pseudo-Demetrius. Am wenigsten befriedigt hat uns der Schlußabschnitt über Peter den Großen, der die gewaltige, in ihrer Art einzige Reformthätigkeit dieses außerordentlichen Fürsten sehr summarisch behandelt, während seine Vorläufer recht eingehend besprochen werden. Doch mag man auch dieses oder jenes vermissen oder anders wünschen, jedenfalls enthält Brückner's Buch einen Schatz reicher Belehrung und keiner, der sich für die Geschichte Rußlands interessirt oder der sich darüber unterrichten will, wie das russische Volk seine spätere Weltstellung erlangt hat, darf es ungelesen lassen. Die Darstellung ist klar, der Stil einfach und fließend, nur entbehrt er mitunter der letzten Feile; das häufige, in einem historischen Werke sehr störende „u. s. w." am Schluß der Sätze hätte durchaus getilgt werden sollen. Schade, daß dieses verdienstvolle Werk ein Torso bleiben muß und daß auch die Hoffnung auf eine Fortsetzung des Hermann'schen Geschichtswerkes wieder verschwunden ist. Schwerlich wird sich sobald in Deutschland ein Fortsetzer finden, der wie Brückner ebenso mit der ausländischen wie mit der russischen Litteratur vertraut ist.

In die trübste und schmachvollste Periode der neuen deutschen Geschichte versetzt uns das Buch von Dr. Albert Pfister: Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813.*) Der Verfasser, würtembergischer Generalmajor z. D., schildert darin die Kriegsthätigkeit der würtembergischen Truppen auf dem Heereszuge Napoleons gegen Rußland und im Kriege gegen die verbündeten Armeen Preußens und Rußlands bis zur Schlacht bei Leipzig, sowie die Stellung des Königs Friedrich I. von Würtemberg zu Napoleon, endlich dessen nothgedrungenen Anschluß an die Verbündeten. Pfister gründet seine Darstellung vorzüglich auf bisher unbekannte Aktenstücke, namentlich die Korrespondenz des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der die würtembergischen Truppen auf dem Zuge gegen Rußland befehligte, mit seinem Vater, und auf die diplomatischen Berichte des würtembergischen Gesandten in Paris, Grafen Wintzingerode. Es sind dunkle Bilder, die der Verfasser dem Leser vorführt und mancher Deutsche möchte wohl geneigt sein zu fragen: Wozu diese traurigen, halbvergessenen Erinnerungen wieder heraufbeschwören, wozu die Zeiten tiefster Versunkenheit nationalen Geistes in Süddeutschland wieder in's Gedächtniß rufen? Der Verfasser antwortet treffend darauf: Dagewesen sind sie doch einmal und lange genug haben ihre Spuren fortgewirkt und sind auch heute noch nicht ganz verschwunden. Ja,

*) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 7 M.

es ist ganz nützlich und heilsam für die Deutschen sich jene schreckliche Zeit tiefster Erniedrigung recht lebhaft zu vergegenwärtigen, da zwei Drittel der Nation an fremde Herrschaft und fremde Interessen gekettet waren und Tausende von jungen waffenfähigen Männern im Dienst eines fremden Eroberers, zum Theil gegen die eigenen Volksgenossen, ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergießen mußten. Sie werden dann das so schwer errungene höchste Gut der Nation, die Einheit, höher zu schätzen und besser zu würdigen lernen als es gegenwärtig oft geschieht. Und was war der Dank den die deutschen Truppen und ihre Führer, die sich so tapfer für Napoleon schlugen, von dem korsischen Imperator erhielten? Er brüskirte und verunglimpfte die Kommandirenden und setzte die Thaten der Truppen in jeder Weise herab oder überging sie ganz mit Stillschweigen; an jedem Mißerfolge seines Heeres aber waren die Rheinbundskontingente schuld. Napoleon war von stetem Mißtrauen gegen die Führer und Offiziere der deutschen Hilfstruppen erfüllt, er beargwohnte ihre Anhänglichkeit an seine Sache und witterte bei ihnen immer wieder schlechte d. h. nationale Gesinnung. Von dem Verhalten Napoleons in dieser Beziehung und seinem rücksichtslosen Verfahren giebt Pfister sehr charakteristische Proben; der Kaiser gerieth auch mit dem Kronprinzen von Würtemberg durch sein brutales Benehmen in heftigen Konflikt, der zu einer Beschwerde König Friedrichs bei Napoleon führte. Pfister sucht nachzuweisen, daß König Friedrich I. von Würtemberg keineswegs ein gehorsamer Satrape des französischen Kaisers gewesen sei, sondern stets sich bemüht habe eine selbständige Stellung seinem Oberherrn gegenüber zu behaupten; er habe das, wozu er vertragsmäßig als Rheinbundsfürst verpflichtet war, geleistet, im Uebrigen aber keine Eingriffe der französischen Machthaber in seine Regententhätigkeit geduldet und selbst die Uebergriffe Napoleons zurückgewiesen. Der Verfasser schließt sich in seiner Beurtheilung des Königs der in der Gegenwart aufgekommenen günstigeren Auffassung desselben an. Ohne Frage war König Friedrich der Bedeutendste aller Rheinbundsfürsten nicht nur, sondern an Herrscherbegabung, politischer Klugheit und rücksichtsloser Willenskraft wohl allen deutschen Fürsten jener Zeit überlegen. Aber in ihm verkörperte sich andererseits auch die ganze Härte, Willkür und Rechtsverachtung seines Geschlechts und ließ ihn in seinem Lande jenen furchtbaren Despotismus ausüben, wie er so grauenvoll bis dahin auf deutscher Erde nach dem Zeugniß des wackeren Patrioten J. A. Eichhorn noch nie gesehen worden war. In seiner Person verkörperte sich für ihn ganz nach der Auffassung Ludwig XIV., der Staat; seine Unterthanen sollten denken, fühlen und handeln wie er es befahl, jede Spur eines selbständigen Willens war ihm verhaßt. Das Reich Würtemberg

und die „würtembergische Nation" sollten eine angesehene Stellung in Europa einnehmen, das war das Ziel seines mächtigen Ehrgeizes; Deutschland war ihm ein unbekannter Begriff. So wurde König Friedrich I. der Begründer des engsten, abgeschlossensten Partikularismus, der ihn in Würtemberg Menschenalter hindurch überdauert hat. Der König war ein aufgeklärter Despot und erkannte mit scharfem Blicke die Mängel und Schwächen der alten Verfassung und der früheren Zustände; in der rücksichtslosen Beseitigung tief eingewurzelter Mißbräuche, in der Vernichtung überlebter Ordnungen und Institutionen, sowie in der unerbittlichen Verschmelzung der alten und neuen Landestheile zu einem Staatsganzen bestand sein größtes Verdienst. Aber da er den Staat als reinen Mechanismus ansah, nivellirte er rücksichtslos alles nach seinem Willen und, indem er das Land durch ein unbedingt gehorchendes Beamtenheer nach französischem Muster regierte und überall eingriff, wurde er der Gründer des in Würtemberg bis auf diesen Tag so mächtigen Schreiberwesens. Des Königs Charakter ist durchaus abstoßend, Herrschsucht und brutaler Egoismus sind seine Hauptzüge, nichts menschlich Edles und Großes zeigt sich in ihm und alle sittliche Würde ging ihm ab. Von deutschem Wesen und deutscher Art war in Friedrich I. keine Spur. Zehn Jahre hat seine Herrschaft mit furchtbarem Drucke auf dem Lande gelastet und jeden freien Geisteshauch zu ersticken gesucht. Dennoch war im Geheimen auch hier deutsche Gesinnung lebendig, selbst unter den höheren Offizieren und Generälen, wie Pfister zeigt, vielfach vorhanden. Sehr beachtenswerth ist die Schilderung Pfisters von den Erlebnissen und den Kämpfen der würtembergischen Truppen in Rußland, höchst interessant seine Mittheilungen aus Wintzingerode's Berichten über Napoleons heftige Zornausbrüche gegen König Friedrich am Anfange des Jahres 1813; bald durch Drohungen, bald durch Schmeicheleien suchte er den würtembergischen Despoten zu weiterem unbedingten Anschluß an seine Politik zu bestimmen. Friedrich I., eine Napoleon ähnliche Natur, wäre am liebsten beim Ausbruche des großen Kampfes neutral geblieben, um sich zuletzt der Seite zuzuwenden, wo er für sich den größten Vortheil erwarten durfte; die begeisterte Erhebung Preußens war ihm natürlich ein Greuel und eine Verrücktheit. Durch Oesterreichs anfängliche Zurückhaltung den Verbündeten gegenüber und durch das Verhalten Baierns wurde er dann doch genöthigt Napoleon sich anzuschließen und so kämpften die Würtemberger gegen die preußischen und russischen Heere bis zur Schlacht bei Leipzig. Aus der eingehenden Schilderung dieser Kämpfe, die Pfister giebt, sei die Darstellung des berüchtigten Ueberfalls des Lützow'schen Freikorps bei Kitzen durch den würtembergischen General Normann, die manches Neue bietet, besonders hervorgehoben. Nach der Schlacht bei Leipzig

suchte Friedrich I. zuerst wieder Neutralität für sich zu erlangen. Da aber Baiern unter den günstigsten Bedingungen auf die Seite der Verbündeten getreten war, so sah er sich, von dem bairischen General Wrede bedrängt, nach langwierigen Unterhandlungen mit Oesterreich, über die der Verfasser höchst anziehende Mittheilungen macht, endlich zum Anschluß an die Verbündeten genöthigt, wobei er seine Souveränität voll und ungekränkt behielt. Damit schließt Pfister's, an werthvollen neuen Aufschlüssen reiches Werk, in dem sich eine wackere patriotische Gesinnung ausspricht. Möge der Verfasser in nicht allzu langer Frist das von ihm als Gegenstück zu den hier geschilderten Verhältnissen in Aussicht gestellte Buch: Aus dem Lager der Verbündeten, der Oeffentlichkeit übergeben; man darf demselben mit nicht geringer Erwartung entgegensehen.

Ueber die Zustände in den deutschen Reichslanden, die dortigen Bevölkerungsverhältnisse, die deutsche Verwaltung, die von ihr getroffenen Maßregeln und deren Erfolge, wie über die nationale und politische Gesinnung der Einwohner herrscht noch viel Unklarheit und werden oft die widersprechendsten Urtheile laut. Während man in der ersten Zeit nach der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens Alles in rosigem Lichte sah und den inneren Anschluß der Bevölkerung an das deutsche Reich in naher Zukunft erwartete, ist man heutzutage in Deutschland sehr geneigt die Dinge im Reichslande allzu pessimistisch anzusehen. Da verdient dann ein Buch volle Beachtung, das die dortigen Verhältnisse mit großer Sachkenntniß und ruhiger Objektivität beleuchtet, wir meinen die Schrift: Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen.*) Der Leser dieser inhaltreichen Schrift merkt bald, daß es dem Verfasser blos um die Wahrheit zu thun ist und daß er ohne alle Parteitendenz die Verhältnisse unverschleiert und unverschönert so darstellt, wie sie sind. Sehr instruktiv sind gleich die ersten Kapitel, in denen die Wandlungen des Deutschthums in früherer Zeit übersichtlich geschildert und die Bevölkerungsverhältnisse eingehend dargelegt werden. Hier findet sich eine Fülle von treffenden Bemerkungen und beachtenswerthen Gesichtspunkten. Elsaß und Lothringen sind, wie der Verfasser ausführt, verschieden nach Geschichte und Sprache; während dort der Grundstock der Bevölkerung allemannisch ist, ist er hier keltisch-romanisch. Für die geschichtliche Entwickelung des Elsaß ist es von nicht geringer Bedeutung, daß es nie eine politische Einheit, ein Staatsganzes, gebildet hat, sondern stets in eine Menge von Gebieten und Herrschaften zersplittert gewesen ist. Bemerkenswerth ist ferner das frühe Eindringen französischer Elemente in Straßburg durch eine große Anzahl hugenotischer Flüchtlinge schon um die

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 M. 50 Pf.

Mitte des 16. Jahrhunderts. Doch blieb das ohne bemerkenswerthen Einfluß auf den durchaus deutschen Charakter der Stadt. Nach der Unterwerfung Straßburgs unter Ludwig XIV. 1681 trat dadurch allerdings eine Aenderung ein, daß viele alte deutsche Familien Straßburg und das Erfaß verließen, während nicht wenige Franzosen einwanderten. Aber im Wesentlichen blieb die Stadt auch jetzt noch deutsch; die französischen Beamten, Kaufleute und Gelehrten bildeten eigentlich nur eine Kolonie in ihr. Bis zur Revolution von 1789 fühlten sich die Bewohner Straßburgs und des Elsaß überhaupt als Deutsche. Sehr interessant sind die Mittheilungen des Verfassers über die von den Jakobinern unternommenen Versuche, die Straßburger und die Elsässer zur Annahme französischer Sitten, französischer Tracht und französischer Ansichten zu nöthigen und über den hartnäckigen Widerstand, auf den sie dabei stießen. Die Kommissare der Republik klagten erbittert über die têtes carrées im Elsaß und meinten, das einzige Mittel, dieses Land mit französisch-republikanischem Geiste zu erfüllen, würde sein, Kolonien von guten Bürgern aus dem Innern Frankreichs dorthin zu schicken und die Elsässer anderswo hin zu schaffen. Dennoch sind in die gebildeten Klassen und die wohlhabende Bevölkerung der Städte erst durch die Revolution und durch die napoleonischen Kriege, in denen viele Elsässer durch Tapferkeit sich auszeichneten und zu höheren militärischen Würden emporstiegen, französischer Geist und französische Anschauungen immer mehr eingedrungen. Schon unter Ludwig Philipp, aber ganz besonders unter Napoleon III. wurde die Französirung der Schulen mit aller Macht betrieben, an die Stelle der altberühmten Straßburger Universität war schon seit Napoleon I. ein Institut ganz nach französischer Schablone getreten. In dem jetzigen Deutsch-Lothringen waren die Verhältnisse seit Jahrhunderten andere, das Gebiet um Metz war von jeher französisch, während ein anderer größerer Theil des Landes eine ganz deutsche Bevölkerung hat. Daß dagegen das Elsaß ein durchaus deutsches Land ist, ergiebt sich aus der Zählung von 1885 aufs unwidersprechlichste. Darnach gehörten 531 Gemeinden im Bezirk Unterelsaß dem deutschen Sprachgebiet an, nur 27 waren französisch und 2 gemischt; im Oberelsaß waren 319 deutsch, 17 französisch und 39 gemischt. Der Abschnitt des vorliegenden Buches über die Sprachenverhältnisse zeigt, wie maßvoll und schonend die deutsche Regierung in der Sprachenfrage verfahren ist. Der Verfasser bespricht sehr eingehend die ganz verkehrte Politik des Feldmarschalls Manteuffel, der als Statthalter die Elsässer durch Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit zu gewinnen suchte und sich auf die sogenannten Notabeln stützen wollte, die recht eigentlich die Träger der französischen Opposition und die ärgsten Protestler sind. Daß Manteuffel's Politik völlig

Fiasko gemacht hat, ist heute allgemein anerkannt. Der Verfasser giebt weiter genaue Auskunft über die innere Verwaltung und das Militärwesen im Elsaß und die Maßregeln zur geistigen Germanisirung der Bevölkerung. Vermißt haben wir eine Auseinandersetzung über die Stellung der katholischen und evangelischen Geistlichkeit zum Deutschthum sowohl unter Napoleon III. als nach der Einverleibung des Landes in's deutsche Reich; berührt wird diese Sache allerdings in dem Kapitel über die Parteiverhältnisse. Mit großer Sachkenntniß wird das wirthschaftliche Leben und die materielle Lage der Bevölkerung erörtert und ebenso zeugt von der Vertrautheit des Verfassers mit den Verhältnissen der Abschnitt über das geistige und gesellschaftliche Leben. Wir erfahren daraus, daß die alteingesessenen Familien sich höchst exclusiv gegen alle aus Deutschland Eingewanderten verhalten und unter sich nur französisch sprechen. Sehr bezeichnend ist die Wahrnehmung, daß diejenigen, deren Väter erst zu französischer Zeit eingewandert, die fanatischsten Französlinge und Deutschenfeinde sind. Die Wirkung der so glänzend ausgestatteten Universität und des deutschen Theaters beginnt sich erst allmählich und langsam geltend zu machen. Dankenswerth ist die Uebersicht über die elsässischen Dichter, welche für Erhaltung deutschen Wesens und deutschen Geistes thätig gewesen sind, mit Recht werden besonders der treffliche Ehrenfried Stoeber mit seinen Söhnen und der Straßburger Drechslermeister Daniel Hirtz hervorgehoben. Aber Gustav Mühl, Karl Hackenschmidt und auch Ludwig Spach hätten nicht übergangen werden dürfen. Nachdem der Verfasser dann noch sehr einsichtig über die Ausnahmegesetze gesprochen, schließt er mit Erwägungen darüber, was jetzt noch Noth thut. Wir können das Buch als vortrefflich geeignet zur Orientirung über die Zustände in Elsaß-Lothringen unseren Lesern nur angelegentlich empfehlen.*)

H. D.

---

*) Wegen Raummangels müssen wir leider die „Litterärischen Streiflichter" hier abbrechen und die Besprechung nachstehender Schriften für das nächste Heft zurückstellen. Bernhard Rogge, Aus sieben Jahrhunderten, Erinnerungen aus meinem Leben; Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen; F. Vetter, Natur und Gesetz; Gedichte aus dem Nachlasse von Emanuel Geibel; Tagebücher des Grafen August Platen.

D. Red.

Einige Bemerkungen in Anlaß des neuesten Schauspiels Ibsen's „John Gabriel Borkman".*)

Das neueste Produkt der Ibsen'schen Muse hat eine eigenthümliche Erscheinung zu Tage gefördert. Beurtheilungen, welche vom sittlich-religiösen Standpunkte mehr oder weniger absahen, welche vor allem den ästhetischen Maßstab anlegten, haben das Stück sehr gering gewerthet. So z. B. die „Revue des deux mondes" und die „Gegenwart". Dagegen eine Zeitschrift, die sich „Christliche Welt" zu nennen beliebt, die von einem evangelischen Pfarrer herausgegeben wird, hat demselben Stücke viele Anerkennung gezollt, weil angeblich hier manche tiefe Probleme zum Theil gelöst, zum Theil angeregt werden.

Eine ähnliche merkwürdige, ja „nachdenkliche" Erscheinung hat sich auch in der Beurtheilung gezeigt, die das Ibsen'sche Schauspiel bei uns gefunden. In der „Düna-Zeitung" erschien von einem Herrn B. v. S. eine sehr scharfe, durchaus gerechte Verurtheilung des Stückes, als in welchem die Verkehrung aller sittlichen Grundbegriffe, ja die Aufhebung jeder sittlichen Norm glorifizirt werde. Daß dabei auch die „Christliche Welt" eine in manchen Ausdrücken vielleicht zu scharfe Abfertigung erhielt, ändert an der Thatsache nichts, daß B. v. S. sich das Verdienst erworben, die heillose Art der Geistesrichtung, deren bedeutendster Repräsentant doch wohl Ibsen ist, einmal klar und unzweideutig genug gekennzeichnet zu haben. Die Kritik wurde viel besprochen. Natürlich wurde auch der Widerspruch gegen B. v. S. rege. Verwunderlich war nur, von wo er kam. Zwar daß die „Düna-Zeitung" ihren Mitarbeiter B. v. S. plötzlich desavouirte, konnte

*) Ich bin den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" eine kurze Erklärung darüber schuldig, warum meine Ibsen-Bemerkungen hier erscheinen. In einem Streit um das „Borkman"-Schauspiel in der „Düna-Zeitung" war ein Herr B. v. S. nicht weniger als fünf Mal angegriffen worden, zum Theil von so bedeutsamer Seite, daß es mir eine einfache Pflicht der Wahrheit erschien, auch der Thatsache Ausdruck zu geben, daß viele durchaus Herrn B. v. S.'s Ausführungen zustimmten. Leider machte die Redaktion der „Düna-Zeitung" genau in dem Augenblicke, als sich für den fünf Mal angegriffenen B. v. S. eine Stimme erhob, die Entdeckung, daß sie für diese Frage keinen Raum mehr habe. Dazu kam noch eins. So viel ich weiß, ist es journalistische Gepflogenheit, wenn ein Artikel abgelehnt wird, es dem Verfasser entweder direkt oder durch eine Notiz im Briefkasten unter Chiffre mitzutheilen. Die „Düna-Zeitung" aber veröffentlichte meinen Namen, was natürlich die Folge hatte, daß viele gerne wissen wollten, was ich geschrieben. Da ferner die „Düna-Zeitung" es für gut befunden, über meinen nicht abgedruckten Artikel öffentlich ein, zudem nicht zutreffendes, Urtheil auszusprechen, so danke ich es der „Baltischen Monatsschrift", daß sie meinen Zeilen Aufnahme gewährt hat. Sie erscheinen aber hier mehrfach abgeändert. E.

wohl peinlich berühren, aber schließlich nicht Wunder nehmen, höchst befremdlich aber war, daß ein Theologe aus Kurland und ein Arzt aus Riga, der sich ausdrücklich zu derselben Weltanschauung bekannte, die B. v. S. vertrat, gegen die Verurtheilung des Ibsen'schen Schauspieles zu Felde zogen. Der Leser mußte schließlich auf den Gedanken kommen, daß B. v. S. in unverantwortlicher Weise unschuldige Leute angegriffen und mit ungerechten Beschuldigungen überschüttet hätte. Er hatte Ibsen eine „Giftschlange" genannt! Wie furchtbar! Er hatte Herrn Nieten von der „Christlichen Welt" als „sauberes Herrchen" bezeichnet! Welch' ein Attentat! Und aus Kurland kommt ein Theologe, um nachzuweisen, ja, ich weiß nicht was, aber jedenfalls, daß B. v. S. den falschen Weg eingeschlagen habe, um Jemand zu überzeugen. Als wenn B. v. S. geglaubt hätte, daß durch Zeitungs-Polemiken überhaupt Jemand überzeugt wird, als wenn es nicht einfach seine Absicht gewesen wäre, einen Thatbestand klar und nachdrücklich darzulegen. Und in Riga greift ein Arzt zur Feder und erklärt, daß das Ibsen'sche Schauspiel eigentlich zur Erbauungs-Litteratur gerechnet werden müsse, da es eine schöne Illustration des Spruches bilde: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten.

Wie sind so verschiedene Beurtheilungen möglich? Um was handelt es sich denn eigentlich im Streite um das Ibsen'sche Stück? Das ist ja doch keine Frage, daß ein Dichter auch das Recht hat, unsittliche Charaktere zu schildern, ebenso wie es für eine „Christliche Welt" eigentlich kein „interessantes Problem" mehr sein sollte, ob ein Bankdirektor stehlen oder eine Frau die Ehe brechen dürfe. Die Frage ist doch wohl nur die: geht aus dem Ibsen'schen Stück mit genügender Klarheit hervor, daß „*der Uebel größtes die Schuld ist*", daß der Mensch erntet, was er gesäet hat? Diese Frage muß leider auf das allerentschiedenste verneint werden. Denn daß die Menschen von äußerem Unglück getroffen werden, ist doch keine sittliche oder künstlerische Lösung der Frage. Auch andere Menschen als Borkman sind am Herzschlage gestorben und auch andere arme Mädchen als Ella Rentheim haben es erleben müssen, daß der Jugendgeliebte ihnen untreu wird. Wenn aber alle Hauptpersonen des Stückes bis zum Ende felsenfest davon überzeugt bleiben, daß *sie* immer vollkommen recht gehandelt haben und nur andere schuld an ihrem Unglück sind, wenn auch nicht die leiseste Gewissensregung ihnen kommt, dann hatte B. v. S. ein Recht zu erklären, daß hier jede, nicht nur christliche, sondern schlechthin *jede* Ethik untergraben werde, und es hätte ihm gedankt werden sollen, daß er das öffentlich nachwies. In der That, wie *fromm* erscheint der Heide Sophokles gegen Ibsen gehalten! Wie sind Sophokles' Dramen durchzogen von dem Gefühl, daß über

dem Menschen ein ewiges göttliches Gesetz waltet und daß die Hybris, die Verachtung solcher göttlichen Norm sich an dem Frevler rächt. Aber bei Ibsen sind alle Personen, die so unsittlich handeln, wie nur irgend möglich ist, bis zum Schluß ganz glücklich und mit sich selbst zufrieden.

Ich muß meine Behauptung durch einige Beispiele erläutern. Borkman hat für gewaltige Unterschlagungen fünf Jahre im Zuchthaus gesessen und hat nun acht Jahre damit zugebracht, über sich selber nachzudenken und ist immer wieder zum Resultat gekommen, daß er kein Unrecht gethan habe, daß vielmehr ihm noch immer schnödes Unrecht angethan werde. Er hat sich selbst freigesprochen, denn wenn nur die Entdeckung seiner Veruntreuungen sich um einige Tage verzögert hätte, so würde er Alles erstattet und einen Strom von Segen über die Welt ausgegossen haben. Diese Argumentation hat die „Christliche Welt" so geblendet, daß sie der Meinung ist, man müsse doch Borkman glauben, was er sagt. Als ob nicht jeder arme Beamte, der jemals die ihm anvertraute Kasse angriff, genau dieselbe Entschuldigung vorgebracht hätte: nach wenigen Tagen wäre Alles gut gewesen und er hat es zu gutem Zwecke gethan. Und der arme Beamte wollte vielleicht wirklich Frau und Kinder aus der Noth retten, während Borkman doch nur seiner maßlosen Macht- und Genußsucht Befriedigung schaffen wollte.

Frau Borkman hat dieselbe Zeit dazu gebraucht, um sich immer tiefer in die Erbitterung gegen ihren Mann hineinzuwühlen, der Schande auf ihren Namen gebracht hat. Auch sie sieht eigentlich kein Unrecht in dem, was der Mann gethan, sondern mehr eine verfehlte Spekulation — ergrimmt ist sie vor Allem, weil Borkman vor Gesicht die Schuld auf sie zu wälzen gesucht hat (und in diesem Menschen finden manche Beurtheiler einen „großen Zug"!); daß sie gegen ihren Mann eine Pflicht hat, dafür hat sie gar kein Verständniß; auch sie ist so gewiß glücklich, als es für manche Menschen ein Genuß ist, immer auf's Neue das von anderen erlittene Unrecht durchzudenken und durchzusprechen.

Ella Rentheim, die von Borkman schnöde verschacherte Geliebte seiner Jugend, wird in einem der Ibsen-Artikel der „Düna-Zeitung" als der „edelste Charakter" des Stückes, als „tief, liebebedürftig, aufopferungsfähig" bezeichnet. Auch sie hat die Zeit, seitdem sie verrathen worden, damit zugebracht, über ihren Schmerz zu brüten und da außerdem Borkman und seine Frau, ihre Schwester, auf ihrem Gute leben und sie Borkman's Sohn erzogen hat, ist sie in ihrer Weise auch sehr glücklich. Sich selbst unablässig als Märtyrerin zu beweinen, ist fraglos ein Genuß. Aber zwei Dinge sind für Ella Rentheim zu charakteristisch, als daß ich sie unerwähnt lassen könnte. Einmal hält auch sie Borkman's Diebstahl für kein

Unrecht, Er durfte so handeln; auf die, welche dadurch ruinirt wurden, kommt garnichts an — sind sie doch nur eine Horde gegenüber dem Einen Uebermenschen. Dann aber leistet sie sich noch Folgendes. Sie fühlt sich als Sterbende und bittet ihren grenzenlos geliebten Pflegesohn, bei ihr zu bleiben. Der aber zieht es vor, mit einer Frau durchzugehen, die Dirne, Ehebrecherin und Kupplerin zugleich ist und außerdem noch ein armes junges Mädchen mit auf die Reise nimmt, damit der junge Mann, wenn er einmal die ältliche Geliebte überdrüssig werden sollte, doch etwas in Reserve hat. Und was sagt Ella Rentheim zu diesem sittlichen Schmutz? Zum Pflegesohn spricht sie die rührenden Abschiedsworte: „genieße dein Leben und sei so glücklich, so glücklich — wie du nur kannst!" und als der Schlitten mit den Drei entschwindet, sagt sie gedankenvoll nickend: „wer weiß, ob die Schellen ihm nicht dennoch das Glück und das Leben einläuten." Und solch' eine Person sollen wir auf Treu und Glauben als „tief und edel" und ich weiß nicht, was sonst noch, hinnehmen und B. v. S. muß sich dafür zurechtweisen und schulmeistern lassen, daß er eine Weltanschauung öffentlich verurtheilt hat, die kein anderes Gesetz, göttliches oder menschliches, kennt, als das, das eigene Ich schrankenlos auszuleben, kein anderes Unrecht, als wenn dieser zügellosen Selbstsucht ein Hinderniß entgegentritt, kein anderes Glück, als groben sinnlichen Genuß!

Doch genug mit den Auszügen aus „Borkman". Es wird klar sein, daß vom christlich-positiven Standpunkt aus Herrn B. v. S.'s Artikel volle Zustimmung verdienen, da sie genau die Wahrheit und nichts als die Wahrheit über Ibsen's Schauspiel gesagt haben. Daß eine Zeitschrift, wie die „Christliche Welt", anders steht, ist erklärlich. Denn ihre Absicht ist es, das Christenthum mit den modernen Errungenschaften (wie das moderne Wort so hübsch lautet), mit den modernen Anschauungen in Litteratur, Kunst und Wissenschaft zu versöhnen. Darum muß sie die unversöhnbaren Gegensätze, die, wie überall und allezeit, so auch auf diesen Gebieten, mit einander ringen, möglichst zu verschleiern und zu verkleistern sich bemühen. Wir aber halten es für viel heilsamer, weil viel wahrhafter, diese Gegensätze in möglichster Klarheit und Schärfe hervortreten zu lassen, da sie sich doch nimmermehr werden vereinigen lassen.

Ich schließe mit zwei Zitaten aus Lessing, denn ich bin der Meinung, daß selbst heute noch, in der Aera Ibsen, Lessing eine lesenswerthe und beachtenswerthe Autorität ist und daß er mehr von Kunst, Aesthetik, ja auch von wahrem Christenthum gewußt hat, als unsere „fin-de-siècle"-Litteratur. Die erste Stelle findet sich in der Hamburgischen Dramaturgie, am Ende des 77. Stückes: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie, es ist kläglich,

wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln". An die andere Stelle, die sich im 11. Anti-Goeze findet, erinnere ich um derer willen, die sich durch Herrn B. v. S. schneidende und scharfe Ausdrucksweise („grob und roh" nennt es fein und zartfühlend Herr Nieten von der „Christlichen Welt") verletzt fühlten: „Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber ebenso oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll".

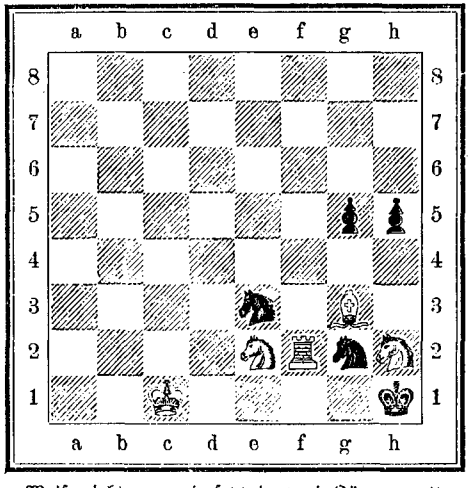
Eisenschmidt.

Riga, April 1897.

Schach-Aufgabe Nr. 7.

Von A. Burmeister in Reval.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 29. Апрѣля 1897 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Aus dem deutschen Kunstleben.

Es regt sich gewaltig in der deutschen Kunstwelt. Der Stein, der vor ca. 12 Jahren in's Rollen gebracht wurde, hat eine Bewegung erzeugt, in der nicht nur Künstler und Kunstschriftsteller mit Pinsel und Meißel, Griffel und Nadel, mit Feder und Zunge mannhaft kämpfen, sondern in der allmählich auch Kunstlehrer und Kunstbeamte an diesem Kampfe thätig Antheil nehmen.

Einige Episoden aus diesen Kämpfen mögen hier berücksichtigt werden, da sie charakteristisch für die derzeitige Physiognomie der deutschen Kunstwelt überhaupt sind.

So macht sich gegen internationale Kunstausstellungen, wie sie in immer rascherer Folge nun schon jährlich gleichzeitig an mehreren Orten stattfinden, eine stets stärker werdende Strömung geltend. Sie erscheint durchaus begreiflich gegenüber eben der erstaunlichen Häufigkeit solcher Veranstaltungen und Angesichts des ungeheuerlichen Umfanges, den diese „Internationalen" gewonnen haben. Wo soll denn immer wieder das Neue herkommen, das allein doch nur einen solchen Wettbewerb der Nationen rechtfertigen könnte? Liegt die Gefahr nicht nahe, daß vielen Künstlern dieses Ausstellungs-Fieber schädlich werden muß? Wo soll da die erforderliche Ruhe und Muße zu großen Schöpfungen herkommen und erklärt es sich andererseits nicht ebenfalls hierdurch, daß manche große und kleine Gemälde, namentlich aber große, Jahre hindurch ein Wanderleben führen und von einer Internationalen zur anderen geschleppt werden, bald in Paris und bald in Berlin, in München dann und dann in Venedig und wo immer es sei wieder und wieder zu sehen sind — dem Schöpfer zum Leide, Niemandem zur Freude? Professor Werner Schuch in Dresden, der bekannte Schlachten- und Historienmaler, der neulich in derselben Sache in der „Zukunft" das Wort ergriff, hat durchaus Recht, wenn er die Ansicht ausspricht, daß viele Auswüchse der „modernen"

Malerei, die er aber hier im Uebrigen ebenso zweifellos allzu hart und voreingenommen beurtheilt — nicht vorhanden wären, hätte sie nicht die „Internationalen-Hetze" großgezogen, denn diese bedingt eine durchaus unkünstlerische Sensationssucht. Und ebenso kann man dem beipflichten, was er von sogenannten „Ausstellungsbildern" sagt, die dieselbe Erscheinung gezeitigt hat. Bilder sinds, die gewöhnliche Motive in übergroßen Verhältnissen behandeln — aus keinem anderen Grunde, als um in der Flucht der zahllosen Säle und dem heillosen Gewirr der Bilder nicht übersehen zu werden. Selbst nicht einmal in jeder Galerie waren sie unterzubringen, geschweige denn in einer Privatwohnung, wo sie in der Nähe, unter ungünstigen Lichtverhältnissen so ganz anders wirken, als auf der Ausstellung, nämlich schlecht; noch schlechter meint wohl Professor Schuch.

Fort mit den internationalen Kunstausstellungen für längere Zeit — in Deutschland wenigstens! Das ist die Losung, die er ausgiebt. Nur so könne man aus der erdrückenden Umschlingung des Auslandes sich befreien. Er meint ferner, daß durch den Fortfall dieser Ausstellungen der deutsche Künstler sich auch größere Achtung im Auslande erwerben dürfte, denn er würde ihm zeigen, daß seine Kunst auch ohne Hilfe des Auslandes sich fortentwickeln, gedeihen und blühen kann. Gleichzeitig wäre er dann vor einer gefährlichen Konkurrenz gesichert. Daß dieses Argument selbst in Künstlerkreisen nicht widerstandslos angenommen wird, wäre zu wünschen. Kehrt es in den Schuch'schen Ausführungen auch einige Male wieder — überzeugender wird es darum noch nicht. Ueberhaupt kann man mit dem Dresdener Professor, der in dem Grundgedanken gewiß Recht hat, lange nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen; auch darin nicht, wenn er verlangt, man solle nicht nur die „Internationalen", sondern gar auch die größeren nationalen Kollektiv-Ausstellungen auf den Index setzen, um den Schwerpunkt des Kunsthandels wieder in permanente Ausstellungen und in die Salons der Kunsthändler zu verlegen. Auch hier also ist das merkantile Interesse das leitende... Und dabei ist nun gerade in Dresden eine internationale Kunstausstellung eröffnet worden. Liebenswürdig begrüßt Professor Schuch seine Gäste jedenfalls nicht.

Jedoch noch einmal: in der Hauptsache hat er gewiß Recht. Die jährlichen „Internationalen" sind etwas Unnatürliches und in gewisser Beziehung Schädliches. Das hat man immerhin auch in Dresden selbst empfunden und erfreulicher Weise wenigstens nach einer Seite hin sich bemüht, Abhilfe zu schaffen. Die dortige Ausstellung bildet nicht einen ungeheuren Bazar, wie sonst so viele, sondern trägt einen mehr intimen und daher künstlerischen Charakter. Es sind weit weniger Kunstwerke zu sehen, als

gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten. Jedem einzelnen Kunstvolke ist nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Raum zur Verfügung gestellt worden, in dem dann natürlich auch nur das jedes Mal Allerbeste zur Ausstellung kommen konnte. Es ist die Anzahl der Kunstwerke, im Vergleich zu sonstigen internationalen Ausstellungen, hier geradezu eine lächerlich kleine. Man denke nur — 712 Oelgemälde, 294 Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen, Radirungen, Lithographien u. s. w., 227 Werke der plastischen Kunst, 16 architektonische Musterblätter. Das ist Alles. Nein, das ist noch nicht Alles. Es kommen noch einige auserlesene Erzeugnisse der Kunstgewerbe, namentlich der Porzellan- und der Majolikafabrikation und der Kunsttischlerei hinzu. Und das ist zudem harmonisch mit der reinen Kunstausstellung verschmolzen worden. Wir sehen z. B. französische Zimmereinrichtungen, wo in diesem Rahmen die Maler, Bildhauer, Zeichner ꝛc. ausstellen. Es ist, als träte man in das Heim eines reichen Kunstmäzens, wo jedes Stück zum anderen paßt, ob Möbelstück, Hausgeräth, Gemälde, Bildwerk. Und überhaupt ist das Arrangement dieser ganzen Ausstellung nach jeder Seite hin musterhaft, weil nirgends ermüdend und nüchtern, sondern immer und überall zum beschaulichen Genießen und genußreicher Beschaulichkeit einladend ... Der Katalog der Dresdener Ausstellung weist 1340 Nummern Alles in Allem auf; der der am selben Tage eröffneten „Großen Berliner Kunstausstellung 1897", die, wohlgemerkt keine internationale ist — über 2000!

Keine bessere Widerlegung hätten die Uebertreibungen in dem Artikel des Herrn Professor Schuch erfahren können, als sie sein Kollege ihm hier praktisch hat zu Theil werden lassen — Herr Professor Gotthard Kuehl, den das Vertrauen der Behörden und der Künstler an die Spitze des Unternehmens gestellt hat und der dieses Vertrauen so glänzend gerechtfertigt hat, daß die „Dresdener Internationale Ausstellung", die erste, die dort stattfindet, sicher epochemachend und vorbildlich bleiben wird.

Von einer solchen Internationalen Ausstellung können sie nun wirklich alle lernen — Künstler, wie Laien. Indessen, das wahre Leitmotiv des Herrn Professor Schuch tritt besonders klar noch einmal am Schlusse des Artikels hervor, wo er die kühne Behauptung aufstellt, daß „die Internationalen die deutsche Kunst erdrücken, die Künstler dem Elend preisgeben müßten." Herr Professor Schuch ist eben selbst produzirender Künstler und zudem einer von den „Alten", dem nicht einmal alle aus dem eigenen Lager rückhaltlose Anerkennung zu zollen vermögen. Die Jungen und die Modernen aber, die können ihm daher sicher zurufen: „Vous êtes orfèvre Monsieur Josse"....

* * *

Uebrigens — die „Jungen" und „Modernen", sie haben jetzt mächtige Fürredner auch in „hochansehnlichen" Kreisen. Es giebt zur Zeit in verschiedenen Organen noch einen anderen recht frischen, fröhlichen Meinungsstreit und der Direktor der akademischen Hochschule, Professor Anton v. Werner, hat böse Tage. Recht erbaulich nimmt sich namentlich die Fehde aus, die zwischen ihm und den Galeriedirektoren Dr. Bode und v. Tschudi ausgebrochen ist. Es hat in der That etwas Tragikomisches an sich, wenn man bedenkt, daß der Leiter und Bildner der kommenden Künstlergeneration so ganz, ganz anderen Ansichten huldigt, als die Hüter der Schätze jenes Kunsttempels, in dem Werke deutscher Künstler ihren Ehrenplatz finden sollen. Wer die in vielen Stücken gewiß richtigen kunsterzieherischen Ansichten Anton v. Werner's kennen lernen will, die er übrigens in gesammelten Reden, in der Geschichte der Berliner Akademie der Künste und in vielen Einzelaufsätzen so oft schon niedergelegt hat, wer sie also noch einmal in Kurzem lesen will, der greife zum Januarheft der „Deutschen Revue", in der der Herr Akademiedirektor einen sehr heftigen Angriffsartikel gegen Dr. Bode, unter dem Titel „Ueber Aufgabe und Bedeutung der Kunstakademien" veröffentlicht hat. Der Artikel richtete sich gegen einen Aufsatz des Geheimraths Bode im ersten Heft des zweiten Jahrgang des „Pan": „Die Berliner Akademie-Gedanken bei der Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens". In wie sachlicher Weise übte der Galeriedirektor hier scharfe Kritik an den derzeitigen Leistungen dieser Akademie und stellte ihrem Wesen gegenüber das Idealbild einer Kunst-Hochschule auf, wie sie seiner Ansicht nach sein sollte. So bezeichnet er Zeichner nach der Natur — nicht nach Gipsmodellen und antiken Originalskulpturen — als erste Unterrichtsstufe für jeden Künstler. Auf der zweiten Stufe hätte der Maler nach dem Akt im Atelier und in Freilicht zu malen, der Bildhauer nach dem Akt zu modelliren. Gleichzeitig damit wären Studien auf dem Gebiet der dekorativen Arbeit zu verbinden. Endlich hätten die Kunstschüler beider Gruppen sich mit der gesammten Technik und Materialbeherrschung ihrer Kunst vertraut zu machen. So denkt sich Herr Bode den praktischen Kunstunterricht und es läßt sich hiergegen kaum etwas einwenden. Die Ausführungen waren, wie gesagt, durchaus sachlich und ruhig gehalten, was sich von dem Artikel des Herrn v. Werner nicht behaupten läßt. Was die Herren Bode und v. Tschudi betrifft, so möchte ich zu ihrer Kennzeichnung nur noch erwähnen, daß sie u. A. auch zum Redaktionskomité der in gewissen Kreisen so gehaßten, man kann wohl sagen bestgehaßten Kunstzeitschrift „Pan" gehören, der gewiß alles mögliche angehängt werden mag, nur kein akademischer Zopf. In die Polemik hat sich neuerdings auch noch die „Gegenwart" eingemischt, in der der Kunstschriftsteller

Fritz Stahl gar eine förmliche Enquête unter hervorragendsten Künstlern angestellt hat, um die Werner'schen Dogmen zu kontroliren. Die Enquête gipfelt in den Fragen: „Halten Sie das Zeichnen nach Gips für ein Studium nach der Natur? und für nützlich? Von den ca. 30 deutschen Künstlern, die geantwortet haben, seien Adolf Menzel, Reinhold Begas, Ludwig Knaus, Eduard v. Gebhardt, Hans Thoma, Max Liebermann, Arnold Böcklin, F. v. Defregger, Fr. v. Uhde genannt, lauter erste Namen. Am lakonischsten und drastischsten hat sich wieder Altmeister Menzel ausgedrückt. Kurz und bündig schrieb er in seinen lapidaren, jugendmarkigen Schriftzügen: „Alles Zeichnen ist nützlich und Alles zeichnen auch".

Die Leser der „Balt. Monatsschrift" wird übrigens besonders das Votum ihres Landsmannes Eduard v. Gebhardt in Düsseldorf interessiren. Er urtheilt folgendermaßen:

„Ihre Frage ist sehr vieldeutig gestellt: Natur ist schließlich Alles, was uns umgiebt, und das Studium nach Gips ist somit auch ein Studium nach der Natur. Runden und die Form modellirend beherrschen erlernt der Schüler zunächst nach einem nicht beweglichen Körper leichter als nach einem sich bewegenden. Soll die Frage aber meine Meinung über das Studium der Antike betreffen, so antworte ich, daß dieses Studium dem bildenden Künstler ebenso nothwendig ist, wie für den Schriftsteller das Studium der Klassiker. Das Studium der Körperformen in ihrer edelsten Gestalt läutert den Sinn; zumal für uns Nordländer ist es nothwendig, weil wir sonst so wenig Gelegenheit haben, den menschlichen Körper in so reinen Exemplaren zu sehen, wie man sie im Süden findet. Außerdem lernt der Schüler das Leben und die Schönheit auch da erkennen, wo sie nicht im Reiz des Details liegt. Dem reiferen Künstler bietet natürlich das Studium der Antike noch viel Anderes. Uebrigens will ich nicht gesagt haben, daß ein einzelner Künstler nicht auch ohne Studium der Antike eine gewisse Höhe erreichen kann; es sind eben der Wege und Ziele viel vorhanden".

Nach dem Schlußsatz zu urtheilen, läßt Herr v. Gebhardt immerhin die Frage doch noch halbwegs offen und das, obschon auch er Akademiedirektor ist.

Auch Melchior Lechter, der neulich hier eingehender geschilderte so eigenartige Künstler, hat sich an die Enquête betheiligt. Er schrieb: „Ich denke, der Schüler (und nicht nur der Schüler) sollte Alles studiren. Ich will nicht glauben, daß einem begabten Schüler das Zeichnen nach Gips schaden sollte. Die Frage: „ist das Zeichnen nach Gips Naturstudium?" scheint mir für den Lehrer, wie für den Lernenden beim Studium von gar keiner Bedeutung zu sein. Es kommt ja doch, wie bei vielen anderen schönen Dingen auf das „Wie" an. Ich verstehe darunter allerdings das Zeichnen

nach Natur-Abgüssen! Vor der göttlichen Antike sollte der Lehrer so viel Ehrfurcht haben, um nicht in der Seele des Jüngers den heiligen Schauer frevelnd zu morden! Um sprechen zu lernen, gebraucht man nicht mystische weltferne Rhythmen".

Interessant ist der Gegensatz in den Anschauungen v. Gebhardt's und Lechter's über die Bedeutung der Antike für den Schüler, obzwar oder gerade weil sie Beide von gleicher Ehrfurcht vor ihren Offenbarungen erfüllt sind.

Von allen Gutachten dürfte übrigens das des alten Hans Thoma in Frankfurt a. M. am meisten Adepten finden. Er bewegt sich mit seiner Ansicht gerade in der Mitte zwischen den beiden extremen Standpunkten v. Werner's und Bode's, wenn er schreibt:

„Wenn man nach Gipsabgüssen von schönen Gegenständen, sei es nach der Antike oder der Natur zeichnet, um den Sinn für Schönheit und Organismus, für sachliche Kenntniß zu bilden, so halte ich dies für gut. Es soll dies aber ein freies Zeichnen sein, wohl recht genau, doch keine Gipsnachahmung, wie sie wohl in den Gipsklassen der Kunstschulen verlangt wird, wo das Gipszeichnen als mechanische Uebung aufgefaßt wird, um den technischen Vorgang des Zeichnens zu lernen. Da kommt freilich etwas Todtes heraus und es wäre gewiß anregender und besser, diese Art von Uebungen an einfachen Naturkörpern vornehmen zu lassen".

Faßt man das Resultat der Enquête zusammen, so läßt sich sagen, daß im Ganzen nicht allzuviel herausgekommen ist, wenn nicht, daß die von Direktor Bode und Fritz Stahl angeregte Frage gehörig in Fluß gebracht worden ist. Im Grunde genommen, ist sie einstweilen eigentlich doch noch offen geblieben und entschieden gegen das Gipszeichnen haben sich die allerwenigsten ausgesprochen, darunter Walter Leistikow, der bekannte Landschafter, und der Bildhauer und Kunstschriftsteller Joh. Gaulke. Aber es ist dabei manch' beherzigenswerthes Wort gefallen und Eines scheint mir denn doch festgestellt worden zu sein, daß nämlich das Zeichnen nach Gips, wenn es auch bedingterweise für nützlich erachtet werden kann, kein Naturstudium ist. So erklärte auch Professor Reinhold Begas, der Schöpfer des eben enthüllten Nationaldenkmals: „Das Zeichnen nach Gips ist mir dann ein Zeichnen nach der Natur, wenn der Gipsabguß von der Natur abgeformt ist".

Herr v. Werner hat inzwischen geantwortet. Sehr nervös wieder und leider unter vielen persönlichen Ausfällen, gegen Herrn Stahl, Herrn Dr. Bode und manche der Künstler, die sich an der Enquête betheiligt haben. Er bleibt zudem auch nicht bei der Sache, sondern berührt in seinem Artikel Angriffe gegen oder Bemerkungen über ihn und über die „Alten", die garnicht in der ganzen Enquête-Angelegenheit vorgekommen sind. Dagegen ist das Schlußwort des Herrn Stahl sehr ruhig gehalten und das

allein schon ist für Herrn v. Werner unvortheilhaft. Daß er in manchen Dingen durchaus Recht hat, ist keineswegs zu bestreiten, aber eben darum mußte er nicht so ärgerlich um sich schlagen. Jedoch diese Nervosität ist begreiflich, wenn man immer wieder liest und hört, wie viel er als Künstler und als Lehrer angegriffen wird, oft recht unmotivirt, denn manche von den Modernen unter den Künstlern und unter den Kunstschriftstellern wollen eben unvernünftiger Weise mit dem Kopf durch die Wand rennen und schütten das Kind mit dem Bade aus...

* * *

Wohin die Nervosität und das Verärgertsein Herrn v. Werner mitunter führen, das zeigte sich auch in dem ersterwähnten früheren Artikel in der „Deutschen Revue", in dem sich der Verfasser nicht blos gegen Herrn Dr. Bode, sondern auch gegen Herrn Dr. v. Tschudi richtete, der jetzt als Nachfolger des Geheimraths Jordan in der Direktorstellung an der Nationalgalerie preußischer Staatsbeamten ist. Und darum nimmt es sich besonders gehässig aus, wenn Herr v. Werner aus Anlaß eines Urtheils v. Tschudi's über Adolf Menzel ihm, als „Schweizer", das Verständniß für den „preußischen" Meister absprach.

Sonderbar — und doch hat derselbe Herr von Tschudi jetzt, bei der Neuordnung der Nationalgalerie, ganz allein Menzel ein besonderes Kabinet eingeräumt.

Diese Neuordnung ist überhaupt ein sehr glücklicher Gedanke und seine Ausführung wird allen kunstsinnigen Touristen, die im Sommer Berlin zu besuchen gedenken, sehr willkommen sein, weshalb zum Schlusse hierüber noch ein paar Worte Platz finden mögen.

Direktor v. Tschudi hat zunächst den Inhalt der Nationalgalerie ordentlich gesichtet und gesäubert und eine Menge alter Bilder an Provinzialmuseen geschickt. Er hat ferner aus dem unteren Geschoß, wo früher alles Mögliche kunterbunt durcheinander hing und stand — darunter dominirten allerlei Schlachtenbilder der alten Schule und patriotische Kompositionen von oft recht fraglichem Kunstwerth — eine Art Ehrenabtheilung hergestellt, in der die Perlen moderner deutscher Kunst, soweit sie im Besitze der Nationalgalerie sind, nunmehr beisammen zu finden sind. Doch bitte ich hier das Wort „modern" nicht etwa blos im Sinne des heutigen Schul- und Richtungsbegriffes aufzufassen. Denn unter diesen „Modernen" hier finden wir auch Künstler wie Andreas Achenbach, Ludwig Knaus, Karl Becker, Paul Meyerheim, Vautier und viele Andere. „Modern" heißt in diesem Falle die Kunst der letzten 50 Jahre. Aber allerdings begegnen wir neben jenen älteren Künstlern auch allen jungen und jüngsten. Bei der Ordnung

nun all' dieser Bilder und der Skulpturen hielt sich Herr v. Tschudi nicht allzu ängstlich an das räumlich oder zeitlich Zusammengehörige — den leitenden Gesichtspunkt gab immer der künstlerische Geschmack, die Harmonie des Gesammteindrucks ab. Die Berliner, Münchener, Düsseldorfer, Wiener u. s. w. hängen daher durchaus nicht immer und überall zusammen, sogar von einzelnen Malern finden wir Werke in verschiedenen Kojen und Kabineten; andere sind wieder zusammen in einem Raum zu finden. So z. B. auch die drei Böcklin, die die Galerie besitzt: „Gefilde der Seligen", „Pietà" und der „Einsiedler". Und Menzel nun gar hat in der schönen Apsis das Mittelzimmer ganz allein für sich und nicht blos Gemälde von ihm hängen hier, sondern auch einige der Studien, Aquarelle, Handzeichnungen, die früher nur in den Mappen der Kupferstich- und Zeichnungen-Sammlungen im dritten Geschoß aufbewahrt wurden. Auch sind zwei Menzelporträts hier aufgehängt — das älteste von Eduard Meyerheim, das die Züge des etwa dreißigjährigen Menzel festgehalten hat, und das jüngste vor ca. 2 Jahren vom Pariser Baldini so virtuos gemalte. Ein besonderes Zimmer haben auch einige der überzeugtesten Freilichtler für sich allein, während wir anderen zerstreut in verschiedenen Kabineten begegnen.

So wäre denn der Anfang der Neuordnung sehr glücklich ausgefallen. Schön wäre es, wollte und könnte man nunmehr bei ihrer Fortführung den Begriff Nationalgalerie in vollem Umfange zur Geltung bringen, so, daß in ihr fortan nur deutsche Künstler beisammen zu finden wären und zwar von den ältesten Zeiten an. Heute sind auch ausländische moderne Meister in der Nationalgalerie vorhanden — darunter auch die jüngst, ebenfalls schon unter v. Tschudi's Regime erstandenen Gemälde von Segantini, Manet und dergl. Künstler, denen die Galerie bisher verschlossen war — während beste Deutsche und Niederländer einer älteren Zeit, wie Holbein, Cranach, Rembrandt u. s. w. im Alten Museum aufzusuchen sind. Vielleicht läßt sich ein Mal eine solche Schiebung durchführen, aber freilich müßten dann in der Nationalgalerie, um Raum zu schaffen, die großen Säle mit den Kornelius-Kartons eingehen, d. h. diese Kartons müßten jenen Gemälden Platz machen. Es giebt in Künstler- und anderen Kreisen heute nicht wenige, die darin keinesfalls ein crimen laesae majestatis erblicken würden...

J. Norden.

Berlin, im Mai.

Litterärische Streiflichter.

Der sechste Theil der Tagebuchblätter Theodor von Bernhardis*) steht an Interesse den vorhergehenden nicht nach, übertrifft sie sogar in mancher Beziehung. Er reicht von Anfang 1864 bis zum 23. Mai 1866 und führt daher mit Recht den Titel: Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes. Bernhardi war im Frühjahr 1864 in London für den Herzog von Augustenburg thätig, in dessen Anerkennung als Herzog von Schleswig-Holstein er damals die einzige Möglichkeit sah, die Herzogthümer von Dänemark loszulösen. Er sollte auf die Deutschland abgeneigte, den Dänen günstige Stimmung der Engländer einwirken und die Staatsmänner und einflußreichen Politiker, wo sich dazu Gelegenheit bot, von dem Rechte der Herzogthümer überzeugen. Bernhardi that das auch nach Kräften, es gelang ihm aber nur im geringen Maß. Mit der Eröffnung der Konferenzen war seine Mission in London zu Ende und er ging nun nach Kiel, um dem Herzog über seine Thätigkeit Bericht zu erstatten. Aus Bernhardi's Aufzeichnungen erhält man ein höchst anschauliches Bild von den falschen Vorstellungen, welche der Herzog über seine Lage hatte, und noch mehr von der unglaublichen Verblendung, welche bei seiner Umgebung, vor allem bei dem eigentlichen Leiter seiner Politik, Samwer, herrschte; man hielt es für eine ganz selbstverständliche Pflicht Preußens die Herzogthümer zu befreien, wollte aber von wirklichen Zugeständnissen an den Befreier nichts wissen. Auch nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Befreiung der Herzogthümer durch die preußischen und österreichischen Truppen verweigerte der Herzog, durch seine thörichten Rathgeber geleitet, alle als Bedingung für seine Anerkennung von Preußen geforderten Beschränkungen seiner Souveränität und benahm sich so, als ob Preußen ihm zum Danke verpflichtet sei. Es ist nun höchst interessant, an der Hand der vorliegenden Tagebuchaufzeichnungen zu verfolgen, wie Bernhardi, der natürlich die Forderungen Preußens als selbstverständlich ansah, aus einem entschiedenen Gegner allmählich ein überzeugter Vertheidiger der Annexion Schleswig-Holsteins an den preußischen Staat wurde. Ganz neue und höchst merkwürdige Aufschlüsse bieten die Tagebuchblätter über das Verhalten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zur schleswig-holsteinischen Frage. Durch seine Gemahlin, die englische Prinzessin, beeinflußt stand er unbedingt auf Seiten des Herzogs von Augustenburg, wollte dessen Souveränitätsrechte durchaus nicht beschränkt sehen und verwarf

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 7 M.

die Gedanken der Annexion mit Entrüstung. Das war der Standpunkt des Erben der preußischen Krone! Er war der ausgesprochenste Gegner der Politik Bismarck's und machte daraus auch gar kein Hehl; alle Vorstellungen und Denkschriften des treuen Max Duncker blieben auf ihn ohne Wirkung. Aus den hier mitgetheilten Gesprächen Bernhardi's mit dem Kriegsminister von Roon einerseits und andererseits den Unterhaltungen mit Max Duncker, Droysen, dem allzeit geschäftigen Geffcken und vielen anderen Politikern und Parlamentariern erhalten wir einen so unmittelbaren Einblick in die Anschauungen, sowie die unsichere politische Haltung auch der umsichtigen Patrioten und in den lebhaften Widerstreit der Meinungen jener Zeit, daß man diese längst vergangenen Tage noch einmal mit zu durchleben meint. In diesem Festhalten des Moments, in dieser gleichsam photographischen Aufnahme der politischen Strömungen und Gegensätze jener erregten Jahre sehen wir den Hauptwerth der Aufzeichnung Bernhardi's; dadurch behalten sie hohe Bedeutung auch neben Sybel's großem Werke und werden auch in Zukunft von keinem Historiker oder Politiker, der sich ernstlich mit dieser Epoche beschäftigt, unbeachtet gelassen werden dürfen. Ganz hat Bernhardi auch in diesem Bande seiner Tagebuchblätter die Größe und Genialität der Bismarck'schen Politik noch nicht erfaßt, er tadelt sie noch oft und glaubt sie meistern zu dürfen, aber allmählich würdigt er sie, wie schon früher M. Duncker, doch immer mehr und erkennt ihre zielbewußte Kraft an. Und als er am 27. April 1866 Bismarck zum ersten Mal persönlich gegenübertritt und eine stundenlange Unterredung mit ihm hat, in welcher der Ministerpräsident ihm seinen festen Entschluß mit Oesterreich zu brechen erklärt und seinen Bundesreformplan entwickelt, da imponirt auch ihm, dem welt- und menschenkundigen Beurtheiler und reifen Politiker, der gewaltige Staatsmann, er fühlt die Macht seines Genius und übernimmt es, auf Bennigsen und die Hannoverischen Liberalen für Bismarck's Bundesreformplan zu wirken und sie zum offenen Anschluß an seine auswärtige Politik zu bestimmen. Das gelingt ihm nun freilich nur in sehr geringem Maße, er stößt auf Zweifel und Bedenken. Ueberall zeigte sich damals Schwanken und Abneigung gegen den Krieg mit Oesterreich, auch der Kronprinz war gegen ihn. Der allgemein herrschende Mangel an Verständniß für Bismarck's geniale Politik und das Mißtrauen gegen seine Person treten dem Leser auf's frappanteste aus Bernhardi's Tagebuchblättern entgegen. Auch die mannigfachen Versuche auf König Wilhelm I. einzuwirken und ihn gegen seine Minister bedenklich zu machen, lernt man hier im Einzelnen kennen und ermißt darnach zugleich die ungeheuer schwierige Stellung Bismarck's. Auf die politische Einsicht mancher angesehenen parlamentarischen

Führer in der Konfliktszeit wie Virchow, Gneist und Andere fallen durch Bernhardi's Mittheilungen grelle Streiflichter. Höchst interessant sind Bernhardi's Berichte über seine wiederholten Unterhaltungen mit Moltke, die sehr bezeichnende Aeußerungen des großen Strategen über politische und militärische Dinge enthalten. Es ist gewiß eine der außerordentlichsten Erscheinungen aller Zeiten, daß ein Mann, der nie praktischer Militär gewesen war und bei Düppel zuerst einen wirklichen Kriegsschauplatz sah, so hervorragende militärische und strategische Kenntnisse und Einsichten besaß, daß er nicht nur die kriegerischen Operationen Napoleons I. und anderer Feldherren kritisch zu prüfen und zu beurtheilen vermochte, sondern auch einen genauen Operationsplan für den Krieg Preußens gegen Oesterreich zu entwerfen im Stande war, den er mit einer ausführlichen Denkschrift Moltke zusandte. Dieser hatte zwar gegen einige Voraussetzungen Bernhardi's Manches einzuwenden; fand aber viel Gutes in dem Plan und bezeichnete ihn überhaupt als sehr beachtenswerth. Aus dieser Anerkennung erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß der Zivilist Bernhardi als militärischer Vertrauensmann Preußens in das italienische Hauptquartier gesandt wurde. Wir haben im Vorstehenden nur auf einige wichtige Hauptpunkte in Bernhardi's Aufzeichnungen hingewiesen, die Fülle der darin enthaltenen interessanten Mittheilungen im Einzelnen aufzuführen ist unmöglich. Auch ganz abgesehen von den wichtigen politischen und militärischen Aufklärungen, die dieser Band enthält, findet der Leser hier wieder eine große Anzahl von feinen, scharfen und geistreichen Bemerkungen ästhetischer, litterärischer, psychologischer Art; ob Bernhardi über englische Kunst und Lebensgewohnheiten sich ausspricht oder die Tragödien des Aeschylus und Sophokles vergleicht, oder ob er seine Betrachtungen über des Livius Geschichtswerk niederschreibt, immer ist es das gediegene Urtheil eines hochgebildeten Mannes, das wir vernehmen. Empfohlen zu werden braucht kein neuer Band von Bernhardi; es genügt auf seinen Inhalt hinzuweisen und die Leser auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen. Der nächste Band wird sicherlich wichtige Aufklärungen über die italienische Heerführung im Kriege von 1866 bringen.

Vor einem Menschenalter noch vernahm man oft die Klage, daß die Deutschen in der Memoirenlitteratur unendlich weit hinter Franzosen und Engländern zurückständen und daß so selten ein Staatsmann oder sonst in bedeutender Stellung thätiger Mann seine Lebenserinnerungen aufzeichne und, wenn das einmal geschähe, diese doch der Oeffentlichkeit vorenthalten blieben. Gegenwärtig ist das ganz anders geworden: In reicher Fülle sind von Staatsmännern, hohen Militärs, Parlamentariern, Journalisten, Geistlichen in einflußreicher Stellung, Professoren und Schriftstellern eigene

Aufzeichnungen oder auf Grund von ihnen hinterlassener Papiere und Briefe verfaßte Denkwürdigkeiten veröffentlicht worden und jedes Jahr bringt neue Beiträge zur stetig wachsenden Memoirenlitteratur. Ein sehr anziehendes Buch dieser Art ist die Selbstbiographie, welche Bernhard Rogge, Hofprediger in Potsdam, unter dem Titel: Aus sieben Jahrhunderten. Erinnerungen aus meinem Leben*) herauszugeben begonnen hat. Zunächst liegt der erste Band vor. Der Verfasser, durch seine Schwester ein Schwager des Kriegsministers Albrecht v. Roon, hat viel erlebt und kann daher Interessantes berichten. Durch seine amtliche Stellung ist er zu dem preußischen Königshause in Beziehung getreten, er hat viele bekannte und hervorragende Männer kennen gelernt und als einer der Führer der evangelischen Mittelpartei eine bedeutsame kirchenpolitische Rolle gespielt. Zunächst führt uns Rogge in das Vaterhaus nach Groß-Tinz, unweit Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser, der 1815 Militärgeistlicher gewesen, war ein ernster, frommer Lutheraner, der sich in schweren Kämpfen zum positiven Glauben und zum Bekenntniß seiner Kirche durchgerungen hatte. Die Mutter war dagegen eine Frau von mildem, heiterem, fröhlichem Wesen. Rogge's Schilderung seines Kindheits- und Knabenlebens muthet uns wie ein Idyll an, so frisch und anmuthig ist alles erzählt. In eine ganz andere Welt versetzt uns die Darstellung seines Aufenthalts in Schulpforta, jene altberühmte thüringische Fürstenschule mit ihrem ganz eigenartigen, in sich abgeschlossenem Leben. Da führt er uns den Rektor Kirchner und die Professoren Steinhart, Robertstein, Jakobi, Nieße und manch' andere vor, lauter originelle Persönlichkeiten, die meisten wissenschaftlich hervorragend und in der gelehrten Welt hochgeschätzt; er versteht es von jedem eine anschauliche Charakteristik zu geben. Die Pietät, mit welcher der Verfasser von seinen Lehrern spricht, berührt ebenso erfreulich wie die Frische, mit der er von seinem Schülerleben berichtet. Unwillkürlich drängt sich einem dabei der Gedanke auf, wie es doch nur in Deutschland möglich war, daß eine ganze Anzahl bedeutender Gelehrter in den engen Räumen einer vom Weltverkehr weit abliegenden Schule ihr Leben verbrachten und darin volle Befriedigung fanden. Nun ging's nach Halle, um dort Philologie zu studiren. Auch hier lernte Rogge verschiedene bekannte Professoren und andere namhafte Personen kennen, verließ aber in Folge eines studentischen Konflikts bald wieder Halle und ging nach Bonn, um dort Theologie zu studiren. Hier waren es besonders die Professoren J. A. Dorner und R. Rothe, welche auf ihn großen Einfluß ausübten; namentlich von dem letztgenannten berühmten Theologen entwirft Rogge eine

*) Hannover und Leipzig, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 4 M.

ebenso liebevolle wie anziehende Charakteristik. Sehr interessant ist auch, was er über seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem nachher so berühmt gewordenen Albrecht Ritschl, der damals Privatdozent in Bonn war, erzählt; dieser später so würdevolle Theologe war damals voll frischen Humors, erzählte gern Anekdoten und sang komische Lieder, die er selbst auf dem Klavier begleitete. Außerdem kam Rogge mit einer großen Anzahl angesehener Männer in Berührung und viele bekannte Namen begegnen uns in seiner Erzählung; auch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm lernte er damals kennen. Von seinem Universitätsleben, seinen Studienfreunden, seinen Ausflügen in die Umgegend von Bonn berichtet er uns in sehr anziehender Weise; es ruht der Schimmer goldener Jugenderinnerung auf seiner Erzählung. Nach Abschluß der Studienzeit wurde Rogge Pfarrvikar und Hauptlehrer an einer höheren Töchterschule in Koblenz, wo es ihm an mannigfachem und lebhaften Verkehr nicht fehlte, und dann nach Ablauf von zwei Jahren Pfarrer in der Stadt Stolberg bei Aachen; vorher hatte er sich schon mit der ältesten Tochter des späteren Feldpropstes Thielen verheirathet. Auch die Schilderung des Stilllebens in Stolberg entbehrt des Reizes nicht, im Mittelpunkt derselben steht der originelle und geistvolle Pfarrer Hermann Roßhof in Aachen. Von Stolberg ging Rogge dann als Garnisonspfarrer wieder nach Koblenz, wo er nun auch mit militärischen Kreisen in Beziehung trat und von wo er manche Reiseausflüge unternahm. Nach dem Attentat Oskar Becker's auf König Wilhelm I. in Baden-Baden hatte er eine Audienz beim Könige, von der er einige sehr charakteristische Aeußerungen Wilhelm I. mittheilt. Mit der Ernennung zum Hofprediger in Potsdam 1862 schließt der erste Band von Rogge's Erinnerungen. Der Verfasser besitzt in nicht gewöhnlichem Maße die Gabe frischer, lebendiger Darstellung und versteht das Interesse des Lesers ununterbrochen zu fesseln. Rogge's Lebenserinnerungen sind eines der besten Bücher dieser Art und werden sicherlich weite Verbreitung finden. Möge der zweite Band, der an interessantem Inhalte dem ersten gewiß nicht nachstehen wird, nicht allzulange auf sich warten lassen!

In eine ganz andere, von der Gegenwart weit abliegende Zeit und Welt versetzt uns der von Albert Leitzmann herausgegebene Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen.*) Karoline von Humboldt, von der die bei weitem größere Zahl der in diesem Buche veröffentlichten Briefe herrührt, ist dem größeren Publikum durch die Mittheilungen über sie in der sehr lesenswerthen Biographie ihrer Tochter Gabriele v. Bülow näher bekannt geworden; den mit dem Goethe-Schiller'schen

*) Weimar, Hermann Boehlau's Nachfolger. 4 M. 50 Pf.

Freundeskreise Vertrauten war sie schon längst keine unbekannte Persönlichkeit. Der jetzt vorliegende Briefwechsel läßt ihre Individualität schärfer und klarer hervortreten und zeigt uns ihre hohe Begabung und große geistige Empfänglichkeit, ein tiefes inneres Leben und starkes Empfinden. Auch sie war nicht frei von den Schwächen, welche die gelockerten sittlichen Anschauungen am Ende des vorigen Jahrhunderts mit sich brachten; schrankenlose Freiheit des Individuums war ja die Losung jener Tage und das eigene Herz die höchste moralische Instanz. Obgleich mit einem Manne von der geistigen Größe Wilhelm v. Humboldt's verheirathet, war ihr von Lebens- und Liebesfülle überwallendes Herz doch, wie das bei so vielen anderen geistig bedeutenden Frauen jener Zeit der Fall war, durch die geistige Gemeinschaft mit dem Einen, ihrem Gatten, noch nicht befriedigt, sie verlangte noch weiter nach Freundschaft und Seelenverkehr mit anderen geistreichen Männern; diese Freundschaft war oft von Liebe kaum zu unterscheiden. Derart waren ihre Beziehungen zu Wilhelm v. Burgsdorf, von dem in dem ersten Theil der hier mitgetheilten Briefe an Rahel soviel die Rede ist. Ihre Stellung zum Gatten wurde durch dieses und ähnliche Freundschaftsverhältnisse durchaus nicht alterirt. Rahel, die selbst schon viel geliebt, war ganz die geeignete Persönlichkeit dazu, um solchen Neigungen das volle Verständniß entgegen zu bringen. Außer dem Ausdruck persönlicher Empfindungen und Stimmungen finden sich in diesen Briefen auch manche Bemerkungen über damals bekannte Personen, beachtenswerth sind besonders die Aeußerungen über Goethe, und namentlich über Schiller aus der Zeit von Karolinens Aufenthalt in Jena. Während der erste Theil der von Leitzman veröffentlichten Briefe Karolinens von 1795—1801 mehr rein persönlicher Natur ist, hat der zweite größere Theil aus den Jahren 1811—1815 einen wesentlich anderen Charakter. Karoline erscheint jetzt gereifter und selbständiger, die persönlichen Beziehungen zwischen ihr und Rahel sind nach zehnjährigem Verstummen des brieflichen Verkehrs kühler geworden; die großen vaterländischen Interessen, besonders seit der Erhebung Preußens im Frühling 1813, das Schicksal ihres ältesten Sohnes, der am Kriege theilnahm, die Entwickelung ihrer Kinder kommen vorzugsweise in den Briefen zur Sprache. Mit großer Beflissenheit pflegt Varnhagen jetzt den brieflichen Verkehr mit Karoline; ihm lag sehr daran durch ihre Fürsprache bei ihrem einflußreichen Gatten eine Diplomatenstelle im preußischen Dienst zu erlangen und Rahel suchte indirekt in demselben Sinne auf die alte Freundin einzuwirken. Varnhagen's Briefe sind sehr unerfreulich zu lesen: gekünstelt und geziert enthalten sie in einem Schwall mühsam gedrechselter Phrasen wenig Kern; dazwischen bricht immer wieder seine Selbstgefälligkeit und Eitelkeit durch, die besonders da komisch

wirkt, wo er sich des Umganges und Verkehrs mit vornehmen Personen rühmt. Bemerkenswerth ist, daß auch er, der spätere Goethomane, an den Stanzen, mit welchen Goethe 1812 die französische Kaiserin verherrlicht, großen Anstoß nahm. Für die Kenntniß der Stimmungen kurz vor und während des Befreiungskrieges ist dieser Briefwechsel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Beiläufig bemerkt, kommen in den Briefen Karolinens und Varnhagen's mehrmals auch die „kurländischen Prinzessinnen", die Töchter der Herzogin Dorothea, vor. Da Varnhagen Humboldt's Protektion doch nicht erlangte und schließlich auf anderem Wege in den preußischen Staatsdienst kam, so hörte 1815 auch der Briefwechsel auf. Gleichsam einen schönen Epilog der Korrespondenz bildet der letzte Brief Karolinens an Rahel aus Rom vom Jahre 1818, der ihre Seele und ihren Geist im schönsten Lichte zeigt; wie schwer wird ihr das Scheiden von der ewigen Stadt, wie verständnißvoll spricht sie über die damals in Rom weilenden jungen deutschen Künstler, deren Namen später weltbekannt geworden sind. Rahel schreibt wie immer, originell, reflektirt und in selbstgemachtem Stil, ihre Briefe fügen kaum einen Zug zu dem schon bekannten Bilde ihres Wesens hinzu. Karolinens Briefe sind mit Geist und voller Beherrschung der Sprache geschrieben, sie zeichnen sich durch graziöse Leichtigkeit aus und man liest sie mit Vergnügen. Der Herausgeber hat sorgfältige erläuternde Anmerkungen den Briefen angeschlossen und ein Personenregister beigefügt; wir heben das Letzte besonders anerkennend hervor, weil es nur zu oft bei solchen Publikationen vermißt wird. Zur deutschen Geistesgeschichte ist dieser Briefwechsel ein wohl zu beachtender Beitrag.

Eine der merkwürdigsten und eigenartigsten litterärischen Erscheinungen, die uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind, ist F. Bettex Buch: Natur und Gesetz.*) Wir nahmen die Schrift des uns bisher unbekannten Verfassers mit günstiger Erwartung in die Hand, da uns der Name der Verlagsbuchhandlung dafür bürgte, daß es in positivem Geiste gehalten sei, wir müssen aber gestehn, daß wir weit mehr gefunden haben als wir erwarteten, das Buch regte uns in hohem Grade an und ließ uns garnicht los. Der Titel des Buches läßt nicht deutlich erkennen, worauf es dem Verfasser ankommt und was das Ziel seiner Betrachtungen ist, nämlich in der gesammten Natur, in allen irdischen Organismen wie im Menschen dieselben Naturgesetze aufzuzeigen, die Gottes ewigem Denken entspringen und es offenbaren. Die Natur enthält das Gesetz der Größe Gottes, sie soll uns diese erkennen lehren, sie offenbart uns Gott als Schöpfer Himmels und der Erde, aber nicht als Erlöser, sagt Bettex. Während also die gewöhnliche

*) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing. 5 M.

Naturbetrachtung heutzutage ebenso wie die exakte Erforschung der Natur durchweg materialistisch ist in ihren Voraussetzungen wie in ihren Resultaten und von Gott nichts weiß und nichts wissen will, sieht und erkennt Vetter in allen Gesetzen und Erscheinungen der Natur, in der sichtbaren wie in der unsichtbaren Welt die Weisheit, die Größe und die Allwissenheit Gottes. Was er uns in seinem Buche bietet, ist also eine von den Gesetzen des Naturlebens ausgehende, dieselben Gesetze auch im Bereiche der Geisteswelt nachweisende, energisch und konsequent durchgeführte Apologie des lebendigen Gottesglaubens und des Christenthums. Vetter erkennt in dem Worte der Offenbarung die höchste Autorität für die Menschheit und vor dem: „Es steht geschrieben" muß sich nach seiner Ueberzeugung alle menschliche Einsicht und alles menschliche Urtheil beugen. Ihn erfüllt die tiefste Abneigung gegen den heutigen Bildungsdünkel und seine Selbstzufriedenheit und ebenso gegen die Ueberhebung der Wissenschaft in der Gegenwart, eine Abneigung, die sich zuweilen bis zum Haß steigert. Darin geht der Verfasser, auch wenn man alle Gebrechen und Mängel der heutigen Wissenschaft zugiebt, doch zu weit. Wenn man auch Goethe's Wort: Kunst und Wissenschaft sei des Menschen höchste Kraft, sich durchaus nicht völlig aneignet, so bleibt es doch wahr und gewiß, daß das Streben des Menschengeistes nach Erkenntniß, nach Ergründung und Erforschung der Erscheinungen, ihres Wesens und ihrer Ursachen ein Beweis seines göttlichen Ursprunges ist und daß auch der Mißbrauch und die verkehrte Richtung dieses Triebes seine Berechtigung nicht in Zweifel stellen kann. Das ist aber eine charakteristische Eigenschaft des vorliegenden Buches, daß der Verfasser stets bestimmt und entschieden seine Ansichten und seine Urtheile ausspricht, er kennt kein „wohl, vielleicht, möchte, dürfte, könnte", er stellt seine Sätze oft ohne weitere Beweise einfach hin und sagt zu den Lesern: seht, so ist es. Jeder Leser ist genöthigt zu diesem Buche und dem sich darin kundthuenden Geiste Stellung zu nehmen: die Einen werden ihm freudig zustimmen und hohe Befriedigung und tiefe Anregung darin finden und in dem Verfasser einen kraftvollen Zeugen und rechten Verkündiger der Wahrheit begrüßen und achten; die Anderen werden das Buch, nachdem sie hineingeblickt, mit Unwillen und Empörung fortwerfen und den Verfasser für einen Thoren und verdrehten Kopf erklären oder als einen Verächter und Verunglimpfer der höchsten Errungenschaften des menschlichen Wissens und Forschens, als finsteren Obskuranten hassen und verabscheuen. Eine solche entgegengesetzte Aufnahme und Beurtheilung eines Buches ist der beste Beweis für seine Bedeutung und seine bestimmt ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Wir, die wir zu den ersten gehören und in den Grundanschauungen mit dem Verfasser völlig übereinstimmen,

können uns seines Buches nur rückhaltlos freuen und erkennen in ihm einen geistvollen und tapferen Streiter für die wahre, die christliche Weltanschauung. Er hält sich nicht in schwächlicher Defensive, wie das heute viele Apologeten des christlichen Glaubens, eingeschüchtert durch die großen Entdeckungen der Wissenschaft, und die bewundernswerthen Erfindungen der Neuzeit, nur zu oft thun, nein, er geht zu kräftiger Offensive über und greift den bildungsstolzen Materialismus, die gottentfremdete Wissenschaft an den empfindlichsten Stellen an. In Vetter ist nichts von der religiösen Bleichsucht der Zeit, er unterscheidet noch scharf zwischen Weiß und Schwarz und ist ein abgesagter Feind des heute in der Religion und Politik herrschenden „milden Grau". Er kennt keinen Zweifel, er macht vollen Ernst mit den Worten und Andeutungen der Offenbarung Gottes in der Schrift. Ein echt christlicher Realismus in der Auffassung der Ewigkeit verbindet sich bei dem Verfasser mit wahrhaft idealer Weltanschauung; er zieht oft die theosophischen Gedanken eines Jakob Böhme und J. G. Hamann heran, verwendet aber auch Aeußerungen eines Schopenhauer und anderer dem Christenthum abgeneigten Denker. Nichts Pietistisches aber, überhaupt nichts Enges, ängstlich Beschränktes findet sich in dem Buche, es spricht daraus eine männliche, ernste Gottesfurcht, die Humor und Scherz gelegentlich nicht verschmäht. Der Verfasser sagt einmal: Alle Sünde ist Unnatur, natürlich ist das Gute und der Himmel. Der wahre Christ ist und soll auch immer natürlich sein; in diesem Sinn und Geist ist sein ganzes Buch gehalten und die Abwesenheit jeder Phrase und alles Gesuchten macht es so anziehend. Hier ist Leben, Kraft, Geist und felsenfeste Ueberzeugung, zu einer tiefen Kenntniß der Natur gesellt sich eine heute seltene Vertrautheit mit der heiligen Schrift. Nachdem Vetter in den zwei ersten Kapiteln: Naturgesetze, Erde und Organismen die Grundlagen seiner Anschauung gegeben, behandelt er in den drei folgenden den Menschen, Mann und Weib, endlich den Geist. In allen diesen Abschnitten finden sich geistreiche, feine Bemerkungen und tiefe, originelle Gedanken in reicher Fülle, sie heften sich oft wie Nägel und Spieße in die Seele. Man glaubt nicht selten schon denselben Gedanken gehabt zu haben, so einleuchtend ist er und so unmittelbar wirkt er. Daß sich dazwischen auch manches Paradoxe, Zweifelhafte, auch Manches, zu dem man ein Fragezeichen machen muß, stößt, ist bei einem so originellen Geiste selbstverständlich; man muß das Buch eben mit aufmerksamem Nachdenken lesen. Der kundige Leser bemerkt auch, daß der Verfasser nicht auf allen Gebieten des Wissens, die er berührt, gleichmäßig zu Hause ist: die Resultate der neueren Sprachwissenschaft wie der Erforschung der Urgeschichte sind ihm in mancher Beziehung fern geblieben und auch das Gebiet der Geschichte ist ihm nicht so

vertraut wie das der Natur. Das sind Mängel, wie sie jedem Menschenwerke anhaften. Aber was wollen sie dem Reichthum gegenüber bedeuten, der uns hier geboten wird! Wir müssen uns dazu zwingen der Versuchung zu widerstehn, hier einzelnes, was uns ganz besonders aus dem Herzen geschrieben ist, hervorzuheben; nur das können wir uns nicht versagen zu bemerken, daß der Verfasser der entschiedenste Gegner des Feminismus und jeder Art von Frauenemanzipation ist. Schließlich dürfen wir eine charakteristische Eigenschaft des Verfassers nicht unerwähnt lassen, welche die Wirkung seiner Ausführungen oft wesentlich verstärkt, wir meinen seine Gabe die Gedanken lebendig zu veranschaulichen, die Kraft seiner Phantasie, um die ihn die meisten der heutigen Dichter beneiden könnten; Schilderungen wie die des Lebens in der Meerestiefe und der Auferstehung der Todten aus dem Meere, des Hereinbrechens und Fortschreitens der Sündfluth, des letzten Kampfes der Christen gegen die heranstürmenden Schaaren des Bösen sind ebenso grandios wie ergreifend. Der Verfasser ist, wie aus dem Buche hervorgeht, ein geborener Schweizer und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die beiden bedeutendsten und hervorragendsten Schriften religiös-sittlichen Inhalts — wir meinen neben dem vorliegenden Hilty's herrliches Buch über das Glück — von Schweizern herrühren. Es ist ein bedeutsames und erfreuliches Zeichen der Zeit, daß neben der Fluth oberflächlicher, schlechter, irreligiöser Bücher doch auch solche Werke wie das von Vetter, an's Licht treten. Sie sind ein lebendiger Beweis dafür, daß auch heute in der Epoche des vorherrschenden Materialismus und Naturalismus sich doch noch immer tapfre und edle Geister finden, die sich um die vereinsamte Fahne des Idealismus, der idealen Weltanschauung schaaren und freudig sich zu ihr bekennen. Unseren Lesern aber rufen wir mit voller Ueberzeugung zu: Nehmt dies Buch und lest es, prüft es, denkt seinem Inhalte nach und beherzigt seine Mahnungen und Warnungen.

Die wichtigste Erscheinung der letzten Zeit auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte sind die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, von denen zunächst der erste Band*) vorliegt. Daß von Platen ausführliche Tagebücher vorhanden seien, war längst bekannt; ist doch schon 1860 ein Auszug aus ihnen unter dem Titel Platen's Tagebuch 1796—1825 im Druck erschienen. Diese von dem ehemaligen Erlanger Kirchenrath Engelhardt veranstaltete Bearbeitung entsprach aber den Erwartungen garnicht und verursachte

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 14 M.

allgemeine Enttäuschung. Alles eigentlich Persönliche und für Platen's Entwickelung und Auffassung Charakteristische, sowie alle Aeußerungen seines inneren Lebens sind darin fortgelassen, gegeben ist nur eine ziemlich trockene Uebersicht über seine Lektüre und die Ereignisse seines äußeren Lebens. Wie dürftig Engelhardt's Auszug ist, zeigt auf's deutlichste die Vergleichung des vorliegenden starken Bandes mit dem entsprechenden Theile der Ausgabe von 1860; während die hier veröffentlichten Tagebücher bis zum Ende des Jahres 1817 reichend, 875 Seiten füllen, nehmen sie bei Engelhardt nur 167 Seiten ein. Wie wenig war jene Veröffentlichung also geeignet eine richtige Vorstellung von dem Inhalt und Umfang der Platen'schen Tagebücher zu geben! Die frühesten Tagebuchaufzeichnungen sind nicht erhalten, aus ihnen hat der Dichter die Geschichte seiner Jugend, seines Aufenthaltes im Kadettenhause zu München, in das er als zehnjähriger Knabe eintrat, sowie seiner Thätigkeit als Page am königlichen Hofe zusammengestellt. Es waren recht freudlose, gedrückte Knabenjahre, die Platen durchlebt hat, die Freundschaft zu mehreren Jugendgenossen war der einzige helle Stern seines Lebens in dieser Zeit. Im Frühling 1814 wurde Platen Offizier und von diesem Zeitabschnitte an sind die regelmäßig geführten Tagebücher erhalten. Die Aufzeichnungen sind sehr ausführlich und gewähren vollen Einblick in des Dichters äußeres und inneres Leben, geben Auskunft über seine poetische Produktion, seine litterärischen Pläne sowie über seine Lektüre; zahlreiche Jugendgedichte sind eingeschaltet, auch fehlt es nicht an mancherlei Reflexionen und Beobachtungen. Als Ganzes betrachtet bieten uns diese Tagebücher die Bildungsgeschichte, die Darstellung des geistigen Entwickelungsganges eines Dichters, wie sie so ausführlich und umfassend von keinem anderen Poeten vorhanden ist. Darin liegt der Hauptwerth dieser Veröffentlichung. Es ist charakteristisch für Platen's Charakter, daß sich viel nüchterne Verstandesreflexion in diesen Aufzeichnungen findet, tiefes Gemüth weit seltener in ihnen sich ausspricht. Frauenliebe spielt in seinem Jugendleben gar keine Rolle, eine desto größere die Freundschaft, die den Mittelpunkt seines Daseins bildet; seiner Anhänglichkeit an die Freunde, seinem Herzensbedürfniß nach Freundschaft giebt er oft begeisterten, ja glühenden Ausdruck. Er legte nur allzuoft in die Freunde und Bekannten die Empfindungen des eigenen Herzens, die Ideale seiner eigenen Seele hinein und mußte daher häufig die bittersten Enttäuschungen erleben, wenn das Phantasiebild vor der nüchternen Wirklichkeit zerrann. In dieser schwärmerischen Begeisterung für Freundschaft erscheint Platen als ein ganz antik-hellenischer Charakter, ebenso auch in der immer von Neuem ihn irreleitenden Vorstellung, daß eine schöne äußere Gestalt auch ein schönes Innere verbürge; er

schwärmte oft für Altersgenossen von anziehendem äußeren Wesen, auch ohne sie näher zu kennen; seine Phantasie führte ihn darin oft völlig irre und schrecklich empfand er später seinen Irrthum. Denn Platen war leicht verletzt in seinen Freundschaftsgefühlen, die Erkenntniß, daß er sich in einem Freunde getäuscht, daß er einen ganz gewöhnlichen Menschen mit dem eigenen Empfinden und Denken ausgestattet, brachte ihn oft zur Verzweiflung, ja einmal bis zum Gedanken an Selbstmord. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser phantastischen und überschwänglichen Freundschaftsschwärmerei Platen's etwas Seltsames liegt, das uns fremdartig anmuthet; man darf dabei aber den idealen Sinn des Dichters niemals aus den Augen verlieren. Jedenfalls werden uns durch die Lektüre der Tagebücher erst viele seiner an Freunde gerichteten Gedichte in ihrer ganzen Auffassung verständlich. Bemerkenswerth ist die nicht selten in den Aufzeichnungen sich äußernde strenge Sittlichkeit des jungen Offiziers, der jede Ausschweifung eines Freundes oder Kameraden auf's strengste verurtheilte. Platen's geistige Entwickelung vollzieht sich bis zu seinem 21. Jahre ganz selbständig, ohne bestimmende äußere Einflüsse. Seine litterärischen Studien und Beschäftigungen sind sehr ausgedehnt, seine Urtheile über Schriftsteller und Bücher oft höchst treffend, bisweilen natürlich auch unreif, so wenn er Müllner's Drama: Die Schuld lebhaft bewundert, jenes Müllner's, den er in der Zeit seiner Reife so bitter verspottet hat. Platen fühlte sich im katholischen München als Protestant, aber in religiöser Beziehung denkt er durchaus rationalistisch und steht auf dem Standpunkte der Aufklärung. In seiner Jugendepoche erscheint Platen, das lehren die Tagebücher, vom Geiste der Romantik ganz unberührt, er hat sich völlig unter dem Einflusse der antiken Litteratur und derjenigen der Franzosen und Engländer entwickelt. Außer ihrer hohen Bedeutung für Platen's Leben und geistige Entwickelung, haben die Tagebücher des Dichters auch einen nicht geringen kulturgeschichtlichen Werth; sie gewähren mannigfache Aufschlüsse über den baierischen Hof und die königliche Familie, die vornehme Gesellschaft in München, das Offizierkorps, den damals in Baiern herrschenden undeutschen Geist, den damaligen Stand der Bildung in München und den auch unter den katholischen Geistlichen in jenen Tagen verbreiteten Geist der Toleranz. Was Platen über die Zustände in Frankreich, wohin er 1815 mit den baierischen Truppen marschirt war, berichtet, enthält viel Interessantes, auch seine Schweizerreise im Jahre 1816 giebt ihm Gelegenheit zu manchen anziehenden Beobachtungen. Die folgenden Bände der Tagebücher werden mit der fortschreitenden geistigen Reife Platen's sicherlich immer interessanter und lehrreicher werden. Die Herausgeber haben sich durch den Entschluß, des Dichters Aufzeichnungen vollständig unverkürzt herauszugeben

ein großes Verdienst um die Geschichte der deutschen Litteratur erworben; es ist ihnen gewiß schwer geworden manche Stellen abdrucken zu lassen, die leicht in gewissen Kreisen Anstoß erregen können; um so mehr Anerkennung verdienen sie, daß sie der Versuchung, sie wegzulassen, doch widerstanden haben. Der zweite Herausgeber hat den Text mit reichlichen biographischen und litterärischen Anmerkungen begleitet; so dankenswerth das ist, so scheint er uns darin bisweilen doch etwas zuviel gethan zu haben, den Lesern dieser Tagebücher wird gewiß bekannt sein, wann Iffland, A. W. Schlegel, Tieck, Novalis und andere gelebt haben. Dagegen hätte man gern über einzelne Freunde Platen's nähere biographische Daten gehabt. Schließlich ist jeder Freund der deutschen Litteratur auch der Verlagshandlung zu Dank verpflichtet, daß sie zu der Ausführung dieses großen Unternehmens bereitwillig die Hand geboten hat.

Dreizehn Jahre sind es nun schon, daß Emanuel Geibel's Saitenspiel für immer verstummt ist und sein sterbliches Theil in der geliebten Heimatherde ruht. Wie groß auch die Geschmacksverwilderung gegenwärtig ist und wie fernab von den Bahnen der reinen Schönheit, die er gewandelt, sich das bewegt, was heute für Poesie ausgegeben wird, noch ist es immer ein großer Kreis, der an den Liedern und Dichtungen des edlen Sängers sich erfreut und an dem krystallklaren Quell seiner Poesie die Seele erfrischt. Alle Freunde des Dichters werden es daher mit Freude begrüßt haben, daß seine Angehörigen endlich sich dazu entschlossen aus dem Nachlasse einen Band Gedichte von Emanuel Geibel*) zu veröffentlichen. In der Sammlung sind Gedichte aus allen Perioden des poetischen Schaffens Geibel's vereinigt, von seinem 16. bis zu seinem 61. Jahr. Wieviel Schönes und Erfreuliches dieser Band nachgelassener Gedichte auch enthält, einen neuen Zug zu dem wohlbekannten Bilde des Dichters fügen diese Gedichte nicht hinzu; das ließ sich auch bei der klar ausgesprochenen Eigenart des Dichters kaum erwarten. Aber sie werfen manches helle Licht auf seine dichterische Entwickelung und gewähren uns namentlich einen tieferen Einblick in sein inneres Leben, in die Wandlungen seiner Anschauungen und seiner religiösen und ästhetischen Ansichten während der späteren Lebensjahre. Ueber Geibel's dichterischer Laufbahn hat zuerst ein günstiger Stern geleuchtet wie nur selten beim Auftreten eines jungen Poeten, später aber ein ungünstiges Schicksal gewaltet. Seine erste Gedichtsammlung erschien in einer Zeit negirender Reflexion und geistiger Zerrissenheit, sie wurde mit allgemeinem

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 4 M., geb. 5 M.

Beifall und lebhafter Begeisterung von allen positiv Gerichteten aufgenommen, namentlich die Jugend, die männliche und noch vielmehr die weibliche, begrüßte sie mit Entzücken. Der junge Sänger des Frühlings und der reinen Minne, der für die unklare Sehnsucht der jugendlichen Herzen so schönen dichterischen Ausdruck fand, in dessen Liedern sich frische Lebenslust und ebenso die der Jugend eigene Schwermuth wie innige Frömmigkeit aussprachen, der den unbestimmten Regungen der jugendlichen Seele so treffenden Ausdruck verlieh, er wurde bald der Liebling der Frauen und Mädchen. Dazu trug nicht wenig die Formenschönheit bei, die schon diese ersten Gedichte auszeichnete. Geibel's Gedichte hatten einen außerordentlichen Erfolg, sie fanden die weiteste Verbreitung, Auflage folgte auf Auflage und Geibel's Name war in aller Munde. Haß, Mißgunst und Neid konnten bei solchem Erfolge natürlich nicht ausbleiben, auch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß die erste Gedichtsammlung manches jugendlich Unreife, Nachgeahmte und blos Anempfundene enthält. In den Kreisen der jungdeutschen Kritiker kam das hämische Wort vom „Backfischpoeten" auf, das dann immer von neuem wiederholt wurde und auch gegenwärtig noch nicht außer Kurs gekommen ist. Die Gegner vergaßen dabei, daß auch in der ersten Sammlung sich in nicht wenigen Gedichten warme vaterländische Begeisterung und hoher idealer Sinn kundgiebt. Jene boshafte und zum großen Theil unwahre Charakteristik hatte aber die ungünstige Wirkung für den Dichter, daß die Ansicht sich verbreitete und feststetzte, Geibel sei ein Dichter für Frauen, nicht für Männer. Unter dieser falschen Anschauung haben alle seine späteren Gedichtsammlungen, in denen er die Schwächen und Mängel seiner Jugendpoesien ganz abstreifte, zu leiden gehabt und daher nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdienten. Geibel hat das oft schmerzlich beklagt, aber nicht zu ändern vermocht; auch heute noch wird seine Stellung in der Litteratur und seine poetische Bedeutung meist nur nach seinen Jugendgedichten bestimmt und beurtheilt. Es ist bezeichnend, daß von der ersten Sammlung seiner Gedichte 124 Auflagen erschienen sind, während die viel tieferen und bedeutenderen „Juniuslieder" nur 32 Auflagen erlebt haben, vollends die beiden Sammlungen, in denen Geibel auf der Höhe seines poetischen Schaffens steht, die „Neuen Gedichte" und „Die Gedichte und Gedenkblätter" haben es, jene nur auf 23, diese erst auf 9 Auflagen gebracht, „Die Spätherbstblätter" sind erst in 7 Auflagen verbreitet. Diese Zahlen lehren, wie wenig Geibel's poetische Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange und in ihren werthvollsten Hervorbringungen gewürdigt wird. Und doch ist er in seinen reifen Werken der letzte Dichter, in dem der Geist der klassischen deutschen Poesie lebendig war, und doch hat er an allen patriotischen und politischen

Bewegungen und Ereignissen seines Volkes den innigsten Herzensantheil genommen und der Sehnsucht nach der Einheit Deutschlands, nach Reich und Kaiser in herrlichen Liedern vollen und tiefsten Ausdruck gegeben, und die Reinheit und Idealität der wahren Kunst so hoch gehalten wie kein Anderer seiner Zeitgenossen; die Nachwelt, wenn auch nicht die trübe gährende unpoetische Gegenwart, wird ihm, davon sind wir überzeugt, die gebührende Anerkennung und die gerechte Würdigung nicht versagen. Die vorliegende Sammlung aus dem Nachlaß bringt zuerst Jugendgedichte aus den Jahren 1831—1840, in denen die mannigfachen Empfindungen einer jugendlichen Seele zum Ausdruck gelangen, namentlich erste Liebe und warmes Naturgefühl, unter denen sich aber auch manche schöne und echt poetisch empfundene Lieder finden, wie das Pfingstlied, das Rheinlied und das Lied „Wie fühl ich wieder warm und innig". Bemerkenswerth ist an allen diesen Jugendgedichten die vollendete Form. Es folgen dann „Vermischte Gedichte", die den werthvollsten Theil des Bandes bilden. Hier finden sich Lieder und Gedichte, die zu dem Schönsten gehören, was Geibel geschaffen hat, Dichtungen von ebenso tiefem Inhalt wie bezaubernd schöner Form. Wenn man sie liest, fühlt man sich wie in eine höhere geistige Sphäre versetzt und ruft unwillkürlich: das ist wahre Poesie! Dahin rechnen wir, um nur einige wenige hervorzuheben; Das Meer mit seinem Wogenschlag, Im Walde, Lindau, Lebensweg, Das ist der Wurm, der mich nicht läßt, O du von Räthseln ringsumgeben, Wo sind die Flammen, Kann es sein, so laß o Herr, Spätherbst und viele andere. Der ganze Glanz des hellenischen Himmels ruht auf den in Griechenland entstandenen Gedichten und sehr bemerkenswerth ist das Gedicht „Vor dem Ende", das merkwürdige Berührungspunkte mit der wundervollen Dichtung: Der Tod des Tiberius aufweist. Manche der hier mitgetheilten Gedichte sind in doppelter Fassung vorhanden. Wahrhaft ergreifend sind endlich die letzten Lieder des Dichters, in denen er dem Gefühl des herannahenden Todes Ausdruck verleiht; sie zeigen, daß dem echten Dichter auch in den letzten dunkeln Stunden das poetische Empfinden nicht schwindet. Die erzählenden Dichtungen, zum Theil unvollendet, sind unbedeutend. Geibel war seiner ganzen Anlage nach zu sehr Lyriker, um auf dem Gebiete des Epos Hervorragendes zu leisten. Unter den nun folgenden „Liedern" sind dagegen wieder wahre Perlen und zugleich sind sie fast alle so melodisch, daß sie die ganze Pracht und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, vor Augen stellen. Vortrefflich sind dann weiter die Uebersetzungen, wie denn Geibel überhaupt unter den poetischen Uebersetzern Deutschlands eine der ersten Stellen einnimmt. Wie schön ist hier z. B. Dantes berühmtes Sonett und die gefeierte Stelle über das Licht aus Miltons

verlorenem Paradiese wiedergegeben! Den Schluß des Bandes bilden Tagebuchblätter, in denen der Dichter seine Gedanken über das, was ihn im Leben, in der Zeit, in der Kunst und Litteratur beschäftigte, Ausdruck gab; auch die höchsten Dinge, die Fragen der Religion und des Glaubens werden darin vielfach berührt. Hier erschließen sich uns des Dichters persönliche Anschauungen und wir schauen in sein inneres Leben hinein. Manches ist nur Reflexionspoesie, so namentlich die bittere Polemik gegen das Unfehlbarkeitsdogma und die Streitgedichte gegen die Ultramontanen im Kulturkampf, denen wir wenig Geschmack abgewinnen können. Die kleineren Spruchgedichte dagegen enthalten sehr viel Schönes und Wahres. Hervorgehoben sei z. B. das im Grunde doch sehr anerkennende Urtheil über Hebbel; wie kontrastirt das gegen die schnöden verunglimpfenden Bemerkungen über Geibel in Hebbel's Tagebüchern! Befremdend wirkt die oft in diesen Tagebuchblättern wiederkehrende Abneigung des Dichters gegen das kirchliche Bekenntniß und seine Erklärung: fromm zu sein ohne Bekenntniß. Solche Aeußerungen müssen besonders bei dem Dichter auffallen, der einst in der Jugend Tagen gesungen: Mir ist der Dichtung Quell entsprungen am Felsen, der die Kirche trägt. Doch wenn uns auch manche dieser Aeußerungen nicht angenehm berühren, schließlich ist der Dichter kein dogmatischer Theologe und wir wollen annehmen, daß des Dichters Worte sich nur auf das kirchliche, nicht auf das christliche Bekenntniß beziehen. Diese Sammlung von Gedichten ist die letzte Gabe, welche Geibel seinem Volke darbietet; sie bedarf keiner weiteren Empfehlung. Mögen diese Gedichte dazu beitragen das Gedächtniß des edlen Sängers lebendig zu erhalten und den Sinn für wahre Poesie zu stärken.

Mit einer viel erörterten litterärischen Erscheinung unserer Tage beschäftigt sich die kleine Schrift von Robert Krebs, Das moderne realistisch-naturalistische Drama im Lichte des Christenthums: Ibsen, Hauptmann, Sudermann.*) Wir nahmen das Büchlein, dessen Verfasser ein evangelischer Geistlicher ist, mit der Erwartung in die Hand, darin einmal ein entschiedenes und unumwundenes Urtheil über eine verderbliche Richtung der Litteratur in der Gegenwart vom positiven Standpunkt aus abgegeben zu finden, müssen aber gestehen, daß wir durch die Lektüre ziemlich enttäuscht worden sind. Der Verfasser ist ein sehr milder Beurtheiler, er äußert sich möglichst schonend und hebt die guten Seiten des realistisch-naturalistischen Dramas eifrig hervor; er erklärt von vornherein, er wolle die Werke dieser Dramatiker sine ira et studio prüfen. Wir sind darin nun ganz anderer Meinung. Gerechtigkeit und Geduld sind gewiß gute und löbliche Eigenschaften,

*) Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung. 1 M.

aber bei der Bekämpfung verderblicher Richtungen wird man, wenn man wirklich etwas erreichen will, gut thun sie nicht allzusehr vorwalten zu lassen; Lessing hat einmal sehr treffend gesagt: Wer in gewissen Fällen die Geduld nicht verliert, der hat überhaupt keine zu verlieren. Einer so mächtigen und rücksichtslos sich geltend machenden Richtung gegenüber, wie es der moderne Realismus und Naturalismus ist, wird man mit Verbeugungen und Komplimenten, mit der Anerkennung großen Talentes nicht weit kommen, hier muß mit scharfem Schwerte gekämpft werden. Wird jemand deswegen weniger ein Feind der christlich-idealen Weltanschauung, weil er ein bedeutendes Talent hat? Er wird dadurch ein um so gefährlicherer. Vermögen wir also den Standpunkt des Verfassers und die Methode seiner Kritik durchaus nicht zu theilen, so können wir seiner Kritik im Einzelnen meist zustimmen. Er bespricht von jedem der drei Dramatiker nur einige besonders charakteristische Dichtungen. Bei Ibsen führt er aus, daß dieser erst allmählich zum atheistischen Naturalismus übergegangen sei. Das ist gewiß richtig, nur müssen wir den „Brand" gegen Krebs für ein durchaus realistisches Drama erklären. Auch seine Analysen und kritischen Besprechungen der Dramen Hauptmann's sind durchaus zutreffend und befriedigend. Im entschiedensten Widerspruch aber befinden wir uns mit dem Verfasser in der Beurtheilung Sudermann's, den er in einer uns ganz unbegreiflichen Weise überschätzt und über Ibsen und Hauptmann stellt; er sieht in „Sodoms Ende" — man sollte es kaum glauben — eine gewaltige Tragödie, er findet Magda in der „Heimath" habe etwas vom Doktor Faust (!!) und sei eine berückende Gestalt! Wir können in dieser Auffassung und Beurtheilung der Sudermann'schen Dramen nur eine uns ganz unverständliche Verirrung des Geschmacks und Urtheils sehen. Das ästhetische Urtheil des Verfassers ist überhaupt schwächlich und läßt ihn den Grundunterschied zwischen der alten echten Poesie und diesen modernen pseudo-poetischen Produkten nicht klar und scharf erkennen. In seinem Schlußwort erklärt Krebs ganz richtig, daß der Naturalismus das gerade Gegentheil vom Christenglauben sei, sucht aber dann doch den Realismus der modernen Dramatiker durch völlig mißverständliche Heranziehung des antik-hellenischen Dramas und Shakespeare's zu entschuldigen. Er schließt, indem er einen Ausspruch Ibsen's auf die realistisch-naturalistischen Dramatiker anwendet: „Für das, was ihr in euren Werken Segensreiches geleistet, habt Dank; und wenn ihr in vielen Punkten geirrt habt — mußtet ihr irren, das heißt, wenn ihr es ehrlich gemeint habt." Ihr mußtet irren, damit haben die naturalistischen Dramatiker denn allerdings volle Absolution; wenn das das Resultat der Betrachtung ihrer Werke „im Lichte des Christenthums" ist, dann können diese Herren recht wohl zufrieden

sein. Wie ist es nur möglich, sich in so schwächlicher Halbheit mit dieser antichristlichen Richtung moderner Kunst abzufinden. Ist denn dem Verfasser 1. Joh. 4, 2 u. 3 gar nicht in den Sinn gekommen? Wenn Krebs Schrift also auch im Einzelnen vieles Gute enthält, die Hauptaufgabe, die sie sich gestellt hatte, löst sie nicht.

Unter dem Titel: Allerlei zum Nachdenken. Mit einem Vorwort von Dr. A. Trautvetter*) ist ein empfehlenswerthes Büchlein erschienen. Es ist eine Zusammenstellung von tausend Aussprüchen hervorragender Dichter und Denker aus alter und neuer Zeit über Ewiges und Zeitliches, über die mannigfachsten Seiten und Gebiete des menschlichen Lebens. Die Sammlerin, wie wir hören, die Fürstin von Lippe, bietet das anspruchslose, hübsch ausgestattete Buch allen dar, die zuweilen das Bedürfniß empfinden aus der Unruhe und Zerstreuung der Zeit ihre Gedanken zu ernster Betrachtung über sich selbst und das Leben zu sammeln. Die vorliegende Sammlung hat vor anderen ähnlichen den Vorzug, daß sie auf selbständiger Kenntniß der Litteraturwerke, aus denen die hier vereinigten Sprüche und Gedanken entnommen sind, beruht. Läuft auch bisweilen etwas Unbedeutendes mitunter, das Meiste ist doch echtes Gold oder wenigstens Silber. Möge denn das Büchlein auch bei uns seinen Gang machen, manche Seelen zum Nachdenken über sich selbst und die Aufgaben und den Zweck des Lebens anregen und, was besonders zu wünschen ist, Veranlassung geben, die Schriften der großen und edlen Geister, aus denen es geschöpft hat, aufzusuchen und sich in sie zu vertiefen.

H. D.

*) Dresden, Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung. 1 M. 50 Pf.

Schach.

Von A. Burmeister in Reval.

Lösung der Aufgabe Nr. 3:

1. Se4—d6 Ta7—a6 2. Tb8—b4† Sa2:b4 3. Sd5—c3† K beliebig 4. Sd6—c4 matt. 1..... f4—f3 2. Sd6—c4 beliebig 3. Tb8—b4† Sa2:b4 4. Sd5—c3 matt. 1..... Spr. beliebig 2. Sd5—c3† Ka4—a5 3. Sd6—c4† Ka5—a6 4. Tb8—b6 matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 4:

1. e2—e3 Te2 : f2 2. Lb5—c6 matt. 1. ..... Kd5—c5 2. e3—e4 matt.
1. ..... beliebig 2. Df2—f5 matt.

Richtige Lösungen zu beiden Aufgaben sandten ein die Herren: Pastor L. Masing in Kielkond (Oesel) und stud. med. E. Luftwerk in Dorpat.

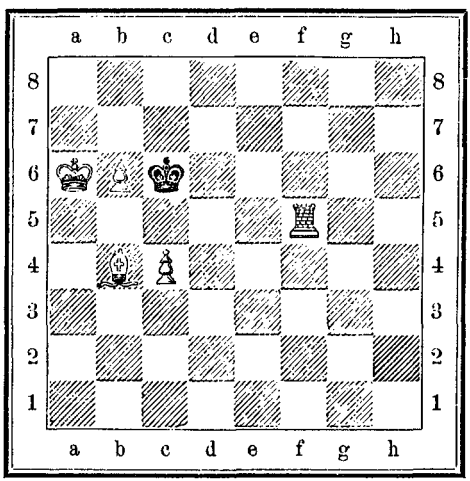
Lösung der Aufgabe Nr. 5:

1. Tf5—f6 Lg5 : f6 2. Db2—d2 beliebig 3. f2—f3 matt 1. ..... K beliebig
2. Tf6—d6† ꝛc. 1. ..... beliebig 2. Db2—c2† ꝛc.

Aufgabe Nr. 8.

Von L. Masing in Kielkond.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).

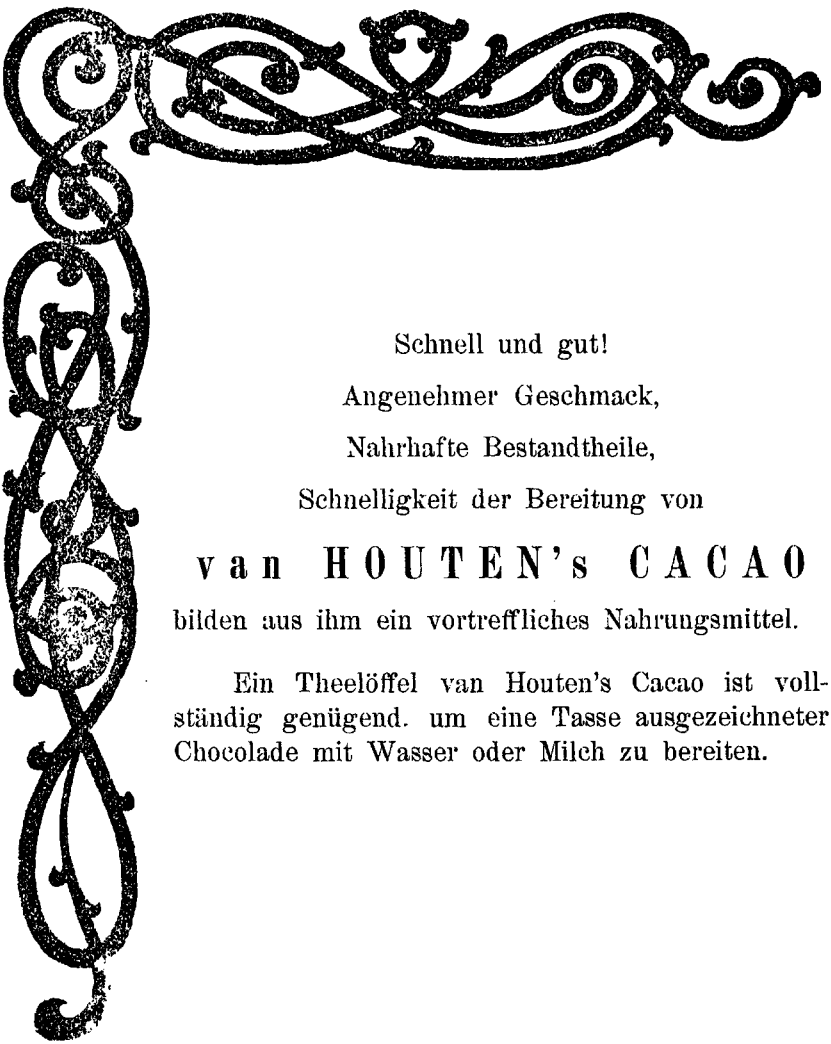


Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 31. Мая 1897 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.



Schnell und gut!

Angenehmer Geschmack,

Nahrhafte Bestandtheile,

Schnelligkeit der Bereitung von

van HOUTEN's CACAO

bilden aus ihm ein vortreffliches Nahrungsmittel.

Ein Theelöffel van Houten's Cacao ist vollständig genügend. um eine Tasse ausgezeichneter Chocolade mit Wasser oder Milch zu bereiten.

Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

Herausgegeben von Prof. L. v. Schröder.

Neue Folge.*)

Wir haben Woldemar von Ditmar im Beginn seines Heidelberger Aufenthaltes, Sommer 1816, verlassen. Auch in Heidelberg öffneten sich ihm Häuser und Herzen; zunächst in Folge der sehr warmen Empfehlungen seiner mütterlichen Freundin Elisa von der Recke, sodann auch durch den Zauber seiner eigenen liebenswerthen Persönlichkeit. Er besuchte den ehrwürdigen Greis Johann Heinrich Voß, der bei Nennung des Namens „Elisa von der Recke" ehrfurchtsvoll das Käppchen vom Haupte nahm, wie Ditmar in einem seiner Briefe an die mütterliche Freundin ergreifend schildert. Mit J. H. Voß wie auch mit dessen trefflichem Sohne Heinrich Voß blieb Ditmar während seines Heidelberger Aufenthaltes dauernd in freundlichem Verkehr. Er war ferner ein gern gesehener Gast im Hause des Professors der Theologie Kirchenrath Schwarz, eines Schwiegersohnes des bekannten Heinrich Jung-Stilling. Auch bei dem Theologen Paulus und anderen Professoren der Heidelberger Universität verkehrte er im Hause, vor allem theuer und werth war ihm aber die Beziehung zu dem berühmten Juristen Thibaut, dem er sich begeistert anschloß und der sein eigentlicher Lehrer im Studium der Jurisprudenz wurde. Wie warm das Verhältniß zwischen Ditmar und Thibaut war, davon zeugen nicht nur gar manche Stellen der Ditmar'schen Briefe,

*) Vergl. „Beilage der Balt. Mon." 1896 S. 295 ff., 337 ff., 527 ff.

sondern namentlich auch die zum Glück erhaltenen Briefe Thibaut's an Ditmar aus den folgenden Jahren. Die Stelle der mütterlichen Freundin Elisa von der Recke vertrat während des Heidelberger Aufenthaltes die von Ditmar ebenfalls hochverehrte Julie von Piattoli, die langjährige Freundin Elisa's und ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland. Dazu kamen dann noch zahlreiche andere Bekannte von mehr oder minder Bedeutung, dazu kam die stattliche Schaar junger baltischer Landsleute, mit denen Ditmar stets in engster kameradschaftlicher und freundschaftlicher Beziehung blieb; dazu kamen endlich als besonders hervortretende Erscheinungen die Herzogin von Kurland und Jean Paul, welche sich besuchsweise zeitweilig in Heidelberg aufhielten und dann fast täglich mit Ditmar zusammen waren.

Der Herbst des Jahres 1816 brachte Ditmar zunächst eine schöne Reise durch die Schweiz in Gesellschaft einiger der lieben Landsleute: Bienenstamm, Stoffregen und Dr. Weiße. Es war zum großen Theil eine Fußreise, auf welcher sich Ditmar's empfänglichem Gemüth die ganze Schönheit der Schweizer Alpenwelt und die kernhafte Biederkeit ihrer Bewohner aufthat. Von dieser Reise handeln eine ganze Reihe der nun folgenden Ditmar'schen Briefe, der erste in Zug und Luzern, die weiteren in Heidelberg geschrieben. In dem letzteren trägt er aus seinem Reisetagebuch die Schilderung jener Wanderungen nach. Es sind begeisterte Schilderungen von gegenwärtig wohl sehr allgemein bekannten Schweizer Gegenden und Städten, welche für uns nicht mehr von erheblichem Belang und Interesse sind. Ich denke daher aus allen diesen Briefen nur einiges Wenige herauszugreifen, was von größerem Interesse sein dürfte, im Uebrigen es bei einigen kurzen Umrissen bewenden zu lassen.

Die Reise geht zunächst von Heidelberg nach Karlsruhe, dann weiter nach Baden-Baden und Freiburg i. Br., von wo aus ein Theil des Schwarzwaldes besichtigt wird. Dann machen sich die jungen Balten nach Schaffhausen auf, wo der großartige Wasserfall sie entzückt, und weiter nach Zürich, das ihnen in jedem Betracht ganz besonders wohlgefällt. In Schaffhausen macht Ditmar die Bekanntschaft des Professors Müller, eines Bruders des bekannten Johannes von Müller. In der Diligence, die sie von Schaffhausen nach Zürich fährt, lernt er dann ganz

zufällig zu seiner großen Freude einen Brudersohn des alten Parrot kennen, der zu Gerlsbach im Murchthale wohnt. Um 5 Uhr früh von Schaffhausen abfahrend, gelangen sie nach fröhlicher Fahrt um 12 Uhr in Zürich an. Eine kleine Episode aus Ditmar's Aufenthalt in Zürich verdient wohl mitgetheilt zu werden. In dem ersten, Zug, d. 25. September 1816 datirten Briefe berichtet er über diese Stadt:

„Alles ist hier vortrefflich! Die Menschen wetteifern mit der Natur. Liebenswürdiger aber, als fast alle, die ich in diesen gesegneten Gründen kennen gelernt habe, ist mir des reinen Naturmenschen S. Geßner's Wittwe erschienen. Ich besuchte diese edle 80-jährige Greisin und bat sie, mir die Gemäldesammlung ihres verstorbenen Mannes zu zeigen. Mit wahrhaft menschenfreundlicher Güte erfüllte das alte Mütterchen meinen Wunsch, und als ich nach mehreren Stunden ihr Haus, in dem ein himmlischer Friede wohnt, verließ, reichte mir die Alte auf eine so freundliche Art die Hand, daß mir die Thränen in die Augen traten, bat mich, meinen Namen aufzuschreiben, damit sie ihn nicht vergesse, und sagte mir dann im biedern Schweizerdialekt: „Besochen sie us wieder, wenn sie nach Zürich kommen, sie gefalle mir guet." Es fehlte wahrlich nicht viel, so hätte ich vor ihr auf den Knieen gelegen, wie einst vor gar langer Zeit unser Schwartz vor der Parrot. Kaum war ich wieder in meine Wohnung zurückgekehrt und hatte mich niedergesetzt, um einige Bemerkungen niederzuschreiben, als ich an der Thür klopfen hörte. „Herein" rufe ich und es trat ein Mann in meine Stube, der mir ein Buch überreichte. Ich sah nach dem Titel und las: „Salomon Geßner von Hottinger". Was soll ich damit, fragte ich weiter. „Das steht auf einem Billet, das im Buche liegt". Ich suchte nach und fand folgenden Zettel: „Hr. Dr. W. v. D. aus Livland, ein junger Mann voll Wißbegierde und ausgezeichneter Bescheidenheit, sah mit vielem Vergnügen Salomon Geßner's Kunstsachen. Seinem freundschaftlichen Andenken empfiehlt sich Salomon Geßner's Sel. 80-jährige Wittwe". — Was sagt Ihr, meine Aeltern, von dieser sinnreichen Art ein Geschenk zu machen? Die liebevolle Güte der feinfühlenden Greisin hat mich unendlich gerührt, so wie auch die ihrer Schwiegertochter, die eine Tochter des berühmten Wieland ist. Ich hatte ihr in einem

sehr interessanten Gespräch über Geßner erzählt, daß ich Handschriften sammelte. Dieß muß der lieben Frau Anlaß gegeben haben, für mich in das Geschenk der alten Geßner ein Blättchen aus einem Manuscript Wielands mit einer sehr freundlichen Zuschrift von ihr zu legen.*) — Was haltet ihr von dieser herzvollen Zuvorkommenheit? Ich kann Euch darüber nichts weiter sagen, als daß sie unbeschreiblich wohlthut. Gott möge die guten, redlichen Schweizer dafür segnen, daß sie die guten Eigenschaften, die ihnen die Natur gegeben hat, so sorgsam pflegen."

Weiter erzählt Ditmar in diesem Briefe von ihrer Abreise aus Zürich:

„Am 24. verließen wir bei gutem Wetter Zürich, stießen um 6 Uhr Morgens unseren Kahn mit einem gaudeamus igitur, juvenes dum sumus vom Ufer und landeten nach etwa $1^1/_2$ Stunde bei Wollishofen am Zürcher See und gingen von dort, mit unsern Bergstöcken in der Hand und unsrem Ränzel auf dem Rücken, über Adlischwyl auf den Albis, von dem wir eine herrliche Aussicht auf den Zürcher und Zuger See, sowie auf die umliegenden Gegenden hatten. Nachdem wir hier ein kleines Frühstück verzehrt hatten, ergriffen wir wieder unsern Wanderstab und gingen durch eine recht anmuthige, aber nicht besonders gebirgige Gegend längs dem Albis und Türler See über Husen, Kappel und Baar nach Zug, wo wir um 3 Uhr desselben Tages anlangten und bleiben mußten, weil es stark regnete. Vergebens warteten wir hier bis zum anderen Tage, dem 25., auf gutes Wetter. Wir mußten uns wieder auf den Weg begeben und schritten fröhlich nach Luzern, von wo aus Ihr diesen Brief erhaltet. In Zug amüsirten wir uns ganz herrlich. Ich besah noch an demselben Tage, als ich ankam, ein dortiges Capucinerkloster und ein sehr schönes Altarblatt von Caracci, auf dem Christus, vom Kreuze abgenommen, vorgestellt war. Als ich von dieser Ausflucht zurückgekommen war, musicirten und sangen wir und hörten die lieblichen Schweizerlieder an, die uns der Sohn unserer guten Wirthsleute und ihre kleine Tochter Anna Josepha, die aber Anna Seppeli

*) Bis jetzt nicht aufgefunden. Dagegen finden sich unter Ditmar's Papieren zwei Briefe von Salomon Geßner, der eine an Monsieur I. Fr. Bause, Graveur très celèbre à Leipzig gerichtet, der andere an einen Herrn in Basel (Adresse verloren).

genannt wurde, vorsangen. Den Kuhreihn, der bewunderungswürdig schön aus ihrem kleinen frommen Schweizerherzen erscholl, überschicke ich Euch. Seine Naivetät wird Euch gewiß erfreuen."

Sie schiffen sodann über den Zuger See und wandern längs dem Vierwaldstätter See über Küßnacht und Meggen nach Luzern, das gründlich besichtigt wird. Der nächste Brief, Heidelberg, den 8. November datirt, schildert diesen Aufenthalt und die Besteigung des Rigi, auf dessen Höhe sich ihnen eine entzückende Aussicht eröffnet. Wieder hinuntergestiegen, wandern sie nach Schwyz, Brunnen, Fluelen, Altorf, Bürglen nnd über Wasen durch das wildromantische Thal der Reuß hinauf bis zur Teufelsbrücke, wo Ditmar, der sich etwas von den Kameraden entfernt hat, in Gefahr geräth durch ein Paar Strolche seiner Baarschaft beraubt zu werden, indeß durch die herbeieilenden Freunde noch rechtzeitig befreit wird. Sie besteigen endlich auch noch die Furka und den Rhonegletscher — landschaftlich der Höhepunkt dieser Reise, deren glücklicher Abschluß wohl nicht im Detail mitgetheilt zu werden braucht.

In Heidelberg wird während des Wintersemesters fleißig gearbeitet: „der ganze Vormittag von 8—12 Uhr ist dem Criminalproceß, den Pandecten und dem Kirchenrecht gewidmet und Nachmittag wieder eine Stunde den Pandecten, die denn auch ein fleißiges häusliches Studium erfordern, besonders wenn sie so geistvoll und mit so vielen neuen Ansichten vorgetragen werden als von dem herrlichen unvergleichlichen Thibaut."

Ueber die baltischen Kameraden wird in einem Brief vom 1. Februar 1817 berichtet: „Rapp, Weiße und Grünwaldt leben fröhlich in Göttingen; ersterer geht bald nach Berlin, und die beiden letzteren reisen nach London. Hollander ist in Jena. Rhode ist in Rom. Stoffregen lebt in vielen Zerstreuungen in Lausanne. Fock kommt bald aus Göttingen hierher, Baerens, Dyrsen und Bandau bleiben aber dort. Hartung, Kraukling, Hartmann, Kupffer, Körber und Tottina studiren noch immer in Berlin, woselbst sich jetzt auch der wackere Baer aufhält, aber Ostern als Prosector zu Burdach nach Königsberg geht. Pander und Ramm sind in Würzburg. Hier in Heidelberg sind jetzt folgende Landsleute: Feuerabend, Straus, Goes, Schmölling, Lehmann, Staehr, Kleist, Bosse, Schöningk, zwei Blankenhagen

und Ditmar. Hier lebt man abwechselnd fleißig und in dulci jubilo und dieß ist Alles, was ich referiren kann".

Einer von den letztgenannten, Schöningk aus Kurland, macht den Landsleuten in Heidelberg schwere Sorge durch seinen sehr leidenden Zustand. In einer Nachschrift desselben Briefes vom 1. Februar berichtet Ditmar, daß er durch die Nachtwachen bei dem schwer kranken Schöningk ganz erschöpft sei. Der nächste Brief, vom 28. März 1817 meldet den Tod dieses Freundes, der schon lange an der Auszehrung leidend, schon lange sein Ende in christlicher Ergebenheit und frommem Glauben erwartend, in den Armen seiner ihn treulich pflegenden Landsleute hinscheidet. Er war ein Kurländer, aus Mitau gebürtig. Ditmar widmet ihm in diesem Briefe warme Worte der Liebe und Freundschaft. Er hat ihm auch die Grabrede gehalten, die viel Theilnahme weckte. Die edle Herzogin Dorothea von Kurland läßt Ditmar viel Verbindliches dafür sagen, daß er ihren Landsmann Karl Schöningk während seiner Krankheit so sorgfältig gepflegt. Die gute Piattoli hatte ihr davon berichtet, zugleich aber der Recke geschrieben, daß Ditmar sich durch die Nachtwachen förmlich aufreibe. Da erfolgt denn ein liebevoll mahnender Brief von Seiten der zärtlich besorgten mütterlichen Freundin, in welchem sie ihn in ihrem und auch in Tiedge's Namen beschwört, mehr für seine Gesundheit zu sorgen. — In dieselbe Zeit fällt der Silberhochzeitstag der Ditmar'schen Aeltern. Man gewinnt einen wohlthuenden Eindruck von der Wärme der freundschaftlichen Beziehungen, in denen unser Ditmar lebt, wenn man die Schilderung liest, wie er an diesem Tage von allen Seiten durch kleine Aufmerksamkeiten erfreut wird. Der eine der Freunde schenkt ihm Wieland's Oberon mit tiefgefühlten Begleitworten; ein anderer eine Dose mit dem Bildniß Kaiser Alexanders von Rußland; ein Dritter ist, Ditmar's Vorliebe für die Naturwissenschaften kennend, zwei Meilen weit geritten, um ihm aus dem Vitriolbergwerk in Schrießheim Stufen zu bringen. Frau von Piattoli übersandte ihm am Silberhochzeitstage der Eltern einen Ring von Eisen mit dem in Golde gearbeiteten Bilde Kaiser Alexanders. Alle senden den trefflichen Eltern des Freundes herzlichste Grüße zu ihrem Ehrentage. Unter den theilnehmenden Freunden hebt Ditmar seinen Lehrer Thibaut besonders hervor, von dem er sagt: „Er ist der

vortrefflichste, wackerste Mann, den ich kennen gelernt habe und der mir täglich lieber und theurer wird." Auch die elegische Dichterin Elise Sommer, eine schwergeprüfte Frau, scheint Ditmar sehr lieb gewonnen zu haben. Er spricht in sehr herzlichen warmen Worten von ihr und ihrer Theilnahme für ihn.

Ein weiterer Brief vom 3. Mai 1817 beschäftigt sich namentlich mit der in Aussicht genommenen militärischen Karrière des Bruders Alexander von Ditmar, Vaters des edlen, unvergeßlichen, geistvollen Friedrich von Ditmar, der seinen zahlreichen Freunden im Mai 1894 so unerwartet durch einen jähen Tod entrissen ward. Weiter berichtet Ditmar in diesem Briefe: „Die gute Herzogin von Kurland, die aus Dorpat an Euch schreiben will, um Euch zu melden, wann sie auf ihrer Rückreise von Petersburg durch Dorpat kömmt, um dort wenigstens Dich, mein alter Vater, kennen zu lernen, wird Euch viel von mir erzählen, da ich während 6 ganzer Tage vom Morgen bis zum Abend bei ihr gewesen bin, mit ihr kleine Spazierfahrten gemacht habe und mit ihr spazieren gegangen bin. Sie ist eine höchst seltene Fürstin, bei der sich, bei allen großen Eigenschaften des Geistes und eines edlen Charakters, auch keine Spur von Eitelkeit und Stolz findet. Ist es Dir möglich, geliebter theurer Vater, so folge der Einladung der lieben Herzogin. Sie wünscht es sehr, Deine Bekanntschaft zu machen. — Als sie hier in Heidelberg ankam, ernannte sie mich zum Inhaber ihrer Dorotheen-Erinnerungsmedaille, die sie mit Bewilligung des Kaisers von Rußland austheilen darf. Auf der einen Seite derselben ist ihr wohlgetroffenes Bild und auf der andern liest man die Worte: „Anna Dorothée Duchesse de Courlande à ses amis". Diese Medaille wird an einem blauen gewässerten Bande um den Hals getragen. Jetzt läßt sie für mich auch noch ein wohlgetroffenes Bild von sich zu Paris in Oel copiren, und als sie von hier nach Berlin abreiste, schenkte sie mir eine sehr schöne Tabaksdose zum Andenken und gab mir ein kleines Gedicht, das sie für mich auf ein Stück Papier abschrieb, weil mir das Gedicht und Papier gefielen und ich ihr beides gesagt hatte. — — Meine edle Mama Elisa, Tiedge und die himmlische Julie von Piattoli haben mir aufgetragen, Euch alle herzlich zu grüßen. Sie sind Euch so gut, als wären sie alte Freunde von Euch. — Im Juli kommt Mama mit Tiedge her,

der mir erst ganz kürzlich einen bezaubernd schönen Brief geschrieben hat".

„In diesem halben Jahre lese ich hier vor einem Auditorio von 13 Personen das Lehen-Recht. Ich wurde dazu aufgefordert und mußte mich dazu entschließen, so ungern es immer geschah".

„Am 8. Mai a. St. ist Mamas Geburtstag. Für mich ein großes Fest, weil ich diese edle Frau unendlich liebe. — Für Dich, gute alte Mutter, liegt bei mir die Sammlung der Gedichte von Elisa Sommer. Die Dichterin schickte sie mir vor einigen Tagen zu und hat einige Worte für Dich hineingeschrieben. Schreibe ihr doch einige Worte des Dankes. Es ist eine höchst unglückliche, sehr bedauernswerthe Frau".

Aus dem Umstande, daß Ditmar in Heidelberg dazu gedrängt wird, ein Kolleg zu halten, wird man wohl schließen dürfen, daß seine wissenschaftliche Befähigung von den kompetenten Heidelberger Juristen sehr günstig beurtheilt wurde, wofür auch die spätere rege Korrespondenz mit Thibaut deutlich spricht.

Der nächste Brief, datirt Heidelberg d. 10. Juli 1817 alten Stils, ist wieder recht inhaltreich und interessant, insbesondere in seinem zweiten Theile, der von Jean Paul's Besuch in Heidelberg berichtet. Im ersten Theile desselben läßt sich Ditmar wiederum eingehend über die geplante militärische Karrière des Bruders Alexander aus. Er hatte derselben gegenüber ursprünglich ernste Bedenken, insbesondere wegen der mit dem Offiziersstande verbundenen sittlichen Gefahren, erklärt sich aber nach einer eingehenden Auseinandersetzung des Vaters mit dem Plane einverstanden und wünscht nur, daß der Bruder seine Lebensaufgabe im höchsten, idealsten Sinne erfassen möge. Er sagt darüber unter Anderem:

„Möge er stets die Ueberzeugung mit sich umhertragen, daß wir nur leben um einst zu leben, und daß es höhere Freuden und höheren, seligeren Lohn giebt, als uns diese Welt geben kann. Verläßt er mit diesen Gesinnungen und mit treuer, ewig jugendlicher Liebe zu den Seinigen das elterliche Haus, dem er Alles, was nur Schönes, Erfreuliches und Erhabenes ihm zu Theil geworden ist und noch zu Theil werden wird, zu verdanken hat, — dann nimmt er mit sich hinaus in die Welt den Segen und die Liebe der Seinigen und es wird mir lieb und achtungswerth

sein, wenn er einer Neigung folgt, die edel und schön ist, wenn sie aufgefaßt wird in ihrer wahren Deutung, die sich in dem Wunsche und in der Pflicht ausspricht, dem Vaterlande zu nützen nach dem höchsten Maaße seiner Kräfte, und dadurch endlich zu erringen, was des Mannes, was des Menschen würdig ist! — Möge Alexander immerhin seinem Kaiser, seinem Vaterlande dienen, — es soll mich aber freuen, es soll mich mit unendlicher Liebe für ihn erfüllen, wenn er nur dabei immer den höheren Zweck des Lebens vor Augen behält, der in der Uebung jeder nur denkbaren guten Handlung, jeder Tugend und in der Meidung jedes Unrechts, alles Schlechten, auch des allergeringsten, fast unbemerkbaren Nichtredlichen besteht. Unser bester Führer ist das Gewissen, wenn wir es nur wach erhalten und es oft und vielfach um Rath befragen. Gut, sehr gut wäre es, wenn Alexander fleißig Seume's Schrift über die Bestimmung des Militärstandes lesen würde und sie immer bei sich trüge! Man kann unendlich viel aus derselben lernen und wird auf viel Wichtiges durch sie aufmerksam gemacht." — — Dieser Passus, insbesondere auch der letztangeführte Rathschlag, darf wohl als recht charakteristisch für die damalige Zeit bezeichnet werden.

Ditmar geht weiter auf seine eigenen Pläne über und setzt die Gründe auseinander, weswegen er in Heidelberg den Doctor juris erwerben möchte. „Es ist nämlich meine Absicht, gleich nach meiner Rückkehr in's Vaterland in Dorpat Vorlesungen zu halten und zwar über die Rechtswissenschaft. Ich will diese wählen, weil ich dadurch am meisten meinem lieben Vaterlande nützen kann, indem ich eine größere Rechtskenntniß zu verbreiten suchen werde. Um aber nur diesen Zweck zu erreichen, muß ich durchaus Doctor der Rechte seyn" u. s. w. Er hofft auf eine Professur an der Universität Dorpat. Sodann erzählt er noch, in wie liebevoll theilnehmender Weise der Heidelberger Freundeskreis mit ihm den Hochzeitstag seiner Schwester Annette und des Freundes Schwartz begangen habe. Frau von Piattoli, die den jungen Freund zu sich gebeten hatte, geleitete ihn in das Haus des Kirchenraths Schwarz und hier wurde nun zu Ehren des Tages ein kleines Fest mit heiteren, herzlichen Toasten gefeiert. Die Piattoli selbst schenkte Ditmar zur Erinnerung an diesen Tag ein schön ausgenähtes Taschenbuch, „begleitet von wenigen Zeilen,

die aber herrlicher und schöner sprechen als oft bogenlange Briefe". Der Abend wurde im Kreise der jungen Freunde und Altersgenossen auf's Fröhlichste verjubelt. — Endlich berichtet Ditmar über den Besuch Jean Paul's in Heidelberg, und diesen interessantesten Theil des Briefes will ich im Folgenden ausführlicher mittheilen. Er schreibt:

„Daß der herrliche Jean Paul jetzt in Heidelberg ist und daß ich jeden Tag bei ihm bin und mit wirklich entzückender Liebe und Freundschaft von diesem edlen, großen deutschen Dichter behandelt werde, gehört zu den schönsten und erfreulichsten Ereignissen meines Lebens. — Jean Paul ist wahrlich das größte Genie, das seit 500 Jahren in Deutschland geboren worden ist, aber er ist noch mehr, als ein Genie, er ist ein herrlicher, edler Mensch, ein Familienvater seltener Art, — kräftig gegen die Anfechtungen des Lebens und kindlich fromm und voll Liebe gegen jeden, der ihm Liebe erweist. Es ist wirklich rührend, den frommen Mann so umherwandeln zu sehen in der Natur, sich innig freuend über den Strahl der Sonne, über die Wolken und selbst über den Wind, wie er mir selbst sagte. Alle Menschen, die ihn umgeben, gehören zu ihm, — jedem muß er einen freundlichen guten Morgen oder guten Abend wünschen, — und mit jedem, der sich ihm naht, sey es wo und wer es wolle, muß er sprechen! Sein Gemüth und Herz ist fromm und gut, — nicht die höchsten Beweise der Verehrung machen ihn irre, — es ist ihm gleichviel, sey der, der ihn liebt, berühmt oder unberühmt, er muß jedem eine Freude machen, — denn sein ganzes Sinnen beschränkt sich nur darauf, Freude und Entzücken zu verbreiten, so viel in seinen Kräften steht. Auch ich, meine geliebte Aeltern, habe ihm, dem edlen Jean Paul, ein unnennbares Entzücken zu verdanken; denn denkt Euch einmal, was er gethan hat. Es war am 27. Juni a. St., als ich in Arbeiten vertieft in meinem Dachstübchen saß. Plötzlich wurde ich durch Anklopfen an meine Thür unterbrochen und rief: „herein". Die Thür öffnete sich und es traten ganz unerwartet in die Stube Jean Paul, Thibaut, Voß und Schwarz. Nun denkt Euch einmal meine Ueberraschung! Ich sprang von meinem Stuhl und wußte garnicht, was ich machen sollte. Fast bewußtlos lief ich umher, bis ich endlich, vom Gefühl überwältigt, in Thränen ausbrach! Tief ergriffen standen aber auch die edlen

Männer vor mir, jeder reichte mir die Hand und freute sich über meine Freude: Jean Paul umarmte und küßte mich mit Thränen und sagte mir nichts weiter als: „Sie sind es werth, daß wir alle Sie lieben! — Diese Liebe, die Sie verdienen, haben wir Ihnen durch unsern Besuch am deutlichsten offenbaren wollen; wir bleiben diesen ganzen Abend bei Ihnen! Aber noch mehr, als wir Ihnen Liebe erweisen, beweisen Sie uns durch Ihre Freude!" — Hierauf fing er gleich an zu scherzen und sprach so heiter und munter, daß auch ich wieder munter wurde. Schnell bestellte ich ein kleines Abendessen und ließ Wein holen und nun verlebte ich einen Abend, wie noch keinen in meinem ganzen Leben. Bis 12 Uhr blieben wir zusammen und ich weiß Euch von der Zeit, von 8—12 Uhr, nichts weiter zu sagen, als daß ich in ihr ein seeliger Mensch war. Ich wünsche, meine Aeltern, daß Ihr mich an diesem Tage hättet sehen können, — ich glaube, Entzücken und Wohlgefühl hätte Euch das Herz gefüllt! Es ist wirklich nichts Geringes, einen Menschen seelig zu sehen! — Schildern kann ich Euch übrigens diesen herrlichen Dichter und Menschen ebenso wenig, als man die Poesie und Musik schildern kann. Beide wirken auf unsere Seele, ohne daß wir es wissen, wodurch! In beiden spricht sich der Abglanz des Göttlichen aus, so wie in dem edlen Jean Paul! — Nur ein Zug und der mag hinreichen, Euch das liebereiche Herz des Mannes zu charakterisiren, vor dem sich in Ehrfurcht mein Herz und mein Geist neigt und vor dem sich meine Kniee beugen könnten. Er erzählte mir nämlich, daß er es immer gewünscht habe, Satyren schreiben zu können, und daß er auch fühle, daß er die Gabe dazu von der Natur erhalten habe, — und doch könne er es nicht. Denn so oft er den Versuch gemacht und wenn er auch oft schon viele Seiten, mit Salz und Lauge reich ausgestattet, geschrieben hätte, so habe sein Herz es nie zugegeben, weiter zu schreiben; er habe dem Gegenstande seiner Satyre durchaus wieder etwas freundliches sagen müssen und dann ist gewöhnlich damit der ganze Zweck seiner Schrift so verloren gewesen, daß er sie jedesmal habe cassiren müssen. — Urtheilt selbst über diesen Charakterzug! Er spricht zu klar und deutlich, als daß ich etwas hinzuzufügen brauchte. — Es ist fast unglaublich, mit wie großer Verehrung Jean Paul hier behandelt wird. Jeder Bewohner der Stadt sucht ihm eine Freude zu

machen, — jeder wünscht ihm seine Dankbarkeit und Verehrung an den Tag zu legen. Sollte ich Euch hier alles aufzählen, was ihm zu Ehren veranstaltet wird, so müßte ich ein kleines Büchelchen für Euch schreiben. Das gestattet mir nun aber der enge Raum eines Briefes nicht, und ich zähle für Euch, meine Aeltern, dieses Mal nur noch ein Paar Hauptbegebenheiten der Reihe nach her. Mehr sollt Ihr mündlich von diesem genialen, edlen Menschen erfahren, und einiges auch noch dann, wenn er nach einigen Wochen Heidelberg verlassen hat. Alsdann habe ich etwas Geschlossenes vor mir, aus dem ich das Allerinteressanteste nach Gefallen aufgreifen und Euch mittheilen kann. Also hier nur noch Weniges: Am 30. Juni a. St. brachten ihm die hiesigen Studenten ein Vivat mit Fackeln. Ich war grade bei ihm und werde es nie vergessen, wie sich seine Freude äußerte. Er lief auf den Markt und wollte ihnen einige Worte sagen. Aber die Freude drückte ihn so nieder, daß er nicht ein Wort hervorbringen konnte, sondern, in einer Art von Verklärung, andächtig die Hände faltete und betete. Drauf reichte er jedem einzelnen die Hand und drückte sie bieder und treu. Am 1. Juli wurde Jean Paul's wegen eine große Wasserfahrt von 4 Meilen veranstaltet. Eine Gesellschaft von 80—100 Personen, unter denen auch ich mich befand, fuhren nämlich in einem großen Schiffe nach dem Dorfe Hirschhorn. Langsam glitt das lebenvolle Boot über die Wellen, — es ward gesprochen, musicirt, gesungen, gegessen und getrunken. Der Ruf der reinen Freude wirbelte gen Himmel und das Echo antwortete in den Bergen. An vier Ruinen glitt der Strom mit dem freudeerfüllten Schiffe vorbei. In jeder der Ruinen hatten sich Studenten versammelt, und so wie ihnen das Boot nahe kam, so wurde auch dem edlen Jean Paul ein kräftiges Vivat aus jeder Ruine entgegen gerufen und dazu tüchtig geschossen. Von Zeit zu Zeit schifften kleine Kähne an unser Boot und man überreichte aus denselben dem biedern Jean Paul einen Schmuck von Eichenlaub, oder es ward ihm ein Ständchen gebracht, oder auch ein Vivat. Gegen 4 Uhr Nachmittag ließen wir das Schiff umlenken, um nun wieder ganz langsam nach Heidelberg zu schiffen; aber bei dem Städtchen Neckarsteinach landeten wir wieder an und zogen mit Musik auf einen hohen Berg und begannen nun einen freudigen Tanz, in dem sich Prinzen und Nichtprinzen mit gleicher

Unbefangenheit bewegten. Eine ganz besondere Herzensfreude war es mir, den Prinzen Gustav von Schweden, den Sohn des abgesetzten Königs, sein Schicksal so ganz vergessen zu sehen; denn durch einen längeren freundschaftlichen Umgang mit ihm habe ich ihn als einen rechtlich gesinnten und talentvollen jungen Menschen lieben gelernt. Er wohnt hier in Heidelberg. Nächstens auch etwas über ihn und seinen wackern Führer, den Hrn. v. Polier aus Genf. — So verging allmählich im Jubel die Zeit und die Gestirne der Nacht erinnerten uns an die Heimkehr. Um ½10 Uhr gelangten wir in Heidelberg an und die funkelnden Sterne freundlich grüßend ging jeder, noch von Freude erfüllt, in die Einsamkeit seiner Wohnung, um noch einmal in friedlicher Stille den Tag zu durchleben. Mir ist dieser Tag ein Augenblick gewesen und doch eine Ewigkeit! Von Jean Paul habe ich an diesem Tage gelernt, wie man sich freuen muß; denn seine Freude ist immer ein stilles Gebet, das aus tiefem Dankgefühl hervorgeht! — — Am 6. Juli a. St. ging die hiesige philosophische Fakultät in einer feierlichen Procession zu Jean Paul und überreichte ihm das Ehrendiplom eines Doctor der Philosophie, in dem es von ihm wörtlich so heißt. Ich setze das Lateinische her, weil es für die, welche der Sprache kundig sind, durchaus interessanter ist als die Uebersetzung. Schwartz, dem ich auf seinen Brief an mich nächstens ganz besonders antworten werde, wird es Euch, meine Aeltern und Geschwister, gewiß gern verdeutschen. Das Lateinische nun aber heißt so: „Nos Decanus etc. in virum clarissimum nobilissimum generosissimum Joannem Paulum Frid. Richter Curio-Variscum serenissimo Hilperhusano Duci a legationum consiliis poetam immortalem lumen et ornamentum saeculi decus virtutum principem ingenii doctrinae sapientiae Germanorum libertatis assertorem acerrimum debellatorem fortissimum pravitatis mediocritatis superbiae virum qualem non candidiorem terra tulit ut dotibus ejus omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem pietatem reverentiam Doctoris Philosophiae et liberalium artium Magistri nomen privilegia et jura rite honorisque causa contulimus collataque hoc diplomate sigillo ordinis nostri munito promulgavimus. — — Nun, nachdem Ihr, geliebte Aeltern, dieß gelesen habt, wäre es überflüssig noch ein

Wort zum Lobe Jean Paul's hinzuzufügen. Dieses Lob hat ihm eine ganze Fakultät ertheilt, die ihn besser beurtheilen kann als ich. Nur noch einiges muß ich Euch von dem edlen Manne wiedererzählen. Es muß Euch nämlich höchst wichtig seyn zu erfahren, daß auch Jean Paul jetzt magnetisirt und zwar mit dem erwünschten Erfolge. Damals, als er seine Abhandlung über den Magnetismus schrieb, that er es noch nicht; — es waren damals also nur ausgesprochene Ahnungen, die jetzt in eine freudige Erfüllung gegangen sind. Als er mir dieß erzählte, nahm ich Gelegenheit, ihn mit dem trefflichen Berg bekannt zu machen, und theilte ihm daher den Brief mit, den ich von dem redlichen Berg erhalten habe. Er las ihn mit sichtbarer Freude und trug mir einen recht herzlichen Gruß an ihn auf. Zugleich bat er mich, an Berg zu schreiben und ihn zu bitten, daß er *selbst* ihm ein Exemplar seiner Schrift über seine magnetische Heilung schicken möge und setzte noch mit unbeschreiblicher Gutmüthigkeit hinzu, einige Zeilen des wackern Mannes könnten mich sehr erfreuen. Theilt dieß dem hochverehrten Freunde unseres Hauses mit! Ich hoffe, daß diese Mittheilung ihm Freude machen wird. Aber schreibt ihm auch zugleich und überschickt ihm tausend liebevolle Grüße von mir, daß er mir doch ja recht bald ein Exemplar seiner Schrift und einen Brief für Jean Paul schickt. Ich stehe dafür, daß er eine ihn hocherfreuende Antwort erhalten wird. Ich schicke ihm alsdann Jean Paul's Brief und melde ihm manches Interessante über die magnetische Cur, dich ich jetzt mache.*) Sie nimmt einen sehr erwünschten Fortgang und ich hoffe, daß meine Patientin, die an einem Arm ganz gelähmt ist, noch vor meiner Abreise von Heidelberg ganz hergestellt seyn wird. Ich magnetisire sie jeden Tag nur $^1/_4$ Stunde und jedesmal fängt sie während der Manipulation an zu schlafen. Im Anfange konnte sie den Arm und die Hand garnicht bewegen, jetzt aber schon recht gut. Man muß bei einer solchen Cur gläubig und andächtig

*) Ueber diese Kur hat Ditmar schon früher in seinem Briefe vom 1. Februar 1817 berichtet: „In diesen Tagen beginne ich hier unter Anleitung des Professor Schelver eine magnetische Cur, weil er bei mir besondere Gaben zur Ausübung dieser Heikunst bemerkt haben will. Möge mir Gott die Heilkraft verleihen, durch die er unserm trefflichen Berg in so hohem Grade die umdunkelten Verborgenheiten des inneren Menschenlebens aufschloß".

werden. — Wir haben noch ein großes Werk über den Magnetismus von Jean Paul zu erwarten. Er hat eine unbeschreiblich große Anzahl von Thatsachen schon gesammelt und erwartet nun nur noch den Blitz, der von oben kommen muß, wie er sagte, und das Dunkel theilen wird und ihm eingeben soll, wie ein System des Magnetismus zu bearbeiten ist. Bis zur Erscheinung dieses Blitzes arbeitet der wackere Jean Paul nun aber fleißig an anderen Schriften. So bekommen wir namentlich zu Michaelis 1817 von ihm eine neue Auflage des alten guten Siebenkees, wie er selbst ihn nennt, die in 4 Bänden, stark vermehrt und verbessert, erscheinen soll. Er zeigte mir die neue Bearbeitung, um mich aufmerksam zu machen, daß man ihm viel zu viele Ehre erweist, wenn man glaubt, daß er so alles aus dem Aermel schüttele; denn „sehen Sie nur", sagte er, „wie ich verbessere und ganze Stellen durchstreiche. Den Herrn Kritikern muß ich das auch zeigen, damit sie mich würdigen lernen", — und so ging er zu Voß. — Jean Paul hat jetzt den alten Siebenkees selbst kennen gelernt, und, wie er sagte, die Zusätze und Verbesserungen aus dessen Leben geschöpft. „Alles ist in dem Werke wahr, wie es gesagt, und doch ist nichts so, wie es gesagt ist", fügte er noch lächelnd hinzu. — Diese Aeußerung erinnert mich an einen anderen Einfall von Jean Paul, den ich Euch doch noch zum Schluß mittheilen muß. Ich sprach nämlich einmal mit ihm und während des Gesprächs bemerkte ich, daß eine Spinne über eine Nelke lief, die er an der Brust trug. Ich griff nach ihr, um sie wegzunehmen. „Was ist da" fragte er. „Eine Spinne" antwortete ich. „Verzeihen Sie", erwiderte er, „Sie haben sich versprochen; nicht eine Spinne, sondern ein Recensent auf den unschuldigsten Blumen". Dieß ist wirklich die herrlichste Charakteristik der alles begeifernden Recensenten, die ja auch die Schriften des herrlichen Jean Paul so oft mißverstanden und ihre schwachen Pfeile gegen sie abschossen. Ich kenne wenigstens noch keine bessere und kürzere Charakteristik dieser literärischen Handwerker, von denen so viele junge, angehende Autoren für einen guten Schinken auch eine gute Recension erkaufen können, wie dieß wenigstens bei Eichstädt in Jena möglich ist. Meiner Meinung nach dürfen die Schriften von Jean Paul aber auch durchaus nicht von *einem* Manne beurtheilt werden. Es scheint mir ebenso widersinnig, als wenn *Einer* eine Zeitschrift

recensiren wollte, in der aus den verschiedensten Wissenschaften die verschiedenartigsten Aufsätze stehen; die Kenntnisse eines Mannes reichen dazu nicht hin. Dieß ist denn aber auch ein Tadel, der, wie ich glaube, die Schriften des großen, edlen Dichters durchaus treffen muß; denn jeder Schriftsteller muß sich doch wohl eine bestimmte Klasse von Lesern denken, die im Stande ist, ihn ganz zu fassen. Bei Jean Paul verhält es sich aber anders; er denkt sich zu seinem Leser immer einen Polyhistor; aber wie viele giebt es denn derer? Er zwängt zu viel Verschiedenartiges aus der unermeßlichen Fülle seiner Kenntnisse zusammen; daher wird er so oft mißverstanden, — daher wird er nur von so wenigen gelesen, was ordentlich ein Jammer ist, und daher wird er selbst von diesen Wenigen so unbeschreiblich oft falsch gedeutet. Es scheint mir diese Art zu schreiben, einen Mangel an wahrem Geschmack zu verrathen. Hätte er aber diesen, wie ich ihn mir denke und wie er ihn auch gewiß hat, wovon man sich überzeugen kann, wenn man seine Vorschule zur Aesthetik und seine Levana liest, so verlöre er nicht so oft den Zweck seiner Arbeit aus den Augen und wäre noch unerreichbarer, als er es wirklich schon jetzt ist. Aber dieß ist ein Fehler Jean Paul's, den nur Gott, der ihn in der höchsten Begeisterung erschaffen haben muß, dem edlen Dichter nehmen kann, — er müßte ihn an Kenntnisse und Phantasie ärmer machen! Sey dem nun übrigens, wie ihm sey! Wir wollen Jean Paul, als ein köstliches Kleinod, dankbar aus der Hand Gottes empfangen, und ihn innig und herzlich lieben, weil er ein edler, trefflicher Mensch ist, und weil auch er uns alle liebt. Ihm heißt der biblische Spruch nicht: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst"; sondern vielmehr: „Liebe deinen Nächsten mehr, als dich selbst".

Schließlich erlaubt es mir, geliebte Aeltern, nun noch, hier einige Grundzüge zu einer Charakteristik eines andern hochgepriesenen deutschen Dichters, Goethe's, Euch mitzutheilen. Ihr selbst mögt das Geschäft des alten Griechischen Plutarchus übernehmen und zwischen beiden Dichtern, die beide groß in ihrer Art sind, die Parallele ziehen. Als Dichter sollen sie nicht verglichen werden, — wohl aber als Menschen; denn alle Menschen in der Welt haben nur eine große Aufgabe zu lösen, d. h. sie sollen Menschen werden. Der eine löst sie, der andere nicht, der eine

mehr, der andere weniger. In wie weit es nun Goethen gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen, mögt Ihr aus dem Folgenden zur Genüge abnehmen. Daß nämlich Goethe Weimar auf immer verlassen hat und daß Kotzebue an seine Stelle getreten ist, werdet Ihr gewiß schon wissen, — vielleicht aber noch nicht die Veranlassung zu diesem Schritte, so wie auch noch eine andre Handlung, durch die er seinen letzten Aufenthalt in Weimar furchtbar befleckte. Drum will ich Euch beides kurz erzählen, meine geliebte Aeltern. Dem Großherzog von Weimar fällt es einmal zufällig bei, das Stück Le chien d'Aubry, in dem ein Hund die Hauptrolle spielt, aufführen zu sehen. Er theilt Goethen, dem Director des Theaters, diesen Wunsch mit; letzterer verweigert aber die Erfüllung desselben auf eine solche Art, daß der Großherzog böse wird und hartnäckig darauf besteht, daß sein Verlangen erfüllt werde. Goethe sieht sich genöthigt nachzugeben, revolutionirt aber die Schauspieler und diese schicken zu dem Fürsten eine Deputation, mit der Versicherung, daß sie alle ihren Abschied nehmen würden, wenn der Großherzog fernerhin auf seinem Vorsatz beständе; denn sie seyen von dem Hrn. Geheimrath nicht deswegen so sorgfältig gebildet worden, um einst in einem Drama auf der Schaubühne aufzutreten, in welchem ein Hund die Hauptrolle spielt. Hierdurch noch mehr empört, läßt ihnen der Großherzog antworten, daß sie in Gottes Namen alle fortgehen könnten, — er wolle und müsse nun einmal das Stück sehen. Die Sache scheint den Schauspielern bedenklich und sie entschließen sich in Weimar zu bleiben und das Stück zu memoriren. Der zur Vorstellung bestimmte Abend erscheint, — alles ist im Theater versammelt, aber vom Director desselben wird der Wink zum Anfange nicht gegeben. Der Großherzog erkundigt sich, wo denn Goethe sey, und erhält die Antwort, daß er soeben nach Jena abgereist wäre, weil seine Ehre es nicht erlaube, diesen Abend in Weimar zu bleiben. Am andern Morgen früh fährt der Großherzog selbst zu Goethen nach Jena und bittet wegen seines Eigensinnes um Verzeihung. Goethe aber will davon nichts wissen und antwortet ihm: „Verzeihen kann ich, ob aber auch vergessen, das weiß ich noch nicht. Ich finde diese Gelegenheit übrigens sehr schicklich, um mir meine Entlassung aus dem Dienste zu erbitten. Lange schon war es mein Vorsatz, noch einmal nach Italien zu reisen

und diesen Plan werde ich denn nun jetzt auch bestimmt realisiren". Der Großherzog sucht zur Rückkehr zu bereden, aber vergebens! Der stolze Goethe verläßt Weimar und sein edler Fürst — — verdoppelt aus alter treuer Anhänglichkeit seinen Gehalt. Ein schöner Zug in dem Charakter des Großherzogs, aber ein .....*) in dem Goethes!! Doch ich eile zu einem andern Charakterzuge dieses hochgefeierten Dichters, den man in Deutschland, wegen seines großen Genies, auch zum moralisch-großen Menschen gemacht hat. Ich spreche über seinen Werth oder Unwerth kein Urtheil aus. Das Folgende möge diesen bestimmen. Goethes Sohn hatte sich nämlich in ein junges Mädchen bürgerlicher Herkunft verliebt und bittet seinen Vater um die Einwilligung in diese Heirath. Der stolze Hr. Papa wird böse und will den Bitten des Sohnes kein Gehör geben, da er schon ein altes adliches Fräulein für ihn bestimmt habe; denn die Heirath mit einer Bürgerlichen beschimpfe seine Familie. Der Sohn stellt dem alten Brummkopf vor, daß ja auch er eine Nichtadliche, die Tochter des berüchtigten Vulpius in Jena, des Verfassers des Rinaldo Rinaldini, zur Frau gehabt habe. Doch alles hilft nichts, der Vater dringt auf die Heirath mit dem alten adlichen Fräulein und der Sohn verspricht zu gehorchen, um nicht zu zerfallen mit dem Vater. Dieß erfährt das unglückliche bürgerliche Mädchen, rennt fast bewußtlos in's Theater und klopft an Goethes Loge. Kaum ist sie aufgegangen, so stürzt sie ihm zu Füßen und bittet ihn mit Thränen und tiefem Schmerz, er möge sie doch nicht unglücklich für ihr ganzes Leben machen. Der Kalte aber stößt sie mit schneidender Frostigkeit fort und legt ihr Schweigen auf. Ohnmächtig wird sie aus dem Theater getragen und die Folge dieses Vorganges ist ein Wahnsinn, von dem das unglückliche Mädchen jetzt zwar geheilt worden ist; aber die Folgen der Verstandeszerrüttung haben eine Auszehrung nach sich gezogen, von der die Aerzte sie nicht zu befreien glauben. O fürchterlich! fürchterlich! Beide Begebenheiten sind mir kürzlich von einer wahrheitsliebenden Weimaranerin erzählt worden! Also sind sie gewiß wahr.**)

---

*) Die Punkte sind von Ditmar selbst gesetzt.
Der Herausgeber.

**) Die „wahrheitsliebende Weimaranerin" wird von Ditmar in seinen Tagebuchaufzeichnungen auch mit Namen genannt — Röschen Goulon. Die

Mit dem Professor Rühs in Berlin bin ich in einen literarischen Zweikampf gerathen. Er forderte mich nämlich in Berlin auf, ihm für seine Zeitschrift eine Abhandlung über die in Kurland wohnenden Kreewinen zu liefern. Ich thats und darauf griff er mich in einer Anmerkung zu dieser Abhandlung an. Gegen diese Anmerkung ist nun hier vor wenigen Tagen eine kleine Schrift von mir im Druck erschienen, die den Titel „Gegenbemerkung auf eine Bemerkung von Hrn. Prof. und Ritter Dr. Friedr. Rühs in Berlin. Von W. v. D." führt und das doppelte Motto hat: Et nobis, de populo ignoto quid videatur, liceat dicere. Hanc veniam petimus damusque vicissim; und patriam non noscere turpe est. — Ich hoffe gewiß Rühs zu besiegen, wenigstens sind schon jetzt die Meisten meiner Meinung. Nächstens hierüber mehr.

Allen Lieben im theuren Vaterlande viele herzliche Grüße. Mit ganz vorzüglicher Liebe und Sehnsucht weilt mein Geist und Herz bei den Theuren in Zintenhof.

Doch, es ist Zeit, meine Aeltern, daß ich diesen langen Brief schließe. Fast hätte ichs schon vergessen, daß auch ein Brief enden muß. Doch, dieser Drang, mich mit Euch zu unterhalten, möge Euch lebendig sagen, wie lieb, wie theuer Ihr alle mir seid! Lebt wohl, meine Aeltern und Geschwister, und gebet bald die allererfreulichsten Nachrichten von Eurem Wohlbefinden

Eurem Euch treu liebenden Sohne Woldemar.

Heidelberg,
den 10. Juli 1817, alten Styls.

Seid nachsichtig gegen die Fehler in diesem Briefe.*) Er ist mir so lang geworden, daß ich mich nicht entschließen kann ihn durchzulesen. — Alle unsere Leute grüßt doch auch von mir!

---

beiden Geschichten, von denen die erste ja recht bekannt und keineswegs so schlimm für Goethe ist, verrathen in dieser Form deutlich ihren Ursprung aus den Goethe feindlichen Kreisen in Weimar. Wenn Ditmar sie in gutem Glauben weiter erzählt, so ist auch daran zu erinnern, daß in den Kreisen, wo Jean Paul, Tiedge und die Recke verehrt und gefeiert wurden, großentheils ein Gegensatz, ja eine Abneigung Goethe gegenüber bestand, derzufolge häßliche Geschichten von ihm gerne geglaubt wurden. Ein näheres Eingehen auf die Sache, resp. eine Vertheidigung Goethes dürfte hier kaum am Platze sein.

*) Eine Anzahl solcher Fehler habe ich mir erlaubt, stillschweigend zu korrigiren. D. H.

Der folgende, verhältnißmäßig nicht kurze Brief, datirt: Heidelberg, den 24. August 1817 a. St., handelt zuerst von geschäftlichen Angelegenheiten, kündigt Ditmar's Absicht einer baldigen Uebersiedelung nach Berlin an und spricht zum Schluß von zwei Beilagen. Die erste derselben ist „ein Brief von dem alten redlichen Karl Zimmermann", der noch derselbe gute Mensch ist, der er früher war und an Ditmar's Aeltern mit wirklich kindlicher Liebe hängt. „Die zweite Einlage ist eine Haarlocke von Jean Paul, die ich ihm selbst abgeschnitten habe. Ich sagte ihm, daß sie für Euch bestimmt sey. Gleich hielt er mir seinen Kopf hin und rief: „Schneiden, schneiden Sie nur so viel ab, als Sie wollen — nur nicht von der Glatze. In Baireuth kann die Natur die Symmetrie wieder herstellen, denn dort läßt man mich ungeschoren". — Möge diese Haarlocke*) des frommen Dichters mein Talisman seyn. Als Jean Paul abreiste, schenkte er mir zum Andenken seine „politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche". In denselben lag ein Blättchen, auf dem die Worte standen: „Meinem guten Ditmar in der Stunde des Abschieds. J. P. F. R." **) — Mündlich, oder auch noch schriftlich über die Art, wie er mir das Geschenk gab, und überhaupt recht viel über diesen köstlichen Menschen. — Viele Grüße an alle Lieben. — Und so lebt denn wohl; mein letztes Lebewohl aus Heidelberg erst im nächsten Briefe. — Ewig Euer Euch treu liebender Sohn

Woldemar.

---

*) Die Haarlocke Jean Pauls — schönes, kräftiges, nußbraunes Haar — ist im Nachlaß Ditmar's erhalten, in einem fein ausgenähten Taschenbuche, welches noch andere Erinnerungen dieser Art enthält, auch eine Locke der verehrten Elisa von der Recke (blond mit grau gemischt). Auf dem Jean Paul's Locke enthaltenden Papiere hat Ditmar bemerkt: „Als ich am 30. Juli a. St. Jean Paul bei Schwarzens dieses Haar abschnitt, drehte er seinen Kopf nach allen Seiten und rief: „Schneiden Sie in Gottes Namen so viel Sie wollen ab, nur nicht von der Glatze." — Es ist übrigens als eine ganz besondere Gunst anzusehen, daß Jean Paul Ditmar gegenüber mit seinem Haare so freigebig ist. Die meisten seiner unzähligen Verehrer und Verehrerinnen, die das Gleiche wünschten, mußten sich, wie es heißt, mit Haar von des Dichters Pudel zufrieden geben.

**) Auch dies Exemplar der Fastenpredigten mit der eigenhändigen Widmung hat sich im Ditmar'schen Hause erhalten. Herr Karl von Ditmar-Kerro, der Sohn Woldemar von Ditmar's, hat es mir s. Z. gezeigt.

Mit diesem Briefe ist die Heidelberger Jean Paul-Episode abgeschlossen.

Heidelberg, den 27. October a. St. 1817.

So sey, geliebte theure Aeltern, dieser Brief denn nun endlich der letzte, den Ihr von mir aus Heidelberg erhaltet, — aber zugleich auch der erste, den ich als ganz junger Doctor juris schreibe.*) Lange werdet Ihr gewiß schon auf diese Nachricht gewartet haben, und gewiß nur zu lange ist mein Brief ausgeblieben; aber es konnte nicht anders seyn, denn nicht früher wollte ich wieder an Euch schreiben, als bis ich wußte, ob das zum Bruch gekommene Eis vom Strome herabgetrieben werden, oder ob es durch große Hemmungen und allzustarke Häufungen Schaden um sich her verbreiten würde. Doch es ging alles gut, und zwar über meine Erwartung; denn schon am 24. October a. St. sah ich mich durch meinen edlen, väterlichen Freund Thibaut, dessen sehr ähnliches Bild ich mitbringe, am Ziele meines Strebens, — dieß war nämlich der Tag, an welchem er mir die höchsten Würden in der Rechtswissenschaft, die eines Doctors beider Rechte, des Römischen und Kanonischen, ertheilte. Das Diplom ist außerordentlich ehrenvoll für mich und ich hoffe, daß es für meine Zukunft nicht fruchtlos seyn wird, gerade hier in Heidelberg Doctor geworden zu seyn. — Jetzt aber ist es mir eine hohe, kindliche Freude, Euch, meine guten Aeltern, und meinen Freunden einen sprechenden Beweis gegeben zu haben, daß ich meine Zeit hier im Auslande nicht vertändelte, — daß ich nicht nur nach Bekanntschaften haschte, wie wohl viele meiner Freunde, und namentlich ganz neulich der gute Kyber, glaubten; sondern daß auch die Wissenschaft, als solche, das ferne Ziel meines ernsten Bestrebens war und es bleiben wird! Gottlob aber auch, daß Ihr, meine Aeltern, mich nie in dieser Art verkanntet, — Ihr habt mir diesen Vorwurf nie gemacht, weil Ihr mich eben in meinem ganzen Seyn erkanntet und weil Ihr wohl wußtet, daß ich zu rechtlich und ernst denke, als daß ich meine ganze Zeit bloßen Bekanntschaften und dem geselligen Genusse hätte widmen sollen. Freilich empfing ich dankbar auch jede Gabe dieser Art von Gott,

*) Bis dahin war Ditmar nur Königsberger Doctor philosophiae.

und sie sind mir reichlich zu Theil geworden; aber so gewissenlos bin ich nie, ja nie gewesen, daß ich nicht hätte bedenken sollen, wie viel ich leisten mußte und noch muß, um mich nur zum Theil meinen Aeltern, die so gut und liebevoll sind, würdig zu bezeugen, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihre vielen und großen mir gebrachten Opfer nicht gefühllos und kalt empfing, sondern vielmehr sie zu Ihrer Freude und Ihrer Zufriedenheit anzuwenden mich bestrebte. Dank Euch, geliebte Aeltern, für Euer Vertrauen, Dank Euch für Eure Liebe, Dank Gott, daß er mir Euch zu Aeltern gab. Alles, was Ihr gethan habt, thatet Ihr voll Liebe und darum kann ich Euch nur innige, herzliche Kindesliebe wiedergeben!

Staden ist hier bis zu diesem Augenblick noch nicht angekommen. Vielleicht treffe ich ihn auf meiner Reise nach Berlin, die ich am 3. Nov. a. St. ganz bestimmt antrete, entweder in Göttingen oder Berlin selbst. Es ist jetzt die höchste Zeit, daß ich das theure Heidelberg verlasse, an welchen Ort mich nicht mehr die Natur, die schon ganz abgestorben ist, fesselt, sondern nur noch die Menschen. Aber auch diese muß ich aus Pflicht bald verlassen, denn die Theuerung ist hier schmählich und die gute Mama Elisa bombardirt mich mit Brandbriefen von Berlin aus, daß ich hinkomme und meine letzten Tage in Deutschland bei ihr, der Edlen, verleben möge. Daher werde ich denn auch eilen, recht bald bei der guten mütterlichen Freundin zu seyn, so schwer es mir wird, die edle Piattoli zu verlassen. Sechs Wochen bringe ich längstens auf meiner Reise zu; 2 nämlich in Göttingen, wo ich bei dem guten William Grote, der mich hier durch seinen Besuch erfreute und Euch herzlich grüßen läßt, wohnen werde, eine Woche denke ich in Jena bei Leopold Holst und Hollander zu bleiben, zwei Wochen in Leipzig bei meinen dortigen Freunden, Frau v. Ende, Haensel, Clodius, Haubold, Stockmann u. a., und 8 Tage rechne ich für das eigentliche Reisen, oder Zusammengerütteltwerden im Postwagen. Ein oder ein Paar Mal werde ich auf dieser Reise an Euch schreiben. Dafür hoffe ich aber auch Briefe von Euch in Berlin vorzufinden. Adressirt sie nur: „abzugeben unter den Linden Nr. 7, bei der Frau Reichsgräfin Elisa von der Recke".

Daß die gute Herzogin von Kurland diesen Winter in

Mitau bleibt, weißt Du, theurer geliebter Vater, vielleicht noch nicht. Ich gebe Dir daher diese Nachricht, damit Du sie da besuchen und mit ihr wegen Saschas Engagement sprechen kannst. Sage der edlen Dorothea nur, daß ich Dich gebeten hätte, Dich mit ihr meines Bruders wegen zu berathen, weil ich Dorotheens himmlisch gutes Herz kenne, — sage es ihr, daß ich Dir, als Vater, es zur heiligen Pflicht gemacht hätte, und daß Du nur auf mein Zureden sie mit Bitten zu belästigen wagtest, die Saschas Wohl befördern können. Auch ich will durch Briefe Deine ihr auszusprechenden Wünsche unterstützen und auch Mama Elisa wird es thun; nur schreibe mir Deine Pläne, geliebter Vater, recht genau und auch bald. Die Herzogin kennt Paulucci sehr gut und ist von ihm sehr geachtet. Auch die Piattoli wird ihn gewiß leicht zu vortheilhaften Schritten für Alexander bestimmen, da Paulucci ein Herzensfreund des seligen großen Piattoli war. Wende Dich nur ja an die Herzogin, sie ist ohne Stolz und hat ein gutes, edles Herz, welches das unwiderstehliche Bedürfniß fühlt, Freude überall zu verbreiten und wohlzuthun. Auch der Kaiser schätzt die Herzogin, wie er ihr denn auch jetzt in Petersburg seine Achtung sehr sprechend an den Tag gelegt hat, und mein lieber Bienenstamm, der jetzt bei der Gesetzcommission angestellt ist, schreibt mir, daß Dorothea alle Herzen in Petersburg bezaubert und sich zu eigen gemacht habe. Diese günstige Gelegenheit darfst Du, mein Vater, ja nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ich versichere Dich, die Herzogin wird alles thun, was sie vermag. Im Gespräch wird sie bloß Durchlaucht von Zeit zu Zeit titulirt, in Briefen aber Ihro Hochfürstliche Durchlaucht. Auf die Adresse schreibt man die letztere Titulatur mit dem Zusatz: Anna Dorothea, Herzogin zu Kurland und Sagan. — Wende Dich an sie, mein guter Vater, und sage, daß ich Dich dringendst darum gebeten hätte.

Daß die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau mich zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt hat, habe ich Euch, so glaube ich, geschrieben. Jetzt habe ich auch schon das Diplom erhalten, von einem sehr schmeichelhaften Briefe von Paucker, von dem Euch mein guter Schwartz erzählen kann, begleitet. Ich theile ihn Euch hier abschriftlich mit,*) nicht aus

*) Der für Ditmar sehr ehrenvolle Brief lautet: „Indem es mir zu besonderem Vergnügen gereicht, Ew. H. hierdurch die Anzeige machen zu können,

Eitelkeit, sondern weil ich die letzte Seite dieses Briefes mit nichts anderm zu füllen weiß; denn das Einpacken meiner Sachen, die Abschiedsbesuche und vielen Einladungen, die Berichtigung meiner mannigfaltigen Schulden und so weiter rauben mir alle Gedanken! So lebt denn wohl, Ihr alle, die Ihr mir lieb seyd, lebt herzlich wohl und erinnert Euch immer mit ebenso warmer Liebe meiner, als sich Euer aller, besonders aber Eurer, meine Geschwister und Aeltern, erinnert Euer Euch treu und innigliebender

Woldemar.

P. S. Eben wie ich diesen Brief versiegeln will, tritt Staden mit Eurem lieben Briefe in meine Stube, der mich tief gerührt und erfreut hat. Einen innigen, herzlichen Dank empfangt jetzt schriftlich, bald, bald bringe ich ihn Euch mündlich. Staden wohnt in meinem Quartier und läßt Euch herzlich grüßen. Lebt wohl! herzlich wohl!

Göttingen, d. 28. Nov. a. St. 1817.

Nicht länger darf ich Euch, theure geliebte Aeltern, auf Nachrichten von mir warten lassen, weil Ihr mich leicht für Euren verlorenen Sohn halten könntet, und das möchte ich doch für keinen Preis in der Welt; denn in meinem letzten Briefe schrieb ich Euch, daß es der letzte sey, den Ihr von mir aus dem

---

daß die Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst Sie zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt hat, ersuche ich Sie im Namen derselben, diese Wahl und das beigehende Diplom als einen Beweis der vorzüglichen Hochachtung annehmen zu wollen, welche ihr durch Ew. H. literärischen Verdienste und Ihre für die Geschichte von Livland so wichtigen gelehrten Forschungen eingeflößt worden.

Mit dem Wunsche und der zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie durch diese zu der Erreichung der Zwecke beizutragen geneigt werden, welche die Gesellschaft in ihren im Anschlusse folgenden Statuten und deren erster Beylage ausgedrückt hat, verbinde ich die angelegentliche Bitte, die Gesinnungen der vollkommensten Hochschätzung anzunehmen, mit welchen ich die Ehre habe zu seyn

Ew. H. gehorsamster Diener
Dr. Georg Paucker,
Professor der Mathematik am Gymnasium illustre zu Mitau.

Mitau, am 28. Aug. (9. Sept.) 1817.

paradiesischen Heidelberg erhalten würdet und seit der Zeit wißt Ihr noch nicht, ob ich Euch die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Leider ist es aber nur zu wahr, daß ich das himmlische Heidelberg schon seit dem 7. October a. St. weit hinter mir habe und der Gedanke, daß ich mich jetzt, vielleicht auf immer in diesem Leben,*) von so vielen edlen trefflichen Menschen getrennt habe, deren Liebe und Freundschaft mich so unbeschreiblich glücklich machte, daß ich fast glaubte: nicht 10 Pferde könnten mich aus H. fortziehen, dieser Gedanke versetzt mich noch immer in eine Stimmung, von der Ihr Euch nur eine treue Vorstellung machen könnt, wenn Ihr Euch das Gefühl denkt, das in uns tobt, wenn wir an der Gruft eines geliebten Verstorbenen stehen und ihn herabsenken sehen in den stillen Frieden des Todes! So ist's ja auch mir gegangen, — — aus einem Freundeskreise ging ich fort, in dessen Mitte sich mein wackerer Thibaut und meine himmlische Julie Piattoli befanden, eine Frau, die längst schon mit ihrem ganzen treuen Sehnen in einem Jenseit bei ihrem Innigst-Geliebten weilt und die nur noch der irdische Zwang unter uns erhält, eine Frau, die schon auf der Erde in einer Art von himmlischer Verklärung lebt! Wie nun aber, wenn man aus dieser Mitte scheiden mußte? Gehört man dann nicht in die Zahl der Hingeschiedenen, oder muß man die Entfernten nicht als solche betrachten? Zwar hoffe ich es, daß mich noch manches Mal trösten soll in der rauhen Wirklichkeit dieser Edlen liebes, warnendes Wort; aber es ist das schriftliche Wort gegen das mündliche ja nur wie der schwache Wiederhall des Echo, wie eine freundlich-liebevolle Erinnerung, wie ein sehnender Gedanke an einen theuren Hingeschiedenen! Doch sey es, wie Gott es will, auch in der Entfernung bleiben diese Vortrefflichen gewiß immer meine theilnehmenden Freunde, und das Einzige, was ich diesen für ihre Liebe und Freundschaft und Euch, meine treuen Aeltern, denen ich alles verdanke, als Ersatz wiedergeben kann, ist ein dankerfülltes Herz! Und so will ich denn auch wieder in wenigen Tagen von hier meine Wanderung nach dem warmen Norden beginnen, in dem so treue Herzen für mich schlagen und denen mein Herz mit aller Wärme wieder

*) In der That sollte Ditmar die Heidelberger Freunde nie wiedersehen. D. H.

entgegenschlägt, und nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten will ich Euch alle mit inniger Kindes- und Bruderliebe umarmen und in Eurer Liebe und Zufriedenheit, meine Aeltern, meinen köstlichsten Ersatz für das finden, was ich hier Theures zurücklasse. Doch bis dahin will ich Euch noch manches Mal Nachrichten von meinem Leben geben. Und so sey es denn auch jetzt. Von Heidelberg aber kein Wort; denn noch kann ich nicht mit Ruhe über meine Abreise und über meine Trennung von den Geliebten im himmlischen Neckarthale sprechen. Kurz am 7. Oktober a. St. verließ ich mein unvergeßliches Heidelberg und kam nach einer viertägigen Reise über Frankfurt am Main, Gießen, Marburg und Cassel, am 10. October hier in Göttingen an, wo ich bei meinem Jugendfreunde William Grote wohne. Jetzt erst kann ich mir eine lebendige Vorstellung von dem Gefühle machen, das Adam und Eva gehabt haben müssen, als sie aus dem Paradiese getrieben wurden; denn gegen Heidelberg ist Göttingen eine Hölle! „Wie aber", werdet Ihr fragen, „kommt es denn, daß Du so lange mit freiem Willen in dieser Hölle bleibst?" Ich antworte Euch darauf: Unglücksfälle haben mich von meiner Abreise von Göttingen nicht abgehalten, sondern nur eine Widerwärtigkeit. Genau genommen ist aber dieser fast unüberschreitbare Stein des Anstoßes nicht das im Ganzen langweilige Göttingen, sondern nur die höchst ausgezeichnete Bibliothek dieser Universitätsstadt, in der man umherstreichen kann wie auf einer Entdeckungsreise und in der man denn auch die Freude hat, so manche köstliche Entdeckung zu machen! Und wie man in gewissen Meeren nur gewisse Inseln, Felsen u. s. w. auffindet, so kann man manche Seltenheit auch nur hier entdecken und nirgends sonst! So ist es denn auch mir gegangen, vieles, womit ich einst dem geliebten Vaterlande zu nützen hoffe, fand ich hier und benutze es jetzt, wie die Biene den Staub der Blüthen zur Ausfüllung leerer Zellen sammelt, und der heiße Wunsch, durch meine hiesigen Beschäftigungen zuerst die leeren Zellen meiner Kenntniß und durch diese letzteren dann wieder die leeren Zellen in meinem Vaterlande auszufüllen, dieser Wunsch ist es, der mich bis jetzt noch in Göttingen hat verweilen lassen. Doch bald — in wenigen Tagen — weist der Zeiger auf die Zeit, die zu meiner Abreise bestimmt ist, und dann eile ich,

nach einem kurzen Aufenthalt in Jena und Leipzig, nach Berlin, zu meiner geliebten Mama Elisa.

Wenn ich nun auch im Ganzen mit Götingen nicht so zufrieden bin, als mit andern Städten, die ich genauer kennen gelernt habe, so muß ich es doch dankbar anerkennen, daß mich auch hierher ein guter Genius begleitet hat; denn nicht nur werde ich von meinen hiesigen Landsleuten: Grote, der sich Euch empfehlen läßt, Bandau, Dyrsen, Wevel, Blankenhagens, Meyendorf, Kyber, Stackelberg, zur Mühlen, Paucker (Livländer), Goes, Howen, Fircks, Cambecq, Derten, Wohnhaas, Vietinghof, Grothus, Keiserling, Becker, Kupffer, Torck, die Gebrüder Seidler und Fock (Kurländer) sehr freundlich aufgenommen, sondern auch von Freunden, unter denen ich Euch nur die mir so sehr lieben Namen Pauli und Hitzfeld nenne, so wie auch von mehreren Gelehrten, z. B. die würdigen Männer Blumenbach, Heeren, Benacke, Heise, Dr. von Lindelof und der Geheimrath Werlhof und seine geistreiche liebe Frau. Alle tragen viel dazu bei, meinen Aufenthalt in Göttingen zu verschönern. Ganz besonders verpflichtet fühle ich mich aber dem geist- und gemüthreichen Bruder meines mir ewig unvergeßlichen, meinem Herzen so theuren Lehrers Thibaut in Heidelberg, der mich so sehr seinem Bruder empfohlen hat, daß auch dieser mir die Freundschaft und Liebe erweist, durch die mich mein edler, wackerer Thibaut in Heidelberg so unaussprechlich glücklich machte. Es ist doch wirklich etwas sehr Erfreuliches, daß man so überall freundlich gesinnte Menschen findet; aber es ist auch eine Erfahrung, die sich immer wieder bestätigt, daß man neben diesen auch wieder auf verächtliche stößt. So ist es auch mir hier in Göttingen mit dem berühmten Juristen Hugo gegangen, der ein so gewaltiger, hinterlistiger und heimtückischer Gegner meines alten rechtschaffenen, gelehrten und geistvollen Thibaut ist, daß ich mit ihm ganz zerfallen bin und ehestens gegen ihn öffentlich auftreten werde. Doch noch einer andern Bekanntschaft, die mir sehr vielen Genuß gewährt, muß ich erwähnen, nämlich meine Bekanntschaft mit Schlözer's berühmter Tochter, der Frau von Rodde, die hier in Göttingen, den 25. August 1787, nach einem drittehalbstündigen Examen förmlich Doctor philosophiae geworden ist und später, als Ehrenmitglied von der Jenaischen Lateinischen Gesellschaft aufgenommen wurde. Diese sehr interessante Frau, an die ich von

der edlen Dulderin Elise Sommer, die ich in Kassel besuchte, empfohlen war, ist am 10. August 1770 geboren, sie promovirte also schon in ihrem 17. Jahre. Merkwürdig war mir die Frau v. Rodde durch dieses Ereigniß sehr, aber sehr hoch muß ich sie jetzt, nachdem ich sie kennen gelernt habe, schätzen, als eine so treue liebevolle Mutter gegen ihre Kinder, die ihr ganzes Wissen dazu anwendet, um ihre Kinder geistig und moralisch auszubilden. Ich fragte sie einmal, ob sie nicht wieder etwas, wie früher Briefe über Italien, schreiben würde. „Wohl nicht", war ihre Antwort, „denn ich muß jetzt meine Pflichten als Mutter und Weib erfüllen und thue besser, die Schriftstellerei den Männern zu überlassen, die sie ohnedieß besser, als wir Frauen, verstehen. Ueberhaupt wäre ich nie Doctor geworden, wäre es nicht der Wunsch meines Vaters gewesen, der mich überhaupt so vieles lernen ließ, das ich nie brauchen kann. Weit lieber wäre es mir gewesen, diese Zeit zur Erlernung weiblicher Handarbeiten angewandt zu haben". Es ist dies doch wirklich eine sehr hübsche Antwort, besonders von einer gelehrten Frau. Wer Damen dieser Art kennt, der weiß es, wie bald sie von unvernünftiger Eitelkeit geblendet werden, und der auch nur weiß einen solchen Ausspruch in seinem ganzen Umfange zu würdigen. Ein sehr gewöhnliches Schicksal der gelehrten Frauen pflegt es sonst zu seyn, daß sie durch ihre Gelehrsamkeit alle Weiblichkeit verlieren und dann weder Weib noch Mann sind, sondern vielmehr eine Hermaphroditen-Natur annehmen, die den Männern ebenso lästig ist als den Frauen. Bei dieser liebenswürdigen Frau habe ich denn auch zum ersten Male eine von den berühmten Stickereien der alten Schlözer gesehen. Sie hatte nämlich die Madonna des Raphael so unübertrefflich in Seide gearbeitet, daß man nicht weiß, ob man dem Gemälde oder der Stickerei den Vorzug geben soll.

Wie oft den Zeitungen Beilagen angehängt werden, so erhält auch dieser Brief zweie, nämlich die Abschrift eines Briefes von Thibaut und die eines Briefes der Piattoli. Beide erhielt ich kurz vor meiner Abreise von Heidelberg und ich hoffe, ihr Inhalt soll Euch erfreuen, meine geliebten Aeltern. Und so mögen denn diese beiden Anhänge diese flüchtigen Zeilen beschließen, und nur noch den Wunsch will ich ihnen beifügen, daß sie Euch alle wohl

und vergnügt antreffen mögen! — Herzliche Grüße an die Lieben von Eurem Euch treu und herzlich liebenden Sohne

Woldemar.

Nr. 1.

Heidelberg, d. 15. Nov, 1817.

Mein innigst verehrter Freund!

Seit unserer vorgestrigen Trennung bin ich Nacht und Tag in großer Unruhe gewesen. Ich wollte Sie so gern noch einmal sehen, oder Ihnen schreiben, oder Ihnen sonst ein äußeres Zeichen meiner Liebe und Freundschaft geben; aber immer trat ich zurück, wenn ich dem Entschlusse nahe war. Denn es giebt Augenblicke, in denen ich meiner Gesundheit wegen mir nicht erlauben darf, ganz meinen Empfindungen nachzugeben, und diesem irdischen Zwange mußte ich mich auch dießmal unterwerfen. So haben mich denn die freundlichen Zeilen, welche ich heute von Ihnen erhielt, fast erschüttert. Ihnen darauf ordentlich zu antworten, fühle ich mich ganz unfähig. Aber doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen noch einmal schreibend in Gedanken die Hand zum Abschiede zu reichen. Des Himmels bester Segen begleite Sie durch dieses Leben! Das wünsche ich Ihnen aus voller Seele, ganz mit den Empfindungen, welche Ihnen Bürge dafür seyn können, daß ich Ihnen ewig mit der innigsten Freundschaft und Verehrung ganz angehören werde.

A. F. J. Thibaut.

Meine Frau und meine Kinder dringen von allen Seiten mit der Bitte auf mich ein, daß ich Ihnen auch in ihrem Namen etwas recht Herzliches sagen soll. Es genügt Ihnen gewiß, wenn ich bloß dieser Bitte erwähne.

Nr. 2.

Hätten meine Wünsche eine magnetische Kraft gehabt, so würden Sie, mein bester Freund, wenigstens noch auf einen Augenblick zu mir zurückgekehrt seyn, — meine Sehnsucht, Sie nochmals zu sehen, war groß, — es verband sich mit ihr die

Hoffnung eines nochmaligen Wiedersehens in dieser Welt. Ob mir diese große Freude aber noch wird, nämlich ob sie mir in dieser Welt wird, steht dahin — verschleiert wie unsere ganze Zukunft, der ich mit der schönen Gewißheit entgegen gehe, daß Sie stets mein wahrer Freund bleiben werden. Meine Freundschaft für Sie wird nie erkalten — sie wird mich bis in jene bessere Welt begleiten. — Doch ich ergreife ja nur die Feder, um Ihnen meinen herzinnigsten Dank zu sagen für alle mir erzeigten Gefälligkeiten, — die Wehmuth beim Abschiede unterdrückte die Worte der Dankbarkeit — empfangen Sie sie durch diese Zeilen. — Nochmals ein herzliches Lebewohl! Meine besten Wünsche werden Sie, biederer edler Freund, überall begleiten, so wie meine Gedanken sich oft mit Ihnen beschäftigen werden mit dem Gefühle der innigsten wahrsten Freundschaft und dem Flehen zu dem Allmächtigen, daß er Sie recht glücklich werden lasse.

Julie Piattoli.

(Schluß folgt).

Die Zeitenwende.

Das ist die Zeit der Gegensätze;
Was gestern wahr, ist heute Wahn,
Was heute Ideal und Götze,
Ist morgen todt und abgethan;
Was noch am Morgen hat gegolten
Als gut und schön, als stolz und groß,
Wird Abends schon geschmäht, gescholten
Und sinkt in der Verdammniß Schoß.

Das ist ein Brodeln und ein Brausen,
Gewitternebel, grau und schwer,
Ein sturmumwühltes Wogenbrausen

Im bangbewegten Zeitenmeer.
Hoch droben schwebt ein Geisterreigen,
Und Flammen folgen seinem Lauf,
Doch aus den dunklen Fluthen steigen
Der Tiefe graufe Schatten auf.

Hier Mammonslust am Sündengolde,
Dort Racenhaß und Spielerwuth,
Und lauernd in des Bösen Solde
Der Anarchisten finstre Brut;
Hier Priestertrotz, dort Gottverächter,
Da Bildner neuer Glaubensnorm,
Hier Frauenrechtler, dort Verfechter
Der sozialen Heilsreform; —

Und wieder edlere Gewalten,
Die sich im Sinn der Liebe mühn,
Das Regellose zu gestalten,
Durchstrahlt von Idealesglühn, —
Sie alle streben, ringen, hoffen
Und baun' — und wissens nicht einmal:
Sie formen schon mit fremden Stoffen
Sie rechnen schon mit fremder Zahl.

Konquistadoren sind sie alle:
Die alte Welt ist wüst und leer,
Sie kracht und schüttert vor dem Falle
Und nichts hat sie zu Handen mehr;
Ein alt Jahrhundert geht zu Rüste
Ein neu Jahrhundert klopft an's Thor,
Im Morgenroth, an fremder Küste,
Taucht eine neue Welt empor.

Sie baut dem Wünschenden Gewährung,
Sie endet Unrecht, Elend, Pein,
Sie wirkt Versöhnung, schaffet Klärung,
Sie sagt meist Ja und selten Nein;
Sie löst der Menschheit alte Lasten,
Sie bringt den Lenz, der nie entlaubt:
Ihr Wichte, Schwärmer und Phantasten,
Nie kommt die Zeit, wie Ihr sie glaubt.

Wohl wird sie neue Ordnung gründen,
Wohl fällt in manches Dunkel Licht,
Wohl hält sie über alle Sünden

Ein unerbittlich Strafgericht, —
Doch nur um eine Sprosse weiter
Hebt sie in Kampf und Sturm und Drang
Die arme Menschheit auf der Leiter
In tosendem Entwicklungsgang.

Alexander Freiherr von Mengden.

Antik und modern.

Wie Circe die Zauberin handelt,
Berichtet Homer's Poesie:
Durch bacchische Gabe verwandelt
Sie Menschen in grunzendes Vieh.

Bei uns aber unverdrossen
Singt jeder Dichterling schon,
Daß er mit dem Weine genossen
Die göttlichste Inspiration.

Die Sage erzählt, wie geflohen,
Als Fluthen bedeckten das Land,
Der Letzte der Menschen auf Berge,
Wo einzig die Rettung er fand.

Unglaublich erscheint uns die Sage:
Zu unseren Zeiten erhebt
Das Flache sich über die Berge,
Wo niemand mehr Rettung erlebt.

Dem Donnerer einst war entstiegen
Aus berstenden Hauptes Schranken
Geschient und gewappnet Minerva,
Als glücklichster seiner Gedanken.

Bläht heute der Dünkel den Schädel,
Bis einer den Kopf hat verloren;
So wartet er freudig ihm werde
Nun Pallas Athene geboren.

Nicht Gold nur erwarb sich Sybille,
Verdienst auch um Roma's Bestand,
Daß höher sie schätzt ihre Bücher,
Nachdem sie Zweidrittel verbrannt.

Ach! möchte doch mancher auch hoffen
Verdienstvoll uns heute zu sein,
Wollt' er seiner Werke dem Ofen
Zweidrittel — nein! alle gleich weih'n!

G. v. G.

Litterärische Streiflichter.

Ihrer mit so viel Beifall aufgenommenen, rüstig fortschreitenden Sammlung von Künstler-Monographien hat die thätige Verlagshandlung von Velhagen u. Klasing ein noch umfassenderes Unternehmen zur Seite zu stellen sich entschlossen, das den Titel führt: Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Andern herausgegeben von Ed. Heyck. Dem Verlangen des herrschenden Zeitgeschmackes nach Veranschaulichung der Darstellung durch bildlichen Schmuck sind auch auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte bisher schon Werke verschiedener Art entgegengekommen, wir erinnern nur an Oncken's Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, an Oskar Jäger's Weltgeschichte, so wie an die von verschiedenen Verfassern bearbeitete Weltgeschichte, welche bei O. Spamer in Leipzig erscheint. Der Gedanke, der in der jetzt in Angriff genommenen Sammlung zur Ausführung gelangt, ist also kein ganz neuer, doch unterscheidet sich das vorliegende Unternehmen von den oben genannten dadurch, daß in den Monographien nach dem Prospekt überwiegend einzelne weltgeschichtliche Persönlichkeiten oder Familien zur Darstellung gelangen sollen, ferner durch den großen Reichthum der Abbildungen, endlich durch den außerordentlich mäßigen Preis von drei Mark für jeden schön ausgestatteten Band. Zunächst liegt der erste Band der Monographien zur Weltgeschichte: Die Mediceer von Prof. Ed. Heyck mit 4 Kunstbeilagen und 140 Abbildungen vor. Die Abbildungen sind, um dies gleich zu bemerken, durchweg vortrefflich; nur einige wenige, nach Photographien gegebene, sind etwas undeutlich ausgefallen. Es werden uns darin Porträts, Kunstwerke, Landschaftsbilder, Kostüme der Zeit vor Augen gestellt und der Schauplatz der handelnden Personen und diese selbst lebendig vergegenwärtigt. Wir können dabei eine Bemerkung nicht zurückdrängen. In den Künstlermonographien sind die Abbildungen ohne Zweifel die Hauptsache, an die sich die Lebensbeschreibungen der Künstler und die Schilderungen ihrer Thätigkeit als ergänzender Kommentar anschließen. In den Monographien zur Weltgeschichte aber muß das Verhältniß unseres Erachtens naturgemäß ein umgekehrtes sein: der Text muß das Wesentliche und die Bilder eine erfreuliche und belehrende Zugabe sein, der Text muß an und für sich von Werth sein und sich auch ohne die beigefügten Bilder behaupten können. In diesem ersten Theile scheint uns das Verhältniß noch nicht immer das richtige zu sein, die Abbildungen drängen bisweilen den Text etwas in den Hintergrund, auch scheinen manche Bilder mehr in die Kunstgeschichte als hierher zu gehören. In

der Folge wird sicherlich das Gleichgewicht zwischen Abbildungen und Text sich immer mehr feststellen. Heyck bietet auf dem knappen Raume eine gute und zweckentsprechende Uebersicht der Geschichte des Hauses Medici, von seinen ersten Anfängen bis zur Begründung des Herzogthums Toskana. Daß nicht alle Abschnitte gleichmäßig behandelt sind, entspricht dem Zwecke der Sammlung, die Schilderung Cosimos und Lorenzos bildet naturgemäß den Haupttheil der Darstellung. Die Mediceer werden von Heyck vorzugsweise im Rahmen der italienischen Renaissance, nach ihren unvergänglichen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft geschildert, ihre politische Thätigkeit tritt dagegen mehr zurück, namentlich bei Lorenzo etwas zu sehr; Savonarola wird auf den wenigen ihm gewidmeten Seiten nicht nach Gebühr gewürdigt. Doch wollen wir nicht verkennen, daß es eine außerordentlich schwierige Aufgabe war den unermeßlich reichen Stoff in eine kurze übersichtliche Darstellung zusammenzudrängen. In der Betrachtung und Beurtheilung der Renaissance nimmt Heyck zwischen der geistvollen und konsequenten, aber einseitigen Auffassung J. Burckhardt's und der ungünstigeren Späterer einen vermittelnden Standpunkt ein, ungefähr den von A. v. Reumont vertretenen. Heyck's Darstellung ist klar, aber manchmal etwas gesucht und die Einflechtung von ironischen Worten und Wendungen sähen wir lieber vermieden. Die zunächst in Aussicht gestellten Bände lassen Interessantes erwarten. Möge das weit angelegte Unternehmen raschen, ununterbrochenen Fortgang nehmen, an freundlicher Aufnahme beim lesenden Publikum wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Der vierte Band der Historischen und Politischen Aufsätze von Heinrich von Treitschke,*) der vor Kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden ist frischt den Schmerz um den edlen Todten wieder auf und läßt uns den schweren Verlust, welchen die deutsche Geschichtsschreibung und Publizistik, überhaupt das deutsche Volk durch das Hinscheiden Treitschke's erlitten haben, von neuem tief empfinden. Nicht mehr er selbst, sondern einer seiner treuesten Schüler, E. Liesegang, hat die in dem vorliegenden Bande vereinigten 38 Aufsätze und Vorträge zusammengestellt, von denen der älteste aus Treitschke's 23., der letzte aus seinem 63. Lebensjahre stammt. Der Herausgeber hat, wie es allein richtig war, die einzelnen Aufsätze in chronologischer Reihenfolge, nach der Zeit ihres Entstehens, gruppirt und dadurch dem aufmerksamen Leser die Möglichkeit geboten die ganze geistige Entwickelung Treitschke's vor seinen Augen sich entfalten, sie reifen und wachsen zu sehen. Schon das gewährt einen eigenen, nicht geringen Reiz, zu beobachten, wie der seltene Mann, der Anfangs

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 8 M.

noch vielfach bei aller schon frühe sich kundmachenden Selbständigkeit des politischen Denkens doch noch mannigfach in den Anschauungen des Liberalismus vulgaris befangen erscheint, im Laufe der Jahre immer unabhängiger und freier von der liberalen Doktrin wird, wie seine historische Auffassung sich immer mehr vertieft, seine politische Beurtheilung der Dinge immer konservativer wird, ohne daß in dem inneren Zusammenhang seiner Entwickelung je ein Sprung sich bemerken ließe. Die feste Ueberzeugung, daß Preußen dazu berufen sei Deutschland zu einigen, spricht sich gleich in seinem ersten Aufsatz ebenso entschieden aus wie sein Haß gegen den antinationalen Partikularismus; der starke realistische Sinn des Politikers, die scharfe Kritik alles Phantastischen und Nebelhaften in der Politik und die Abneigung gegen alles Phrasenhafte treten dem Leser von Anfang an als charakteristische Eigenschaften Treitschke's entgegen. Und vom ersten bis zum letzten sind diese politischen und historischen Aufsätze und Vorträge von demselben mächtigen Pathos, der hinreißenden Leidenschaftlichkeit eines hohen und rücksichtslosen Geistes, der flammenden Gluth patriotischer Empfindung erfüllt, die alles, was Treitschke schrieb und sprach, kennzeichnen. Was in Treitschke's größeren Werken den Leser stets erhebt und erquickt, das finden wir auch in allen umfangreicheren Aufsätzen dieses Bandes: die ausgeprägte, männliche Persönlichkeit, die keine Menschenfurcht kennt, jene Verachtung alles Scheinwesens und alles Niedrigen, die feurige Begeisterung für die großen und hohen Gestalten der Geschichte, denen er sich nach seinem innersten Wesen verwandt fühlte. In Treitschke verband sich ungewöhnliche dichterische Begabung mit dem Heldensinne eines echten Kriegsmannes, so war er als Mensch, so auch als Publizist und Historiker. Sein Stil ist ganz individuell und eigenartig, gewisse Lieblingswendungen kehren häufig wieder, dennoch ist seine Prosa durchweg mustergiltig und vieles von dem, was er geschrieben, gehört zu dem Schönsten, was es in deutscher Sprache giebt. Die Sprache beherrscht er mit fast souveräner Gewalt, über alle Nüancen des Ausdrucks, über die ganze Stufenleiter des Tones verfügt er; er schreibt oft ironisch und sarkastisch, urtheilt scharf und unerbittlich, und dann erhebt sich seine Rede wieder zu mächtigem Schwunge und strömt dahin in gewaltiger alles mit sich fortreißendem Flusse, sie ist immer klar, aber selten ruhig und gelassen. Bewundernswürdig ist der weite Umfang seiner Studien und Kenntnisse, seine tiefe, fast universale Bildung, sein offener Blick für das Charakteristische der verschiedenen Völker und Zeiten. Dabei ist er nach seiner Lebensauffassung und seinem innersten Wesen ganz deutsch im höchsten und besten Sinne. Man kann die Frage aufwerfen, ob er größer als Publizist oder als Geschichtsschreiber ist? Wirkungsvoller in seiner Zeit war er wohl in der ersten

Eigenschaft, dauernder in die Zukunft hinein wird er sicherlich als Historiker wirken. Im Grunde war er immer beides zugleich und in dem Publizisten steckte auch stets der Historiker. Vom religiösen Radikalismus seiner Jugendjahre ist Treitschke allmählich zu immer tieferem Verständniß des religiösen Lebens durchgedrungen, ohne welches Niemand ein wahrhaft großer Historiker sein kann; kirchlich ist er freilich nie geworden, seinem weltfrohen Geiste erschien das wie eine Fessel. Auch politisch wurde er im Laufe der Jahre immer konservativer, wenn auch nicht im parteipolitischen Sinne des Wortes, und streifte die meisten herkömmlichen liberalen Theorien ab, aber er fügte sich in keine Parteischablone, ordnete sich keiner Parteirichtung unter, dazu war sein Geist zu frei, zu stolz und zu selbständig.

Der vorliegende vierte Band der historischen und politischen Aufsätze bietet eine Nachlese zu den früheren Bänden, er enthält keine so umfassenden, den behandelten Gegenstand erschöpfenden Arbeiten wie jene; neben vielem Bedeutenden enthält er auch manches, was nur deshalb den Leser interessirt, weil es von Treitschke herrührt: sein Geist, sein schriftstellerischer Charakter verleugnet sich auch im kleinsten Artikel nicht. Die Perle der Sammlung ist der Aufsatz über Samuel Pufendorf, den ausgezeichneten Publizisten und Historiker des 17. Jahrhunderts; Treitschke erkannte in dem streitbaren, patriotischen Manne einen Geistesverwandten und ließ ihm eine biographische Darstellung und wissenschaftliche Würdigung zu Theil werden, die zu dem schönsten gehört, was er geschaffen. Meisterhaft ist auch das Charakterbild Stein's, das trotz aller Kürze das Wesen und die Bedeutung des großen Freiherrn auf's Lebendigste uns vor Augen stellt. Die Lebensskizze des treuen Patrioten und hochverdienten Historikers Max Duncker behält auch neben der ausführlichen, vortrefflichen Biographie Hayms ihren Werth. Der ergreifende Vortrag über Königin Luise und die akademische Rede über das Königthum des Antimachiavell mit ihrem verständnißvollen Eindringen in die Gedanken des jungen Friedrich bringen Treitschke's begeisterte preußische Gesinnung zu lebendigem Ausdruck. Durch Tiefe der Auffassung, Glanz der Darstellung und Macht der Rede zeichnen sich die beiden Vorträge über Luther und die deutsche Nation, sowie über Gustav Adolf und die deutsche Freiheit ganz besonders aus; der erste würdigt wohl nur den tiefsten Grund von Luther's religiöser Kraft nicht völlig, der zweite zeigt echt protestantische und entschieden nationale Gesinnung in schönster Vereinigung. Mit Wehmuth liest man den Aufsatz über das Treffen von Eckernförde, jenes für den sechsten Band der deutschen Geschichte bestimmte Stück, das Letzte, was Treitschke geschrieben; es ist ganz seiner würdig und zeigt keine Spur der Ermattung

seiner geistigen Kraft. Doch wozu noch weiter die Aufsätze dieses Bandes aufzählen? Sie wollen und sollen alle gelesen werden. Nur auf zwei litterärische Charakteristiken und Kritiken wollen wir noch kurz hinweisen, weil in ihnen eine noch nicht berührte Seite der schriftstellerischen Thätigkeit Treitschke's hervortritt, seine glänzende Befähigung zur Würdigung und Charakterisirung hervorragender Dichter und ihrer Schöpfungen. In dem Aufsatz über Gottfried Keller hat Treitschke zuerst auf die Bedeutung des schweizerischen Dichters, der später so viel gefeiert worden ist, mit Nachdruck hingewiesen und seine Dichtungen auf's liebevollste und eingehendste charakterisirt. Bei einer später von ihm beabsichtigten Umarbeitung dieses Aufsatzes hätte Treitschke gewiß vieles geändert und sicherlich auch die abstoßenden antireligiösen Anschauungen Keller's weniger glimpflich und nachsichtig behandelt. Paul Heyse's Drama „Ludwig der Baier" unterwirft er in einem anderen Aufsatz einer scharfen, aber gerechten Beurtheilung und giebt dabei eine sehr wahre und treffende Charakteristik der dichterischen Persönlichkeit Heyse's. Treitschke zeigt hier wie in anderen Aufsätzen und auch in der deutschen Geschichte das feinste, durchgebildete ästhetische Urtheil, das sich so wie bei ihm, nur selten bei einem Historiker mit dem scharfen und reifen politischen und geschichtlichen vereinigt.

Einige der Zeitgeschichte angehörende publizistische Artikel, so die „Süddeutsche Correspondenz", „Die Zustände des Königreichs Sachsen", „Das Schweigen der Presse in Preußen" hätten ihrem Charakter nach wohl besser ihre Stelle in den „Deutschen Kämpfen" gefunden, wenn man sie natürlich auch hier gern liest. Der Artikel „Das Schweigen der Presse" zeigt Treitschke momentan ganz von den Anschauungen der Konfliktszeit befangen; das glänzendste Gegenbild dazu bietet die Rede zur Vorfeier des siebenzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck. Vermißt haben wir in diesem Bande die warmgeschriebene Lebensskizze des Freiburger Professors v. Mangoldt, welche Treitschke für die Badischen Biographien geliefert hat.

Als Anhang hat der Herausgeber eine Auswahl der Rezensionen Treitschke's in dem litterärischen Centralblatt beigefügt, die aus den Jahren 1858—1867 herrühren. Diese Kritiken sind für Treitschke's geistige Entwickelung und für den weiten Umkreis seiner Studien sehr interessant; auch finden sich in ihnen manche Gedanken schon angedeutet, die er später ausgeführt hat. Schade aber ist es, daß der Herausgeber nicht das vollständige Verzeichniß sämmtlicher von Treitschke für das Centralblatt gelieferter Kritiken hinzugefügt und dadurch den Freunden Treitschke's die Möglichkeit genommen hat, auch die übrigen nicht mitgetheilten aufzusuchen und einzusehen.

Die vielen Freunde Treitschke's haben nun noch zwei lebhafte

Wünsche: zunächst, daß seine Vorlesungen über Politik recht bald veröffentlicht werden möchten; können sie auch keinen vollen Ersatz für das Werk bieten, in dem er die reifen Resultate seines politischen Forschens und Denkens niederlegen wollte, so werden wir aus ihnen doch seine Grundanschauungen und gewiß viele lehrreiche Einzelausführungen kennen lernen. Das zweite ist eine Sammlung seiner Briefe. Für eine Biographie, wie Treitschke sie verdient, ist es jetzt noch zu frühe, in dieser Ueberzeugung haben uns auch Schiemann's interessante Mittheilungen nicht irremachen können. Auch ehe die von uns gewünschte Briefsammlung an's Licht tritt, werden gewiß noch einige Jahre vergehen; sie wird, deß sind wir gewiß, den Briefen L. Ranke's und B. G. Niebuhr's sich würdig anreihen. Das kostbarste Vermächtniß H. v. Treitschke's an seine Schüler und an die deutsche Jugend ist sein reiner Idealismus, sein stolzer Freimuth und sein feuriger Patriotismus, dem das Vaterland allzeit über Alles ging. Möge es treu bewahrt und würdig erfüllt werden!

Die Frage nach der nothwendigen Vermehrung und Verstärkung der Marine beschäftigt gegenwärtig allgemein die Gemüther in Deutschland. Da ist denn eine sehr zeitgemäße litterärische Erscheinung das unlängst veröffentlichte Werk von Georg Wislicenus, Deutschlands Seemacht sonst und jetzt, nebst einem Ueberblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker, erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stoewer.*) Das schön ausgestattete Buch bietet zuerst in dem historischen Ueberblick eine kurze, aber belehrende Geschichte des Seewesens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Manches darin bedarf freilich der Berichtigung, namentlich hätte die Schilderung der Seefahrt im Alterthum und im Mittelalter durch die Benutzung der Werke von Jal, de la Gravière, A. Breusing und A. Schultz viel gewonnen und manche Ergänzung und Erweiterung erfahren; auch die Arbeiten nordischer Gelehrten über die neuentdeckten Wikinger-Schiffe hätten dem Verfasser manche nicht unwichtige Ausbeute gewährt. Die darauf folgende Schilderung der Entwickelung der deutschen Seemacht bis zum Jahre 1870 ist sehr inhaltreich und anziehend und nicht weniger lehrreich das sich daran schließende Kapitel über die Thätigkeit der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reiches. In dem zweiten, mehr technischen Theil wird der Bestand der Schlachtflotte und die Nothwendigkeit ihrer Ergänzung im Fall eines Seekrieges und für die Küstenvertheidigung dargelegt, darauf die Kreuzer und ihre Thätigkeit vorgeführt, endlich der Friedensdienst der Kriegsflotte anschaulich geschildert. Sehr lesens- und be-

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 10 M.

herzigenswerth ist der Schlußabschnitt des Buches: Deutschlands Seemacht, Deutschlands Zukunft, in dem der Verfasser eine außerordentlich lehrreiche Vergleichung der deutschen Schiffe nach ihrer Zahl, Bemannung und Geschützausrüstung mit denen der anderen europäischen Staaten giebt, und die Erweiterung und Vergrößerung der deutschen Marine als dringend nothwendig nachweist, wenn Deutschland auch in Zukunft seine Weltstellung behaupten will. Auch für die Kenntniß der Seemacht der übrigen Großmächte bietet dieser Abschnitt reichen Stoff. Ueber die Richtigkeit aller Angaben und Ausführungen des Verfassers in dem zweiten technischen Theil steht dem Laien selbstverständlich kein Urtheil zu, aber er wird beim Lesen dieser Abschnitte stets das Gefühl haben einem vollkommen sachverständigen, sehr zuverlässigen Führer zu folgen. Eine warme patriotische Gesinnung durchzieht das ganze Werk und die gute klare Darstellung erleichtert die Lektüre. Das treffliche Buch, das ganz geeignet ist an die Stelle von R. Werner's verdienstvollem, aber jetzt etwas veraltetem Werke von der deutschen Flotte zu treten, und zu dessen Verständniß die instruktiven Abbildungen wesentlich beitragen, kann Allen, die sich für das Seewesen interessiren, warm empfohlen werden.

Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte der Aufklärungszeit enthält das Buch: Christoph Friedrich Rinck's Studienreise 1783/84. Nach den Tagebüchern des Verfassers herausgegeben von Dr. Moritz Geyer.*) Der Verfasser, geb. 1757, studirte in Tübingen Theologie und wurde 1781 Hof- und Stadtvikar in Karlsruhe. Als solcher erhielt er von dem hochverdienten Markgrafen Karl Friedrich von Baden, dem Gönner Jung-Stillings, den Auftrag eine Reise durch die Schweiz und Deutschland zu unternehmen, um die berühmtesten Gelehrten, besonders die Theologen, kennen zu lernen und durch das Anhören der Predigten berühmter Kanzelredner sich weiter fortzubilden. Rinck hat auf seiner Reise ein sehr genaues Tagebuch über alle seine Erlebnisse und Besuche geführt, aus dem das vorliegende Werk einen alles Wesentliche umfassenden Auszug bietet. Obgleich erst 25 Jahre alt und in seinen theologischen Anschauungen noch vielfach schwankend und unsicher, auch in seinem Urtheil manchmal recht unreif, ist Rinck doch ein guter Beobachter, dem so leicht nichts Charakteristisches entgeht. Er bekennt sich zu einem vernünftigen Christenthum und begrüßt mit Freuden die Aufklärungsbestrebungen der damaligen Theologen, besonders Semler's in Halle, ist auch ein entschiedener Gegner der alten Orthodoxie, will aber doch gewisse Grundwahrheiten des Christenthums, namentlich die Gottheit Christi, festhalten und nimmt daher an Zollikofer's Sozinianismus

*) Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 3 M. 50 Pf.

und Fr. Nicolais nüchternem Deismus Anstoß. Dabei hält er viel auf Tugend und Moral und ist begeistert für eine vernünftige Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens. In seinem Wesen erscheint Rinck recht nüchtern und prosaisch und oft nicht frei von etwas komischer Pedanterie. Solche Reisen, wie er sie unternahm, waren damals nicht selten und wurden als wichtiges Bildungsmittel angesehen; die Professoren und Gelehrten jener Zeit waren denn auch an dergleichen Besuche gewöhnt und nahmen die jungen Reisenden, je nach der Bedeutsamkeit der überbrachten Empfehlungsschreiben, mehr oder weniger freundlich auf. Die Hauptpunkte von Rinck's Reisen waren Zürich, Jena und Weimar, Leipzig, Halle, Dessau, Berlin, Hamburg und Göttingen. In Zürich suchte er vor allem Lavater auf und was er über dessen Person, tägliches Leben, litterärische Thätigkeit, Verkehr mit zahlreichen vornehmen Besuchern, Predigtweise und Stellung zu seiner Gemeinde mittheilt, ist sehr interessant. Auch seine Schilderung der Jenaer Professoren und Studenten ist anziehend. In Weimar lernte er Herder, Wieland und Goethe neben vielen anderen weniger bedeutenden Männern persönlich kennen. Goethe nahm den jungen Reisenden ziemlich kühl auf und entließ ihn sehr bald wieder, worüber sich dieser sehr verstimmt äußert; als ob Goethe dazu verpflichtet gewesen wäre, jedem gleichgiltigen Fremden seine Zeit zu widmen! Wieland empfing den Besucher freundlich und unterhielt sich längere Zeit mit ihm; was Rinck aber darüber berichtet ist nichts Bedeutendes und zeugt nur von Wieland's Entfremdung vom Christenthum. Am interessantesten ist, was der Reisende über Herder und dessen Art zu predigen mittheilt; auch einige charakteristische Aeußerungen Herder's berichtet er. Sehr bemerkenswerth ist die damals in angesehenen Weimarer Kreisen hervortretende Abneigung, ja Feindseligkeit gegen Goethe, die uns aus den in Rinck's Tagebuch wiedergegebenen Aeußerungen lebhaft entgegentritt. Für das auch unter Karl August zur Zeit Goethe's, Herder's und Wieland's noch fortdauernde barbarische Kriminalverfahren ist die von Rinck berichtete Thatsache höchst charakteristisch, daß eben damals in Jena ein Mordbrenner lebendig verbrannt wurde. Indem wir seine Aufzeichnungen über Halle und Leipzig übergehn, wollen wir nur seine eingehenden Mittheilungen über das Philanthropin in Dessau, sowie über seinen Verkehr mit Basedow, Salzmann und der Herzogin von Dessau erwähnen. Einen großen Raum nimmt im Tagebuch Rinck's der Bericht über seinen Aufenthalt in Berlin ein und was er darin bietet, ist für die Kenntniß der damaligen sittlichen und gesellschaftlichen Zustände, der Prediger und des Schulwesens der preußischen Hauptstadt von nicht geringem kulturgeschichtlichen Werth. Auch den großen König hat der Reisende zu sehen bekommen und schildert dieses Erlebniß

sehr anschaulich. In Hamburg sucht er vor Allem den von seinem Landesherrn hochverehrten Klopstock auf und was er über seinen Verkehr mit dem alternden Dichter und dessen Auslassungen gegen ihn aufgezeichnet hat, ist anziehend und beachtenswerth. Am wenigsten gefiel es ihm in Göttingen, die Professoren erschienen ihm steif und unzugänglich oder geldgierig und geizig, wie der berühmte Michaelis; eigentlich sagten ihm nur der Theologe Miller und der Historiker Schlözer zu. Uebrigens bietet auch dieser Abschnitt einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der damaligen Göttinger Universität. Die vorstehenden kurzen Andeutungen werden genügen um zu beweisen, daß der Herausgeber Recht hat, wenn er sagt, das Tagebuch gebe ein gutes Bild von dem damaligen Leben in Kirche, Schule und Gemeinde und in den Häusern der Prediger, aber auch zur Gelehrten- und Schriftstellergeschichte jener Zeit ist es ein wichtiger Beitrag. Das ästhetische Urtheil Rinck's ist sehr schwach und unausgebildet. Mannheim ist ihm als Stadt ein Ideal der Schönheit, während er für Nürnbergs wundervolle Herrlichkeit gar kein Auge hat; ebenso vergleicht er F. Weiße's und Goethe's Werke und giebt jenem bei weitem den Vorzug. Er bekleidete nach seiner Rückkehr mehrere Pfarrstellen nacheinander und starb 1821 als Dekan zu Emmendingen.

Der Herausgeber, dem wir schon die Veröffentlichung des Tagebuches der Sophie Schwarz verdanken, hat den Text des Tagebuches mit sehr nützlichen Anmerkungen ausgestattet und dankenswerthe Orts- und Personenverzeichnisse hinzugefügt. Damit aber können wir uns nicht einverstanden erklären, daß er die oft sehr mangelhafte Orthographie der Handschrift genau beibehalten hat; es stört nur, wenn man beim Lesen auf „Catheden" statt Kadetten, „Metaille" statt Medaille, „Kvelle" statt Quelle, „Etiket" statt Etikette und vieles andere derartige stößt. Wünschenswerth wäre die Erklärung einiger mundartlicher Ausdrücke, die sich bei Rinck finden, gewesen, was heißt z. B. „schnappeln" oder „gagsen"? Möge Rinck's reichhaltiges Tagebuch viele Leser finden; dem Freunde der Kulturgeschichte gewährt es reiche Ausbeute.

Einen ganz anderen Charakter als Rinck's Aufzeichnungen, obgleich sie vielfach dieselben Personen und Verhältnisse berühren wie jene, haben Alexander von Humboldt's Jugendbriefe an Wilhelm Gabriel Wegener, herausgegeben von Albert Leitzmann.*) Der sachliche Inhalt dieser Briefe ist schon von Karl Bruhns für seine große Biographie A. v. Humboldt's verwerthet und einzelne Stellen aus ihnen sind auch sonst schon bekannt gemacht worden, aber sie waren es durchaus werth vollständig veröffentlicht zu werden und thun nur so, wie der Heraus-

*) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 2 M. 50 Pf.

geber ganz richtig bemerkt, ihre volle Wirkung. W. G. Wegener, geb. 1767, studirte seit 1785 auf der Universität Frankfurt a. d. O. Theologie, hier lernte er im Hause des damaligen Professors Loeffler, eines der Hauptvertreter der fortgeschrittenen Aufklärungstheologie, Alexander v. Humboldt, der im Herbst 1787 mit seinem Bruder Wilhelm dieselbe Universität bezogen hatte und bei Loeffler wohnte, näher kennen und gewann dessen ganze Freundschaft und volle Zuneigung. Die Brüder Humboldt blieben nur ein Semester in Frankfurt, Alexander ging dann nach Berlin, wo er sich mannigfachen Studien widmete. Bald nach A. v. Humboldt's Uebersiedelung nach Berlin beginnt der Briefwechsel im Mai 1788 und dauert bis zum September 1790 fort. Humboldt war also, als er seine ersten Briefe schrieb, ein neunzehnjähriger Jüngling und man erstaunt über die geistige Reife, welche trotz aller Jugendlichkeit aus diesen Briefen uns entgegentritt. Ganz besonders überraschend aber ist das warme, oft überschwängliche Freundschaftsgefühl, das in den Brief zum Ausdruck kommt und die bisweilen fast sentimentalen Aeußerungen seiner Zuneigung zu Wegener. Er nimmt lebhaft an den theologischen Studien des Freundes Theil, beide sind einig in der Verwerfung der positiven Offenbarung. Humboldt giebt in einem seiner ersten Briefe eine längere Auseinandersetzung über die Nichtexistenz der Wunder, darin zeigt sich so recht der Einfluß Loeffler's auf ihn. In erster Linie sind diese Briefe natürlich für die Kenntniß der Jugendentwickelung A. v. Humboldt's von größtem Interesse. Mit Bewunderung verfolgt man seine vielseitigen Beschäftigungen und Studien, auch das Griechische sucht er sich noch anzueignen und theilt dem Freunde einige Proben seiner, allerdings recht mangelhaften Kenntniß dieser Sprache mit. Aufs Eifrigste treibt er in Berlin Botanik und äußert sich sehr anziehend über den Werth und die Wichtigkeit der Pflanzenkunde. Aber auch über viele angesehene Männer des damaligen Berlin, mit denen er verkehrte, sowie über das gerade zu jener Zeit erlassene Religionsedikt Friedrich Wilhelm's II. und seine Wirkungen sowie über die damalige Berliner Gesellschaft finden sich in den Briefen sehr interessante Mittheilungen. Bemerkenswerth ist die Abneigung, welche der junge Humboldt ebenso gegen die neue deistische Orthodoxie der Berliner Aufklärer äußert, wie gegen die alte kirchliche Rechtgläubigkeit. Von Berlin ging er nach Göttingen, wo ihn neben mineralogischen auch philologische Studien über die Webereien der Alten beschäftigten. Die Göttinger Professoren erscheinen in seiner Schilderung doch vielfach in ganz anderem Licht als bei Rinck. Auch von seiner Reise in England schreibt er dem Freunde einen langen Brief. Obgleich Humboldt in seinem letzten Brief aus Göttingen dem Freunde erklärte: „Nichts, nichts

darf je die brüderlichen Bande zerreißen, die uns aneinander knüpfen" und er ihm noch von England aus versichert hatte: „Du bist mir unendlich viel, mehr als ich Dir je werden kann," so hat er dem Freunde doch im September 1790 aus Hamburg zum letzten Mal geschrieben. Die Verschiedenheit der geistigen Interessen führte die Freunde bald auseinander. Wegener war seit 1789 Feldprediger beim Regiment Gensdarmes in Berlin, wurde dann 1795 Superintendent und Oberpfarrer in Züllichau und starb in diesem Amt 1837; wahrscheinlich haben sich die Jugendfreunde nie wiedergesehen. Humboldt's Briefe, ein bleibendes Denkmal seiner jugendlichen Freundschaftsbegeisterung und seines schon frühe mächtig aufstrebenden Geistes, verdienen es durchaus gelesen zu werden.

Ein im Allgemeinen wenig bekanntes und von den Litterärhistorikern wenig beachtetes Gebiet geistigen Lebens und dichterischer Produktion behandelt Richard von Muth in seiner Schrift: Lose Skizzen zur Geschichte der deutschen Poesie in Oesterreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus.*) Der Verfasser verarbeitet einen reichen Stoff in eng begrenztem Raume, er giebt in den wenigen Bogen der Schrift gleichsam einen kondensirten Extrakt seiner Forschungen und Untersuchungen, die ausführlich dargelegt ein Buch füllen würden. In der knappsten Form wird die litterärische und geistige Entwickelung in Oesterreich von 1830 bis etwa 1880 geschildert und zwar mit außerordentlicher Sachkenntniß, selbständigem Urtheil und scharfsinniger Nachweisung des Zusammenhanges und der Gegenwirkung der auf einander folgenden geistigen Strömungen. In der Charakteristik der einzelnen Dichter und Schriftsteller ist jedes Wort sorgfältig abgewogen und in wenigen kurzen Sätzen meist die Persönlichkeit und ihre Wirksamkeit gekennzeichnet und gewürdigt. Der nicht österreichische Litteraturfreund lernt aus diesen „losen Skizzen" sehr viel; auch wenn ihm manche der darin besprochenen Dichter wohlbekannt sind, treten sie ihm doch in ganz neuem Zusammenhange entgegen und von vielen Schriftstellern und ihrer Bedeutung für das Geistesleben Oesterreichs haben wir durch diese Schriften zuerst Kunde erhalten. Was v. Muth bietet ist eine im engsten Rahmen zusammengedrängte Geschichte des geistigen Lebens in Oesterreich während der bezeichneten Dezennien, in die höchst interessante Skizzen der vormärzlichen Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse Wiens eingeflochten werden. Vortrefflich sind Muth's Ausführungen über den Einfluß, welchen das von Westen her in Oesterreich eingedrungene Judenthum, dessen Mittelpunkt Prag war, und das von Osten her einströmende, das

*) Wiener-Neustadt, Anton Folk. 1 M. 50 Pf.

seinen Sitz in Wien hat, auf die österreichische Litteratur ausgeübt hat; ebenso seine Bemerkungen über das frevle Spiel, welches die Prager jüdisch-deutschen Litteraten mit der Verherrlichung czechischer Todfeinde des Deutschthums in der Vergangenheit durch epische Dichtungen und Dramen trieben, wodurch sie nur den Uebermuth der Czechen steigerten und die Widerstandskraft der Deutsch-Böhmen schwächten. Höchst anziehend sind seine Auseinandersetzungen über die Wiener Theater, insbesondere das Burgtheater, vortrefflich seine Charakteristik Ferdinand Raimunds. Auch was Muth über die Sonderstellung Tirols in der Litteratur Oesterreichs ausführt, ist sehr belehrend. Laube beurtheilt er gerecht und widmet dann R. Hammerling eine eindringende, begeisterte Würdigung; doch stellt er diesen Dichter, dessen panteistische Weltanschauung nicht befriedigen kann, unserem Urtheil nach zu hoch. Vorzüglich werden dann wieder Rosegger und Anzengruber charakterisirt und die Dialektdichtung in ihrem Werthe anerkannt. Zum Schluß muß aber Muth anerkennen, daß auch Oesterreich, das in den letzten Jahrzehnten eine selbständige und hervorragende Stellung in der deutschen Litteratur einnahm, seit den neunziger Jahren dem Naturalismus verfallen ist. Die Lektüre der gedanken- und stoffreichen Schrift ist nicht ganz leicht, da oft gar zu viel in einen Satz zusammengedrängt ist, aber die viele Belehrung, welche sie bietet, lohnt die Mühe reichlich. Möchte der Verfasser doch denselben Stoff in einem größeren umfassenderen Werke behandeln und dem Publikum bald wieder eine Probe seiner scharfsinnigen Forschungen auf dem Gebiete der neueren österreichischen Litteraturgeschichte vorlegen.

Die Kenntniß der neueren italienischen Poesie ist entfernt nicht so verbreitet wie die der französischen oder englischen und doch verdient sie als ein wichtiger Theil der Weltlitteratur und um ihres inneren Gehaltes willen ernstliche Beachtung; dazu kommt, daß sie vielfach den Einfluß deutscher Dichter aufweist. Außer den alten großen Dichtern Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso sind von neueren im Allgemeinen nur Manzoni und allenfalls noch Leopardi in den weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt. Großes Verdienst um die Verbreitung der Kenntniß neuerer italienischer Dichter in Deutschland hat sich Paul Heyse erworben durch seine vortrefflichen Uebersetzungen der Satiren Bellis und Giustis und Anderer, sowie durch seine Uebertragungen italienischer Volkslieder. Auch sonst sind Uebersetzungen einzelner italienischer Gedichte in Sammlungen und Zeitschriften veröffentlicht worden, aber diese zerstreuten Versuche konnten natürlich keinen rechten Ueberblick über die Entwickelung der neueren italienischen Poesie gewähren. Da ist es denn mit Dank zu begrüßen, daß ein eben erschienenes umfassendes Werk dem deutschen Publikum in einer

chronologisch geordneten Sammlung sorgfältig ausgewählter Proben eine Uebersicht über den Entwickelungsgang eines der Haupttheile der italienischen Poesie bietet, wir meinen das Buch: Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Uebertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen von Fritz Gundlach.*) Schon vor mehr als 60 Jahren hat Fr. W. Genthe in seinem Handbuch der italienischen Litteratur einen ähnlichen Versuch gemacht, der aber durch Gundlach's Anthologie völlig in Schatten gestellt wird. Das Hauptgewicht legt die vorliegende Sammlung auf die neuere Poesie, das erkennt man gleich beim ersten Blicke: während die Auswahl aus den Dichtern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 82 Seiten einnimmt, sind den Poeten dieses Jahrhunderts 340 Seiten eingeräumt. Unter den älteren Dichtern vermißt man daher auch manche, die Anspruch auf Berücksichtigung in dem Buche hätten, so gleich am Anfange Kaiser Friedrich II., den dem h. Franz von Assisi, allerdings mit Unrecht, zugeschriebenen Sonnenhymnus, ferner einige Gedichte von Giacopone da Todi, von späteren den Sizilianer Giovanni Meli. Auch bei den in der Sammlung vertretenen Dichtern vermißt man wohl dieses und jenes Gedicht, so bei Michel Angelo sein herrliches letztes Sonett, bei Manzoni eine Probe der Inni sacri, von andern, wie von Vittoria Colonna, Salvator Rosa, Belli und Giusti möchte man noch mehr Gedichte mitgetheilt sehen. Doch wird bei einer solchen Blumenlese immer der subjektive Geschmack sein Recht sich nicht nehmen lassen und die Rücksicht auf den beschränkten Raum oft bestimmend einwirken. Als Ganzes betrachtet entspricht das Buch völlig seinem Zwecke und gewährt dem des Italienischen nicht kundigen Freunde der Poesie reichen Genuß. Die Uebersetzungen, die der Herausgeber benutzt hat, sind natürlich von verschiedenem Werthe, neben trefflichen und guten finden sich auch mittelmäßige und holprige, doch überwiegen die besseren durchaus. Zu den mannigfachsten Betrachtungen regen die hier vereinigten Gedichte den Leser an, die Schicksale des italienischen Volkes, die Wandlungen des italienischen Geistes spiegeln sich in ihnen wieder. Wie ergreifend sind die Klagen um das Schicksal Italiens in den Sonetten Guidiccionis, Varchis und Filicajas! Wie verschieden die Töne, welche Dante und Michel Angelo anschlagen von denen der Dichter des 17. und insbesondere des 18. Jahrhunderts und wie gehoben ist der Ton in den Gedichten seit der Einigung Italiens! Auch der Gebildete wird unter den Dichtern der neuesten Zeit auf viele stoßen, die ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Man erkennt auch

*) Berlin, Verlag von Alexander Duncker. 12 M.

an den hier gegebenen Proben, welch' ein großes dichterisches Talent Carducci ist, mag man sich von seiner antichristlichen Weltanschauung auch noch so sehr abgestoßen fühlen; selbst in dem abscheulichen Hymnus an Satan, den er feiert, verleugnet sich seine poetische Begabung nicht. Wie traurig, daß der größte lebende Dichter Italiens eine so verderbliche Richtung verfolgt! Wahrhaft sympathisch ist dagegen der früh verstorbene Zendrini, dessen schönes Gedicht: „Die Poesie stirbt nicht" mit Anastasius Grün's „Letztem Dichter" um die Palme streitet. Auch Panzacchi, der Dichter ernster und ironischer Poesien ebenso wie de Amicis verdienen unsere Aufmerksamkeit. Von dem gefeierten Vertreter des modernen Realismus in Italien Stecchetti sind zahlreiche charakteristische Proben mitgetheilt. Ada Negri, die begabte Sängerin der Elenden und Armen mit ihrer modernen Weltanschauung, ist in Deutschland längst bekannt. Ihr Gegenbild ist Annie Vivanti, die wir in einigen schönen Gedichten hier kennen lernen. Der ganze trostlose Pessimismus und die Gottentfremdung der Gegenwart finden in di Giacomos Gedicht: Wenn ein Gott nun nicht lebt? ihren Ausdruck. Daß aber auch andere Anschauungen in Italien dichterisch vertreten sind, zeigen Boner's Gedichte wie früher schon Zanella. Doch wir brechen ab und müssen manche beachtenswerthe Namen unerwähnt lassen. Am Schluß der Sammlung theilt Gundlach eine Anzahl schöner Volkslieder mit, wir wünschten nur, es wären ihrer noch mehr. Die biographischen Notizen sind befriedigend, ebenso das Verzeichniß der Dichter; erwünscht wäre eine Uebersicht der mitgetheilten Gedichte nach den Anfangsversen gewesen. Wir zweifeln nicht, daß Gundlach's dankenswerthes Werk viele Leser finden wird und hoffen, daß in einer zweiten Auflage die von uns geäußerten Wünsche Berücksichtigung finden werden.

Aus dem Gebiet der Belletristik ist es uns eine Freude unsere Leser auf ein Buch aufmerksam zu machen, das wir mit wahrer Befriedigung gelesen haben, wir meinen Adolf Schmitthenner's Novellen.*) Der vom Verleger in gewohnter Weise schön ausgestattete Band enthält eine umfangreiche und sechs kleinere Novellen, die, wie verschieden auch ihr Inhalt und ihr Charakter ist, doch alle gleich vortrefflich erzählt sind. Eigentliche Novellen sind nur die zweite: „Kopf und Herz" und die letzte: „Non cras, sed hodie". Die erste ist eigentlich ein kleiner Roman und die übrigen sind nur novellistische Skizzen, alle aber erfüllt derselbe ideale Geist der höheren Lebensauffassung, der in unserer Zeit des Naturalismus und der sittlichen Erschlaffung den Leser wahrhaft erquicklich berührt. Der Verfasser zeigt, wie

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 6 M.

in der verkommensten Menschenseele noch ein Fünkchen besseren Seins schlummert, das durch Liebe und Erbarmen erweckt und bis zur Selbstaufopferung entflammt werden kann, daß, was der Kopf nie zu erreichen vermag, das Herz erlangt. Mehrere der Novellen haben einen tragischen, ja düsteren Ausgang und doch sind sie alle von einem Hauche des Friedens durchweht. Aber neben dem Ernst findet sich auch viel Humor und munterer Scherz in dem Buch, der Verfasser ist eben eine gesunde, harmonische Natur, die ebenso in die Tiefen des Lebens geschaut, wie sie ihre Freude hat an dem Glanz und der Schönheit der Welt. Nur wer eine höhere Macht kennt, die das Menschendasein bietet und regiert, vermag die irdischen Dinge so ernst und so heiter zugleich anzusehen und zu schildern, wie der Verfasser es thut. Beim Lesen dieser Novellen hat man immer wieder das erquickende Gefühl: das ist doch endlich einmal wieder dichterische Auffassung und poetische Behandlung des Lebens! Die erste, umfangreichste Novelle: ein Michel Angelo fesselt die Aufmerksamkeit natürlich am meisten. Wie hat aber der Verfasser sich so vergreifen und seiner Dichtung einen solchen widerwärtigen Reklametitel geben mögen, er der sonst den einfachen und wahren Ausdruck stets zu treffen weiß! Der Titel paßt nicht einmal zur Person des Helden, der nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem großen Italiener hat. Warum denn nicht: ein Bildhauer? oder „wie aus einem Steinmetzen ein Bildhauer wird"? Das eben ist der Gegenstand dieser Novelle, daß der junge Steinmetzgeselle Georg Schuhmacher, ohne es Anfangs selbst zu wissen und zu wollen, sich nach vielen Kämpfen und Irrwegen zum echten, bewußten Künstler entwickelt. Wie er zuerst in der Jugendfreundschaft und brüderlichen Zuneigung zu Luise, des Bürgermeisters Tochter, die Liebe zu haben meint, dann in der sinnlichen Gluth und Leidenschaft, welche die schöne Müllerstochter Gertraud in ihm erweckt, sie zu fühlen wähnt und zuletzt in der echten, tiefen Herzensneigung zu Maria, der Tochter des Professors an der Kunstakademie, wirklich findet und damit das höchste Glück erlangt, ist vom Verfasser vortrefflich geschildert und mit großer psychologischer Feinheit entwickelt. Gertraud ist es, die das schlafende künstlerische Bewußtsein in ihm erweckt, ihr Anblick läßt ihn in entscheidender Stunde das Kunstwerk vollenden, an das er seine ganze Kraft gesetzt hat, und sie geht, weil sie seine Bitte ihm als Modell zu dienen erfüllt, elend zu Grunde. Georg ist, wenn auch nur mittelbar, die Ursache zu ihrem Untergange, er fühlt das auch und wir können ihn nicht so leicht, wie der Verfasser durch den Mund Maria's es thut, von jeder Verantwortung entlasten. Manches in der Erfindung ist etwas willkürlich und in der Ausführung ist wohl auch die Motivirung nicht überall befriedigend, aber das

Ganze fesselt durch den planvollen Fortgang der Erzählung, durch die treffliche Darstellung und durch die vorzügliche Ausgestaltung der Charaktere in hohem Grade. Ein Meistergriff des Verfassers ist es, durch einen gemeinen Menschen in der rohesten Form Georg von dem unglücklichen Ende Gertrauds berichten zu lassen, um so tiefer wird dieser davon getroffen. Das Leben in der kleinen Stadt ist mit bewunderungswürdiger Anschaulichkeit und Lebenswahrheit geschildert und was für prächtige Charakterfiguren sind der alte Steinmetz, der Kunstschlosser, die alte Büglerin, Georg's Mutter, auch Georg selbst; dagegen ist Maria dem Verfasser etwas verblaßt herausgekommen, während Gertraud, das nixenhafte Wesen, eine Meisterleistung ist. Das phantastische Element ist recht stark in dieser Novelle wie auch in anderen vertreten und sehen wir genauer zu, so fehlt es auch an der echten alten Romantik nicht. In der Schilderung der Leidenschaft geht der Verfasser bisweilen bis an die Grenze des dichterisch Zulässigem wie er denn überhaupt in dieser Novelle mehr als in allen anderen an den modernen Realismus mitunter streift. Manches in den Novellen erinnert an Mörike, anderes an Dickens, aber es sind doch nur Anklänge und aus dem ganzen Buche tritt uns eine eigenartige dichterische Persönlichkeit entgegen. An der Sprache Schmitthenners haben wir unsere wahre Freude gehabt: das ist wieder einmal klares, einfaches, echtes Deutsch, das so recht der anmuthigen Darstellung entspricht. Wir empfehlen diese Novellensammlung auf's wärmste; es wird keinen Leser, der Sinn für echten Idealismus und poetische Lebensauffassung hat, gereuen dieses Buch zu lesen. Wir freuen uns, in dem Verfasser ein frisches dichterisches Talent zu begrüßen und hoffen, daß er die Litteratur noch mit manchem immer reiferen Werke bereichern werde.

H. D.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Gedicht „Die Zeitenwende" S. 242, Z. 7 v. u. lies Was statt Mas und S. 243, Z. 11 v. u. beut statt baut.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 30. Іюля 1897 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

Herausgegeben von Prof. L. v. Schröder.

(Schluß.)

Berlin, den 14. Januar 1818.

Es war der 30. November 1817 a. St., Ihr geliebten Seelen des Nordens, als ich Göttingen spät am Abend verließ und zwar mit recht freudigem Gefühle; denn auch von hier nahm ich die Freundschaft und Liebe mehrerer Menschen mit mir und immer mehr gedachte ich mich nun der liebsten Liebe zu nähern, d. h. der Eurigen, meine Aeltern und Geschwister; denn mein Aufenthalt hier in Berlin ist ja doch eigentlich nichts weiter als eine kleine Erholung von einer Reise, zwar etwas lange dauernd, aber auch die Reise, die ich bis hierher machte, war lang und nicht ohne alle Beschwerlichkeiten. Doch gerecht muß ich auch wieder gegen die Vorsehung seyn und Euch sagen, daß ich auch Genuß eingeärndtet habe auf dieser Reise in reichem Maaße. Noch auf einige Augenblicke kehre ich mit Euch nach Göttingen zurück, um Euch noch einige Worte von meiner Abfahrt zu sagen. Um 8 Uhr Abends, hieß es, würde der Postwagen abgehen, und ich begab mich daher, von Landsleuten und vielen Freunden und Bekannten begleitet, schon etwas zeitig in die sogenannte Michelskneipe, wo sich gewöhnlich die Passagiere versammeln und die Zeit abwarten, bis sie zur Post abgerufen werden. Manches Gläschen Wein ward geleert in den 2 Stunden, die ich hier bleiben mußte; endlich aber erscholl das Posthorn und ich machte mich auf zur Post, nur von einem Freunde, Karl Bandau, begleitet, der mich jedoch gleich wieder verließ. Offen gestehe ich es Euch, meine Aeltern, daß mich diese anscheinende Kälte meiner Freunde gegen mich im ersten Augenblick sehr befremdete und daß mich ein gewisses schmerzliches Gefühl ergriff; denn ich hätte einem abreisenden Freunde, — besonders, wenn ich immer so liebevoll für ihn bemüht und besorgt gewesen wäre, als meine Landsleute und Freunde es für mich, während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Göttingen, waren — ich hätte diesem Freunde gewiß bis zur Post das Geleite gegeben. Aber es geschah nun einmal nicht;

schmerzlich bewegt stieg ich in den Postwagen und bald darauf schüttelte und rasselte er fort. Er nahm seinen Weg über den Markt Göttingens und hier, denkt es Euch, löste sich mir das Räthsel, das sich mir durch das anscheinend kalte Betragen meiner Landsleute gebildet hatte; denn plötzlich hatten sie mit vielen Bekannten und Unbekannten, — unter denen sich viele befanden, die in Heidelberg relegirt und durch meine Bemühungen beim Senat wieder recipirt waren, und deren Freunde, — den Wagen umringt und es wirbelte ein helles, lautes, dreifaches Geschrei durch die Luft: „Es lebe unser alter Ditmar, hoch, hoch!" Jetzt erst fühlte ich es ganz lebhaft, was eine Ueberraschung ist; denn ich war nur getäuscht worden, um höher erfreut zu werden! Rasch mit einem Satze, sprang ich aus dem Wagen, küßte und umarmte jeden, drückte jedem mit Innigkeit die Hand und eilte dann wieder dem fortfahrenden Wagen nach, um mich ganz meinem Gefühle zu überlassen. Bald hatte ich ihn auch wieder erreicht und mich schon in denselben gesetzt, als ich es erst gewahr ward, daß sich der ganze Freundeshaufe mit mir und dem Wagen fortbewegt hatte. Ich bat sie, doch nicht zu lange in der rauhen Winterluft umherzulaufen, sondern wieder nach Hause zu gehen. Schweigend begleiteten sie den Wagen aber dennoch bis zum Thore der Stadt und hier ertönte mir noch einmal ein dreifaches, donnerndes Vivat, — danken konnte ich nicht mehr; denn schon zu sehr war ich ergriffen, als daß ich noch hätte sprechen können, — nur meinen Hut schwenkte ich einige Mal durch die Luft und mein Herz sprach schweigend ein recht freundliches Wort zu den lieben Freunden, das eben deswegen, weil es Liebe war, den Laut scheute. Langsam bewegte sich nun der unförmliche Wagen durch die beschneite, dennoch aber freundliche Gegend, die still und ernst der Mond beschien, — langsam, sage ich, weil der Weg unbeschreiblich schlecht war und wir den besten Theil desselben, bis zum Thore Göttingens, schon zurückgelegt hatten. Gegen 12 Uhr, in der Stunde der Geister, langten wir in dem Dorfe Rheinhausen an, das durch die merkwürdigen, steil emporragenden Felsen, die es umgeben, und durch die bleiche Mondbeleuchtung, in der ich es sah, ein wahrhaft geisterhaftes Ansehen hatte, — mich aber dennoch freundlich durch seine Lage und seinen Namen an meinen lieben alten Rhein erinnerte, an dem ich so selige, ich möchte sagen: die seligsten

Stunden in Deutschland verlebt hatte! Nur eine viertheil Stunde blieben wir hier, aber der Eindruck, den diese interessante Gegend auf meine Seele machte, ist für Jahre bleibend, und so sammelt man sich auf Reisen überall eine liebe Erinnerung, die in uns fortlebt und uns noch im hohen Alter erfreut! Bald hatten wir nun auch Duderstadt erreicht und so dann wieder den besseren Theil des ebenfalls sehr schlechten Weges zurückgelegt. Waren wir früher langsam gefahren und tüchtig durchgeschüttelt worden, so fuhren wir nun noch langsamer und wurden noch mehr hin und hergerüttelt. Aus der höhern Region des Harzes bewegte sich der Wagen unaufhörlich bergabwärts und endlich befanden wir uns so tief, daß wir in einem halb zugefrornen Sumpfe stecken blieben, ein Paar Stunden warten mußten, bis Ochsen geholt wurden, mit denen wir eine Meile Weges fuhren, dann aber unsere ermüdeten Pferde wieder vorspannten, in der Hoffnung, mit diesen bis zur nächsten Poststation zu kommen. Wirklich gelangten wir denn auch mit ihnen bis an die Vorstadt von Heiligenstadt an der Leine, dort aber blieb der Wagen wieder stecken, und zwar bei dem Hause des Scharfrichters, gerade als ob wir zur Richtstätte gebracht werden sollten. Alle Bemühungen, die Pferde wieder in Gang zu bringen, waren vergebens, — der Wind schnitt uns durch alle Glieder, — und ich mußte mich mit einer Dame, mit der ich fuhr, endlich entschließen, zu Fuß durch Dick und Dünn bis an die Post zu reisen; denn sie war noch so weit, daß man diesen Gang eine kleine Reise nennen kann. Da wir aber beide in Heiligenstadt unbekannt waren, so fanden wir nicht gleich den Ort, den wir suchten, sondern hatten einmal das Vergnügen in eine Mühle zu gerathen und noch ein anderes Mal uns in ein fremdes Haus zu verirren. Die freundlichen Besitzer desselben führten uns aber gleich zur Post und ich war, als ich da endlich nach der Uhr sah, nicht wenig erstaunt, als ich gewahr wurde, daß wir 7 Stunden auf 3 Meilen zugebracht hatten. Zu meiner größten Freude hielt sich die Post hier mehrere Stunden auf, die ich denn auch gleich zum Essen und Schlaf benutzte, bis ich um 12 Uhr Mittags vom Schirrmeister wieder geweckt wurde, um weiter zu fahren. Zu der Reisegesellschaft hatte sich noch ein Hr. Socrates Hyrdeß aus London gesellt, den der Großherzog von Weimar hatte kommen lassen, um in seinem Lande die Joseph

Lancaster'sche berühmte Erziehungsmethode einzuführen. Mit diesem nun machte ich Bekanntschaft und ließ mir von ihm über Schuleinrichtung allerlei erzählen, das mich sehr interessirte. Erlaubte es mir der Raum, so würde ich Euch das Alles hier wieder mittheilen; aber es ist zu weitläuftig, um das in einem Briefe thun zu können. Schwartz, der vielleicht Schulmann wird, findet über diesen drolligen Mechanismus (denn dazu haben die Engländer auch das geistige Vermögen des Menschen herabgesetzt), ausführliche gründliche Nachrichten in folgender, sehr lesenswerthen Schrift: „Andreas Bell und Joseph Lancaster, Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung, Schulzucht und Lehrart von B. C. L. Natorp. Essen und Duisburg 1817." Kürzere Notizen stehen in den Heidelberger Jahrbüchern Nov. 1817 Nr. 70, S. 1105—1110. — So viel Lächerliches nun auch übrigens an der Sache ist, so war es mir doch sehr lieb, diese Schulen von einem früheren Zöglinge und späteren Lehrer an denselben mir schildern zu lassen, denn wenn für uns auch nichts von diesen Einrichtungen nachahmenswerth ist, so doch gewiß der kräftige Eifer, der bei dieser Gelegenheit für die Armenanstalten, sowohl in London, als auch in Paris, erwacht. — Ueber diese Schule nun, sowie über manche andere Einrichtungen und Verordnungen in England, unter denen mir die vorzüglich merkwürdig war, daß ein Reisender jeden, der ihn überfällt, niederschießen kann, unbeschadet seiner persönlichen Sicherheit, wenn er nur 5 bis 6 Pfund bei sich hat, sonst aber, wie ein Spitzbube, gehängt wird, — über diese Gegenstände uns unterhaltend gelangten wir am 1. Dec. a. St. zu Mittag in Mühlhausen an, sonst eine freie Reichsstadt, jetzt zu Preußen gehörend. Nur wenige Augenblicke vergönnte man uns, um uns durch warme Speisen erfrischen zu können; denn noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, mußten wir schon wieder in unseren unausstehlichen Postwagen. Am Abend desselben Tages trafen wir zu Langensalza ein, wo wir die Pferde wechselten und dann durch die Nacht schlafend nach Erfurt weiter reisten. — Bei sehr guter Zeit kamen wir denn auch in diese Stadt und wir beschlossen, Hyrdeß und ich, hier den Postwagen zu verlassen und mit Extrapost weiter zu fahren; denn wir fühlten uns zu sehr erschöpft. In einem Augenblicke war dieser Entschluß zur Reife gediehen und mit stolzer Geberde befahlen wir, unsere Sachen in

den Gasthof zum „halben Giebel" zu tragen. Der Gedanke, wieder Herren unserer Zeit zu seyn, machte uns glücklich und stolz. Gleich verlangten wir, daß man uns zu essen geben solle, — reinlich müsse aber der Tisch servirt seyn und auch für jeden eine Bouteille Wein hingestellt werden. Nachdem wir abgespeist hatten, besahen wir die große berühmte Glocke; dann besuchte Hyrdeß einen Bekannten und ich ging zum Dichter Schorch, der jetzt durch ein Drama, Luther's Entscheidung betitelt, sehr bekannt geworden ist. Mir hat das Buch so wohl gefallen, daß ich alles aufbot, um den Verfasser kennen zu lernen. Mein Eifer war so groß, daß ich ihn selbst aus seinem Nachmittagsschlaf aufweckte und ihm sagte, daß ich ihn mit Willen erweckt habe, weil ich ihn durchaus kennen lernen wolle; denn sein Luther habe ihn mir lieb gemacht! Sehr jovial nahm er diese Zudringlichkeit auf und hat mir auch jetzt über unsere Bekanntschaft einen sehr hübschen jovialen Brief geschrieben. Mehrere Stunden brachte ich in freundlichen Gesprächen bei ihm zu; dann eilte ich aber wieder in das Wirthshaus, wo ich auch Hyrdeß wieder traf und ihm vorschlug, gleich nach Weimar zu fahren. Er willigte in diesen Plan; in einem Augenblick waren die Postpferde bestellt und nach $1^1/_2$ Stunden waren wir, über die ebene Chaussée schnell wegfahrend, in Weimar, wo ich mich gleich mit dem Gedanken zu Bette legte: „morgen, den 3. Dec., bleibst du hier." Gestärkt und munter erwachte ich am anderen Tage in meinem Elephanten (so hieß der Gasthof) und verspürte auch nicht die geringste Lust, gleich wieder nach Jena abzureisen, — ich blieb vielmehr dem Vorsatze getreu, den ich am Abend vorher gefaßt hatte, — schloß meinen Koffer eiligst auf, kleidete mich in wenigen Augenblicken an und lief zu der geistvollen Hofräthin Johanna Schopenhauer, der Verfasserin einiger sehr interessanten Schriften. Diese Frau hatte ich im Herbste des Jahres 1816 in Heidelberg kennen gelernt und war ihr Cicerone auf einigen Streifereien in dem himmlischen Neckarthale, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat! Jetzt sind diese Streifereien denn auch schon einige 100 Mal in Druckerschwärze abschattirt. Nach wenigen Monaten will ich sie Euch, meine geliebte Aeltern, vorlesen und mündlich commentiren. Daß die Schopenhauer mich freundlich aufnahm, brauche ich wohl kaum erst zu sagen; denn es war wohl ihre Pflicht, mich jetzt so zu behandeln, da ich mit

dem Wanderstabe kam, wie ich sie behandelte, als sie mir als Reisende begegnete. Nur wenige Augenblicke konnte ich aber am Vormittage bei ihr verweilen; denn ich wünschte noch einmal flüchtig durch den berühmten Park in Weimar zu laufen, in dem mir Schiller's und Herder's Geist begegnen sollten. Aber nicht früher ließ mich die liebe Schopenhauer aus ihrem Hause, als bis ich versprochen hatte, um 5 Uhr Abends wiederzukommen; dann mit ihr in's Theater zu gehen und zum Abendessen bei ihr zu bleiben. In einer Minute hatte ich alles versprochen, lief dann gleich in die weitläuftigen Gartenanlagen und dann noch vor dem Essen zu dem alten wackern Bertuch, den ich in wenigen Augenblicken, wegen seines großen Eifers für alles Gute, den ich gleich bemerkte, unbeschreiblich lieb gewann. Es war schon spät und ich mußte daher zu Tische eilen, aber auch hier wieder versprechen, noch einmal mich wieder sehen zu lassen, ehe ich nach Jena abreisen würde. Gleich nach dem Essen besuchte ich Röschen Goulon, ein so naives, schönes und liebenswürdiges Mädchen, wie ich noch keins gesehen habe. Ich kannte sie von Heidelberg her, wo ihre Schwester bei Zachariae's Kindern Gouvernante ist. Dann besuchte ich wieder meinen würdigen Bertuch, bei dem ich dieses Mal seinen berühmten Schwiegersohn, den Obermedicinalrath von Froriep, kennen lernte. Auch jetzt konnte ich nur einige Augenblicke bleiben, denn Röschen hatte mich fast den ganzen Nachmittag gefesselt und um 5 Uhr mußte ich wieder zu meiner Johanna. Ich empfahl mich daher gleich wieder und entschuldigte mein rasches Forteilen mit Versprechen, die gegeben waren und gehalten werden mußten. Tief erschütterte mich der Abschied von dem würdigen 70-jährigen Greise, der mir die Hand mit Innigkeit drückte, mich bat, das Gute zu befördern, so viel ich könnte, oder es auch bemerkbar zu machen, so viel ich könnte, und hierauf setzte er noch hinzu, mit der Hand hinweisend auf sein schneeweißes Haar: „Dann, dann wird Ihnen diese Bürde keine schwere seyn, Sie werden mit Ruhe auf die zurückgelegte Laufbahn hinblicken, und das Ziel, wo sich das Leben endet, wird Ihnen ein helles, lichtes, erfreuliches seyn. Verdenken Sie nicht diese wohlgemeinten Worte einem alten, schwachen, vielleicht auch schon kindischen Greise" (er ist aber noch sehr rüstig), „der schon mit mehr als mit der Hälfte seines Lebens dem Tode angehört; aus dessen treuem

Gedächtnisse die Erfahrungen von 70 Jahren aber noch nicht geschwunden sind." Erschüttert schied ich von dem würdigen Greise und begab mich nun wieder zu der Schopenhauer, wo frisches, jugendliches Leben mich wieder ansprach. Eine solche Aufregung bedurfte ich aber auch wieder; denn niedergebeugt war mein Gemüth durch den Gedanken: „auch diesen Mann von edlen Grundsätzen verliert nun bald die Welt!" Aber nicht lange konnte ich diesen Gedanken verfolgen; denn gar zu freundlich überreichte mir Johanna den Thee und zu freundlich sprachen mich ihre und des Dichters Müller-Gerstenbergs Worte an, und was weder der Thee noch das Gespräch bewirkten, das blieb den schönen Gemälden vorbehalten, durch deren Anschauung sich die Seele des Beschauenden so weit in das Gebiet der Kunst verlor, daß sie sich nur höchst unangenehm betroffen fühlte, als Johannas Ruf: „Jetzt in's Theater, jetzt in's Theater" sie aufstörte in der sinnigen Betrachtung. Aber es mußte nach dem allgemeinen Beschlusse der Gesellschaft nun einmal so seyn, aus einer schönen Traumwelt mußte ich in das geräuschvolle Gedränge der Menschen. Es wurden die deutschen Kleinstädter von Kotzebue gegeben, aber bei weitem nicht so gut, als ich es von einem Theater erwartete, das so viele Jahre unter Goethe's Direction gestanden hat. Gut spielte nur eigentlich die Schauspielerin Beck, die die Rolle der Unter-Steuereinnehmerin Staar machte, und der Hr. Unzelmann, der den Bau-, Berg- und Weg-Inspectors-Substituten Sperling vorstellte. Doch gleichviel, das Stück ist komisch und regt zum Lachen an, auch hat es noch die gute Eigenschaft, die hervorgebrachte muntere Laune zu erhalten, wovon auch wir an unserer Abendtafel noch die erfreulichsten Beweise hatten; denn durch Scherz und interessante Unterhaltung verlängerten wir den Tag bis tief in die Nacht hinein. Da erinnerte mich plötzlich der Ruf des Nachtwächters:

Ihr Herrn laßt Euch sagen:
Die Glock' hat eins geschlagen!
Ein jeder bewahre sein Feuer und Licht,
Damit seinem Nachbarn kein Schade geschiecht!

an das Heimkehren in meine Wohnung. Mit einem Händedruck verließ ich die liebe Wirthin und nahm mir nun bestimmt vor, am nächsten Morgen nach Jena abzureisen. Zu diesem Vorsatze gesellte sich der Wunsch: „möchte ich auf meiner Reise doch noch

oft solche Tage, als den in Weimar, verleben," und wie man das, was man wünscht, auch hofft, so trat ich denn auch mit dieser Hoffnung im Herzen am 5. Dec. früh um 11 Uhr meine kleine Reise an. Unaufhörlich schlängelte sich der Weg über Berge und durch Thäler dahin und dann wieder bergan, bis ich mich endlich auf der Spitze des berühmten Schneckenberges befand; zu meiner Linken den Napoleonsberg sah und grade vor mir den bekannten Fuchsthurm, der mir von Zeit zu Zeit durch den häufig fallenden Schnee entgegenblickte. Von diesem Berge fuhr ich herab und befand mich nun in dem Thale der Saale, in dem Jena liegt. Gegen Mittag langte ich auf dem berühmten Markt dieser Universitätsstadt an, wo ich gleich zuerst in der Mitte einer Menge von Studenten meinen Freund August Gruner traf, mit dem ich in den Gasthof zur Sonne ging und daselbst eine Flasche Wein leerte. Dann eilte ich gleich wieder fort, um meinen guten Leopold Holst*) aufzusuchen, den ich aber nicht in seiner Wohnung, sondern schon auf dem Markte mit Hollander**) traf. Fast bewußtlos stürzten wir uns in die Arme, küßten und drückten einander an das Herz; dann wollte jeder den andern in einem Nu über seine Schicksale ausfragen, aber nie kam es zu einem ordentlichen Gespräch, denn keiner hörte, was der andre sprach, und meist hieß es: „nun das ist doch gut, daß Du hergekommen bist" und ich antwortete jedesmal: „Gottlob, daß Ihr hier seyd." „Wo bist Du denn eingekehrt?" fragte mich gleich der treffliche Leopold, der besser und lieber noch geworden ist, als er es schon immer war. „In dem Gasthof zur Sonne" war meine Antwort. „Da mußt Du gleich ausziehen und darfst bei keinem andern als bei mir wohnen. Auch versprich mir, daß Du 8 Tage hier bleibst". Ohne mich nur noch zu besinnen, hatte ich dieses Versprechen gleich gegeben, in wenigen Minuten war ich zu meinem alten Jugendfreunde herübergezogen, mußte hier gleich, ohne Appetit zu haben, eine Menge Kaffe trinken, weil Leopold es so wollte, und ihm von Euch allen erzählen, so viel ich nur konnte: denn er fragte mich aus, wie man es wohl thut, wenn man einen Ver-

*) Album Academicum Nr. 824a.

**) Albert Hollander, Begründer der Anstalt Birkenruh, Album Academicum Nr. 1010.

brecher verhört. Auch ich forschte dann wieder nach allen, worüber mir Leopold Auskunft geben konnte und so hatten wir uns bald wieder die ganze alte Zeit in's Gedächtniß zurückgerufen und lebten in der Vergangenheit glücklicher, als in der Gegenwart. Schon waren viele Stunden im Gespräch vorübergegangen, als plötzlich der gute Stern*) in die Stube trat und mit einem besinnungslosen Geschrei mir an den Hals flog; denn noch wußte er nichts von meiner Anwesenheit in Jena. Wirklich, es ist nicht zu beschreiben, wie groß und innig die Freude ist, wenn sich alte Freunde so wiedertreffen, und zwar im Auslande. Jeder glaubt den andern unverändert wiederzufinden, und doch ist er es nur in seiner Liebe, die aber reiner und stärker geworden ist, sonst findet man sich aber gegenseitig verändert, nur die alte gute Anlage schimmert noch durch und hat sich, wenn sie früher Knospe war, jetzt bei dem nach dem Unvergänglichen strebenden Menschen zur Blüthe entfaltet, die aber so köstlich duftet, daß man sich immer wieder gegenseitig angezogen fühlt und nur noch stärker; denn was wir vielleicht nicht Gutes angenommen hatten auf unserm Lebenswege, das hatte schon die Schwüle der heißen Mittagssonne gedörrt, was wir vom unreinen Staube an uns hatten, fiel ab und ward wieder Staub, denn aufwärts blickte der Geist in sehnsuchtsvollem Streben und enteilte dem Irdischen, das diesem Streben fremd war. Und so sey es denn immer auf dem verworrenen Pfade des unbegreiflichen Lebens, das, wenn es uns trennt, uns immer nur deswegen trennen möge, damit wir uns später nur noch inniger des Abglanzes der Tugend in dem geliebten Gemüthe erfreuen. Dieß bemerkten wir denn auch an uns und schlossen in den acht Tagen, die ich in Jena zubrachte, eine innigere Freundschaft, als sie je zwischen uns bestanden hat, aber wir sprachen uns auch so recht aus, denn ich verfiel nicht wieder in meinen alten Fehler, durch viele Besuche meine Zeit zu zersplittern, die dieses Mal fast ausschließlich meinen Freunden gewidmet war. Nur die alten Bekannten, oder die, denen ich Briefe abzugeben hatte, besuchte ich und nur einer neuen Bekanntschaft in Jena erfreute ich mich recht innig, nämlich der des Dichters Gries, des unerreichbaren

*) Offenbar Alex. Konst. v. Stern, geb. 1796, Vater des Dichters Karl Walfried v. Stern. Album Academicum Nr. 1015.

Uebersetzers des Torquato Tasso und des Spaniers Calderon. Diesen geistreichen, lieben Mann werde ich Euch mündlich schildern und ich bitte Euch, meine herzensguten Aeltern, dieses Mal nur, Andreas Löwis von Gries recht herzlich zu grüßen und ihm zu sagen, daß er ihn um ein Briefchen bitten läßt. Dann meldet meinem alten guten Andreas auch, daß er auf meinen Vorschlag ordentliches Mitglied der mineralogischen und Ehrenmitglied der Lateinischen Gesellschaft zu Jena geworden. Außer Löwis sind aber auch noch folgende Ehrenmitglieder der Lateinischen Gesellschaft geworden: Berg in Hallist, Bergmann in Ruien und Johann Georg Schwartz in Fennern. Man muß doch die Seinigen auch zu befördern suchen! — Nun vernehmt es endlich einmal mit Bestimmtheit, wann ich bei Euch eintreffe, die Zeit ist nahe, sehr nahe, und schon jetzt rinnt mir, bei dem Gedanken des Wiedersehens, eine Freudenthräne über die höher sich färbende Wange! Nämlich zu Anfang des Mai a. St. reise ich bestimmt mit meinen Freunden Meyendorff und Hartung von Berlin ab; früher geht es wegen der schlechten Wege wohl nicht an und früher muß ich noch einmal nach Löbichau und Sagan, ehe ich heimkehre in das geliebte Vaterland. Denn ein Versprechen, das ich der edlen, himmlisch guten Piattoli, der Herzogin von Kurland, von Sagan, der von Hohenzollern, der Fürstin Mtscharenza (die drei Töchter der edlen Dorothea von Kurland) und vor allen meiner Elisa gegeben habe, fesselt mich noch länger an das deutsche Land, als ich es selbst glaubte. Nur 14 Tage wünschen wir noch gemeinschaftlich in Löbichau oder Sagan froh zu seyn. Dann kehre ich aber eilig heim zu Euch, meine Aeltern und Geschwister; auf wie lange? wage ich nicht zu bestimmen; denn es ist ebenso möglich, daß ich auf zwei Jahre nach Paris oder auf ein Jahr an den Ural gehe, oder daß ich auch gleich ein Amt erhalte, sobald ich wieder im Vaterlande bin. In Betreff des letzteren habe ich schon jetzt bedeutende Schritte gethan und ich erwarte in wenigen Wochen eine bestimmte Antwort. Nur äußern darf ich mich über die Zukunft noch nicht ganz klar, besonders nicht schriftlich. Lieber, unendlich viel lieber bliebe ich aber in Eurer Nähe und schlage gern darum etwas Vortheilhaftes aus, wie das auch in Heidelberg der Fall war, wo man mich gern behalten hätte. Aber das verspreche ich Euch, früher alles mündlich mit Euch, meine Aeltern,

zu besprechen, ehe ich mich binden lasse, — damit ich aber einst wenigstens gebunden werden kann, so vertraue ich mich nicht den ungewissen Wellen an, sondern kehre zu Lande zurück. Nur meine Sachen überlasse ich der Tücke des Wassers, und ich bitte Euch, einen namhaften Kaufmann in Riga zu ersuchen, es mir zu erlauben, daß ich alles an ihn senden darf, damit ich mit dem Zollwesen keine Weitläuftigkeit habe. Etwa Zuckerbecker und Klein wünschte ich, doch diese Anordnung überlasse ich Euch und bitte nur, mich recht bald von dem Erfolge Eurer Bemühungen zu benachrichtigen. Eure Briefe und Euren Wechsel an mich, der mir das Reisegeld bringt, wenn erst die bestimmte Zeit da ist, addressirt nur immer an meine herrliche Mama Elisa; denn glaubt Ihr es mir wohl, daß ich ganz bei ihr wohne, und zwar unentgeldlich, — glaubt Ihr es mir, daß ich jeden Mittag bei ihr speise, ohne Kostgeld zu zahlen, — glaubt Ihr es mir, daß ich in dem Umgange mit dieser Edlen und Tiedge glücklicher bin, als ein Fürst auf seinem schimmernden Throne? Ja, so überhäuft mich Gott immer durch edle Menschen mit Wohlthaten! Aber ich fühle es auch, Gottlob, daß ich mich auf dem gefährlichen Standpunkte befinde, den Prüfungen, die mir nur der Allmächtige auferlegt hat, unterliegen zu können, ich fühle es klar, daß ich demüthig, statt stolz, werden muß, um der unermeßlichen Gnade, die mir der Allvater zu Theil werden läßt, nicht ganz unwürdig zu seyn! Es ist aber eine schwere Prüfungszeit, die ich überstehen muß; denn es ist ganz unglaublich, wie groß die Liebe ist, die man mir überall erweist! Euch, meine Aeltern, gehört unstreitig der größte Theil derselben und daher gebt, wie jeder Glückliche, selbst den Beglückern Euren Dank zu erkennen. Du, mein altes Mütterchen, könntest jetzt wohl einige Zeilen an die edle Elisa schreiben, da diese Vortreffliche deinem Sohne wahrhafte Mutterliebe erweist und Du ihr auch noch garnicht geschrieben hast.

Doch ich kehre wieder zu meiner Reise zurück und schreibe Euch erst im nächsten Briefe ausführlich über meinen jetzigen Aufenthalt in Berlin, sowie über meine hiesige Mama, aus deren Hause ich fast keinen Schritt thue. — Es war ein Tag nach dem Ferdinandstage, nämlich am 11. Dec. a. St., als ich mit Weiße II. Jena verließ. Nur mit Mühe und großer Anstrengung schleppten die Pferde den Wagen durch den hochliegenden Schnee; denn

während meines Aufenthaltes in Jena war es förmlich Winter geworden. Demohngeachtet hatten wir den halben Weg bis Naumburg, nämlich über Dornburg bis Kamburg, bald zurückgelegt, aber nun wurde der Weg auch so schlecht, daß wir erst um 9 Uhr Abends in Naumburg anlangten und also einen ganzen Tag auf einer Poststation zugebracht hatten. Die Luft war sehr rauh und wir waren so durchfroren, daß nicht leicht ein anderer in unserer Stelle weiter gefahren wäre; demohngeachtet trieb uns aber der Wunsch, am nächsten Tage zeitig in Leipzig anzukommen, wieder von Naumburg weiter. Bald waren unsere Pferde denn auch angespannt, und wir setzten uns, wenn auch mit schwerem Herzen, wieder in unsern Wagen, und fuhren nach Weißenfels ab, wo wir um 12 Uhr in der Nacht ankamen und wo wir, nicht nur der schneidenden Kälte wegen, sondern auch wegen der großen Unsicherheit, bleiben mußten. Erst mit dem Anbruch des folgenden Tages konnten wir unsere Reise wieder weiter fortsetzen und dieß geschah denn auch, sobald sich das erste schwache Roth am Himmel erhob. Dieses Mal erblickten wir es grade über dem Schlachtfelde von Lützen und es war mir, als ob der Himmel wiederstrahlte von der Flamme, die von hier aus für die wahre Christusreligion und den reinen geläuterten Glauben aufloderte; es war mir, als ob noch jetzt Gustav Adolph's Feuer-Eifer sichtbar am Himmel flammte und herabstrahlte in die dunkle Tiefe, ernst und mahnend sprechend zu einer irreligiösen Generation. Immer mehr und mehr näherten wir uns der Stelle, wo dieser heldenmüthige König aushauchte sein thatenreiches Leben, um durch seinen Tod erst ganz zu bewähren seinen Glauben, und als endlich der Wagen herangerasselt war bis an den Ort, wo links die drei Windmühlen stehen und sich rechts zwischen zwei Pappeln ein kleiner Granitstein erhebt, auf dem nichts weiter als G. A. 1632 eingehauen ist, so rief ich mit ernster, lauter Stimme ein Halt! und eilte hin zu dem geheiligten Platz! Mit Thränen benetzte ich den einfachen Stein und erhebende Gefühle durchdrangen mein Gemüth, als ich dastand an dieser heiligen Todeswohnung! Es waren die weihevollen Ahnungen, die das höhere Leben ergreifen, welches hinter dem dunklen Vorhange des Todes das Wiederfinden gleichgestimmter Seelen verhüllt. In einer freundlichern Gestalt als hier kann das Erlöschen des irdischen Wesens uns nicht er-

scheinen; denn klarer wird die Rückkehr zu dem ewigen Quell der allumfassenden Liebe nirgends angedeutet! Erst nach langem Verweilen an diesem herzerhebenden Platz bemerkte ich hinter dem kleinen, aufrecht stehenden Stein noch einen andern, halb in die Erde versunkenen, den weißer Schnee bedeckte. Vorsichtig suchte ich ihn zu entfernen, um nicht zugleich mit der zerstörenden Zeit zu zerstören, und nur zögernd traten meinem Blick die Worte entgegen: „Gustav Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit am 7. November 1632", und mit bebender Hand zeichnete ich sie mir auf, denkend an meinen lieben Gustav, den Enkel des großen Monarchen. Ein Gedanke reihte sich an den andern, und immer noch stand ich tieferschüttert und innig ergriffen an dem kalten Steine da, der den Platz bezeichnete, an dem einst ein warmes Herz ausgeblutet hatte und noch lange wollte ich bleiben, um mein lebendiges Gefühl erst ganz austoben zu lassen, damit ich würdig scheiden könnte von dieser erhabenen Todesstätte. Da aber erscholl aus dem auf der Landstraße haltenden Wagen ein mißmuthiges: „Nun so komm doch endlich einmal wieder, was hast Du denn so lange da zu thun?" Doch ich blieb und antwortete meinem Gefährten mit den Worten Göckingk's, des Wackern, dessen Umganges ich mich jetzt täglich erfreue, und schied nicht früher von dem Schwedensteine, als bis auch an mir in Erfüllung gegangen war, was so herrlich der beiden letzten Verse Sinn ausspricht; ich antwortete mit Göckingk:

Laßt den Wagen halten oder fahren,
Denn ich bleib' hier sitzen; dieser Stein
Soll des Mannes, der an seiner Schaaren
Spitze hier geblutet, Thränenaltar seyn.

Thränen will ich opfern, denn von allen
Königen, die vor ihm wie nachher
Unterm Schwert des Krieges sind gefallen,
War nur Gustav kein Eroberer.

Auf die Stelle, die sein Blut getrunken
Wälzten Bauern weinend diesen Stein —
In die Erde halb schon jetzt versunken —
Und ich kann ihm keinen bessern weihn!!

Zwar bedarf es nicht der Marmorsäule,
Die hier stehen sollte, aber dann
Ruhte hier der Wandrer eine Weile,
Läs' und segnete den braven Mann!

Läs' und weinte seinen Muth wohl größer,
Seinen Stolz geringer durch die Scham;
Denn auch ich, das fühl' ich, gehe besser
Weg von diesem Steine, als ich kam!

Und es ging in Erfüllung, was ich gewünscht; denn wie Göckingk so ging auch ich besser weg von diesem Steine, als ich kam! Scheidend grüßte ich noch einmal das Roth des Himmels und mit dem warmen Wunsche im Herzen reiste ich weiter gen Leipzig: „Mögest du immer, herrliches Licht des Himmels, in die dunkle Tiefe meines Lebens und Herzens leuchten und mich, wie andere, erleuchten und mich kräftigen zu dem Kampfe mit dem Bösen der Welt und zur treulichen Uebung des Guten und Wahren." Und kurz nur schien mir nur noch der lange Weg, denn in mir lebte ein lebendiger Gedanke und beschäftigte meinen Geist und mein Herz, bis wir in Leipzig anlangten, nachdem schon die jetzt kältere Sonne ihren halben Tageskreis beschrieben hatte! Wie aber die Sonne an diesem Tage, so waren wir auch schon stark vorgerückt in den December, nach neuerer Rechnung, und es ward daher von uns, gleich an den Thoren Leipzigs, der Entschluß gefaßt, nur 3 Tage in dieser Stadt zu verweilen, damit es uns noch möglich bliebe, zum neuen Jahre in Berlin einzutreffen. Alle meine Bekannte, Clodius, Haubold, Beck, Stockmann und Haenel, besuchte ich daher bald und wurde mit alter Freundschaft wieder begrüßt. Aber jede frohe Stunde hier aufzuzählen, erlaubt mir der schon so große Umfang meines Briefes nicht mehr. Es möge Euch die Nachricht, theure Aeltern, von meinem Aufenthalte in Leipzig genügen, daß die 3 Tage, die ich da war, mir sehr freudige, genußreiche Tage waren, und nur ganz kurz will ich Euch auch noch die Nachricht geben, daß ich hier auch die merkwürdige Krüdener kennen gelernt habe und viel um sie gewesen bin. Ich halte diese Frau durchaus für eine höchst geistreiche und fromme Frau; glaube aber auch, daß sie zu

politischen Zwecken gebraucht werden mag, ohne es selbst zu ahnen. Ihrem Gottesdienste, der wirklich recht hübsch ist, habe ich ein Paar Mal beigewohnt und übersende Euch zur Probe zwei Lieder: „Die Gnade Jesu Christi" und „Jesu Gnadengaben", die sie vor und nach der Rede, die gewöhnlich von Ihrem Privatsecretairen, Hrn. Kellner, gehalten wird, singen läßt. Während des schönen Gesanges steht man und während der rein biblischen Rede kniet man und verbirgt sein Angesicht auf einem Stuhl, der vor jedem Anwesenden steht; wahrscheinlich damit die Andacht nicht durch äußere Gegenstände gehindert wird. Jetzt, nachdem ich diese Frau kennen gelernt habe, werde ich sie nicht mehr, wie früher, mit meiner lieben Piattoli „unsere tolle Großtante" nennen, sondern nur unsere geistvolle, aber leider gemißhandelte Christin. Sie richtet sich bei ihrem religiösen Cultus streng nach der Augsburgischen Confession. Doch kein Wort weiter über diese Frau. Interessirt es Euch, geliebte Aeltern, mehr von ihr zu erfahren, so gebt mir nur einen leisen Wink und Ihr sollt über die Krüdener allein einen ebenso langen Brief erhalten, als dieser ist. Mein Stoff ist sehr reich! — Am 15. Dec. a. St. oder am 27. neuen, begaben wir uns denn nun im Jahre 1817 zum letzten Male auf die Reise und gelangten über Düben, Kamberg, Wittenberg, wo ich einen Freund, Namens Rütenick, und mit diesem in aller Eile Luther's Zelle mit einer Inschrift Peter des Großen, im jetzt sogenannten Augusteum, besuchte; dann ferner über Treunbrietzen, Schmiedeberg, wo ich Päßler's Brüder kennen lernte, die eben in großer Unruhe waren, denn die Nacht vorher hatten Mordbrenner ihr Haus abbrennen wollen; sowie endlich über Belitz, Potsdam und Zehlendorf in Berlin an. Doch hierüber das Weitere erst im nächsten Briefe. Der Tag meiner Ankunft in dieser Königsstadt, oder was einerlei ist, bei meiner Mama Elisa, denn natürlich war sie die erste, zu der ich gleich hineilte, war der 18. Dec. a. St. oder d. 29. neuen. Am Neujahrstage tranken wir auf Euer Wohl.

Onkel Brömsen's Topographie ist endlich dem Drucke übergeben worden. Es that Noth, daß ich endlich wieder selbst hier war und das Ganze in Bewegung setzte. Grüßt den guten Alten und die Seinigen herzlich und innig von mir, sowie Tante Oettingen und alle, alle Freunde, Freundinnen und Bekannte. — B. Bergmann's Manuscript habe ich mit Mühe von Reclam

wieder erhalten; denn schon leugnete er mir den Empfang ab. Jetzt ist es Gottlob wieder in meinen Händen, aber niemand, auch durchaus niemand will den Verlag desselben übernehmen. Ich werde es daher wieder mitbringen. Gebt dem guten Bergmann diese Hiobspost doch baldmöglichst und meldet ihm meine Addresse, damit er mir schreiben kann, wenn er etwas anderes verfügen sollte. — Und nun lebt alle herzlich wohl! Mit treuer inniger Kindesliebe ewig der Sohn meiner edlen Aeltern und aller Uebrigen

Woldemar.

Berlin, d. 23. Febr. 1818 a. St.

Nicht leicht, geliebte alte Aeltern, kann ein Sohn, dessen innigstes Bestreben es ist, sich die Zufriedenheit seiner guten Aeltern zu erwerben, herzlicher erfreut werden, als wenn seine Pläne und Wünsche für die Zukunft mit denen der Seinigen so vollkommen übereinstimmen, daß es ihm vorkommen muß, als hätte einer in das Innere des andern gesehen. Diese Herzensfreude ist nun auch mir zu Theil geworden; denn als ich Euren lieben, in Zintenhoff geschriebenen Brief vom 27. Dec. 1817 erhielt, waren meine Briefe, in denen ich mich um eine Professur in Dorpat bemühe, schon längst nach allen Weltgegenden versandt; auch die gute, engelsgleiche Elisa hatte schon an Morgenstern geschrieben, sowie auch die Feder ihrer vortrefflichen Schwester, der Herzogin von Kurland, meinetwegen in Bewegung gesetzt. Diese liebenswürdige Fürstin hat sich denn auch, wie wir es gestern durch Briefe von ihr erfuhren, an alle gewandt, bei denen sie etwas ausrichten zu können glaubt, und ich lebe jetzt in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die kommen werden, aber noch nicht gekommen seyn können. Von meiner Seite ist durchaus nichts verabsäumt worden, selbst eine Empfehlung von meinem väterlichen Freunde, dem edlen großen Thibaut konnte ich hinzufügen und auch jetzt übersende ich Euch ein Fragment aus einem Briefe dieses Trefflichen, den ich erst gestern erhielt, woraus seine Freundschaft zu mir klar genug hervorgeht und das Ihr, meine Aeltern, etwa auch nach Dorpat schicken könnt, um mich noch

mehr zu empfehlen; dann erhaltet Ihr hierbei zwei Testimonia, eins von Thibaut und eins von Welcker, deren getreue Abschrift der wackere Tiedge bezeugt hat; mein sehr ehrenvolles juristisches Doctordiplom dagegen brauche ich Euch nicht zu überschicken; denn ein Abdruck desselben ist schon durch mich in Morgenstern's Hände gekommen. Benutzt, meine geliebte Aeltern, nun alle diese Sachen, wie Ihr es für gut haltet, etwa an den biedern Jaesche könntet Ihr sie schicken, ich selbst kann es nicht, wenn ich nicht unbescheiden erscheinen will. Leicht könnte man es von meiner Seite auch für Mangel an Zartgefühl halten. — Das vollständige Verzeichniß meiner kleinen Druckschriften habe ich auch schon nach Dorpat gesandt; die eine, meine „Disquisitio de origine nominis Livoniæ, historiæ Livonorum prodromus", sowie meine „Gegenbemerkungen auf eine Bemerkung des Hrn. Professor und Ritter Dr. Friedrich Rühs in Berlin" sind ganz ungemein vortheilhaft recensirt worden in der Leipziger Literatur-Zeitung, Januarheft 1818, Nr. 8, S. 61, 62; was im Vaterlande vielleicht noch nicht bekannt ist, woranf Ihr also Jaesche aufmerksam machen, sowie Ihr ihm auch die Nachricht geben könnt, daß ich vor wenigen Tagen zum auswärtigen Mitgliede der deutschen Sprachgesellschaft in Berlin und am 24. Febr. zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt ernannt wurde. Diese Ehre ist, wie es mir der Secretair der Akademie schrieb, bis jetzt nur alten verdienten Gelehrten zu Theil geworden, und ich begreife es wahrlich nicht, wem ich diese Gunstbezeugung zu verdanken habe, da ich mir selbst auch nicht die geringste Mühe gegeben habe, um mir eine Ehrenbezeugung zu erschleichen, die ich nicht verdiene. Sey dem nun auch übrigens, wie ihm wolle, ich bin nun einmal in dem Besitze des Ehrendiploms, und Ihr, meine gute Aeltern, könnt diese Notiz benutzen, um mich noch mehr in Dorpat zu empfehlen, wo man ohnedieß günstig gegen mich gesinnt ist, wie ich glaube; denn hätte ich nicht unter den dortigen Professoren Freunde, so könnte ich es fürwahr nicht begreifen, wie der Baiersche Minister am Russischen Hofe, der Graf de Bray, dazu hätte kommen sollen, mich unter den 5 ausgezeichneten Zöglingen der Universität Dorpat, nämlich Parrot, Struve, Lenz, Grave und Paucker, als den sechsten zu nennen. Ihr findet diese Erwähnung, theure geliebte Aeltern, in de Bray, Essai critique sur l'histoire de

la Livonie, suivi d'un tableau de l'état actuel de cette province. Dorpat, bei Schünmann 1817. Theil 3, Seite 172 —174. Die mich betreffende Stelle heißt so: „Il est juste aussi de faire mention du jeune Woldemar de Ditmar, qui a commencé ses études en Livonie, et vient de publier à Heidelberg une dissertation latine très interessante sur l'origine du nom de Livonie (Disquisitio de origine nominis Livoniæ, Hist. Liv. prodromus 1817)". Seite 202 erwähnt der Graf de Bray meiner wieder und ebenfalls lobend. Morgenstern, der, was ich noch aus früherer Zeit weiß, ein großer Verehrer des Grafen de Bray ist, wird diese Stelle ganz gewiß berücksichtigen, wenn er sich für mich verwenden sollte, was er, wie ich hoffe, gewiß thun wird, wenn auch nur deswegen, weil seine Eitelkeit durch die Briefe der edlen Elisa von der Recke und der Herzogin von Kurland geschmeichelt worden ist. Alles scheint sich vereinigt zu haben, um mir eine glückliche Zukunft zu bereiten, selbst der Graf de Bray, ohne es zu wissen. Macht Jaesche doch auch auf die Stelle in der genannten Schrift aufmerksam, noch besser, guter Vater, wäre es aber, wenn Du deswegen auch an den alten Collegienrath Hezel schriebest; denn Jaesche ist ein großer Confusionarius, oder noch besser, wenn auch Du Dich gradezu an Morgenstern selbst wenden wolltest und Dich auf die Zeugnisse beriefest, die Du Jaesche überschickt habest, letztern kannst Du ja aber auch zugleich noch ersuchen, sie Morgenstern mitzutheilen. Dann kommt Alles gewiß an den rechten Mann; denn wenn der eine etwas vergißt, so wird er von dem andern daran erinnert. Ich kann durchaus keinen Schritt weiter thun, als ich schon gethan habe, wenn ich nicht zudringlich erscheinen will; der Liebe und Sorgfalt der Aeltern verstattet war es aber wohl, weiter zu gehen, und daher bitte ich Euch, um Eure Verwendung. Anfangs hatte ich die Absicht, Euch nichts von meinem Plane, in Dorpat Professor zu werden, zu sagen, weil ich Euch mit dieser Nachricht entweder überraschen, oder Euch nicht betrüben wollte, wenn meine Hoffnungen unerfüllt blieben. Da Ihr selbst aber auf diese Idee gekommen seyd, so ist es mir Pflicht, ganz offen gegen Euch zu seyn und Euch darauf vorzubereiten, daß ich auch, was ich übrigens nicht befürchte, eine abschlägige Antwort erhalten kann. Doch grämt Euch, geliebte Aeltern, nicht darüber, wenn unsere Wünsche

nicht in Erfüllung gehen; denn mein Unterkommen will ich schon finden und auf jeden Fall werde ich meinen Geschwistern so viel als möglich zu nützen suchen. Ihr sollt schon an Eurem alten Woldemar Eure Freude haben; denn sein Streben ist gut und sein Wille ernsthaft und fest. Triebe mich meine Liebe zu Euch, zu meinen Geschwistern und andern lieben Freunden, Verwandten und Bekannten nicht wieder in die Heimath zurück, die mir an und für sich am Herzen liegt, so bliebe ich ganz in Deutschland und ginge in die Dienste des Großherzoges von Baden, in denen ich es weiter bringen würde, als jemals in Russischen, weil ich in Baden eine große Menge Protectoren habe. Aber meine Liebe zu Euch treibt mich in's Vaterland zurück; denn an Eurer Seite will ich leben und einst an Eurer Seite ruhen in dem stillen Frieden des Grabes.

Während meines Aufenthaltes in Berlin bin ich in einen sehr heftigen literarischen Streit verwickelt worden. Das kleinliche Benehmen des alten Gauners unter den Rechtsgelehrten, Hugo's in Göttingen nämlich, gegen meinen hochedlen Thibaut, hat mich so sehr empört, daß ich einen sehr giftigen Aufsatz gegen ihn drucken ließ. Bald beantworteten ihn mir Buttmann, Savigny und Goeschen, ohne dabei ihren Freund Hugo in Schutz zu nehmen, sondern nur Schmähungen gegen mich ausstoßend. Gegen dieses Triumvirat nun aber haben sich folgende berühmte Rechtsgelehrten, meine Parthei nehmend, erklärt, nämlich Thibaut in Heidelberg, Feuerbach in Ansbach und Cramer in Kiel, außerdem sind hier meine Vertheidiger Elisa von der Recke, Tiedge, Friedländer und die Professoren Schmalz, Zeune, Wolke, Tourté, Graßhoff u. a., auch Franz Horn, diesen Trefflichen darf ich nicht vergessen. Noch ist der Streit nicht ganz beendet, wird aber auch vielleicht nicht weiter fortgeführt werden, denn ich habe zuletzt geschrieben und kann salvo honore schweigen, wenn man mir nicht wieder antwortet. Die Actenstücke werde ich Euch, geliebte Aeltern, im Vaterlande mittheilen; denn bald, sehr bald bin ich ja bei Euch. Nur noch höchstens 12 Wochen dauert es und dann befinde ich mich wieder in Eurer Mitte. Gott! was für Gefühle erwärmen schon jetzt mein ganzes Innere, und wie wird es mir seyn, wenn ich erst Eure liebevolle Stimme vernehme. Ich mag garnicht daran denken;

denn schon jetzt, bei dem bloßen Gedanken des Wiedersehens, füllt sich mein Auge mit Freudenthränen!

Hier in Berlin lebe ich bei meiner himmlischen Elisa und Tiedge in einem ganzen Meere voll Liebe, das ich Euch mündlich ganz schildern werde. Denn hier muß ich schon meinen Brief abbrechen, damit ich noch Raum für die Beilagen behalte, die ihn gewiß nur zu dick machen werden. Tausend Grüße an alle, die sich des schon zu lange Abwesenden noch erinnern, und Euch, meine Aeltern, einen tiefgefühlten Dank für Eure Liebe und einen herzlichen Händekuß von Eurem treuen Sohn

Woldemar.

Elisa's Brief an Morgenstern.

Die wenigen Stunden, in welchen ich das Vergnügen hatte, Sie, Herr Collegienrath, zu sprechen, geben mir den Muth Ihnen einen jungen Landsmann zu empfehlen, der mir durch seinen Geist und Charakter sehr werth geworden ist. Ich habe Hrn. v. Ditmar während seiner hiesigen Studien oft bei mir gesehn, ihn prüfend beobachtet und schöne Hoffnungen von seinem Bestreben, sich zum nützlichen Mitgliede unseres Staates zu bilden, gefaßt. Hier hat mein junger Landsmann sich während seiner hiesigen Studien Tiedge's, Friedländer's, Schmalzen's und mehrerer verdienter Männer Achtung und Freundschaft erworben. Nun, da unser Ditmar von Heidelberg und Göttingen zurückgekehrt ist, eine Reise durch die Schweitz gemacht hat, jetzt finden wir, seine Freunde, zu unserer Freude, daß dieser höchst sittlich-moralische junge Mann sein unbefangenes Gemüth rein erhalten und an Kenntnissen und Geistesbildung gewonnen hat.

Herr von Ditmar wünscht zu Dorpat als Professor der Rechtsgelehrsamkeit angestellt zu werden und da wende ich mich vertrauensvoll an Sie, verehrter Herr Collegienrath, und lege Ihnen den Wunsch meines jungen Freundes an das Herz. Ich maße es mir durchaus nicht an, über die juristischen Kenntnisse meines Empfohlenen zu urtheilen; aber sein Streben nach nützlichen Kenntnissen, wie nach ächt moralischer Würde, ist unermüdet. Wer mit solchem Eifer sich den Studien und der inneren Veredelung

weihet, derjenige muß in beydem vorrücken. Auch sagen Männer, deren Stimme bedeutend ist, unser Ditmar könne dem von ihm gewünschten Amte würdig vorstehen. Wenngleich er nun auch als Schriftsteller noch keinen bedeutenden Namen hat, so besitzt er doch die Fähigkeit, sich einen zu erwerben, wie ein Paar kleine historische Schriften von ihm es beweisen. Diese Aufsätze haben ihm die Achtung der Professoren Fabri, Heeren, Rühs, Beck, Eichhorn und Wilken zugezogen; mit allen diesen Männern steht mein junger Landsmann in Briefwechsel.

Von seiner juristischen Dissertation ist mir aus sicherer Quelle bekannt, daß sie von der Heidelberger Juristen-Fakultät mit ausgezeichnetem Beifalle aufgenommen sey; auch hat sie in dem Doctordiplome das Prädicat einer vorzüglichen erhalten: diese Ehre ist, wie man mir aus Heidelberg schreibt, seit 10 Jahren keiner Streitschrift zu Theil geworden. Zwischen dem berühmten Rechtsgelehrten Thibaut und Ditmar herrscht eine innige Freundschaft, die auch für den innern Werth meines Ihnen Empfohlenen spricht, der in fortdauerndem Briefwechsel mit diesem seinem väterlichen Freunde steht.

Das Zeugniß der Sachverständigen hat mir den Muth gegeben, Ihnen, würdiger Herr Collegienrath, unsern jungen Landsmann zu empfehlen, dessen moralischer Character und dessen Liebe zu den Wissenschaften ihm die mütterlichen Gesinnungen erworben haben, die ich für ihn hege.

Mit wahrer Hochschätzung unterzeichne ich mich, verehrtester Herr Collegienrath, als

Ihre ergebene Dienerin Elisa von der Recke,
geborene Reichsgräfin von Medem.

Aus Thibaut's letztem Briefe an mich.

Mein verehrtester Freund!

Seit Ihrer Abreise habe ich mich fortwährend überall nach Berichten von Ihnen erkundigt und zuweilen auch etwas Erfreuliches erfahren. Daß ich am Ende fast ungeduldig über Ihr Schweigen gegen mich ward, will ich nicht leugnen. Sie können

sich mithin vorstellen, wie groß meine Freude war, als ich gestern Ihren freundlichen ausführlichen Brief erhielt. Meine Frau hat diese Freude ganz getheilt und ich mußte ihr gestatten, mir den Brief ganz vorzulesen. Ueber einen Punkt waren indeß unsre Gefühle verschieden. Was Sie mir nämlich Freundliches und Herzliches sagen, das war meiner Frau so ganz recht, mich aber machte es mehrfach verlegen, weil ich nur zu gut weiß, wie oft Ihr warmes Herz Sie verleitet hat, mich zu überschätzen; indeß beruhigt mich die Ueberzeugung, daß ich nie in dem Bestreben ermüden werde, mich Ihrer Freundschaft würdig zu machen, und so glaube ich denn auch nicht unbescheiden zu seyn, wenn ich Ihnen meine wärmste und innigste Freundschaft auf Lebenszeit zusichere.

(NB. Hierauf folgt nun sehr viel Interessantes und Ausführliches über meine Fehde mit Hugo, und über den berühmten Virtuosen Klein, das ich Euch, meine gute geliebte Aeltern, erst in Livland mittheile. Nur noch der Schluß des ganzen Briefes möge hier stehen. Beide Stellen könnt Ihr als Fragmente benutzen.)

Vieles setzte ich noch gern hinzu. Aber ich bin arg gedrängt durch die Vorlesungen, durch Acten und durch die Nothwendigkeit, die 5. Ausgabe meiner Pandekten schnell zu vollenden. Sie kennen meine Gesinnungen und bedürfen daher nicht vieler Worte. Das kann ich auch wohl über meine Frau aussprechen, die Ihnen ganz, wie ich, mit voller Wärme des Herzens ergeben ist. Ihr künftiges Glück wird der stete Gegenstand unserer heißesten Wünsche seyn, und wenn Sie uns frohe Nachrichten über Ihr Seyn und Wirken mittheilen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie dafür in unserm Hause die innigste Theilnahme finden werden.

Ewig ganz Ihr A. F. J. Thibaut.

Und nun noch ein herzliches, recht herzliches Lebewohl von Eurem Woldemar.

Berlin, d. 26. März 1818 a. St.

Freudiger wollen wir von nun an die Lebenstage in unserer Familie feiern, als bis jetzt; denn hoffentlich wird uns die erste Nothwendigkeit nicht wieder auf so lange Zeit von einander

trennen, als es bisher der Fall war. Aber so feierlich und schön habe ich hier im Auslande noch keinen Geburtstag der Meinigen gefeiert, als dieses Jahr den unserer Annette; denn am 9. a. St. nahm ich das Abendmahl mit Elisa und Tiedge und fühlte mich so frei und heiter, alle meine Wünsche für Euch in dieser Feierstunde ausgesprochen zu haben. Wahrlich noch nie kamen sie aus reinerer Brust; denn gut war ich geworden durch die Vorbereitung mit meiner himmlischen Elisa und Tiedge zu diesem großen Erinnerungsfeste, das ich denn auch mit einer Rührung und Reinheit des Herzens an der Seite meiner treuen Mama beging, die eine fromme göttliche Verklärung umgab. Nie, gewiß nie hat die Erde ein mehr edles Wesen getragen, als diese vortreffliche Frau, die ich lieber noch eine erhabene Seele nennen möchte. Und Mitten zwischen ihr und dem frommen Sänger Gottes und der Unsterblichkeit stehend ward mir nun die göttliche Gnade zu Theil, die mir der ebenso fromme Lettow verkündete. Es war mir, als schmiegte sich mein jugendlich-guter Wille an den kräftigern und bessern des tugendhaften Alters an und auf Schwingen der Andacht und Liebe enteilte mein Geist zu Euch, Ihr treuen Aeltern. Mit Herzlichkeit gedachten wir Eurer, und als mich die graue, ehrwürdige Elisa ermahnte, und das mit so mütterlich-liebevoller Sorgfalt, den betretenen Pfad nie zu verlassen, wenn ich Euch und sie erfreuen und beruhigen wollte, und als sie dann noch so viel Herzvolles hinzufügte und mich gemeinschaftlich mit Tiedge segnete, so bemeisterte sich meiner eine so tiefe Rührung, daß diese noch mehrere Tage in mir fortlebte und mich erst am 12. März in den Stand setzte, Annettens Geburtstag auch durch ein äußeres Zeichen zu feiern, was ich meinem Herzen durchaus zu Gefallen thun mußte, weil er mir dieses Mal bedeutungsvoller als jemals erschien. Ich lud nämlich zu diesem Tage alle die Männer zu mir ein, die mich hier durch ihre Liebe und Freundschaft beglücken. Es waren diese Männer folgende: Tiedge, Schmalz, Bellermann, Wilken, Zeune, Wolke, Symanski, die beiden Prediger Sack, Friedländer, Klein, Kraukling, Hartung, Franz Horn und Göckingk. Nur ein einfacher Thee sollte es seyn; aber die herrliche Elisa hatte so viel Wein und Kuchen in meine Stuben heraufgeschickt, weil sie die Veranlassung dieses Festes wußte, daß die Theegesellschaft sich in einen kleinen Commers, der bis gegen

2 Uhr dauerte, verwandelte, den der biedre Tiebge bei dem ersten Glase Wein, das den Gästen gereicht wurde, damit begann: „Es leben die Aeltern und Geschwister unseres Freundes, der heute seiner ältesten Schwester Geburtstag feiert". Wacker erklangen die Gläser und ein: „Es leben, es leben unseres Freundes Aeltern" durchwirbelte in den mannigfaltigsten Tönen die Luft. Hierauf überreichte der alte Dichter Schink allen Anwesenden ein von ihm gedichtetes Trinklied, das die Ueberschrift „Lob der Liederlichkeit" führt und nach der Melodie „Bekränzt mit Laub" gesungen wurde. Es ist zu ideen- und gehaltreich, als daß ich es Euch nicht schon jetzt überschicken sollte! Hier lest es:

Hier sitzen wir zu edlem Zweck beisammen,
Um liederlich zu seyn!
Der Grämler zwar wird diesen Zweck verdammen,
Doch, laßt den Thoren schrein!

Was er auch schwatzt, wir wollen nichts erwidern,
Schrei er sich heiser gleich.
Denn liederlich stammt, wie ihr wißt, von Liedern,
Ist nichts als liederreich.

Und liederreich ist reich an frohem Muthe
Und froher Muth ist gut!
Klar ist's, wie Tag, daß man mit leichtem Blute
Nie Böses that und thut.

Ja, mit dem ü, da mags der Teufel holen,
Es stammt von garstgem Wort;
Und ist gemein wie Sitt' und Ton in Polen.
Fort, Doppellauter, fort!

Wir halten es mit seinem edlen Stamme,
Der ist Gesang und Wein.
Und wer ist der, der es dann noch verdamme,
Will er vernünftig seyn?

Gesang und Wein, sie sind das halbe Leben,
Sie würzen den Genuß;
Gesang und Wein, sie leben hoch! daneben
Leb' auch der Weiberkuß!

So regt denn Freunde lustig die Gemüther
Durch diesen Dreigenuß!
Seid liederlich! Des Lebens höchste Güter
Sind Wein, Gesang und Kuß.

Seid liederlich! Scheut nicht den Splitterrichter,
Quäl' er in Milzsucht sich!
War David nicht, der fromme Psalmendichter,
Ein Bruder liederlich!

Und Salomo und Noah auch, die Bibel
Zählt ihrer mehr noch auf.
Sie liebten all' den Stern im Obergiebel,
Und lebten, starben drauf.

Im Testament, im neuen selbst, gedenket
Ihr Herrn an Kanaan!
Sechs Wasserkrüge wurden voll geschenket
Mit Wein bis oben an.

Drum voll das Glas mit edlem Saft der Reben;
Es giebt der Wirth ihn gern.
Stoßt an und laßt die Liederlichen leben
Auf Erden nah und fern!

Doch danklos laßt uns nicht die Gläser leeren,
Undank wär' unerlaubt!
Ein Vivat hoch! denn, unsrem Wirth zu Ehren,
Der Liederlichen Haupt!

Seht, geliebte Aeltern und Geschwister, so ist es mir in Berlin ergangen! Immer werde ich jetzt noch das Haupt der Liederlichen genannt und mein schöner Feierabend führt den Namen des Liederlichen. Um nun aber auch diese Benennung mit Recht zu verdienen, so feierte ich gleich den nächsten Tag wiederum einen liederlichen Abend mit einigen wenigen Freunden unter meinen Landsleuten, an dem wir auch wieder die Nacht zum Tage werden ließen, und an diesem zwei Mal wiederkehrenden Wunder seid nur Ihr Schuld! Aber es war eine schöne Schuld, die Ihr Euch aufgeladen hattet!

Von Morgenstern habe ich noch keine Briefe, wohl aber etwas über meine Wünsche durch die gute Herzogin erfahren, die mir erst gestern einen Brief von M. an sie schickte, den Ihr hierbei in Abschrift erhaltet. Die ordentliche Professur in der Rechtswissenschaft will man mir nicht übertragen, aber als Privatdocent wünscht man mich. Indessen geschieht vielleicht doch noch das erstere; denn es ist wieder an den Curator Lieven geschrieben worden. Ob ich aber überhaupt Privatdocent werden soll, weiß ich nicht und werde erst darüber mit Euch deliberiren. Ich bin abgeneigt, weil ich dann sehr geringen Gehalt bekomme. Indessen wollen wir sehen, was sich thun läßt, wenn ich erst wieder im Vaterlande bin.

Viele, recht herzlich innige Grüße an alle Freunde und Bekannte, meine theuren treuen Aeltern, von Eurem Euch bis in den Tod aufrichtig und herzlich liebenden Sohne

Woldemar.

Dorpat, den 4. März 1818.

Durchlauchtigste Herzogin, Gnädigste Frau!

Bereits am 12. Febr. hatte ich die Ehre die Briefe zu empfangen, womit Ew. Durchlaucht und Ihre wehrte Frau Schwester mich erfreuet haben. Unverzüglich that ich in der bewußten Sache, was sich hiesigen Orts, nach genauer Erwägung der Umstände, thun ließ. Schon früher hatte Hr. v. Ditmar (in einem Briefe vom 11. Jan. a. St.) mir selbst ausführlich geschrieben, und ich hatte gleich nach dem Empfange desselben den, von welchem jetzt die Specialeinrichtungen der hiesigen Universität am meisten abhängen, den Hrn. Generallieutenant, Graf Lieven, Curator dieser Universität, von allem Wesentlichen unterrichtet. So sehr dieser, was zu Herrn von Ditmar's Empfehlung gereicht, anerkennt, so ist er gleichwohl nicht der Meinung einem so jungen Manne, der vor kurzem noch hier studirte, eine ordentliche Professur übertragen zu lassen, wogegen auch wohl die meisten der, bekanntlich das Wahlrecht habenden, hiesigen ordentlichen Professoren stimmen würden. Gewünscht aber wird, daß Hr. v. D. bald in sein

Vaterland zurückkehre, und auf hiesiger Universität Vorlesungen über die Rechtswissenschaft, zumal über die vaterländische, anfange — anfangs als Privatdocent, wobei nach der neuen Einrichtung ihm auch wol bald ein Jährliches aus der Universitäts-Casse bewilliget werden könnte, sobald es sich zeigt (woran nicht zu zweifeln ist) daß er durch seine Vorlesungen Nutzen stiftet.

So weit standen die Sachen, als ich von Ew. Durchlaucht die Briefe aus Mitau empfing. Ohne Verzug schrieb ich nun noch einmal an den Hrn. Grafen v. Lieven in Petersburg, und unterrichtete ihn von den vollgültigen Empfehlungen, die soeben für Hrn. v. D. eingelaufen. Ich habe von einem Posttage zum andern seine Antwort erwartet, da sie aber mit dem vorigen auch noch ausblieb, nicht länger anstehn wollen, Ew. Durchlaucht vorläufig wenigstens von dem Geschehenen die schuldige Nachricht gehorsamst mitzutheilen. Hrn. v. D. habe ich noch nicht geantwortet. Sobald ich aber vom Hrn. Grafen L. die zweite Antwort erhalte, werde ich nicht säumen, sowohl Ew. Durchlaucht unverzüglich Bericht abzustatten, als auch Ihrer verehrten Frau Schwester und dem Hrn. v. D. zu schreiben.

Ich danke Ihnen, Gnädigste Frau Herzogin, für den gütigen Antheil, den Sie an meiner, am 23. Dec. zu Munkenhof in Ehstland auf einem Gute meines Schwiegervaters vollzogenen ehelichen Verbindung zu nehmen geruhen. Im Vertrauen auf Ihr mir unschätzbares, fortdauernd gnädiges Wohlwollen setze ich hinzu, daß ich seitdem ein sehr glücklicher Ehemann bin.

Mit unveränderlicher größter Verehrung
Ew. Durchlaucht unterthänigster Diener
Morgenstern.

So weit der Brief.

Ich komme eben vom Essen und muß meine flüchtigen Zeilen an Euch absenden, weil die Post sonst abgeht. Den kleinen leeren Raum muß ich aber noch füllen und zwar mit einigen Versen, die Schink eben zu Mama Elisa sprach, als er ein Weinglas umwarf:

Um meinen Fehler mir zu mildern, zu versüßen,
Glaub' ich an Schicksal, Fügung fest;
Da auf Dein Leben sich kein Flecken bringen läßt,
So muß dafür Dein Tischtuch büßen.

Lebt wohl, recht wohl!

Berlin, den 27. April a. St. 1818.

Da ist denn nun endlich mein letzter Brief, den ich aus Deutschland an Euch schreibe, meine geliebte Aeltern! Wahrscheinlich erhaltet Ihr ihn grade in dem Augenblick, in welchem ich bei den Unsrigen in Riga ankomme, wenigstens werde ich den vaterländischen Boden gewiß schon längst betreten haben, wenn Ihr diese Zeilen empfangt, die ich in dem größten Saus und Braus niederschreibe. Erwartet daher auch nur in wenigen Worten einige Notizen über meine Reise. Am 30. April a. St. reise ich in Gesellschaft des Professor Vater aus Königsberg, und meiner Freunde Hartung und Meyendorff bestimmt von hier ab. Alles ist schon in Bereitschaft und nur noch einige Versprechen binden uns an Berlin. Spätestens den 5. Mai a. St. treffen wir zu Königsberg ein, wo wir uns etwa 2 Tage erholen werden, also bis zum 8., dann aber eilen wir sogleich weiter und immer, unaufhörlich der geliebten Heimath zu, und hoffen den 13. oder 14. in Mitau anzulangen. Hier rasten wir dann bis zum 16. und reisen dann gemeinschaftlich nach Riga ab, wo ich wahrscheinlich 3 Tage, d. h. bis zum 19. bleibe. Am 21. bin ich bei guter Zeit in Ruien und werde nur Major Löwis, den treuesten Freund meines guten Vaters, besuchen. Hier werden dann schon am 23. Pferde requirirt, die mich zu Berg nach Hallist bringen müssen, und schon am 25. oder 26. umarme ich die geliebten, theuren Anverwandten in Zintenhoff. Von Moltrecht und Kyber gedenke ich mich escortiren zu lassen, damit ich vor jedem Ueberfall gesichert bin. In den Tagen, zwischen dem 27. und 31. bin ich aber bei Euch, Ihr theuren treuen Seelen. Von dieser Freude sage ich kein Wort, — nur bitte ich Euch, Ketten in Bereitschaft zu halten, sonst zerschlage ich Alles.

Du, gute alte Mutter, erhältst hierbei Elisa's Antwort auf Deinen Brief und einen andern von Elise Sommer. Ich schicke Dir beide, weil ich erröthen müßte, wenn ich sie Dir selbst abgeben wollte. Das möchte ich aber nicht. Und nun seyd Gott befohlen! Bald sieht, spricht und umarmt Euch wieder

Euer Euch ewig treuer Sohn Woldemar.

Memel, den 11. Mai a. St. 1818.

Die weite Reise von Berlin bis Memel ist glücklich vollendet, geliebte theure Aeltern, und obgleich ich Euch in meinem letzten Briefe schrieb, daß das der letzte sey, den Ihr von mir aus Deutschland erhalten würdet, so kann ich dem Drange meines Herzens doch nicht widerstehen, Euch noch einmal aus dem deutschen Lande Kunde von meinem Seyn zu geben. — Nicht am 30. April, sondern erst am 1. Mai a. St. verließen wir Berlin und waren schon am 5. Mai in Königsberg, wo ich, meinem geliebten Baer zu Gefallen, bis zum 9. bleiben mußte. Dann aber machte ich mich, nachdem ich höchst genußreiche Tage verlebt hatte, wieder auf den Weg nach der alten treuen Heimath und ging, von meinem trefflichen Baer begleitet, nach Schaken, wo ich mich wieder den Wogen des Kurischen Haffs vertrauen wollte. Um 10 Uhr Abends hatten wir die 3 Meilen weite Fußreise bis an das Schifferdorf vollendet und warfen einen scheuen Blick auf das tosende und brüllende Gewässer, das mir den Weg zu den geliebten Meinigen, zu denen mich die Sehnsucht jeden Augenblick hintragen möchte, verkürzen sollte. Auch stellte sich am andern Tage wirklich manche Bedenklichkeit dem Plane, über das unzuverlässige Haff zu schiffen, entgegen; aber die Hoffnung, schneller an das Ziel meiner Wünsche zu gelangen, räumte jedes denkbare Hinderniß weg und schon nach wenigen Augenblicken hatte ich das kleine Fahrzeug bestiegen, das mich nach Memel bringen sollte. Schnell trieb mich denn auch der Wind bis in die Nähe der letzten größern Preußischen Stadt, die ich auf meiner Reise berühren mußte; hier aber wandte er sich und trat wie ein böser Kämpfer uns grade in den Weg. Vergebens strebten wir viele Stunden, seine Riesengewalt zu bezwingen! Nach dem unfreundlichen Gaste mußten wir uns

bequemen und bei dem, auf der Nährung in gelbem dürrem Flugsande gelegenen und nur von wenigen grünenden Bäumen umgebenen Dorfe Nangaln anlanden, wo man uns schon in Lettischer Sprache Willkommen hieß. Gastfreundlich war die alte Frau, die uns in ihrem Hause bewirthete, aber demohngeachtet vermochte sie uns nicht zu fesseln; denn bei dem ersten freundlichen Dämmern des heutigen Tages verließen wir die, vom wilden Meere und dürren Sande umschlossene, Einöde; stiegen wieder in unsere schwimmende Wohnung und erreichten, vom Aeolus und Neptunus begünstigt, das kaufmännische Memel. Heute erholen wir uns hier von mancher überstandenen Beschwerlichkeit und reisen morgen früh bestimmt nach Mitau ab, wo wir, nach der Abmachung mit unserm Fuhrmann, ohne alle Widerrede am Abend des 14. Mai seyn müssen; aber schon morgen überschreite ich die Grenze des geliebten Vaterlandes, in dem die wohnen, die meinem Herzen vor allen andern Lieben in der weiten Welt theuer sind, und ehe die letzten Tage des Mai's sich nahen, umarme ich Groß und Klein im väterlich-eigenen Hause, an das ich mit Entzücken und mit Thränen immer denke. Den Tag indessen, an dem ich bestimmt bei Euch ankomme, werde ich Euch erst ganz genau durch eine Estafette von Wolmar aus bestimmen, sowie auch, ob ich über Fellin oder Pernau reise. Wahrscheinlich werde ich über Fellin fahren, weil dieser Weg ein wenig näher ist. Kommt mir, theure geliebte Aeltern, also ja nicht eher entgegen, als bis Ihr meinen Brief aus Wolmar erhalten habt, denn leicht könnten wir uns dadurch verfehlen, und wie unangenehm mir dieß wäre, werdet Ihr gewiß selbst lebendig fühlen. Schrecklich wäre es für mich, gleich bei meiner Ankunft das älterliche Haus unbelebt zu finden!

Lebt wohl! Lebt wohl! Bald steht in Eurer Mitte

Euer glücklicher Sohn Woldemar.

Berliner Kunstbrief.

Länst schon sind die Abende hier bedenklich dunkler und kürzer geworden. Der Hochsommer ist überschritten, und langsam, aber sicher geht es abwärts. Früh Morgens, da liegt auf den von Weidengruppen und Pappelalléen, aber auch mächtigen Häuserquartalen bestandenen Wiesengründen zwischen Charlottenburg und Wilmersdorf, wo ich zu leben den Vorzug habe, so etwas wie ein Hauch von Abschiedsweh und Vergehungsschmerz, und Abends, im Vollmondschein, haschen sich Nebelstreifen über den neuen Bauplätzen, bis ihnen die Silhouette des schweigsamen Grunewald im Westen Halt gebietet, oder sie Reißaus nehmen vor den klirrenden, prustenden, zischenden Stadtbahn- und Vorortzügen, die drüben an dem elektrisch beleuchteten Straßendamm von Halensee vorüberrollen, unaufhörlich, bis weit nach Mitternacht... Und heute Morgen gar, da hatte der Wind mir auf meinen Balkon, von dem aus ich alle jene Bilder bewundere, ein gelbes und ein rothes Blatt hingeweht... Will's denn wirklich schon Herbst werden?

Nachmittags war ich wieder draußen im Kunstpalast am Lehrter Bahnhof... Unheimliche herbstkündende Stille herrschte in den ca. 70 Sälen und Kabineten, wo die „Große Berliner Kunstausstellung 1897" mit ihren mehr als 2500 Nummern untergebracht ist. Gedränge hat's da freilich überhaupt nicht gegeben in diesem Sommer, denn — um es kurz zu machen — so erstaunlich groß diese Ausstellung war, so erstaunlich unbedeutend ist sie auch ausgefallen und sang- und klanglos dämmert sie ihrem Ende entgegen, das in Monatsfrist eintritt. Wer von den Berlinern in den hinter uns liegenden Monaten nicht in Dresden oder Stockholm, in München oder Venedig war, des Ausbeute an Kunstgenüssen war gering.

Und doch verdient diese Berliner Kunstausstellung des Jahres 1897 in der Erinnerung fortzuleben und in den Annalen der Kunstgeschichte der deutschen Reichshauptstadt roth vermerkt zu werden: sie hat ein großes Unrecht gut gemacht. Sie hat wohl spät, aber immerhin doch endlich einmal einen Künstler anerkannt, dessen Name längst schon in Europa und Amerika den besten Klang hat, und der sich Ehrendiplome und Medaillen geholt hat in den vornehmsten Mittelpunkten unseres heutigen Kunstlebens — nur bisher nicht in Berlin. Nun endlich hat man sich auch hier dazu entschlossen. Etwas spät, wie gesagt, denn die Sache liegt heute bereits so, daß die große goldene Medaille, die die Preisjuroren Max Liebermann zuerkannt haben, nunmehr schon eher diese selbst, als den Künstler ehrt. Und hätten sie es nicht

gethan — es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gewesen. Wenn irgend ein Raum in der Riesenausstellung ihr zur Zierde gereichte, so war es ohne Zweifel das Kabinet 44, wo Liebermann eine Sonderausstellung veranstaltet hatte. Daß er das thun durfte, der einst als „Schmutz- und Häßlichkeitsmaler" Verschrieene — das beweist andererseits, daß auch in den offiziellen Berliner Kunstkreisen allmählich sich eine Wandlung vollzieht. In den letzten Jahren sind freilich auch Liebermann'sche Werke schon für die Nationalgallerie angekauft worden, seine „Flachsspinnerinnen" und eine Reihe köstlicher Zeichnungen; vor neun Jahren bereits erhielt er ferner die kleine goldene Medaille. Jedoch eine Sonderausstellung im Rahmen der großen Jahresausstellung — das war ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung, das das weitere voraus erkennen ließ, wie es denn in der Verleihung der ihm so lange vorenthaltenen großen goldenen Medaille auch wirklich eintrat.

Ich sprach ihn, am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung, den hageren Mann, mit der schmalen, hohen Stirn, der kräftig gewölbten Nase über dem schwarzen Schnurrbart, den scharfblickenden Augen, die das blasse Gesicht mit den tiefeingegrabenen Zügen und Spuren eines Kämpferlebens so durchgeistigen. Er stand inmitten einer Schaar von Tapezierern und Dekorateuren, die den wie alle Säle und Kabinete des Ausstellungspalastes häßlich kahlen Raum nach seinen Anweisungen in einen traulichen Salon verwandelten, stimmungsvoll olivengrün abgetönt in Wandtapeten und Bodenteppichen, mit mattgoldenen Schnüren und Widderköpfen als Abschluß an der Decke, mit dunkelfarbigen Divans und Bänken. Und als ich ihm von dem unausbleiblichen großen Erfolg seiner Sonderausstellung sprach, da huschte ein vielsagendes müdes Lächeln über das bleiche Gesicht... Ich glaube nicht, daß diese verspätete große goldene Medaille ihm viel Freude gemacht haben wird. Er wird sie ruhig zu den übrigen gethan haben, die ihn einst wirklich erfreut hatten. Aber daß er sie bekam, das war immerhin schön und gut.

* * *

Von der großen revolutionären Kunstbewegung, die von Frankreich ausgehend, sich in den Jahren 1875—1885 über Europa hin verbreitete, wurde auch Deutschland ergriffen und hier war einer ihrer überzeugtesten Vorkämpfer Max Liebermann, der mitgehört zu den festest umrissenen Künstlernaturen nicht blos Nord-Deutschlands, sondern des ganzen deutschen Volkes.

Nicht den bitteren kunstlähmenden Kampf um's Dasein hatte Liebermann zu kämpfen, der einer wohlsituirten Berliner Familie semitischer Herkunft entstammt. Aeußerlich ebneten sich dem kunst-

begabten jungen Mann schon bald die Wege — die Kämpfe, die ihm beschieden waren, hatte er auf dem geistigen Wesensgebiet seiner Kunst zu führen. In zwiefacher Weise, denn sie gab sich ihm selbst schwer und als er sie gezwungen, da mußte er um ihre Anerkennung ringen. Ein Neunzehnjähriger, bezog er 1868 die Universität seiner Vaterstadt, um Philosophie zu studiren, besuchte aber gleichzeitig das Atelier des Genre- und Geschichtsmalers Steffeck, des nachmaligen Königsberger Kunstdirektors, bei dem er in die Ueberlieferungen akademischer Repräsentationsmalerei eingeführt wurde, mit gutem Erfolge, denn bald schon durfte er dem Lehrer bei der Ausführung staatlicher Aufträge behilflich sein. Aber es war das Rechte nicht. Entschlossen, sich ganz dem Künstlerberuf zu widmen, ging er Ende 1869 nach Weimar, wo damals Pauwels als Professor der Geschichtsmalerei wirkte. Dieser und Thumann, der glatte, liebenswürdige Romantiker, waren hier seine Lehrer. Es läßt sich kaum ein größerer Kontrast denken, als ihn die Thumann'schen und Liebermann'schen Bilder heute aufweisen. Heute? Bereits in seiner Weimaraner Studienzeit malte ja der junge Berliner sein naturalistisches Bild „Die Gänserupferinnen". Man denke nur — in Ilm-Athen, wo der Klassiker Preller lebte und schaffte, von Verehrung und Bewunderung umgeben! Aber nicht Preller, und nicht Pauwels und nicht Thumann aber waren es, die sein Kunststreben zu erfassen und zu beeinflussen vermochten. Anregung und Befruchtung erhielt Liebermann schon damals von Paris her und Courbet und seine Schule war es, die ihn gefangen nahm. Courbet, mit allen seinen Mängeln und Vorzügen der brutalste Ausdruck der jungfranzösischen Schule, der hauptsächlich die materiellen Seiten der Malerei zur Geltung zu bringen suchte, wie ihn einst der verstorbene Kunstschriftsteller Ludwig Pfau treffend charakterisirt hat. So wurde die Zeichnung der Farbe, die Stimmung dem Tone, die poetische Absicht der rohen Wirklichkeit, Alles aber der Mache geopfert. Jedoch, wie Courbet später selbst, namentlich als Landschafter, seinem Realismus durchaus treu bleibend, weil er eben ein Künstler war, doch auch dem Moment der Idealität in technischer Beziehung Platz geben mußte, so ist andererseits vor Allem jenes sein großes Verdienst nie zu vergessen, daß er es war, der akademischem Formalismus und pseudoklassischer Routine den Krieg erklärte, der Rückkehr zur Natur und der individuell sich gebenden Unmittelbarkeit der Anschauung und Behandlung die Wege ebnete. Auch Liebermann betrat diese Wege. Auch er gelangte so zur Wirklichkeitsmalerei und technisch zum Impressionismus. Leider aber gerieth er, der spätere Hell- und Freilichtmaler par excellence auch in die Courbet'sche schwere Dunkelmalerei hinein, so daß ihn die boshafte Berliner Kritik spöttisch als „Sohn der Finsterniß" bezeichnen konnte.

Seines Bleibens war somit auch in Weimar nicht und 1872 sehen wir ihn nach Paris ziehen und mit der Schule von Barbizon Fühlung gewinnen, vor Allem mit der Eigenart Jean Millet's, des eigentlichen Mittelpunktes und Hauptes des modernen französischen Realismus. Hier in Paris und später in den Niederlanden auch klärte sich allmählich seine Palette. Zu der koloristischen Höhe, die er heute einnimmt, führte ein steiniger, steiler Weg hinauf. Früh jedoch schon fand er in Paris Anerkennung. Seine im Jahre 1873 ausgestellten „Konservenmacherinnen" wurden, obschon die Arbeit eines „prussien", viel bemerkt und geradezu Aufsehen erregten 1876 die unter dem Einfluß des mittlerweile bereits verstorbenen Millet entstandenen „Arbeiter im Rübenfelde".

Von Paris zieht er in die Niederlande, wo er sich dem großen Amsterdamer Meister Israels besonders verwandt fühlt, dem stimmungsvollsten Farbenharmoniker seines Volkes in unseren Tagen. Aber man verstehe nur das Wort Farbenharmonie recht. Es ist das nicht der äußere Farbenglanz und die kundig abgewogene Harmonie aller Lokalfarben, wie sie z. B. die Piloty-Schule oder die romantische Landschaftsmalerei der Lessing und Oswald Achenbach aufweist. Es ist jener in unserer Zeit erst wieder neuerrungene Stimmungs-Kolorismus, bei dem es sich nicht um Augenkitzel handelt, sondern um das Wecken bestimmter Empfindungen durch eine Farbenharmonie, die mitunter gar geradezu eintönig, farblos erscheinen kann. Auch Israels sollte, gleich Millet, von großem segenbringendem Einfluß auf ihn werden. Fühlte er sich ihm, in Bezug auf Wahl des Stoffes und Anschauung, wie gesagt, von vornherein nahe verwandt, so hat der niederländische Meister ihn im Uebrigen koloristisch ungemein gefördert. Erst hier befreite er sich ganz von der Farbenschwere, die ihm noch immer anhaftete. Das verdankte er aber zum großen Theil auch dem Charakter Hollands. Die silbertönige, fernenreiche, sonnendunstige Heimath Israels that es ihm auch als Landschafter an und der Niederlanden kräftigen Erdgeruch und ihren markigen Menschenschlag hat er seit 20 Jahren immer mit der gleichen Vorliebe in Farben umzuwerthen gesucht.

Er kehrt dann nach Deutschland zurück und lebt zuerst in München, wo ein Versuch auf dem Gebiete der biblischen Malerei ein solches Fiasko erlebte, daß dieser „Christus im Tempel" glücklicher Weise das einzige Bild dieser Art geblieben ist, das in seinen Ausdrucksformen selbst den Freunden Liebermann'scher Kunst denn doch verfehlt erscheinen mußte. Er nahm seine Revanche 1881 mit zweien seiner schönsten Bilder: „Dem Altmännerhaus" und „Waisenhaus-Hof", beides wieder Amsterdamer Motive. Das „Altmännerhaus" trug ihm in Paris eine Medaille ein. Zwischen München, Holland, Paris, vorübergehend in Berlin Aufenthalt

nehmend, zieht er jetzt hin und her. Bilder, wie die „Bleiche“ und das „Bierkonzert in München“ erhöhten seinen Ruhm. In Paris tritt er in den „cercle des XV“ ein, an dessen Spitze Bastien-Lepage, der so jungverstorbene, stand, und nach dessen Vorbild er später, Anfang der neunziger Jahre, in Berlin den „Klub der XI.“ gründete. Ganz in seine Vaterstadt übergesiedelt war er 1884, aber wenn er auch seitdem hier seinen festen Wohnsitz hat — alljährlich bringt er doch immer wieder längere Zeit in Holland und auch in Paris zu. Und eben von dort her, aus Holland, holt er sich die meisten seiner Motive.

* * *

Ich habe wiederholt von Einflüssen gesprochen, die sich in Liebermann's Werdegang geltend gemacht haben. Courbet, Millet, Israels waren zudem nicht die einzigen Künstler, von denen sich das nachweisen läßt. Es kommen auch noch Landsleute hinzu — Menzel und Leibl, deren künstlerischen Schaffensgeistes Spuren namentlich in früherer Zeit bei ihm unverkennbar zu Tage traten. Aber nie war's Nachahmung, immer nur vollkommen selbständige Umwerthung der empfangenen Anregung, die möglich ward allein, weil sie eben verwandte Saiten mitklingen ließ. Wäre Liebermann sonst je zu einer führenden Stellung gelangt, wie er sie schon seit 15 Jahren inne hat, zu einer Zeit bereits, wo ihm die allgemeine Anerkennung in seinem deutschen Vaterlande noch durchaus fehlte, wie ja eigentlich auch heute, wo das volle Verständniß für sein Schaffen der großen Masse gewiß noch nicht aufgegangen ist. Wenn diese ihn mitfeiert — es geschieht wohl ja meist in Folge des Heerdensinnes und des Autoritätenglaubens. Dazu hat Liebermann immer viel zu wenig Rücksicht auf die Neigungen des Publikums genommen, ist er allzeit viel zu fest seine eigenen Wege gewandelt, viel zu viel sich selbst treu geblieben als Wahrheitsmotor, als ein Maler, der kein anderes Ziel kannte und kennt, als die Natur, die ihm schön und lieb ist in allen ihren Erscheinungen und die er immer und überall als Ganzes empfindet. Und dieses von ihm als Ganzes Erschaute und Empfundene — groß, markig und unendlich einfach giebt er es. Einfach nicht im Sinne der Primitivisten und Archaisten, die jüngst wieder so modern werden, sondern einfach im Sinne des Impressionismus, der bei ihm Hand in Hand ging mit der Freilichtmalerei. Nach der impressionistischen Seite hin war seine Technik schon früh eine hohe. Man muß ja Liebermann's Bilder stets von Weitem sehen. Was in der Nähe sich wie ein wirres, buntes Durcheinander von oft nur mit Spachteln hingeschleuderten Farbenflecken ausnimmt, das wächst in der gehörigen Entfernung zu einem harmonischen Ganzen zusammen, zu einem Stück Natur,

wo Alles lebt und sich regt, wo der Wind saust, die Bäume rauschen, die Sonne blinkt, der Sand flimmert, das Gras flüstert, der Mensch athmet und sich bewegt und vor Allem eins ist mit der umgebenden Natur, aus ihr gewissermaßen herauswächst. Schwerer aber gab sich ihm die Erfassung des Freilichts, jener Veränderung der Farbe der Dinge durch die Atmosphäre, jenes Zitterns der Luft, das feste Formen und Linien aufzulösen scheint, jenes Festhaltens naturmomentlicher Farbenstimmungen in ihrem lebhaftesten, präzisesten Eindruck. Aber er hat's erreicht, so weit es sich mit den heutigen Malmitteln überhaupt erreichen läßt.

Gegen den Impressionismus haben sich ja viele Stimmen erhoben, von künstlerischer Seite sowohl, wie von wissenschaftlicher. Eine solche wissenschaftliche Beurtheilung aus sehr gewichtigem Munde mag hier mitgetheilt werden. Helmholtz, der große Physiker, äußerte sich hierüber u. A. folgendermaßen: „Der Künstler kommt mit der momentanen Beobachtung nicht aus. Er braucht Vergangenheitsbilder, die in seinem Anschauungsvermögen gesammelt und in seiner Erfahrung befestigt worden sind. Die Erfahrung ist das von den Beobachtungen Abgezogene, das stetig wiederkehrende, das Gesetzmäßige, das Typische. Absolute Naturtreue, d. h. getreue Wiedergabe der einzelnen Fälle, ist keineswegs Aufgabe der Kunst, sondern die Darstellung des Typischen. Das letztere ist kein Produkt der reinen Anschauung, sondern des Urtheils, also eines Denkprozesses, in welchem die gemeinsamen Wurzeln von Kunst und Wissenschaft zu erkennen sind."

So der Gelehrte. Im steht das bekannte Wort des dichterischen Naturalisten Emile Zola gegenüber, wenn er den Inhalt der Kunst als ein Stück Natur gesehen durch ein Temperament zu kennzeichnen suchte. Ihm steht auch das Dogma Liebermann's gegenüber, der da bekannte: „Nicht das sogenannte Malerische ist's, was ich suche, sondern die Natur in ihrer Einfachheit und Größe aufzufassen — das Einfachste und Schwerste". Also gerade das Gegentheil von dem, was für Helmholtz das Wesen des Impressionismus ist. Also nicht der „einzelne Fall", sondern die „Darstellung des Typischen" — denn das ist ja das Einfache, das Große.

Sehr einfach klingt's, was hier Liebermann als sein Ziel bezeichnet, aber ebenso schwer ist's zu vollbringen. Deshalb ist er stets in der Natur selbst aufgegangen, von den Tagen an, wo er in der Hoch- und Zwingburg des Klassizismus, in Weimar, mit „Gänserupferinnen" hervortrat. Und er hat sich dabei immer bemüht, im Rahmen des gegebenen Motivs die Seele, das innerste Wesen bloßzulegen, jenes geheimnißvolle tiefste Stimmung erzeugende Fluidum zwischen Künstler und Publikum zu erzeugen, wandelten sich auch im Laufe der Zeiten seine künstlerischen

Ausdrucksmittel. So konnte er im höheren Sinne auch dort schön wirken, wo philisterhafte Prinzipienreiterei und beschränkter Dogmenglauben über seine „Schmutzsudelei" und „Häßlichkeitsmalerei" zeterten. Wenn er nach der Wahrheit strebte, so wußte er sie immer in dem zu fassen, was allgemein menschlich und allgemein natürlich ist. Nichts hat ihm ja so fern gelegen, wie die Tendenz, nie hat er über der Natur und den Dingen gestanden, sondern immer mitten unter ihnen und doch vermochte er, je weiter er sich entwickelte, das Große und Ganze immer stärker zu geben, verschwand ihm das Einzelne und Kleine immer mehr. Eben darum wirken seine Bilder und Studien so überzeugend, mitunter so hinreißend, aber darum konnte er der Führer der Impressionister in Deutschland werden. Dem allgemein Menschlichen nachgehend, suchte er den Menschen zumeist da, wo er sich am natürlichsten giebt — bei der Arbeit; und die Arbeiter sind ihm, der Landschaft und Interieur, Figur und die todte Natur gleich gut bemeistert, die liebsten, die am meisten und innigsten mit der Natur verkehren: die Fischer, die Ackersleute, die Hirten. Und darum auch bevorzugt er überhaupt die „kleinen Leute" vor den Satten und Behäbigen, belauscht er die Frauen auf dem Bleichplatz und beim Netzeflicken, studirt er die Gänserupferinnen und Konservenmacherinnen, kehrt er ein im Greisenheim und im Waisenhaus und mischt er sich unter die feiernden Arbeiter im Biergarten.

„Mischt er sich unter sie" — das Wort ist wirklich hier am Platze. Da giebt's keine Pose und keine Phrase, da wird nichts zurechtgestutzt und hineingelegt, da giebt's immer nur die reine Wahrheit, die reine Natur. Es ist, als säßen wir mitten unter den alten, müden Greisen in der schattigen Allée, als einer ihresgleichen, den sie nicht beachten, oder dem sie sich geben, wie sie sind; als träten wir unsichtbar in den Kreis der herzigen schlichten Waisen mit ihrer sonderbaren schwarz-rothen Tracht, die auf sonnigem Hofe ihr Tagewerk thun; als betheiligten wir uns am Gespräch der Netzflickerinnen, wie sie dasitzen unter schwerem Wolkenhimmel auf kahler Düne, von Seeluft umweht, oder als schleppten wir mit ihnen die schwere Last durch den tiefen Sand mit dem spärlichen Graswuchs; als hätten jene Flachsspinnerinnen und diese Tauflechter zeitlebens mit uns so still und mechanisch zusammen gesponnen und geflochten in den niedrigen von dunstiger, stickiger, staubiger Luft erfüllten Arbeitsräumen, wo selten nur ein Sonnenstrahl hineinfällt und dann auch nur, um zu zeigen, was Alles in dieser Luft auf und abtanzt und hin- und herwirbelt.

Ich habe nur einige seiner bekanntesten Bilder genannt, wo er uns mitten in eine Gruppe von Leuten hineinversetzt mit einer Maëstria des Wahrheitskultus in Bezug auf Menschen und Dinge, die hinreißend wirkt gerade durch die Einfachheit und Schlichtheit

des Vortrags, die gleichzeitig seine Größe ausmachen. Aber das Gleiche gilt auch von seinen Einzelfiguren. Was machen nur seine alten Frauen, die vor der Thüre sich sonnen, oder in enger Stube am Fenster, durch das der Garten grünweiß hineinschimmert, bei der Näharbeit sitzen, seinen Schuster auf dem Bock, seinen Fischer, der in den Dünen rastet u. s. w. — so lieb, so vertraut, so interessant? Immer wieder dasselbe: durch feinfühligste Erfassung des Wahren und Natürlichen werden sie uns menschlich ganz nahe gerückt und fühlen wir selbst uns ihnen gegenüber nur als Mensch....

* * *

Und diese Motive natürlich auch sind's, die jetzt auf der augenblicklich zu sehenden, mehr als 30 Bilder, Studien, Skizzen in Oel, Aquarell und Pastell und ebensoviel Zeichnungen, Lithographien, Radirungen bietenden, aber lange nicht vollständigen Ausstellung vorliegen. Jedoch umfaßt die Sammlung immerhin etwa ein Vierteljahrhundert. Es fehlen nicht die „Konservenmacherinnen", mit denen er im „Salon" 1873 debütirte, ebenso wenig, wie die Arbeiter im Rübenfelde (der „Runkelpark"), die drei Jahre später an derselben Stätte Aufsehen machten, ein in der Farbe noch ziemlich schwer wirkendes, aber durch die schlichte Menschlichkeit und die wuchtige Charakteristik schon stark fesselndes Gemälde. Dann ist das mehrfach genannte berühmte „Altmännerhaus in Amsterdam" da, das ihm 1881 in Paris eine Medaille eintrug, sogar in zwei Versionen, die eine in Pastell. Auch das „Münchener Bierkonzert" finden wir, mit dem Liebermann ein echt Menzelsches Motiv wählte, es aber auf eigene Art behandelte. Von den Studien und Skizzen seien namentlich die zu den „Netzeflickerinnen" genannt, die von der Hamburger Kunsthalle angekauft wnrden, ferner die zu den „Amsterdamer Waisenmädchen", einem der schönsten und innigsten Gemälde, die Liebermann je gemalt hat, zum „Strickenden Mädchen" und noch anderen seiner besten Werke, so auch zu den „Flachsspinnerinnen" (Berliner Nationalgallerie). Leider ist die „Frau mit der Ziege" (Münchener Pinakothek) in keinerlei Gestalt und Form anzutreffen, wohl aber das weit jüngere große Bild „Mann in den Dünen" und eine Reihe wundervoller, durch Schönheit der Töne und Tiefe packende landschaftliche Studien. Liebermann hat ja von jeher bei seinen Bildern auf das Landschaftliche, aus dem dann die Figuren, Alles beherrschend, hervorwachsen, einen Hauptnachdruck gelegt. Und welche Wandlung seine Technik und Ausdrucksmittel durchgemacht haben, wie er Luft und Licht immer stärker zu meistern lernte, wie seine Pinselführung immer breiter, immer wuchtiger wurde, das zeigt sich gerade auch in seinen

Landschaftsstudien besonders deutlich. Man vergleiche z. B. die „Straße in Zandvoort", dem holländischen Lieblingsaufenthalt des Künstlers, aus d. J. 1879 mit der „Straße in Katwyk" aus d. J. 1896. Welch' flotter, selbstbewußter Farbenauftrag hier im Vergleich zu dem 17 Jahre jüngeren Bilde und doch wurde auch dort schon ein Luftton erreicht, der Alles umfließt und umspielt. Auch einige Interieurs und Bildnisse hat Liebermann auf's Neue ausgestellt. Aber beherrscht er auch vollkommen Luft und Licht im Binnenraum und weiß er auch dort die größte Wirkung zu erzielen, und weiß er auch als Bildnißmaler scharf zu charakterisiren — ich meine, vornehmlich zeigen ihn auf der Höhe seines Könnens doch immer die Freiluftbilder mit den mannigfachen Volkstypen und zwar in gleicher Weise im farbigen Bilde, wie in der schwarz-weißen Zeichnung und Radirung, die sein Können und seine Eigenart besonders in's rechte Licht rücken, denn auch hier, wo doch die Illusion erzeugende Farbe fehlt, sind Mensch und Natur stets eins, wächst jener aus der Landschaft, als ein integrirender Theil mit ihr in innerstem Zusammenhang stehend, als ein Etwas heraus, das ohne jenes Milieu eigentlich seine Daseinsberechtigung sofort einbüßen würde....

* * *

Raschlebig ist unsere Zeit und die Evolution der modernen Kunst beweist das gewiß nicht zum mindesten. So erstaunlich das klingen mag — in mancher Beziehung erscheint sogar Liebermann, wenn auch nicht veraltet, so doch als der festumrissene Markstein einer Richtung, über die hinaus schon neue Erscheinungen und Einflüsse uns engegentreten, die den überzeugungstreuen Liebermann ganz unberührt gelassen haben. Das zeigt sich auch in dem „Klub der XI." selbst, jener in erster Linie von Liebermann vor ca. sechs Jahren in's Leben gerufenen Genossenschaft unabhängiger Künstler, die aber durchaus nicht alle einer Richtung angehören. Vielmehr spiegeln sich in ihr die zwei großen Strömungen der heutigen Kunstbewegung wieder: die, die nur die aus der Natur kommende Kunst als solche anerkennt, und die, die der Phantasie den Vortritt einräumt. Während in dieser zweiten Gruppe bald Ludwig v. Hofmann, bald Max Klinger, bald auch Walter Leistikow an der Spitze steht und jeder von ihnen selbst sich von verschiedenen Seiten zeigt, ist und bleibt in den ersten Liebermann, seine Genossen an Kraft und Ueberzeugungstreue um Haupteslänge überragend, der unbestrittene Führer.

Uebrigens — auch ein Zeichen der Zeit, die Geschichte dieser Genossenschaft selbst, deren Hervortreten einst, vor nur einem halben Dutzend Jahren eine förmliche Revolution bedeutete, deren

Ausstellungen aber heute wohl auch noch den Gipfelpunkt der winterlichen Kunstsaison Berlin's bezeichnen, um derentwillen aber sich Niemand mehr erhitzt und ereifert.

Jedoch in der reichshauptstädtischen Kunstgeschichte werden die „XI." immer einen hervorragenden Platz behaupten und in der europäischen Kunstgeschichte überhaupt werden ihre beiden stärksten und vornehmsten Säulen — Max Liebermann und Max Klinger — für alle Zeiten als eigenartigste Meister ihrer Aera gelten und geehrt werden.

J. Norden.

Berlin, im August.

Litterärische Streiflichter.

Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte hat Robert Falke in seinem Buche: Buddha, Mohammed, Christus,*) ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen, von dem der erste Band vorliegt, geliefert. Der Verfasser unternimmt es auf Grund der bewährtesten neueren Forschungen durch vergleichende Darstellung des Lebens und des Charakters der Stifter der drei großen Weltreligionen die Inferiorität der beiden anderen Christus gegenüber zu erweisen und klarzulegen; er bietet somit eine Apologie der Person Christi von religionsgeschichtlichem Standpunkt aus. Eine solche Vergleichung, wie der Verfasser sie durchführt, wird immer mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, daß dabei zwei sterbliche, sündige Menschen mit Christus, dem Sohne Gottes, paralleliſirt werden, das Verhältniß zwischen den beiden und ihm bleibt denn doch stets ein inkommensurabeles. Diese Schwierigkeit hat auch der Verfasser nicht immer

*) Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 3 M.

zu überwinden vermocht, doch wird man ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er in seinem Buche eine tüchtige gehaltvolle Arbeit geliefert hat. Nachdem er zuerst über die Religionsurkunden oder die Quellen für das Leben der drei Religionsstifter eingehend und belehrend gehandelt und dann den geschichtlichen Hintergrund ihres Auftretens gezeichnet hat, schildert er ausführlich in steter Parallelisirung das Leben der drei Persönlichkeiten von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode. Sehr interessant ist besonders das Kapitel: Gegenseitige Abhängigkeit, worin der in neuerer Zeit mehrfach gemachte Versuch nachzuweisen, daß viele Aussprüche Jesu auf Buddha zurückgingen und aus einer apokryphischen Schrift in die Evangelien übergegangen seien, als völlig unbegründet und unhaltbar überzeugend widerlegt wird. Zugleich wird da gezeigt, daß das vielbesprochene Buch des Herrn A. Notowitsch: Eine Lücke im Leben Jesu, eine grobe Mystifikation und ein frecher Schwindel ist. Instruktiv sind auch die Ausführungen Falke's über die starke Beeinflussung Mohammeds durch das Judenchristenthum in Arabien. In dem Schlußabschnitt, der Vergleichung der drei Charaktere, tritt ihre Unähnlichkeit besonders stark hervor. Siddhattha — Buddha wird günstiger, Kotham — Mohammed dagegen sehr ungünstig beurtheilt. Die Schilderung seines Charakters scheint uns einige Nüancen zu dunkel gehalten zu sein, zu sehr wird er als Lügner und Betrüger dargestellt. Falke schließt sich in der Auffassung und Beurtheilung Mohammeds allzusehr Sprenger an, der ohne Frage einer der gründlichsten Kenner und sorgfältigsten Erforscher der Lebensverhältnisse des Propheten, aber zugleich ein völliger Rationalist war und alles tieferen Verständnisses für das religiöse Leben entbehrte. Wie hätte Mohammed so große Wirkung ausüben, so zahlreichen Anhang gewinnen und seine Anhänger so begeistern können, wenn er nicht trotz aller seiner Fehler und Schwächen ein wirklich religiöser Charakter gewesen wäre? Religionen werden nur durch große, begeisterte Persönlichkeiten gegründet, nicht durch bewußte Betrüger. Wer die Widersprüche im Menschenherzen und die Macht der Sünde im Menschen kennt, wird den oft bei ihm hervortretenden schroffen Gegensatz von Lehre und Praxis nicht stets auf Lug und Trug zurückführen. Außerdem scheint uns in der That zwischen dem früheren Mohammed und dem späteren seit der siegreichen Rückkehr nach Mekka ein wesentlicher Unterschied zu bestehen. Nöldecke urtheilt weit objektiver und gerechter als Sprenger über Mohammeds Charakter, natürlich ohne die großen Schattenseiten in demselben zu übersehen. Ein Ueberblick über die drei Religionen beschließt das inhaltreiche Buch, das eine ebenso anregende wie belehrende Lektüre gewährt. So sehr der Verfasser von der Hoheit und Einzigartigkeit der Person Jesu

Christi durchdrungen ist und sie in seiner vergleichenden Darstellung in das hellste Licht stellt, so sehen wir uns doch genöthigt gegen Einzelnes in seiner Auffassung und Behandlung Christi Einsprache zu erheben. Falke zeigt nicht selten eine merkliche Neigung zu Konzessionen an die moderne kritische Theologie. Das macht sich besonders störend in dem die überirdische Herkunft und wunderbare Geburt Jesu behandelnden Abschnitt bemerkbar; wenn er sie auch nicht direkt verneint und bezweifelt, so läßt er sie doch dahingestellt sein und erklärt den Streit darüber für unnütz. Dagegen müssen wir nun den entschiedensten Widerspruch erheben und bedauern, daß der Verfasser darin den Ansichten der heute herrschenden Theologie sich angeschlossen hat. Durch diese seine Auffassung würde die von ihm doch nachdrücklich anerkannte Zuverlässigkeit der Evangelien den stärksten Stoß erhalten, denn wenn sie in einer so wichtigen und wesentlichen Sache Unrichtiges oder Unglaubwürdiges berichtet hätten, so würde ihre Zuverlässigkeit auch in anderen Stücken höchst unsicher werden. Hier giebt es keinen Kompromiß: entweder Jesus Christus ist, wie die Kirche bekennt, Gottes Sohn von Ewigkeit her, geboren von der Jungfrau Maria, oder er ist, wenn wir uns auf den Standpunkt des Verfassers stellen, nur ein vergotteter Mensch im Sinne der Ritschl'schen Schule, von dem wir uns keine klare und bestimmte Vorstellung zu machen vermögen und den anzubeten jedenfalls Abgötterei wäre. Auch darin, wie Falke die Wunder Jesu blos kurz berührt und als unwesentlich behandelt, können wir nur eine Konzession an die Wunderscheu der Gegenwart erblicken. Nun bekennt sich aber doch der Verfasser, wie das nicht anders sein konnte, ausdrücklich und entschieden zum größten aller Wunder, zur thatsächlichen Auferstehung Jesu Christi und glaubt an seine Himmelfahrt; dadurch werden doch auch die von Jesu während seines Lebens verrichteten Wunderthaten beglaubigt und bestätigt. Durch solche höchst bedenkliche Konzessionen wird man die Gegner sicher nicht gewinnen und schadet nur der guten Sache; in diesen Dingen gilt es fest und konsequent sein. Je mehr uns Falke's ernste christliche Gesinnung im übrigen befriedigt, um so weniger durften wir unseren Widerspruch in diesem Punkt zurückhalten. Was der Inhalt des zweiten Theiles sein wird, ist uns nicht ganz klar, jedenfalls wird der Verfasser darin die drei Weltreligionen behandeln. Möge der erste Theil viele aufmerksame Leser finden und der zweite nicht allzulange auf sich warten lassen.

Thomas Carlyle gelangt in Deutschland gegenwärtig zu immer steigender Anerkennung und seine große Bedeutung, namentlich in sozialpolitischer Beziehung, wird immer mehr gewürdigt. Er hat das in vollem Maße verdient, nicht nur wegen des tiefen Einflusses, den das deutsche Geistesleben auf

seine Weltanschauung, so originell und selbständig sie auch ist, ausgeübt hat, sondern vielmehr deshalb, weil er so hoch wie kein Fremder sonst von dem deutschen Volke und seinem Berufe in der Welt gedacht hat; war er doch bis zu seinem Lebensende ein begeisterter Verkündiger des Panteutonismus, sah er doch in Deutschland den Hort der europäischen Zukunft, waren doch die Ereignisse von 1866 und 1870 die Freude seines Alters. Sein unermüdlicher Kampf gegen die Irrthümer und falschen Anschauungen auf dem Gebiete des Staates, der Gesellschaft, der Politik und des geistigen Lebens, seine unablässigen nachdrücklichen Hinweisungen darauf, was der Gegenwart noththue und wodurch ihre schweren Schäden allein geheilt werden können, überhaupt seine tiefen, originalen, großen Gedanken sind es durchaus werth in Deutschland allgemein gekannt und beachtet zu werden. Er ist der Straf- und Bußprediger für England in diesem Jahrhundert gewesen, er kann es auch für die Deutschen werden. Früher war er hauptsächlich durch seine Geschichte der französischen Revolution und sein Leben Friedrichs des Großen in Deutschland bekannt, erst nach seinem Tode hat man angefangen seine große sozialpolitische Thätigkeit zu würdigen und seine Führerstellung in den Wirren der Gegenwart anzuerkennen gelernt. Wir haben schon früher an dieser Stelle der Biographie Carlyles von Chr. Rogge sowie der sehr dankenswerthen Uebersetzung seiner sozialpolitischen Schriften, die mit einer ausgezeichneten Einleitung von Professor Hensel begleitet ist, gedacht und wollen jetzt auf die treffliche Schrift von Gerhart v. Schulze-Gaevernitz: Carlyle, seine Welt- und Gesellschaftsanschauungen hinweisen, die soeben in zweiter Auflage erschienen ist.*) Wir können diese Schrift Jedem, der sich mit der reichen Gedankenwelt Carlyle's genauer bekannt machen will, nur auf's Wärmste empfehlen. Der Verfasser hat den Inhalt seines Buches im Titel deutlich bezeichnet. Das Leben Carlyle's behandelt er nur einleitungsweise in gedrängter Kürze, dafür bietet Rogge's Schrift mehr. Dagegen entwickelt v. Schulze Carlyle's Theorie der Gesellschaft und seine Geschichtsphilosophie in ihrem Zusammenhange, ihrer Originalität, ihrem Gegensatze zu den herrschenden Zeitanschauungen so eingehend, klar und sachkundig, daß der Leser in das Zentrum der Gedankenwelt des hohen und edlen Denkers versetzt wird und alle von diesem Mittelpunkt ausgehenden Fäden überschaut. Wer Sinn und Verständniß für das geistige Ringen und die unablässige Gedankenarbeit eines wahrhaft originalen Geistes hat, der wird Schulze's Darstellung mit wahrem Genuß lesen. Carlyle's Ansichten von der Entstehung des Staates, seine Anschauungen von der

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

Bedeutung der großen Männer, der Helden nach seiner Bezeichnung, für die Geschichte der Menschheit, seine Lehre von den Symbolen, durch welche die Menschen zum Handeln und zur Selbstaufopferung bestimmt werden, seine Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Glaubens für die Geschichte der Menschheit, seine Lehre von der Arbeit, in der allein der Mensch des Glückes theilhaftig wird, werden hier auf's lichtvollste dargelegt. Wir finden da herrliche, wahrhaft goldene Worte über die Zeitalter des Glaubens, die allein die positiven Zeiten sind, wobei Carlyle das Wort „Glauben" in einem viel weiteren Sinne als dem christlichen braucht, ebenso über den Unterschied von Genossenschaft und Verein. Auch seine Schilderung der negativen Zeiten, den Zeitaltern des Individualismus, die zuletzt zum Skeptizismus und Materialismus auf geistigem und zum Sozialismus und Anarchismus auf gesellschaftlichem führen, sind glänzend und gewaltig. Carlyle ist ein Gegner von Freiheit, Gleichheit und Nicht-Aristokratie und daher ein Feind der in der Gegenwart immer mehr zur Herrschaft gelangenden individualistischen Demokratie. Die Bedeutung der sozialen Frage für Europa hat er zuerst erschaut und die Isolirung der Individuen als die eigentliche Ursache des Pauperismus erkannt. In zwei Abschnitten: Carlyle's Stellung zur Gegenwart und zur künftigen Entwickelung legt dann v. Schulze Carlyle's sozialpolitische Anschauungen und seine Hoffnung für die Zukunft dar. Die Zukunft der Menschheit beruht für ihn darauf, daß an Stelle des herrschenden Individualismus wieder soziale Gesinnung trete und ein neues soziales Zeitalter heraufführen werde. Seine Hoffnung beruht auf Deutschland, dessen Litteratur ihm die positive Fortsetzung der Reformation ist. Sehr fein führt v. Schultze aus, welche Bedeutung für Carlyle's religiöse und soziale Anschauungen Kants und Fichtes idealistische Philosophie und ganz besonders die Weltanschauung des alten Goethe gehabt haben. In Deutschland sieht Carlyle einen Anfang von dem gemacht, worin er das Heil der Zukunft erblickt: „Ihr werdet Ordnung in das Chaos bringen, ihr, das muthige Volk der Germanen." Carlyle dringt immerfort auf die Wiederherstellung eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Schulze findet darin seine Anschauungen nicht mehr der Gegenwart entsprechend, in der solche Beziehungen nicht mehr möglich seien; wir glauben, daß diese Ansicht nicht für alle Länder Europas und auch nicht für alle Gegenden Deutschlands Geltung hat. Carlyle hielt die Stellung und den Beruf des Schriftstellers in der Gegenwart sehr hoch, dieser war nach seiner Meinung an die Stelle des Priesters getreten und der einflußreichste Mensch in unserer Zeit. Er selbst hat diese Aufgabe im höchsten Sinne erfüllt, er hat unablässig die Gewissen seiner Zeitgenossen zu wecken sich bemüht,

„soziale Gesinnung" gepredigt und großen Einfluß auf die Anschauungen seines Volkes ausgeübt. Möge die Stimme des großen Warners und Mahners nun auch in Deutschland beherzigt werden und wirken, es thut wahrlich noth. G. v. Schulze's Buch ist die beste Einführung in Carlyle's Geschichtsphilosophie und soziale Anschauungen, der wir, wenn wir auch nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen, weiteste Verbreitung wünschen.

Mit Carlyle's religiöser Entwickelung und seinen religiösen Anschauungen beschäftigt sich die Schrift von J. H. Wilhelmi: Th. Carlyle und F. Nietzsche. Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden.*) Der Verfasser behandelt Carlyle's religiöse Stellung und Bedeutung mit Sachkenntniß, Liebe und Verständniß nnd bietet in Bezug darauf mehr und Befriedigenderes als v. Schulze. Er gelangt bei aller Anerkennung des tief religiösen Lebens in Carlyle und seiner Hochschätzung des Christenthums doch zu dem Resultat, daß er nicht mehr als ein Pionier auf kirchlichem Gebiete, ein Wegweiser zu Christus und zum Reiche Gottes ist, der selbst noch außerhalb des Tempels steht, wenn auch auf der Schwelle. Es finden sich bei ihm manche pantheistischen Anklänge und seine Aussprüche über Gott haben oft etwas Unbestimmtes, schwer Faßbares, über seine Stellung zu Christus hat er sich kaum je ganz klar ausgesprochen. Es beruht das allerdings, wie Wilhelmi richtig hervorhebt, auf Carlyle's strenger Wahrhaftigkeit, die ihn nie mehr sagen ließ, als was er wirklich empfand und dachte und seinem Abscheu gegen Alles, was an Heuchelei in religiösen Dingen auch nur erinnerte. Er war eben ein unablässig nach der Wahrheit ringender, nach der Gemeinschaft mit Gott verlangender edler Geist, der in einer skeptischen, irreligiösen und zerrissenen Zeit die Menschen unablässig zu Gott hinwies und die Religion als Quellpunkt alles Lebens und Handelns erkannte und verkündete. Er hat noch nicht die volle Wahrheit, aber er sehnt sich nach ihr, sucht sie unablässig und ist ihr nicht ferne und ist vielen ein Lehr- und Zuchtmeister zum Glauben an das Evangelium gewesen und wird es auch künftig noch sein.

Es läßt sich kein größerer Gegensatz denken als der zwischen Carlyle und Nietzsche, was wollen die Uebereinstimmungen in Einzelheiten, auf welche Wilhelmi hinweist dagegen bedeuten! Wenn man beide in Bezug auf ihre religiöse Entwickelung und ihre religiösen Anschauungen vergleicht, so kann das unserer Meinung nach nur geschehen um den ungeheuren Kontrast zwischen ihnen und ihrer gesammten Weltanschauung recht deutlich hervortreten zu lassen, nicht aber um Aehnlichkeiten zwischen ihnen auf-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1 M. 60 Pf.

zufinden. Ein solches Bemühen erscheint uns völlig fruchtlos, da ihre Grundanschauungen in diamentralem Gegensatz zu einander stehen. Nietzsche ist individualistisch bis zum Extrem, er ist ein Feind alles und jedes Glaubens, Materialist und Atheist; was nur an Religion erinnert, ist ihm verhaßt und wird von ihm mit blasphemischem Hohn überschüttet. Wie er das Christenthum haßt und verabscheut, das zeigen schon allein die beiden in der vorliegenden Schrift angeführten Sätze: „Das Christenthum ist der unsterbliche Schandfleck der Menschheit" und „Man muß heute eine Mißgeburt von Falschheit sein, um sich des Christenthums nicht zu schämen", und diese Aussprüche sind durchaus noch nicht die ärgsten und giftigsten, die er gethan. Carlyle weist die Menschen immer auf ein höheres Ziel, er sieht in Selbstaufopferung und Hingabe an ein Ideal die höchsten menschlichen Tugenden, für Nietzsche ist das Leben ausschließlich ein diesseitiges, der Atheismus ist die Grundlage seiner gesammten Lebensanschauung, sein Lebensideal ist die Entfaltung der Selbstsucht, die wilden Instinkte sollen für den Menschen allein das Bestimmende sein, der wahre Mensch ist wie ein Raubthier, „thue was du willst, erlaubt ist Alles", seine Parole. Für den wahren Menschen im Nietzsche'schen Sinne giebt es kein Ziel, kein Ideal, kein Maß, keine wahre Erkenntniß, am wenigsten irgend eine Moral. Daß für solche Anschauungen die christliche Moral nur Sklavenmoral ist und das Evangelium nur niedrig macht, ist begreiflich. Die Verbrecher sind nach Nietzsche in der Gegenwart allein noch der Typus des starken Menschen und als Muster seiner Uebermenschen d. h. wahren, vollen Menschen betrachtet er Cesare Borgia und Napoleon I. Was haben diese Nietzsche'schen Uebermenschen mit Carlyle's der Menschheit dienenden und für sie leidenden Helden gemein? Aber nicht genug an diesem „potenzirten Evangelium des Fleisches", Nietzsche ging in fester Konsequenz noch einen Schritt weiter und proklamirte die Selbstapotheose des Menschen, den Autotheismus, die Selbstvergötterung. Damit hatte er die höchste Stufe der Gottesfeindschaft, der Empörung gegen Gott erklommen, einen weiteren Schritt gab es nicht mehr. Da versank der Unselige in die Nacht des Wahnsinns, die ihn für immer umfangen hält. Man wird zugestehn müssen, daß Nietzsche's Lehre die konsequenteste Philosophie des reinen Diesseits ist, daß er scharf und folgerichtig die letzten Konsequenzen seiner Anschauungen gezogen hat; was Andere nur versteckt anzudeuten und nicht offen herauszusagen wagen, hat er rücksichtslos verkündet und gelehrt. Wilhelmi selbst bezeichnet Nietzsche's Antichrist als ein schauerliches Buch, „gegen das alle Lästerungen alter und neuer Feinde des Evangeliums nur Mückenstiche" sind. Und doch will er in Nietzsche religiöse Regungen und Momente finden! Wir müssen das auf das aller-

entschiedenste bestreiten. Ein Anderer hat sogar Nietzsche als „Erzieher zum Christenthum" bezeichnet!! Das ist uns vollkommen unverständlich, man müßte denn meinen, daß vom Gipfel des Gottes- und Christenhasses und nach Ziehung der letzten Konsequenzen des Abfalls von Gott die Rückkehr zu ihm am ehesten zu erhoffen sei. Carlyle würde in seiner energischen Sprache Nietzsche einen Apostel des Antichrists, einen Propheten des Teufels genannt haben. Wir können in Nietzsche's Philosophie nur ein sehr ernstes Zeichen des tiefsten religiösen und sittlichen Verfalls sehen und daß diese entsetzliche, gottlose und bestialische Doktrin zahlreiche Anhänger und sogar Anhängerinnen gefunden hat und noch findet, ist ein Beweis der furchtbaren Macht der Negation in unserer Zeit. Ein Trost ist es, daß diese Philosophie sich nicht mehr überbieten läßt, denn damit ist zugleich die Hoffnung gegeben, daß bald eine Reaktion des idealen Geistes, durch den einst das deutsche Volk allen anderen voranleuchtete, eintreten werde. Können wir nach dem Gesagten auch die Parallelisirung Nietzsche's mit Carlyle für keine glückliche halten, so sind wir Wilhelmi doch für die sorgfältige und lehrreiche Zusammenstellung der Grundgedanken Nietzsche's dankbar.

Ein weitversprengter Bruchtheil des deutschen Volkes, kämpft das treue und tapfere Sachsenvolk in Siebenbürgen den schweren Kampf um seine Nationalität, Sprache und Kultur. Seit der Union Siebenbürgens mit Ungarn und dem Ausgleich von 1867 haben die Magyaren unter völliger Mißachtung des von ihnen selbst beschlossenen, allerdings recht mangelhaften Nationalitätengesetzes von 1868 skrupellos jedes Mittel angewandt um die Sachsen ihrer alten Verfassung und ihrer Rechte zu berauben, ihre Schulen zu magyarisiren und die deutsche Sprache immer weiter zurückzudrängen. Die Sachsen kämpfen unablässig für die Erhaltung ihrer Kultur und ihres Volksthumes und vertheidigen zäh jeden Fußbreit gegen die magyarische Uebermacht. Ein anderer gefährlicher Feind sind für sie die Rumänen, welche, rasch sich vermehrend, das Sachsenland überfluthen und immer mehr in die Städte eindringen und über die alten deutschen Bewohner schon an vielen Orten das Uebergewicht erlangt haben. Trotzdem verzagen die Sachsen noch nicht, ihre wechselvolle, an harter Bedrängniß und schweren Leiden reiche Geschichte giebt ihnen Stärkung und Trost und die zähe, durch nichts zu beugende Ausdauer, mit der die Vorfahren einst die unfruchtbare Wildniß in ein Kulturland verwandelt und sich darin behauptet haben, ist auch den Nachkommen noch eigen. Dazu hat es den Sachsen niemals, namentlich in diesem Jahrhundert nicht, an trefflichen, muthigen Männern gefehlt, welche die Rechte ihres Landes mit Sachkunde und Entschlossenheit vertheidigten und durch eifrige wissenschaftliche Thätigkeit

für die Erhaltung und Stärkung des geistigen Lebens sorgten oder sich um die Hebung des Volkswohlstandes eifrig bemühten. Die Meisten von ihnen sind außerhalb ihrer Heimath nicht einmal dem Namen nach bekannt, wie sehr sie es auch verdienten. Einer von ihnen, dessen Andenken unter seinen Landesgenossen im höchsten Ansehen steht und den das Sachsenvolk als seinen Märtyrer ehrt, hat in dem Buche von Franz Obert: Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften,*) kürzlich eine umfassende biographische Darstellung gefunden. Roth, 1796 in Mediasch geboren, studirte in Tübingen Theologie; er war dort ein eifriger Burschenschafter und früh schon begeistert für Freiheit und Volksrechte. Er ging dann, von der damals weit verbreiteten Begeisterung für die Reform des Erziehungswesens ergriffen zu Pestalozzi nach Iferten, wo er ein Jahr lang als Lehrer thätig war, besuchte dann auch Fellenberg in Hofwyl und kehrte darauf in die Heimath zurück. Sein eifrig verfolgter Plan, im Sachsenlande eine Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den „heiligen Beruf" eines Schullehrers auf dem Lande nach Pestalozzi'schen Grundsätzen zu begründen, scheiterte an dem Mangel an Verständniß und Unterstützung bei seinen Landsleuten. Er machte nun die gewöhnliche Laufbahn eines Theologen in der Heimath durch, wurde zuerst Lehrer, dann Rektor des Gymnasiums und zuletzt Pfarrer seiner Vaterstadt. Seiner theologischen Richtung nach war Roth durchaus Rationalist, er theilte aber mit vielen würdigen Vertretern dieses religiösen Standpunktes das lebhafte Interesse für das Erziehungswesen und den regen Sinn für das Gemeinwohl. In dieser Beziehung entfaltete er dann als Pfarrer in Nimesch eine reiche Wirksamkeit; er trug durch seine Schriften und Zeitungsartikel wesentlich dazu bei frisches Leben an Stelle der bis dahin ebenso auf geistigem wie materiellen Gebiet herrschenden Stagnation zu erwecken. Die Hebung und Verbesserung der ganz im alten Schlendrian zurückgebliebenen Landwirthschaft lag ihm besonders am Herzen; es gelang ihm die Gründung eines landwirthschaftlichen Vereins zu bewirken und er wußte es nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten dahin zu bringen, daß er nach Würtemberg geschickt wurde, um eine Schwabeneinwanderung in das Sachsenland zu veranlassen und zu organisiren, was allerdings nur zum Theil gelang und ihm nachher noch viele Unannehmlichkeiten bereitete. Auch über den Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen schrieb er mit großer praktischer Einsicht und legte in seinen „Wünschen und Rathschlägen" dem Landmann die nothwendigen Verbesserungen des Ackerbaues und der Dorfwirthschaft eindringlich

*) Wien, Verlag von Carl Graeser. 2 Bde. 7 M.

an's Herz. Roth besaß die Gabe volksthümlicher, populärer Darstellung in hohem Grade und übte daher durch seine Schriften große Wirkung aus. Auch über die Zünfte hat er eine kleine Schrift veröffentlicht, die von seinem gesunden, praktischen Sinn Zeugniß ablegt, da er sich darin, entgegen der damals schon allgemein herrschenden liberalen Zeitströmung, entschieden wider die Aufhebung der Zünfte erklärt. Die bedeutendste seiner Schriften aber ist die 1842 erschienene über den Sprachenkampf in Siebenbürgen. Sie ist hervorgerufen durch die schon damals stark hervortretenden Magyarisirungstendenzen, namentlich gegen den Gedanken das Magyarische zur Staatssprache zu machen. Roth vertritt in seiner Schrift mit Nachdruck das Recht seiner Volksgenossen auf den Gebrauch ihrer Sprache im öffentlichen Leben und führt den Magyaren zu Gemüthe, was Alles sie der abendländischen, vornehmlich der deutschen Kultur verdanken. Dieser Weckruf an die Sachsen, sich aus ihrer politischen Lethargie zu erheben, fand lebhaften Widerhall überall im Lande. Man wurde sich seiner Nationalität wieder recht bewußt und Roth's Schrift wurde das Programm der Sachsen für die Zukunft. So viel Anerkennung sie ihm bei seinem Volke erwarb und so beliebt sein Name durch sie wurde, so trug sie ihm andererseits bei den Magyaren bitteren Haß und grimmige Feindschaft ein; fortan sahen sie in Roth den eigentlichen Vertreter des Sachsenthums. Roth war eine sanguinische Natur, gemeinnütziges Wirken war ihm Bedürfniß und sein menschenfreundlicher Optimismus ließ sich durch keine Mißerfolge und keine Verkennung irremachen. Lebhaft beschäftigte ihn der Plan einer Zeitung für siebenbürgisch-deutsche Landwirthschaft, einer anderen für Gewerbe und einer dritten für Schul- und Kirchensachen, dessen Verwirklichung er aber nicht erlebte. Wie richtig er den Werth der Geschichte für die Erhaltung des Volksthums erkannte, beweist sein trefflich motivirter Vorschlag, durch wohlfeile Geschichtsbilder, die Züge aus dem Leben hervorragender Männer des Sachsenvolkes in früheren Zeiten enthalten sollten, für die Kenntniß der geschichtlichen Vergangenheit in Schule und Volk zu wirken. Da kam die Märzbewegung von 1848, sie ergriff ihn auf's lebhafteste und rief ihn bald zu politischer Thätigkeit. Er wurde zum Obmann des sächsischen Jünglingsbundes, der sich zur Kräftigung und Stärkung des Volksgeistes durch eine thatkräftige, einige und opferwillige Jugend gebildet hatte, erwählt, er trat dann als Deputirter des Sachsenvolkes in die Nationsuniversität zu Hermannstadt ein. Roth war ein entschiedener Gegner der Union Siebenbürgens mit Ungarn, weil er dadurch die Rechte des Sachsenvolkes auf's Aeußerste gefährdet sah und erklärte sich in Wort und Schrift nachdrücklich dagegen. Der Aufstand Ungarns gegen die Herrschaft Oesterreichs und der

blutige Krieg, welcher die Folge davon war, zog bald auch Siebenbürgen in Mitleidenschaft. Das Sachsenvolk stand selbstverständlich treu zu Oesterreich und seinem Kaiser und unterstützte auf jede Weise den kaiserlichen General Puchner. Roth wurde als Kommissar in die 13 Dörfer des Kokelburger Komitats gesandt um sie dem Sachsenlande einzuverleiben und betrieb dann in Puchner's Auftrage dort die Aushebung von Rekruten für das kaiserliche Heer. Er wußte, daß er durch seine Thätigkeit im Interesse Oesterreichs sich großen Gefahren und späteren Verfolgungen aussetze, aber er that seine Pflicht. Als das Kriegsglück sich wendete und General Bem Anfang 1849 siegreich in Siebenbürgen vordrang, kehrte Roth nach Meschen in sein Pfarramt zurück. Bem erließ eine Generalamnestie für alles Geschehene und stellte Roth auf seine Bitte eine besondere Schutz- und Sicherheitskarte aus. Als aber Bem in das Banat abzog, da rückte Roth die Gefahr immer näher. Er verschmähte es zu fliehen, „die Feinde sollten nicht sagen, den Sachsen fehle es an Muth." So wurde er denn am 21. April 1849 von einer Militärabtheilung verhaftet und in Ketten nach Klausenburg gebracht. Dort wurde er, trotz Bem's Generalamnestie auf Grund eines eben erlassenen Gesetzes, dem man rückwirkende Kraft gab, von dem magyarischen Kommissar Czanyi als Verräther vor ein Kriegsgericht gestellt. Es geschah im Auftrage der ungarischen Regierung, d. h. des Diktators Ludwig Kossuth, der in der Person eines ihrer populärsten und angesehensten Führer das Sachsenvolk in's Herz treffen wollte. Der Haß der Magyaren gegen Roth ließ an dem Ausfall des Urtheils von vornherein nicht zweifeln. Am 11. Mai wurde er als Verräther zur Hinrichtung durch Pulver und Blei verurtheilt und schon am Nachmittage desselben Tages das Urtheil auf der Zitadelle von Klausenburg vollstreckt. Festen Muthes und unverhüllten Angesichts erlitt Roth den Tod. Durch diesen schmählichen, in gesetzlichen Formen verübten Mord verliehen die Feinde dem treuen Kämpfer für sein Volk nur die Weihe und Glorie des Märtyrers; die Sachsen wurden durch den Tod ihres Vorkämpfers nicht eingeschüchtert, sondern nur zu festerem Einstehen für ihre Rechte und in ihrer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus befestigt. Als Ungarn besiegt und wieder unterworfen war, da ehrten die Sachsen ihren hingeopferten Führer in Reden und Schriften und errichteten ihm in Mediasch ein ehernes Denkmal. Roth's Name lebt unter seinem Volke unvergeßlich fort, sein Geist schwebt seinen Landesgenossen im Kampfe für Recht und Freiheit voran; sein Gedächtniß wurde auch im vorigen Jahre an seinem hundertsten Geburtstage trotz des magyarischen Druckes im Lande gefeiert.

Wir haben gegen unsere Gewohnheit einen Abriß von

Stephan Ludwig Roth's Leben und Verdienste gegeben, weil wir bei unseren Lesern die Kenntniß seiner Persönlichkeit nicht voraussetzen können. Was wir hier nur angedeutet, ist in Obert's Buch eingehend und mit liebevoller Sorgfalt dargestellt. Die von ihm verfaßte Biographie Roth's ist kein Kunstwerk, aber mit Treue und wackerer Gesinnung geschrieben; der Ton ist manchmal etwas überschwänglich, bisweilen die Darstellung etwas weitläufig, aber seine Volksgenossen mag manches interessiren, was dem Fernerstehenden gleichgiltig ist. Der zweite Band enthält sämmtliche selbständig erschienenen Schriften Roth's, unter denen die oben angeführten über die Zünfte und den Sprachenkampf auch heute noch Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen, auch außerhalb Siebenbürgens. Bei seinen Landesgenossen wird Obert's Buch sicherlich den lebhaftesten Anklang und weite Verbreitung finden, aber auch die Freunde des Sachsenvolkes im Auslande werden es mit Interesse lesen.

Von demselben Verfasser, Franz Obert liegt uns noch ein anderes, gleichzeitig erschienenes Buch unter dem Titel: Sächsische Lebensbilder*) vor. Es ist eine Sammlung von Aufsätzen kulturgeschichtlichen und biographischen Inhalts, welche der Verfasser in verschiedenen Zeitschriften im Laufe vieler Jahre veröffentlicht hat. Er führt uns da in das sächsische Weinland und zu den Magranten, d. h. den durch Roth's Vermittelung eingewanderten Würtembergern, er schildert uns das Eindringen der Herrenhuter in seine Heimath im Jahre 1763 und theilt uns die schönen sächsischen Schnitterlieder mit. Der umfangreichste Aufsatz des Buches: Aus den Papieren eines Landpredigers, schildert in sehr anschaulicher und lebensfrischer Weise die Jugendbildung und die Erlebnisse eines sächsischen Theologen und Pfarrers bis zu seiner Verheirathung. Wir wissen nicht, ob uns hier eine wirkliche Biographie oder eine novellistisch eingekleidete kulturgeschichtliche Schilderung geboten wird, jedenfalls aber ist das, was uns hier berichtet wird, typisch für die meisten sächsischen Predigtamtskandidaten. Von den biographischen Skizzen verdienter Sachsen seien hier besonders die dem Geschichtsforscher M. Ballmann, dem tapferen und unerschrockenen Vertheidiger der Rechte seines Volkes Franz Gebbel und die den beiden sächsischen Dichtern J. F. Geltch und Traugott Teutsch gewidmeten hervorgehoben. Das anspruchslose, frisch und mit warmer nationaler Gesinnung geschriebene Büchlein gewährt einen guten Einblick in die Kulturzustände und das geistige Leben der Sachsen und verdient Verbreitung auch in weiteren Kreisen.

*) Wien, Verlag von Carl Graeser. 2 M. 50 Pf.

Unter den deutschen Geschichtsforschern dieses Jahrhunderts nimmt eine der ersten Stellen G. A. Stenzel ein. Er hat in der kritischen Erforschung des Mittelalters die Bahn gebrochen und auf mehr als einem Gebiete der Geschichte Hervorragendes geleistet, wenn er auch als Geschichtsschreiber nicht in erster Reihe steht. Das Leben eines so hervorragenden Gelehrten, der zeitweilig auch an der praktischen Politik theilgenommen hat, verdiente schon längst eingehend geschildert und dadurch seine Persönlichkeit sowie seine Verdienste dem jüngeren Geschlechte wieder in's Gedächtniß gerufen zu werden. Das ist nun endlich von einem Sohne des Verewigten K. G. W. Stenzel in dem Buche: Gustav Adolf Harald Stenzel's Leben*) geschehen. Es hat immer etwas Bedenkliches, wenn ein Sohn das Leben seines Vaters beschreibt: wenn die Darstellung einerseits dadurch an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewinnt, daß der Verfasser der geschilderten Persönlichkeit von Kindheit an nahe gestanden und sie besser als Fremde kennengelernt hat, so wird ihn das vollkommen berechtigte Pietätsgefühl doch auch andererseits hindern, die der behandelten Persönlichkeit anhaftenden Mängel und Schattenseiten bemerklich zu machen, er wird vielmehr immer geneigt sein sich mit dem ihm nahestehenden Helden zu identifiziren. Dieser Gefahr ist auch der Verfasser dieser Biographie bei allem Streben nach Objektivität nicht völlig entgangen. Ein anderer Uebelstand ist der, daß K. G. W. Stenzel nicht Historiker, sondern Botaniker ist, daher der wissenschaftlichen Lebensthätigkeit seines Vaters als Laie gegenübersteht. Er hat diesem Mangel durch sorgsames Studium der Werke und Schriften Stenzel's und fleißige Benutzung der auf ihn bezüglichen Litteratur nach Kräften abzuhelfen sich bemüht, aber die Stellung eines Gelehrten innerhalb seiner Wissenschaft vollkommen zu würdigen ist doch nur der im Stande, der in ihr selbst thätig ist. Unwillkürlich entgeht einem dem betreffenden Wissenschaftsgebiet Fernerstehenden auch bei fleißiger Nachforschung Einzelnes, was bemerkt zu werden verdient; so hat z. B. der Verfasser des vorliegenden Buches W. Doenniges Streit mit Stenzel ganz unerwähnt gelassen und auch den zwischen Varnhagen in Folge seiner Rezension von Stenzel's Fränkischen Kaisern und F. C. Schlosser ausgebrochenen heftigen Konflikt nicht berührt. Abgesehen von diesen Vorbehalten können wir dem vorliegenden Buche nur unsere Anerkennung zollen. Es beruht nicht nur auf einem reichen wohlverarbeiteten Material von Briefen und auf persönlichen Erinnerungen, es ist auch mit wahrer Liebe und treuer Sorgfalt geschrieben. Das Buch gewährt dem Leser vollen Aufschluß über das äußere und innere Leben, sowie über

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 9 M.

die gesammte wissenschaftliche Thätigkeit Stenzel's, sein Familienleben wie seine Beziehungen zu Freunden und Fachgenossen, kurz, es ist eine wirkliche Biographie, nicht blos eine Sammlung von Materialien zu einer solchen. Es ist ein echtes Gelehrtenleben alten Schlages, das uns in dem Buche vorgeführt wird. Stenzel, 1792 zu Zerbst geboren, in der Jugend abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt, lag in der Universitätszeit den Studien auf's Fleißigste ob, nahm dann am Befreiungskriege theil, wurde hierauf 1817 Privatdozent in Berlin und, nachdem er sich schon durch mehrere geschichtliche Arbeiten bekannt gemacht, 1820 Professor in Breslau, wo er bis an seinen Tod 1854, 34 Jahre lang gewirkt hat. Sein Leben verlief in einfachen, bescheidenen Verhältnissen, nicht immer frei von Sorgen, er fand sein Glück in der wissenschaftlichen Arbeit und in einer wahrhaft befriedigenden Häuslichkeit; nur in seinen letzten Lebensjahren nahm er an dem öffentlichen politischen Leben aktiv theil. Ein an äußeren Ereignissen und Erlebnissen durchaus nicht reiches Dasein ist es, das an uns vorüberzieht. Aber das wahre Leben eines Gelehrten ist in seinen Werken und Arbeiten enthalten und mit diesen beschäftigt sich daher auch der Haupttheil der vorliegenden Biographie. Drei wissenschaftliche Leistungen sind es vorzüglich, durch die Stenzel sich ein dauerndes Gedächtniß in der Geschichtswissenschaft gesichert hat. Seine 1827 erschienene Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern machte Epoche in der Behandlung der Geschichte des deutschen Mittelalters. Sie gab nicht nur das Muster einer ganz aus den Quellen geschöpften Darstellung und strenger Quellenkritik, sie bot nicht nur eine lebensvolle, kräftige Schilderung der Herrscher und ihrer Zeit, sie zog auch das Staats- und Rechtsleben, sowie das Kirchenwesen in den Kreis der Erörterung; eine Fülle scharfsinniger Untersuchungen und neuer Resultate wurde darin geboten. An epischem Flusse der Darstellung und an Anmuth der Erzählung steht Stenzel's Werk hinter F. v. Raumer's Hohenstaufen zurück, übertrifft sie aber weit in kritischer Forschung und energischer Auffassung. Heute ist Stenzel's Geschichte der fränkischen Kaiser durch zahllose neuere Forschungen in den meisten Stücken überholt, aber seine grundlegende Bedeutung bleibt dem Werke ungeschmälert. Das zweite Werk ist die „Geschichte des preußischen Staates", an der, allerdings mit vielen Unterbrechungen, Stenzel 20 Jahre gearbeitet hat. Sie umfaßt fünf Bände und reicht von den ersten Anfängen der Mark Brandenburg bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. Es war die erste den Anforderungen der neueren Wissenschaft entsprechende Geschichte Preußens, auch sie ist ganz nach den Quellen gearbeitet; da aber Stenzel sich fast nur auf das gedruckte Material beschränkte und die Archive nicht benutzte, so ist seine Darstellung und Auffassung

durch spätere archivalische Forschungen vielfach antiquirt und widerlegt. Wie viel neue Aufschlüsse hat allein schon Droysen's ganz aus dem preußischen Staatsarchiv geschöpftes großes Werk geboten, wie Vieles Ranke's genialer Scharfblick in völlig neuem Lichte gezeigt! Wenn sich Stenzel's Geschichte auch weder mit Droysen's noch mit Ranke's Werken messen kann, so behält sie doch immer noch ihren Werth durch die sorgfältige, kritisch gesichtete Zusammenstellung des bis dahin bekannten Stoffes und durch den männlichen Freimuth des Verfassers, der auch die Schattenseiten der Herrscher ungescheut enthüllt. Er war sich des Gegensatzes zur Hofhistoriographie, wie er sie bezeichnet, wohl bewußt, ihm war strenge Wahrheit die erste Pflicht des Historikers. Das dritte und vielleicht bleibendste Verdienst hat sich Stenzel auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte erworben, er ist der Begründer der wissenschaftlichen Geschichtsforschung in dieser Provinz geworden. Nicht nur hat er durch die Gründung des Vereins für schlesische Geschichte das Interesse für die heimische Vergangenheit in weiteren Kreisen erweckt, er hat auch durch seine zahlreichen gründlichen und scharfsinnigen Forschungen außerordentlich viele Fabeln und unkritische Erzählungen der späteren schlesischen Chronisten und Geschichtsschreiber beseitigt und die Vergangenheit des Landes in wichtigen Punkten aufgehellt. Neben seiner Ausgabe der schlesischen Geschichtsschreiber ist besonders seine „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien" 1832 zu nennen, eine wahre Musterleistung. Die Bedeutung Schlesiens für die allgemeine deutsche Geschichte beruht darin, daß hier die merkwürdige Erscheinung vorliegt, wie ein ursprünglich slavisches Land im Laufe eines Jahrhunderts völlig germanisirt worden ist. Wie das geschehen und wie sich der Prozeß der Germanisirung im Einzelnen vollzogen, weist Stenzel in der, ein eigenes Buch bildenden Einleitung in der gründlichsten und lehrreichsten Weise nach; diese Arbeit ist auch heute noch unübertroffen. Als er daran ging in einer populär gehaltenen Geschichte Schlesiens die Resultate seiner Forschungen zusammenzufassen, rief ihn der Tod mitten in der Arbeit ab; nur der erste bis 1355 reichende Band ist erschienen, auch heute noch sehr lesenswerth.

Stenzel war ein Mann von männlichem, entschiedenem Charakter, nicht frei von Herrschsucht, aber fest und zuverlässig. Alles Streben nach Gunst und Popularität lag ihm völlig fern, es ist vielmehr ein herber Zug in seinem Wesen; wie er scharf in der Beurtheilung seiner selbst war, so war es auch sein Urtheil über andere, namentlich in wissenschaftlichen Dingen. Da stellte er stets strenge Forderungen in Bezug auf Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Er sprach seine Ueberzeugung immer

offen aus und ließ sich nie durch äußere Rücksichten bestimmen. Es ist erklärlich und charakteristisch zugleich, daß der alte F. C. Schlosser, der sonst so grämlich über alle Menschen, besonders über die Gelehrten urtheilte, Stenzel wahre Hochachtung bezeugte, wie einige für den alten Heidelberger Historiker sehr charakteristische, in dem Buche abgedruckte Briefe lehren; Stenzel hatte unverkennbar eine gewisse Geistesverwandtschaft mit ihm. Es war in ihm ein lebhafter Sinn für Freundschaft, der sich namentlich in jüngeren Jahren in begeisterter Weise kundthat; wenn er auch manche bittere Enttäuschungen darin erlebte, hing er doch an den Jugendfreunden unerschütterlich treu bis in's Alter. Stenzel war keine geniale Natur, aber ein Mann von scharfem klugem Verstande und unermüdlicher Arbeitskraft, bei aller kritischen Schärfe hatte er ein warmes, tiefes Gemüth. Es läßt sich kein größerer Gegensatz nach Charakter und wissenschaftlicher Auffassung denken, als zwischen ihm und Ranke; obgleich in früheren Jahren persönlich befreundet, sind sie sich später doch immer ferne geblieben. Anders standen Ranke's Schüler zu Stenzel, besonders Waitz sprach ihm wiederholt seine Hochschätzung aus.

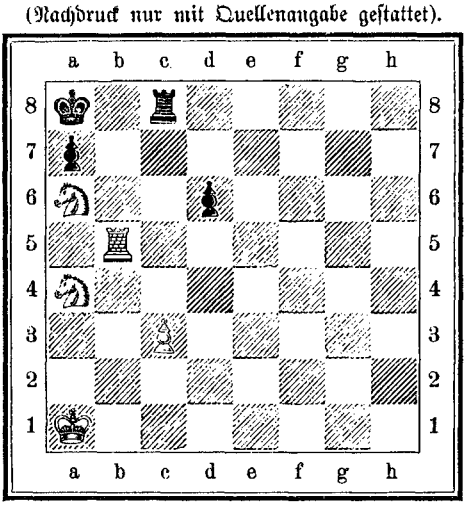
Stenzel war seit seiner Jugend ein feuriger Patriot und empfand mit bitterem Schmerze den Druck der Reaktionszeit und die Ohnmacht Deutschlands. Er begrüßte daher die Bewegung von 1848 mit freudigem Jubel nnd es erfüllte ihn ein Gefühl stolzer Freude, als er, zum Mitgliede des Frankfurter Parlaments gewählt, sich in seinem Alter dazu berufen sah, an der Einigung Deutschlands thätig mitzuwirken. Er war Anfangs voll froher Zuversicht, daß es der Nationalversammlung gelingen werde die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung zu begründen, wurde aber später immer mehr enttäuscht in seinen Hoffnungen. Die in der Biographie mitgetheilten Briefe und Aeußerungen Stenzel's aus der Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes sind höchst interessant. Er war auch einer der Deputirten, welche im Namen der Nationalversammlung Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anboten. Wie tief gebeugt er durch das Scheitern aller patriotischen Hoffnungen war und welche Erbitterung gegen Friedr. Wilhelm IV. damals auch ernste königstreue Männer erfüllte, zeigen charakteristische Aeußerungen in seinen Briefen. Er nahm dann noch am Erfurter Reichstage, der die letzten Hoffnungen der Patrioten begrub, theil und spricht ein in jenen Tagen höchst bezeichnendes Urtheil über den „Junker" Bismarck aus. Stenzel war ein echter Liberaler der alten Art, erfüllt von nationaler Gesinnung und unerschütterlich festhaltend an der Losung seines Lebens: Volk, Freiheit, Vaterland. Der Verfasser berichtet eingehend über Stenzel's durch seine freien Vorträge sehr wirksame Vorlesungen und schildert in anziehender Weise sein glückliches häusliches und Familienleben. Auch über

Stenzel's Verhältniß zu anderen Gelehrten, insbesondere zu C. G. Körner, dem Vater des Dichters, und Johannes Voigt in Königsberg erfahren wir Interessantes. Ganz besonders erquicklich aber sind die Mittheilungen über das vertraute Verhältniß zwischen Stenzel und dem Buchhändler Friedrich Perthes; dieser edle hochgesinnte Mann erscheint auch hier im schönsten Lichte, unermüdet thätiger, eifriger Geschäftsmann, ist er zugleich menschlich theilnehmend und bereit allen idealen Interessen zu dienen. Aus den vorstehenden Ausführungen wird zur Genüge erhellen, daß G. A. H. Stenzel's Leben ein inhaltreiches, für die Geschichte des geistigen Lebens, namentlich der historischen Studien in Deutschland während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wichtiges und lehrreiches Buch ist.

H. D.

Schach.

Aufgabe Nr. 10.
Von A. Burmeister in Reval.
(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 30. Августа 1897 г.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift". Riga.

Tagebuch des Grafen Gotthard Manteuffel,

geführt während seiner Reise aus Livland nach Deutschland im Jahre 1783.

Vorbemerkung.

Das nachstehend veröffentlichte Reisetagebuch des Grafen Gotthard Manteuffel ist bereits vor Jahren in einem ehstländischen Gutshause aufgefunden und von dem damaligen Besitzer des Gutes dem Herausgeber jetzt freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Leider ist das bisher gesammelte Material für eine Genealogie der gräflich Manteuffel'schen Familie noch so unvollständig, daß es mir trotz der sorgfältigsten Prüfung aller zugänglichen Quellen nicht gelungen ist, mit Sicherheit festzustellen, welchen Grafen Gotthard Manteuffel — es hat im vorigen Jahrhundert mehrere dieses Namens gegeben — das vorliegende Tagebuch zum Verfasser hat; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Verfasser des Tagebuchs der Linie aus dem Hause Aß und Afer entstammt; er dürfte etwa ein Großsohn jenes Gotthard Johann von Zöge-Manteuffel sein, der 1759 in den Reichsgrafenstand erhoben und damit Begründer des gräflichen Hauses derer von Manteuffel wurde. — So sehr nun einerseits die Unmöglichkeit bedauert werden muß, etwas Genaueres über die früheren und späteren Lebensschicksale des Tagebuchschreibers zu ermitteln, so vermag dieser Umstand meines Erachtens den kulturhistorischen Werth jener Aufzeichnungen doch in keiner Weise zu beeinträchtigen, der an und für sich schon bedeutend genug ist, um eine Herausgabe des Tagebuchs gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Der Charakter des Verfassers tritt uns aus jenen Blättern trotz mancher Unbeholfenheiten und Härten im Ausdruck in plastischer Lebendigkeit entgegen. Wenn er auch als ein echtes Kind seiner Zeit glaubt, seiner Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur nicht anders als in sentimentalen Phrasen oder gar in Versen von zweifelhaftem poetischen Werth Ausdruck geben zu müssen, so verräth er sich doch andererseits als ein im Grunde nichts weniger als sentimental sondern höchst kritisch-nüchtern angelegter Mensch. Die Gegenden, welche er durchreist, betrachtet er nicht nur mit dem praktischen Auge des Gutsbesitzers und Landwirthes — dies gilt insbesondere von dem ersten, nachstehend

in abgekürzter Form wiedergegebenen Theil seiner Reisebeschreibung — sondern auch mit dem ästhetisch wohlgeschulten Blick des Mannes von Bildung und Geschmack, was sich namentlich in seinem treffenden Urtheil über architektonische Schönheiten oder Verirrungen ausspricht. Ein kulturhistorisches Gemälde aber, bei Weitem interessanter noch als das Charakterbild, bietet sich dem Leser dar bei jenen authentischen Schilderungen der uns jetzt so unendlich beschwerlich und langsam dünkenden Reisegelegenheiten der damaligen Zeit sowie des uns im Vergleich zu heute so spießbürgerlich-kleinstädtisch anmuthenden Lebens im Berlin der frederizianischen Zeit und endlich bei der umständlich ausführlichen Beschreibung des Aufenthalts in Dessau, wie sie typischer für die Verhältnisse am Hofe eines deutschen Kleinstaates im XVIII. Jahrhundert in der übrigen zeitgenössischen Memoirenlitteratur nicht häufig anzutreffen sein dürfte.

Beim ersten Theil des Tagebuches, welcher die Beschreibung der Reise von Riga durch Kurland, Ost- und Westpreußen bis in die Neumark enthält, und in dem sich häufig ausführliche Schilderungen von nicht allzu interessanten Gegenden mit Klagen über schlechte Wege und Nachtquartiere abwechseln, habe ich mich auf eine inhaltliche Wiedergabe des Originals in gekürzter Form beschränkt, während ich im ganzen übrigen Tagebuch, enthaltend die Reise von Küstrin über Berlin und Dessau bis nach Altona, keine Veranlassung zu weiteren Kürzungen gefunden habe. Was die sonstige Redigirung des Tagebuches betrifft, so habe ich an dem oft nichts weniger als fließenden Text da, wo er in extenso wiedergegeben wurde, sowohl in stilistischer als auch in grammatikalischer Hinsicht absichtlich an nur ganz vereinzelten Stellen geringfügige Veränderungen vorgenommen, und auch das nur da, wo ohne dieselben die Verständlichkeit des ganzen Satzes gelitten hätte. Meine Arbeit hat sich vielmehr nur auf eine Anpassung des Textes an die moderne Rechtschreibung mit Ausnahme weniger, mir charakteristisch erscheinenden Fälle, auf die Ermittelung und Korrektur der fast durchgängig verstümmelt wiedergegebenen Ortsnamen, sowie auf die Beifügung einzelner erläuternder Fußnoten beschränkt.

Reval. Baron G. Wrangell.

Das Tagebuch beginnt mit der untenstehenden, offenbar von Gotthard Manteuffel's eigener Hand stammenden Widmung:

Altona, 20./9. September 1783.

Hier, mein Bester, überschicke Dir mein Tagebuch, das kein anderes Verdienst hat als daß jede Seite mit dem frohen Gedanken geschrieben ward, daß Du es lesen würdest, daß es zum geringen Beweis mir dienen sollte, wie oft, wie gern ich an Dich denke. Unfruchtbare Gegend nicht so sehr fruchtbar beschrieben, und überdem vom Abschreiber - höchst elend abgeschrieben. Lieber Schwengelm, sieh mehr auf den guten Willen als auf die Sache

selbst, und alle Wünsche sind erfüllt Deines Dich ewig treu liebenden Freundes

Gotthard Manteuffel.

Hierauf folgt der in der That „vom Abschreiber höchst elend abgeschriebene" Text des Tagebuches, dem zufolge Manteuffel die Reise in Begleitung eines Bruders und einer Schwester am 15. Mai 1783 von Riga aus antrat. Sein Weg führte ihn vorläufig über Mitau bis an die preußische Grenze. Die schlechten Wege und Fähren, welche die Reisenden in Kurland passiren mußten, veranlassen Manteuffel zu der Bemerkung: „Man sieht nur zu deutlich daß der Herzog auf Erden schon wenig bemerkt wird, auf dem Wasser ist's, als wenn gar keiner da wäre." Nachtquartier wurde meist in den an der Landstraße gelegenen Krügen genommen, sonst scheint die kleine Reisegesellschaft nur auf einem kurischen Edelhof, dessen Name nicht genannt wird, Einkehr gehalten zu haben.

Die preußische Grenze wurde am 20. Mai zwischen Polangen und Nimmersatt überschritten, wobei Manteuffel namentlich die Höflichkeit der preußischen Zollbeamten auffiel: „Ich glaubte hier wäre Alles Contrebande und gehöre, bis auf die Gedanken, der königlichen Regie; nichts desto weniger, ist der Reisende kein Kaufmann und kein Schleichhändler, so kann man in keinem Lande höflicher und schneller expedirt werden als in Preußen. Dieses bin ich der Wahrheit schuldig". Eine Enttäuschung dagegen waren ihm die ersten preußischen Soldaten, die er in Memel erblickte. „Hier schlug mir's Herz", schreibt er, „in Memel preußische Soldaten zu sehen; bin auch so ein Stück davon gewesen, liebte gewiß den Stand noch mehr, wenn er nicht der Verdränger der menschlichen Freiheit wäre. Wer ein Vaterland hat, wie schön ist es für den, als Soldat es zu beschützen; aber wehe, wo nur Soldaten sind, damit der Bürger nicht reden darf, nicht sagen darf: „Fürst, Du drückst mich!" Kurz ich suchte in Memel diese so gerühmten Demonstranten von Friedrich des Großen unleugbarem Rechte, wenn er Lust zu seines Nachbars Aeckern bekommt, und fand nur sehr elende, schmutzige, unordentliche Soldaten, die ich höchstens für eine holländische Garde gehalten hätte, wenn

Raff*) nicht ausdrücklich darthäte: Memel ist preußisch. Aber diese Soldaten sind Garnison, und in Garnison mag das passiren. In Rußland sind die Garnisonen alle Krüppel, und hier fand ich doch nur selten einen Blinden. — Von Memel ging die Reise am 21. Mai zu Schiff über das Haff nach Schaaken. „Um 6 Uhr Abends gingen wir von Memel mit schönem Nordwestwind ab, und da keine unserer Mütter das Unglück gehabt hatte, in der Schwangerschaft mit uns vom Wasser erschreckt zu werden, so glaubte auch keiner aus unserer kleinen Gesellschaft zu ersaufen; Alles ging weit muthiger an Bord als Sophie auf ihre Reise von Memel nach Sachsen.**) Wie der Wind in die Segel blies! Aber wie es auch schaukelte, und wie wir aßen und sangen, und wie es uns wohl war, bis wir in 6 Stunden schön behalten, ohne ersoffen zu sein, in Schaaken landeten und anspannten und fort nach Königsberg zu Mittag ankamen. Den Morgen auf dem Haff, wie die Sonne aufging, dies prächtige Gemälde kann ich nicht besser schildern als durch den Ausruf:

„Sei mir gegrüßt zu meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königin,
Steig auf und geuß aus deinem Feuermeere
Luft und Erstaunen vor dich hin!....

„Königsberg, die Hauptstadt von ganz Preußen, zu sehr von jedermann gekannt, wenn er auch nichts wie den Raff gelesen hat, als daß ich was davon sagen sollte. Hier suchte ich wieder preußische Soldaten — nichts: Alles war zur Revue nach Graudenz, da hätte ich denn wohl vielleicht entschieden gefunden, was ich suchte, aber mein Weg geht nach Elbing. Lebt wohl, Krieger! Soll euch nicht in eurer Herrlichkeit sehen." Von Königsberg geht es ohne Aufenthalt über Heiligenbeil nach Elbing, wo die Reisenden am Nachmittag des 23. Mai anlangen. „Eine schöne Stadt," heißt es von Elbing, „in welcher ich während des siebenjährigen Krieges drei Winter nacheinander Quartier gehabt hatte. Damals war der Ort fast ohne Gewerbe und arm. Ich besuchte

*) Georg Christian Raff, namhafter Schulmann und Jugendschriftsteller, gab 1778 in Göttingen die „Geographie für Kinder" heraus.

**) Anspielung auf „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", humoristischer Roman von Thümmel.

meine Bekannten von 20 Jahren her, freute mich innig, sie alle wiederzusehen und fand u. a. einen Mann, Herrn Dubois, meinen alten Freund — dessen Vermögen unter der preußischen Regierung durch eine kluge Commerzanstalt und durch hierhergezogene Handlung von etwa 5000 Thaler auf 200,000 Thaler gestiegen war, tranken ein Glas Champagne, lobten Friedrich den Großen, sprachen von der Zeit, wie wir beide nichts hatten, und schieden vergnügt auseinander mit dem Zurufe: „Elbing steigt, da Danzig fällt; bittet Gott, daß der König nicht Danzig bekömmt, sonst fällt Alles wieder in Elbing".*)

Noch eine Begegnung hat Manteuffel auf seiner Reise gehabt, welche in Beziehung zu jener Kriegszeit stand, und zwar in Zepenau in Westpreußen, wo er am 28. Morgens eintraf, nachdem ihn sein Weg über Dirschau und Konitz durch ganz Pomerellen geführt hatte. „Auch war außer dem Wirth — heißt es an der betreffenden Stelle im Tagebuch — ein alter preußischer Feldwebel da, ein großer, stattlicher Mann, erzählte von der Battaille von Hirschfeld, auch von der gewonnenen Schlacht bei Liegnitz, „deployirte", „defilirte" frisch bis er auf die Russen kam, die ihm während des Krieges sein Haus und Hof polirt hatten; konnt' sich des Wortes „Mordbrenner" nicht enthalten. — Ließ es durchgehen. — „Alter, raubten die Preußen nie?" Wie er mich ansah! „Ja, Herr Graf, die Russen sind brave Leute und itzt unseres Königs Freunde; aber die Kosaken, die Kosaken!"

Den nächsten Tag ging es von Zepenau nach Märkisch Friedland, einem an der Grenze der Mark belegenen Städtchen, welches damals einem reichen Baron von Blanckenburg gehörte. Der Eindruck, den Manteuffel von dem Besuch des Schlosses gewann, wird in folgender Weise geschildert:

---

*) Wie ich hier beiläufig bemerken möchte, ist jener Passus über Manteuffel's Theilnahme am siebenjährigen Kriege der Grund gewesen, aus dem ich mich, wie in der Vorbemerkung ausgeführt, außer Stande gesehen habe, den Verfasser des Tagebuches genealogisch unterzubringen, und zwar weil die Thatsache, daß er den siebenjährigen Krieg mitmachte, mit keinem der Geburtsjahre in Einklang zu bringen ist, welche in den mir zugänglich gewesenen Stammtafeln für Glieder der gräflich Manteuffel'schen Familie, mit Vornamen Gotthard, angegeben sind.

„Nach eingenommenem Mittag ging ich auf's Schloß und fand, daß des Herrn v. Blanckenburgs Vater ein ganzer Mann gewesen sein muß. Denn Alles war vornehm und groß angelegt; itzt war Alles verfallen, Alles an die Juden verpachtet, die Fenstern und Treppen inzwei, die großen Wallnußbäume beschädigt, keine lebendige Seele auf dem Hofe, keine im großen Palast zu sehen; Gras wuchs vor der Thür. Herr v. Blanckenburg sicher ein Hypochondrist, denn für einen Narren sah Alles zu traurig aus. Mit Widerwillen wandte ich mich von einer Stelle weg, wo der Stifter ein so braver Mann gewesen und sein Nachfolger so wenig war." — Weiter ging der Weg von Märkisch Friedland über Schwachenwalde nach Zanzhausen in der Mark, wo übernachtet wurde; dort gab es einen königlichen Eisenhammer zur Herstellung von Kartätschkugeln zu besichtigen, dann ging die Reise über Liebenow nach Danzpel (Tamsel?), einem dem Kammerherrn von Vreich gehörigen Landgut, dessen in Lenôtreschem Geschmack angelegten Garten Manteuffel eine ausführliche Beschreibung widmet.

Weiter lasse ich nun bis zum Schluß ungekürzt den Originaltext des Tagebuches folgen:

Den 1. Juni Morgens reisten wir früh fort und ich warf noch einen freundschaftlichen Blick in die Castanienalléen, aber in meinem Herzen blieb das Bild davon mit einem Wunsch zurück. Von Danzpel liegt Küstrin eine halbe Meile; wir fuhren auf dem bedeckten Wege fast um die ganze Stadt. Die Festungswerke sind Mauern von Ziegel, sehr schlecht und einfach angelegt; bloß durch die Lage ist dieser Ort fest, und ich glaube recht fest: von einer Seite die breite Oder, von der anderen Seite kann Alles auf eine halbe Meile unter Wasser gesetzt werden. Hätten wir drei Stunden eher hier ankommen können, so hätte ich den Großen Friedrich gesehen, da er eben von der Grenadier-Revue zurückkam und nach Berlin reiste. Zu Mittag aßen wir in Tasdorf; infamer Wirth und Wirthin! Gleich nach dem Essen fuhren wir von da über Friedrichsfelde nach Berlin, wo der Weg durchgängig so sandig war, daß unsere Pferde zum ersten Mal ermüdeten.

Berlin, die Hauptstadt von Brandenburg ist theils mit einem hölzernen Zaun und theils mit einer Mauer eingefaßt.

Bei unserer Ankunft wurden wir vom Thor durch einen Soldaten bis an den Packhof begleitet, von da sogleich ohne Aufenthalt mit einem Visitator nach unserm Quartier im Hirsch unter den Linden entlassen, wo denn der Visitator nur unsere Kasten aufmachte, nichts weiter machte und nach erhaltenem geringem Douceur davonging. Ich wiederhole es nochmals: Die Zollanstalten sind im preußischen Lande für Fremde, die nicht Kaufleute sind, ganz ohne Beschwerde. Berlin halte ich übrigens für eine der schönstbebauten Städte Deutschlands. Breite, lange Straßen; an allen Straßen, besonders in der Leipziger- und Wilhelmsstraße, mit vielem Fleiß und schöner Architektur angebrachte Fassaden. Bei der Menge derselben muß es den Kenner nicht wundern, daß mancher Architekt aus Neuerungssucht oder Unwissenheit Unrichtigkeiten in der Baukunst oder zu gehäufte Zieraten angebracht und die edle Einfalt der Kunst gekränkt hat; das Ganze macht aber immer für das Auge einen gefälligen Effect. An fürtrefflichen Gebäuden fehlt es nicht, wozu vorzüglich das schöne Portal am Schloß gehört, ob es gleich wider die gute Kunst über dem Portal einen gebogenen Fries und Gesims hat. Nachdem ist das Opernhaus und das Arsenal wegen äußerer Würde und innerer zweckmäßigen Eintheilung sehr zu bemerken, gleichfalls die runde katholische Kirche, wenn nur die Kuppel mehr versteckt wäre und das Peristyl weiter herausträte. Inwendig ist die Kirche herrlich, nur schade, daß die Candirung der Säulen aus Armuth der Kirche gemalt ist, welches denn sehr auffällt, besonders da diese Täuschung in der Baukunst zu den ganz unerlaubten gehört. Von der Promenade unter den Linden habe ich mir mehr vorgestellt; die Promenirenden wollen vor beißendem Staub ersticken, die Linden geben, weil sie äußerst schlecht gewartet werden, keinen Schatten. Kurz — um selbst zu leiden und ganz Berlin, das aller gedachten Unbequemlichkeiten ungeachtet hinkömmt, leiden zu sehen, könnte als Ursache dienen, wenn's eine wäre, hinzugehen. Ich bin ein Mal da gewesen und bin's satt. Von dem Inwendigen der Häuser kann ich nichts sagen; prächtig sollen sie nicht sein, welches wohl natürlich ist, da der König nicht gern recht reiche Unterthanen hat, auch jede fremde Meubeln recht theuer sind. In einigen Häusern, wo ich während meinem kurzen Aufenthalte bekannt wurde, herrschte Reinlichkeit und nett gewählte Ordnung. Ich

muß dabei bemerken, meine Bekanntschaften, die ich dem Aufenthalt meiner Schwester in Berlin zu verdanken hatte, sind ihrer feinen, liebenswürdigen Sitten wegen vielleicht nur die, wo man in Berlin den feinsten Weltton findet, der zu denken ist, ohne durch zu viel Etiquette noch durch zu freches Wesen lästig zu werden. Die französische Colonie, das ist der Circul von Menschen, von denen ich rede, wo ein Fremder so schwer Bekanntschaft erhält, weil diese guten Leute ihre Sitten nicht verderben wollen und wo ein jeder sich wünschen müßte bekannt zu sein, um den angenehmsten Umgang zu genießen; wahrlich ein Ton herrscht da, den ich selten so gefällig und reizend gefunden habe als in dieser schätzbaren Colonie. Mit edler Gastfreiheit haben sie mich unter sich bewirtet, und ein jeder dieser gewählten Gesellschaft ist meinem Andenken theuer.

Soll ich Dir's anvertrauen, Tagebuch, du treuer Gefährte meines Lebens? Auch ein Weib fand ich unter diesen Lieben, die meinem Herzen unvergeßlich bleiben wird. Geliebte Liebe! Liebe! — Mehr mag ich nicht von ihr sagen, denn mehr wäre doch nur ein verstümmelt Bild von dem, was sie ist und was ich fühlte.

Unser russischer Gesandter, ein recht braver Mann, verschaffte mir aus besonderem Wohlwollen die ganze Bekanntschaft vom Corps diplomatique bei sich zu Tisch, wobei mir der Baron Rewizki und der Graf Desterno vorzüglich gefielen und einer ausgezeichneten Achtung würdig sind; der englische Gesandte Stefney, ein sehr schöner Mann, der portugiesische — ein sehr witziger, die Uebrigen aber waren echte Stöbsel.

Noch hat Berlin den Park gleich vor den Thoren der Stadt, ein aus schönen Promenaden bestehender Wald mit vielen Gängen und Alléen durchschnitten. In der Porcelainfabrique habe ich fürtreffliche Stücke gefunden, besonders schöne Malereien, doch hat das hiesige Porcelain immer noch was Glasartiges an sich. Das größeste Stück war eine griechische Vase, 32 Zoll hoch und 18 Zoll im Durchschnitt an der stärksten Stelle, tausend Ducaten an Werth.

Endlich habe ich hier Soldaten gesehen, schöne Leute, unpassend gekleidet, muß gestehen; nur ihr Marschiren hat mir gefallen, im Uebrigen herrscht erstaunliche Nachlässigkeit, und man sieht den Soldaten nicht den Geist ihres Standes an. Doch dieses sei bloß

gesagt von der Infanterie, denn das Corps Gensdarmes ist wieder so gut, wie ich was gesehen habe. Wahre Krieger, so wie Soldaten-Reuter sein sollen.

Ich empfehle einem jeden Reisenden unsern Wirt im Hirsch unter den Linden, der wohlfeil und gut bedient, und dem, der mehr von Berlin wissen will, Büschings*) Magazin.

Den 8. Juni reisten wir Morgens nach Potsdam, wahrlich ich mit einem etwas beklemmten Herzen. In Potsdam hatte ich nicht Lust viel zu sehen, sah die reichgekleideten Gardebattaillons und dachte an Berlin. Fuhren weiter zur Nacht nach Treuenbriezen; immer Sand und unausstehliche Postillons, die zu Fuß beiher gingen und doch glaubten, sie führen Extrapost. War mir auch Alles gleich, dachte ja doch nicht an Extrapost noch Postillion.

Den 9. Juni nach Koswig, von Koswig bis Dessau zur Nacht. Durchgängig sandiger Weg bis eine halbe Meile vor Dessau, aber da wurde es dann auch recht fruchtbar. Wir fuhren durch einen Wald voll Obstbäume oder durch Weizenfelder. Jeder Schritt Weges ist ein Zeuge, daß der Fürst Franz**) ein Vater seiner Unterthanen ist, und in jedem Munde seiner glücklichen Unterthanen tönt der Wunsch für die Erhaltung ihres guten Fürsten. Sehr verschieden aber war es im Zerbstischen Gebiet, wo lauter Elend ist.

Dessau ist eine gefällige, mit recht viel schön gebauten Häusern und breiten Straßen gezierte Stadt, wo man fast Alles, was man zu angenehmem und bequemem Leben nöthig ist, wohlfeil und gut finden kann. An guten Gesellschaften fehlt es auch nicht, indem der Fürst und die Fürstin***) durch ihr huldreiches Betragen viele Fremde hingezogen, die da leben und mit Freuden ihre Einkünfte verzehren. Gleich nach meiner Ankunft schickte zum Hofmarschall, der bloß ankommender Fremden wegen da ist, denn sonst hat der Fürst keine Hofchargen, und ließ mir die Erlaubniß ausbitten, der Herrschaft meine Aufwartung machen zu

*) Anton Friedrich Büsching, bekannter Geograph des vorigen Jahrhunderts.

**) Fürst Leopold III. Friedrich Franz, Enkel des „Alten Dessauers", regierte von 1751—1817; 1807 wurde er Herzog.

***) Luise Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich zu Brandenburg-Schwedt, geb. 1750, verm. 1767, gest. 1811.

dürfen, worauf mir dann sogleich die Hofequipage angeboten wurde, die ich mir verbat, und darauf zu Mittag berufen wurde.

Schwache Schilderungen werden Sie lesen über dieses seltene Fürstenpaar. Einer besseren Feder gehört es, diese liebenswürdige Herrschaft so darzustellen, wie es ihre Tugenden verdienen — wie ich, so lange ich lebe, empfinden werde. Nur das Gefühl meines Herzens will ich sichtbar zu machen suchen. Die Fürstin, groß, wohlgewachsen, schöne erhabene Züge des Gesichts, gütige Gesprächigkeit, nicht im mindesten schwatzhaft weder bei der Cour noch im Privatumgang. Sanftes Dulden scheint aber doch über ihr ganzes Wesen wie ein feiner Flor verbreitet zu sein, ob sie gleich durch die itzt sehr zunehmende Liebe ihres Gemahls keinen häuslichen Kummer mehr hat, der aber wohl zu seiner Zeit durch Ursachen gewesen sein mag und oft als Prüfung zur Veredelung tugendhafter Seelen von der Zukunft zugesandt wird. Bitter ist's immer und läßt nicht selten bei feinen Herzen Spuren des Harms über die ganze Existenz zurück. Viel hat sie nach meiner Schwester gefragt, sehr gewünscht sie kennen zu lernen; da mußte ich denn immer mit Dank und Entschuldigungen parat sein. So wie die Leute sagen, und ich mir zuweilen selbst sagte, bin ich recht bei der Hand gewesen trotz einem am Hofe altgewordenen Hofschranzen.

Der Fürst, nun ja, in den bin ich so etwas verliebt; wahrhaftig, denk wohl immer, daß man's sein darf. Groß, fast so lang wie ich, braune Haare, große, etwas tief liegende braune Augen und Gesichtsfarbe; steht im Kreise seines Hofes und der Fremden wie ein Mann und denkt wie ein solcher; fest, aber zurückhaltend, und, was er bestimmt hat, ist unveränderlich. Hat viel gereist, viel gelesen, spricht öffentlich nicht gerne viel, aber ist dem ungeachtet zuvorkommend und höflich gegen jeden mit einnehmender Würde. Wird er bekannter, so fühlt man mit hinreißender Freude, wie edel, wie treffend er urtheilt; hat frohe Einfälle und empfindet mit unverstelltem Vergnügen jeden witzigen Schnickel eines andern.

6 Tage bin ich, zwei Grafen Stadion aus Mainz, ein Baron Döring mit seiner schönen Frau und Schwägerin dagewesen, die Fremden nicht zu rechnen, die so schon in Dessau wohnen; 30 Personen täglich am Tisch und auf allen Lustpartieen, wozu

der Fürst das Fuhrwerk oder die Reitpferde giebt, Alles sehr ordentlich und mit Geschmack.

Ich werde meine Tage so beschreiben, wie ich sie der Tour nach zugebracht habe: Den ersten Tag zu Mittag bei Hofe, Abends Concert, wo ich einen recht großen Geiger, Herrn Rust, einen sehr guten Fleuttraversirer und einen außerordentlichen Cornobassisten hörte. Den andern Tag Alle wieder zu Mittag, wo man denn, wers wohl versteht, so viel schwadroniren kann, wie man Lust hat. Nachmittags mit vier Würstwagen nach Louisium. Eigentlich gehört dies der Fürstin; eine halbe Meile von Dessau, wo man in der schönsten Gegend an der Mulde in lauter Obstplantagen und lombardischen Pappelalléen hinfährt; den schönsten Rasen, der zu denken ist, findet man hier, Alles in Gruppen mit seltenen amerikanischen Bäumen besetzt, von deren fürtrefflichem Grün und den Blüthen ich nichts als mein Entzücken und Erstaunen sprechen lassen kann; der Tulpenbaum, groß wie die größte Eiche mit grünen Blättern und roth und weiß gestreiften Blüthen bedeckt, unzähliger anderer fremder Bäume und Stauden nicht zu gedenken, wo von jeglichem ein Bogen voll zu schreiben wäre. Auf keinem Fleck dieses lieblichen Aufenthalts äußert sich Kunst, nein, nichts wie wohlerhaltene, reiche Natur sieht man. Nach langem Hin- und Hergehen über Brücken und durch schattige Büsche steht das Auge wie bezaubert vor dem Wohnhause, 8 Faden im Geviert ganz corinthischer Ordnung, wo uns müde Wanderer denn eine köstliche Collation von Milch, Früchten, Gott weiß was Alles, erwartete. Die Zimmer theils Stuck, theils Papier mit sehr schönen Kupferstichen geziert auch Tableaux, aber durchgängig wenig Vergoldung. Der Hauptfond, worin dieser Aufenthalt angelegt ist, scheint stiller aber doch heiterer Zufriedenheit gewidmet zu sein. Wie die Liebe, die Hochachtung zur Fürstin wächst, wenn man diese ihr ganz zugehörige Schöpfung sieht, ist unglaublich. Noch etwas herumgegangen, und dann zum Abendessen nach Dessau.

Den dritten Tag ging ich Morgens von 8 bis 12 in's Philanthropin,*) Mittags beim Fürsten, Nachmittags besah ich Alles um Dessau herum, machte Visiten und aß den Abend bei

*) Berühmte Erziehungsanstalt, 1774 von Basedow eingerichtet.

meiner Schwester mit meinen Vettern und Schwesterkindern Mattheſon und Sander.

Ich kann dieſen Augenblick nicht übergehen, ohne zu ſagen, daß ich wenig ſo ſehr gute Menſchen gefunden habe als den Mattheſon, voll reiner, wohlerkannter Gottesfurcht und einem herrlichen Herzen; weich, aber ſtrenge Ordnungsliebe und echt geläuterte Liebe zu ſeinen Untergebenen und Zöglingen, die denn auch an ihm wie an einem Freund und Vater hängen. Mein kleiner Sander, gelehrt wie eine Bibliothek, verliebt wie eine Katze, voller kleiner Anſprüche mit etwas Eigendünkel verbrämt, im Grunde gut, mit edler Theilnehmung an dem Wohl oder Wehe ſeiner Mitmenſchen verbunden.

Den vierten Tag bat der Fürſt Alles nach Wörlitz, wo er Abends zuvor ſchon hinfuhr und ich und die Grafen Stadions Morgens um 6 Uhr ankamen, welches denn ſehr gut aufgenommen wurde. Die Fürſtin und die übrigen Fremden kamen erſt zu Mittag. Ich werde nur wenig von Wörlitz ſagen, damit meine Beſchreibung nicht ſo ſehr von der abſtehen möge, die ſchon von einer recht geſchickten Feder über Wörlitz unter der Preſſe iſt und welche ich, ſo wie ſie auskömmt, meinen Freunden mittheilen will. Was ich von Wörlitz zu ſagen habe, ſteht ſicher nicht in vorgedachter Beſchreibung. Wörlitz liegt zwei Meilen von Deſſau, wohin man theils durch Buchenwald, theils durch Wieſen auf einer vortrefflichen Chauſſée, mit Bäumen beſetzt, hinfährt; vor 16 Jahren war noch nichts da als ein kleines ſchlechtes Jagdhaus, dem Onkel und Vormund des Fürſten gehörig. Die öfteren Reiſen des itzigen Fürſten nach Engeland, ſeine beſondere Neigung für dieſe Nation, die rühmliche Eitelkeit in Deutſchland, was anzulegen, das man einem ſtolzen, von Engeland eingenommenen Engländer zeigen könne, und das den beſten ihrer Gärten gleich käme, hat Wörlitz, ſo wie es Götze beſchreibt, hervorgebracht. Das Fürſtenhaus iſt das erſte, das man beim Ankommen ſieht; vor dem Hauſe iſt eine Raſendecke, vielleicht 300 Schritt im Geviert, mit alten, recht majeſtätiſchen Linden bedeckt, die Ehrfurcht und erhabenes Gefühl einflößen; rechter Hand im Hingehen ſteht an der Seite der Linden ein Säulengang joniſcher Ordnung, der mir ſeiner proportionirten Höhe und ſtarken Säulen wegen ſehr gefiel. Ich geſtehe es gerne: wenn Architectur mit erhabener

Simplicität und Stärke verbunden ist, so wirkt es gewaltig auf mich; das that auch dieser Säulengang oder eigentlich diese Halle. Inwendig ist sie mit den schönsten römischen und florentinischen Abgüssen geziert. Das Fürstenhaus selbst ist ungefähr 16 Faden lang, hat ein Souterrain, eine Etage und ein Mezzanin, vor dem Eingang freistehende Säulen, recht groß, recht dem Eigenthümer angemessen, das Vorhaus rund durch beide Etagen oben mit einer Oeffnung, wo der Tag durchfällt, und die Wände dieses runden Saals sind mit sehr passenden Versen von Kleist und Hagedorn aufs Landleben geschmückt. Alles schön, die übrigen Zimmer in Menge prächtig voll Kostbarkeiten in jeder Gattung, aber auch so gehäuft, daß ich den Fürsten nicht wiederkannte. Aber auch hat, wie ich höre, an Wörlitz Herr v. Erdmannsdorff den größten Antheil, und dieser liebe, recht liebe Mann ist ein zierlicher Deutscher, der mit dem Fürsten gereist, Alles gesehen, Alles genutzt hat, dem es aber an Muth fehlt zu empfinden und zu sagen: Nur das paßt hierher. Zu gehäufte Schönheiten fallen gewöhnlich in's Peinliche und werden lästig. Dicht hinter dem Hause stehen alte, große Grähnen, voll lieber Melancholie, Wasser, schönes Wasser, Inseln; auch Rousseau's Pappelinsel ist da. Diesem Fürsten kam es zu, den Freunden der Wahrheit und Uneigennützigkeit Rousseau's ein Denkmal in seinem Lande zu stiften. Uebrigens finden Grotten oder Höhlen, schwebende, stehende Brücken, gothische und andere Tempel, unterirdische Gänge, sonderbare Bäume, Stauden und Planzen kein Ende. Alles hatten wir besehen; nur eins muß ich erzählen, und dann wahrlich nichts mehr. — Die ganze Gesellschaft, 34 Personen stark, hatte zu Mittag prächtig gespeist, nach dem Essen gings wieder los; wir mochten Alle was Rechtes gegangen sein, so kamen wir endlich durch die dunklen Bäume an einen Berg, im Berge ein schwarzer, schaudervoller Eingang; da war denn viel Angst und Sperrens bei den lieben Weibern, keine wollte im Hereingehn die Erste sein. Es hieß, da wohne ein Geist — endlich herein. Ein langer, krummer, aus lauter Eichen hart bestehender, sehr dunkler Gang; wie das Herz schlug. Aber immer weiter — mit einem Mal Licht und Sonne, und vor uns ein ungefähr 20 Schritt im Geviert mit alten Eichen göttlich bedeckter Platz, ganz von steilen, kahlen Felsen umgeben, am Ende dieser einsamen Stelle eine von

Bruchstein und Moos zusammengesetzte Höhle eines Eremiten, mit der Ueberschrift von Lavater:

Nur Du, Stille, kannst mir geben,
Was mir kein Vertrauen giebt,
Selbstgefühl und ew'ges Leben
Und Gefühl, daß Gott mich liebt.

Wie uns Allen an dieser Stelle war und wie uns wurde, da wir so von Entzücken durchdrungen vom Felsen herab, ohne was zu sehen, eine sanft blasende Musik zu uns hintönen hörten! Wahrlich, die Ueberraschung, das Ganze war so meisterhaft geordnet, daß ich und Alle vor hinreißender, schmelzender Wonne nicht wußten, wie uns geschah. Auch sah es der Fürst und die Fürstin uns an, daß wir im Himmel zu sein glaubten. That ihnen denn auch recht wohl, und sind der Freude und Liebe werth, die sie haben.

Mehr mag ich von Wörlitz nicht schreiben. Im Wegfahren nach Dessau besah ich das fürstliche Begräbniß mitten auf einer großen Wiese, rund, ganz ohne Prunk gebaut, mit Pappeln und Grähnen besetzt. Hier wird jährlich in Gegenwart der meisten fürstlichen Unterthanen der Fürstin Geburtstag in Gegenwart der Herrschaft gefeiert und zugleich 10 Paar tugendhafte arme Leute verheirathet, wovon denn ein jedes Paar zu ihrer neuen Einrichtung 150 Rthl. Geld bekommt.

Den 5. war ich wieder im Philanthropin und sah ihrer Lehrart und ihren gymnastischen Uebungen zu; besonders blieb ich eine ganze Stunde in der geometrischen Classe, wo Herr Busse, ein junger hoffnungsvoller Mann Unterricht gab und nebst Cousin Ernst Manteuffel*) noch viel andere Schüler hatte. Ich habe selbst Geometrie gelernt, aber so deutlich, so leicht habe ich nie geglaubt, daß es möglich wäre diese abstracte Wissenschaft zu lehren; auch dankte ich ihm herzlich für die Mühe, die er sich mit Cousin Ernst nahm. Soll ich's wagen, meine Meinung über die Dessauische Erziehungsanstalt zu sagen, so muß ich zuerst bekennen, daß ich im Ganzen genommen mit Allem sehr zufrieden

*) Graf Ernst Manteuffel besuchte das Philanthropin in Dessau von 1778—1786, war später russischer Oberst; er stammte aus dem Hause Ringen. cf. „Balt. Monatsschrift", Jahrgang 1896, S. 131.

bin: ausgesuchte, meist zweckmäßige, triebvolle Lehrer; schönes, geräumiges Haus und großer Garten, gute, gesunde Kost, nicht leckerhaft; äußerste Reinlichkeit in den Wohnzimmern; unvermerkte aber wahre Aufsicht über die Kinder; Kinder alle freimüthig aber anständig, gehorsam, sich liebend, keine Ohrenbläser, wuchtig durch Schwimmen, Kämpfen und Gymnastik, mit jeder Gefahr bekannt, also entfernt, vor was zurückzutreten. Ich glaube fast, ein Schurke kann hier ein braver Kerl werden, ohne zu wissen wie. Hinlängliche Anstalt, Alles zu erlernen, was ein rechtschaffener thätiger Mann braucht, um mit Ehre und Nutzen auf seinem Lebenswege bis an's Ziel zu erscheinen. Gelehrte werden hier nicht geschnitzt werden, auch haben sie es nicht versprochen. Was ich auszusetzen finde, ist das Elementarisiren mit der Jugend, ein leichtes Mittel zwar den Kindern auf die beste Art nicht allein das Ding nennen zu lehren, sondern auch zugleich die reflectirte Anwendung der Sache selbst; aber es geht so viel edle Zeit damit verloren, die der Jugend zu kostbar ist, auch hoffe ich, daß hierin vieles abgeändert wird, indem Herr Wolke, ein gutmüthiger arbeitsamer Mann, anfängt einzusehen, daß ein Knabe 10 Lehrer haben muß, wenn durch Elementarisiren das Kind Fortschritte machen will, nicht aber 10, auch 12 Kinder einen Lehrer haben, wo denn manches, nicht schnell fassende Kind leicht ganz versäumt werden könnte. Leibesübung muß man von Dessau auch nicht fordern, als Reiten, Fechten und Dantzen [sic], mit Recht aber Musik und Zeichnen. Hätte ich Kinder, mehr kann ich nicht sagen, hierher müßten sie, wenn die Anstalt so bleibt, wie sie ist. Doch das weiß Gott, da ich verschiedene Unzufriedenheiten unter den Lehrern bemerkt habe, die der Fürst, den ich darüber auf seine eigene Veranlassung sprach, gern abhelfen möchte und der sich alle Mühe giebt, für die Dauer und die gute Einrichtung des Instituts zu sorgen. Sehr geht diese Anstalt dem Fürsten zu Herzen, sehr wünschte er sie vollkommen zu haben: wenn hier und da was fehlt, so muß man bedenken, daß es Menschenwerk ist.

Den 6-ten Tag speiste ich zu Mittag bei Hofe, und gleich nach dem Essen ging es zum Sieglitzer Berg, eine Viertelmeile hinter Louisium. Wenn ich über diese Gegend etwas schwärmen werde, so bitte ich jeden, wes Standes und Amtes er sein mag, um Vergebung, habe ich doch in diesem Tagebuch so manche

hungrige sandige Gegend, so manche gleichgültige Sache beschrieben; aber daran mag wohl eben nicht mein Leser schuld sein. Kurz und gut — ich schuld oder ein anderer — vom Sieglitzer Berge will ich erzählen:

Hört also Freunde, der Sieglitzer Berg,
Ist wahrhaftig unter anderen Bergen kein Zwerg,
Doch wollt ihr größere Berge sehn
So müßt ihr Pyrenä'n
Und Alpen und den Berg Athos besehn;
Aber wahrlich, so reizend mit herrlichem Grün
Wie Sieglitz erscheint, kaum Eden erschien.
Sieglitz hat Alles, hat prächt'ge Natur,
Eichwald und Wiese und blumenreiche Flur,
Nun Freunde, sagt weiter, was wollt ihr denn mehr?
Kömmt ja auch die Elbe wie Silber daher,
Schlängt sich sanft fließend am Berge dahin
Mit Schiffen beladen voll Kaufmannsgewinn.
Da steht man denn staunend, in Wonne versenkt
Und fühlt all' das Gute, das der Schöpfer uns schenkt
Und segnet den Fürsten, der Wohlthun mit Lust
So menschenfreundlich, so edel zu verbinden gewußt.

Der Sieglitzer Berg liegt also eine kleine Meile von Dessau. Erst kommt man durch einen Eichenwald, dessen Gleichen ich an Größe der Bäume nie gesehen habe, voll von Hirschen und wilden Schweinen, die zu fünfzigen herumlaufen; dann wechseln Wiesen mit Feldern ab, die, wie man deutlich sieht, mit dem größten Fleiß cultivirt sind; nun kommen einige hier und da zerstreute niedliche Bauernhäuser, die des Fürsten Gärtner und Wildnißbereiter bewohnen, dann sieht man an verschiedenen Stellen im Walde theils von Rasen, theils von Baumwurzeln gemachte Hütten; tritt man herein, so ist Alles da, was die ausgesuchteste Bequemlichkeit im menschlichen Leben bedarf. Meist stehen diese Hütten unter großen Eichen und haben ein kleines Blumenstück mit englischem Lattenzaun, hell angestrichen, nicht weit davon. Hier muß ich anmerken, daß diese eigentlichen Cabinete nur von solchen Fremden bewohnt werden, die der Fürst bei sich behält, wenn er hier zur Nacht bleibt. Dann findet man fürtreffliche Plantagen der feinsten Fruchtbäume und unvermuthet eine Allée

von großen Wallnußstämmen, vier Reihen stark mitten im Walde, am Ende dieser Allée den Tempel der Ruhe mit einem Fries von rothgrauer Lava, inwendig Gellert's Büste mit der Unterschrift: „Meinem Freunde". Am Fuße des Tempels fließt die Elbe wie ein silberner Spiegel, wohl eine Meile weit sichtbar, mit Schiffen bedeckt. Die beiden Seiten der Wallnußallée sind mit undurchfahrbarem Strauchwerk garnirt, so daß man nichts wie den Tempel vor sich und die sich hochwölbenden Bäume über sich sieht. Vom Tempel geht es linkerhand in lauter Wald auf den schönsten Fußstegen, um eine Eiche zu sehen, die von Carl des Großen Zeit da stehen soll und sieben Faden im Umkreise hat. Weiter durch Gänge von Jasmin und Rosen, wieder Strauch und Dickicht, so daß man nur eben durchkömmt. Da steht's! Wahrhaftig, da steht's: ein Hain mit ungefähr 1000 Eichenstämmen, ganz klar auf einen grünsammtenen Teppich hingepflanzt, und in einer gewissen Entfernung schimmert am Ufer der Elbe des Fürsten kleines Wohnhaus durch, eine Etage hoch, ganz bäurisch Werk, ganz am Eingange vier freistehende Säulen toscanischer Ordnung mit Schaft und Capitäl von Bronce, inwendig eine Speisestube, ein Gesellschaftszimmer, Schlafzimmer, Bibliothek, Bad und ein Zimmer für seine Bedienten nebst kleiner Küche. Alles, was der Fürst braucht, wenn er hier ist, bleibt im Hause, und die Thüren werden nie verschlossen. Vor ein paar Jahren ereignete sich der Fall, daß des Fürsten seidener Schlafrock, ein paar silberner Leuchter und sonst noch was entwendet wurde. Es ward von der Kanzel publicirt, wie der Fürst seine Unterthanen bäte, ihm die entwendeten Sachen, die zu seinem Bedürfniß und Vergnügen gehörten, wiederzubringen. Den 3-ten Tag nach der Publication war Alles unversehrt an Ort und Stelle hingebracht worden. Das ist doch Liebe zum Fürsten! Vorn vor dem Hause stehen etliche alte Eichen hart am Ufer der Elbe, die so stolz und langsam da vorbei fließt, als hätte sie Lust sich zu verweilen, um auch dieser herrlichen Gegend den Tribut ihrer Bewunderung zu bringen. Im Hause selbst ist Alles nur bloß reinlich und bequem, keine Pracht; doch sind die Kamine von Marmor und alles sichtbare Holz Mahagony- oder Rosenholz. In unserer Gesellschaft war ein Fräulein Hille aus Braunschweig, sanft mit heiteren Einfällen, die ihr nur eigenthümlich zu sein schienen, voll Gefühl für schön

erhabene Natur. Dieses liebenswürdige Mädchen litt mich lieber um sich wie andere, und, bei Gott, ich war recht gern bei ihr. Weit von ihr war mir Alles nicht recht. An der Seite dieser Lieben schlenderte ich mit warmem Vergnügen durch die ganze Sieglitzer Gegend. Mir gefielen ihre Bemerkungen; sie waren alle so lebhaft, so richtig aus der Natur gehoben, daß, wenn auch manches mir entwischte, ihr Fingerzeig mir half und schöner sehen ließ als wenn mein Führer sonst wer gewesen wäre. — Hier, muß ich sagen, sieht es der Fürst nicht gern, wenn man ohne ihn hingeht. Sehr zu vergeben; wer ist nicht unter uns, der nicht ein Etwas ganz für sich und zu seinen Ideen aufbewahren mag?

Den Abend, wie wir in Dessau ankamen, empfahl ich mich seiner Königlichen Hoheit, weil ich morgen reisen wollte. Der Fürst war nicht da. Den Morgen vor meiner Abreise kam der Kammerdiener zu mir und bat mich zum Fürsten. Er war ganz allein in seinem Cabinet, ich bin zwei Stunden bei ihm gewesen, habe ihn angehört, wie er dachte, wie er sprach, und war so hingerissen von wahrer Hochachtung für diesen Mann, daß ich beim Abschiede ihm die Hand küßte, welches ich keinem Kaiser thun möchte, wenn er nicht wenigstens so gut ist, wie dieser wahre Fürst. Entfernt sei jede Eigenliebe. Mit einem Bruderkuß entließ er mich, und ich hatte klare Augen.

Den 2. Juli fuhren wir mit Extrapost bis Zerbst; armer, schlecht gebauter Ort und Alles arm. Auch biß der Gastwirt auf unseren Beutel wie die Wanzen in seinen Betten, den beiden schon längst Nahrung gefehlt hatte.

Den 4. Juli nach Magdeburg durch ziemlich fruchtbares Land an Weizenfeldern und schönen Wiesen; aber unausstehlich war ein zwei Meilen langer Steindamm, der so den englischen Wagen und die Kibitka zusammengesetzt hatte, daß wir die Kibitka für 5 Rthlr. verkauften und in Magdeburg ein Schiff für uns allein für 36 Rthlr. mietheten, um damit nach Altona zu reisen. Magdeburg ist mit die stärkste Festung des Königs von Preußen; nicht allein durch Wall und Mauern stark, sondern auch durch seine Lage an der Elbe, wo Alles unter Wasser gesetzt werden kann. Wie bekannt, hat Kaiser Otto der Große schon Magdeburg zum Stift errichtet und einen Bischof gegeben; man sieht dem Orte auch sein ehrfurchtvolles Alter an. Hier sah ich auch die

prächtigste gothische Kirche, das einzige Gebäude, das von der Zerstörung Tillys und Pappenheims übrig blieb und worinnen sich bei der Einnahme der Prediger mit etwa 3000 Menschen gerettet hatte und auf Fürbitte des Predigers ihr Leben erhielten. Noch eins: hier habe ich erst wahre preußische Soldaten, Infanterie, gesehen; schöne, wohlgebildete, gutexerzirte Leute, rechte Soldaten. Wenn sie alle so wären, wie diese 6 Regimenter, besonders Regiment Saldern, so verdienten sie mit Recht das Muster eines jeden Militärs zu heißen; aber alle sind dahingegen nicht so — sind Adamskinder, wie andere Erdenbürger.

Den 6. Juli ging also unsere kleine Colonie mit Sack und Pack von Magdeburg zu Schiff stromabwärts fort; unsere Fahrt war ruhig, wir aßen, tranken gut, schliefen viel, blieben zuweilen auf Sandbänken sitzen und hatten lauter angenehme, fruchtbare Gegenden von beiden Seiten um uns. Endlich krigten wir vollen Wind, spannten alle Segel bei und kamen den vierten Tag unserer Reise ohne Riesen noch Drachen gesehen zu haben nach Altona, wo wir bis itzt recht vergnügt leben, an unsere Freunde oft denken, sie herzlich lieben, sie herwünschen, um so frei und wohl zu sein wie wir.

Meilenberechnung:

Von Riga bis Dalbingen	$4^3/_4$	Meilen.
„ Dalbingen bis Kreppekrug	4	„
„ Kreppen bis Gallekrug	3	„
„ Galle bis Schwardekrug	5	„
„ Schwarden bis Mittelkrug	4	„
„ Mittel bis Paddekrug	5	„
„ Paddekrug bis Tadaiken	$3^1/_2$	„
„ Tadaiken bis Ober-Bartau	$3^1/_2$	„
„ Ober-Bartau bis Rutzau	$3^1/_2$	„
„ Rutzau bis Polangen	4	„
„ Polangen bis Memel	$3^1/_2$	„
„ Memel bis Schaaken zu Wasser . . .	14	„
„ Schaaken bis Königsberg	$3^1/_2$	„
„ Königsberg bis Brandenburg	3	„
„ Brandenburg bis Heiligenbeil	4	„
„ Heiligenbeil bis Natzekrug	$2^1/_2$	„
„ Natzekrug bis zur Bauerschenke . . .	3	„
	$73^3/_4$	Meilen.

	Transport	$73^3/_4$ Meilen.
Von der Bauerschenke bis Klementfehr . . .	$2^1/_2$	„
„ Klementfehr bis Dirschau	4	„
„ Dirschau bis Riewalde	$2^1/_2$	„
„ Riewalde bis Kasupkrug	$3^1/_2$	„
„ Kasup bis Mukrau	3	„
„ Mukrau bis Konitz	4	„
„ Konitz bis Schilberg	3	„
„ Schilberg bis Landek	$2^1/_2$	„
„ Landek bis Zepenau	$3^1/_2$	„
„ Zepenau bis Märkisch Friedland . . .	4	„
„ Friedland bis München	3	„
„ München bis Schwachenwalde	$3^1/_2$	„
„ Schwachenwalde bis Zanzhausen . . .	$3^1/_2$	„
„ Zanzhausen bis Liebenau	$3^1/_2$	„
„ Liebenau bis Danzpel	3	„
„ Danzpel bis Tasdorf	3	„
„ Tasdorf bis Berlin	3	„
„ Berlin bis Potsdam	4	„
„ Potsdam bis Treuenbriezen	4	„
„ Treuenbriezen bis Koswig	4	„
„ Koswig bis Dessau	2	„
„ Dessau bis Zerbst	2	„
„ Zerbst bis Magdeburg	5	„
„ Magdeburg auf der Elbe bis Altona .	48	„
	$197^3/_4$	Meilen.

Berliner Theaterbrief.

Zum Beginn der Saison. — Max Halbe und sein neuestes Schauspiel.

Unsere Theater arbeiten schon alle mit Volldampf und die Novitäten kommen und gehen. Die zu Beginn fast einer jeden Saison eintretenden Veränderungen und Schiebungen, Wechsel der Direktionen, Ergänzung und Umgestaltung der Truppen, Reklamekniffe und Programmphrasen u. s. w. sind für den Leser der

„Balt. Mon." wohl weniger von Interesse, wenngleich oft sehr bezeichnend für das Tagesleben Berliner Kulturverhältnisse. Aber Spielplan und neue Erscheinungen in seinem Rahmen dürfen immerhin auf allgemeines Interesse Anspruch erheben und einigen von ihnen sei der diesmalige Brief gewidmet.

Aber kurz kann ich zumeist mich fassen, denn in der Mehrzahl der Fälle heißt es — ein bekanntes historisches Wort variirend: „il n'y a rien de changé au Théâtre — il n'y a qu'une pièce de plus!" Wovon am meisten geredet, worüber am meisten geschrieben worden, das war nicht eine Aufführung, sondern eine Nicht-Aufführung, von der das „Deutsche Theater" betroffen wurde. Ich meine natürlich Sudermann's „Johannes". In der eilften Stunde verbot die Polizeizensur die Aufführung des Trauerspiels — denn ein Trauerspiel ist diese Geschichte des Konflikts zwischen dem Vorläufer Christi und seiner Todfeindin Herodias-Salome — für Berlin und die preußischen Bühnen. Der Verfasser las nun seine Dichtung einem Kreise von Dramaturgen und Kritikern hier und später auch in Stuttgart, im Hause seines Verlegers, vor. Aber im Buchhandel ist sie noch nicht erschienen. Man will altem Brauche zufolge damit bis zum Tage der Aufführung warten. Daher liegt mir zu meinem Bedauern das Trauerspiel noch nicht vor, wie ich wohl gehofft hatte und ohne es aufgeführt oder zum mindesten bloß gelesen zu haben, nur an der Hand der mehr als vierstündigen Vorlesung Sudermann's es zu besprechen — das geht nicht gut. Umsoweniger, als Dichter und Theaterleiter die Zuhörer ersuchten, eine eingehendere Besprechung einstweilen zu unterlassen. Nur soviel — das Verbot ist auf den ersten Blick hin eigentlich ziemlich überraschend, da biblische Stoffe ja sonst auch auf preußischen Bühnen zur Aufführung gekommen sind. Freilich sind's durchweg alttestamentliche Persönlichkeiten und Vorgänge, die Hebbel in seiner „Judith", Heyse in seiner „Weisheit Salomo's", Ludwig in seinen „Makkabäern" behandelt haben, Beispiele, deren Zahl sich noch vermehren ließe. Im vorigen Jahr gab's im „Berliner Theater" gar eine Dichtung, die die ganze Lebens- und Leidensgeschichte Christi auf die Bühne brachte. Nur war sie in den mohamedanischen Orient verlegt und Christus selbst zu einem islamitischen Propheten umgeformt worden. Im „Johannes" tritt der Gottessohn nicht einmal auf, aber sein Geist schwebt über dem Ganzen, sein Kommen wird prophezeiht und im letzten Akt ertönen die Heilrufe, mit denen des Nazarener's Einzug — hinter den Koulissen — begrüßt wird. Und dieser Geist Christi, den der Büßer und Täufer vertritt und predigt, vermengt sich nun mit der sinnlich-üppigen Luft am Hof des Herodes und stößt zusammen mit den politischen Intrigen des Fürsten. Doch ich soll und will ja einstweilen nichts über die Dichtung sagen. Es

ist möglich, daß bald schon hierzu sich Gelegenheit bieten wird: in Süddeutschland hat die Aufsichtsbehörde minder Bedenken und der Hoftheaterintendant zu Stuttgart, Herr v. Putzlitz, die Absicht, das Werk Sudermann's dem öffentlichen Urtheil und der öffentlichen Kritik zugänglich zu machen. Dann erscheint auch das Buch, wenn's nicht gar noch früher zur Ausgabe gelangt, und dann auch komme ich auf die Dichtung zurück. Was aber das hiesige Verbot betrifft, so glaube ich, daß die Berufung an das Ober-Verwaltungsgericht wenig fruchten wird. Wenn aber doch — so ist wider Willen für den „Johannes" somit die denkbar günstigste Reklame gemacht worden. Auch der Buchausgabe wird sicher diese Sachlage sehr zu statten kommen.

Im Uebrigen — warten wir es ab.

* * *

Doch zurück zu den „pièces". Ich übergehe die Bearbeitungen französischer Bühnendichtungen, wie sie das „Residenztheater" und das „Neue Theater" mit Vorliebe kultiviren zum Ergötzen eines Publikums, das Paris, die Pariser und ihre Bühnenkunst meistens garnicht oder nur sehr flüchtig kennt, aber trotz 1870/71, und trotz aller systematischen Pflege des Deutschempfindens allzeit gern einstimmt in den Refrain aus der alten Berliner Posse „Der gebildete Hausknecht":

„So ein bisken Französisch ist gar zu nett!
Très aimable sagt schon Schnabel!"

Denn hätte es mehr Kenntniß davon, so würde es diesen litterarischen und schauspielerischen Verdeutschungen sicher keinen Geschmack abfinden, desto weniger, je pariserischer das Original ist, wie z. B. des geistreichen modernen Bühnenstimmungs- und „Milieu"-Malers Donnay Schauspiel „La douloureuse" („Die Abrechnung"), das jüngst im „Neuen Theater" zur Aufführung kam.

Ich übergehe auch allerlei verzweifelte Anstrengungen, die alte Berliner Posse der fünfziger und sechsziger Jahre zu neuem Leben zu erwecken; Versuche, die allenfalls nur dann Erfolg haben, wenn man, anstatt sie nachzuahmen, sich entschließt, lieber wieder eines jener Originalwerke selbst auf's Neue auf die Bühne zu bringen. Ich übergehe endlich einige Neuheiten von Neulingen, deren Drang gegenüber, ihr „Dichterleben" auszuleben man mit Richilieu bemerken könnte: „Je n'en vois pas la nécessité."

Aber unter den „pièces" gab es auch solche, hinter denen immerhin ein in der litterarischen Welt schon recht geachteter Name steht. Da ist z. B. der Kammergerichtsrath Ernst Wichert, der ehemalige Präsident des „Vereins Berliner Presse." Von der Bühne her sowohl — ich erinnere namentlich an seine Lustspiele

„Ein Schritt vom Wege“ und „Geheimsekretär“ — als auch als Roman- und Novellendichter ist er Ihnen wohlbekannt. Der alte Herr, ein hoher Sechsziger, hat sich seine geistige Frische und Arbeitskraft noch immer bewahrt, aber litterarisch gehört er durchaus zu den Alten, was ihm weiter Niemand übel nehmen kann. Das beweist auch sein jüngstes Schauspiel, das das von Intendant Prasch, Direktor des „Berliner Theaters“, übernommene und „Goethe-Theater“ umgetaufte Schmerzenskind der vorjährigen Spielzeit, das „Theater des Westens“, als erste Neuheit zur Aufführung brachte. Beim Publikum erzielte übrigens „Im Dienste der Pflicht“ einen hübschen Erfolg. Das ist begreiflich. Weder in litterarischer, noch in sozialer oder ethischer Beziehung ein Tendenzstück, noch etwa eine modern feine Charakterstudie, sondern lediglich eine geschickt verarbeitete historische Anekdote, mit einigen hübschen theatralischen Effekten, einiger ansprechender Kleinmalerei, anmuthigen Liebesscenen, kleidsamen Kostümen, und vaterländischen Reminiscenzen ausgestattet, nirgends aufregend und in gefälligem Fluß hingleitend — ist das Schauspiel, das einen Konflikt, einen Prozeß, zwischen König Friedrich Wilhelm I. und dem auf sein Recht pochenden und schließlich auch es findenden Junker und Freiherrn v. Havelburg mit der Liebesgeschichte der Sprößlinge märkischer Capuletti und Montecchi verquickt und etwas Kriminalistik als pikantes Gewürz hinzuthut, so recht ein Stück, das dem bürgerlichen Durchschnittsgeschmack zusagt.

Damit war es also nichts. Aber es war andererseits auch keine Enttäuschung. Sehr nahe einer solchen aber kam die neueste dramatische Gabe Ernst v. Wolzogen's, die uns das „Lessing-Theater“ bot. Der heute 42-jährige, in München lebende Dichter des vielaufgeführten dramatisirten Romans „Die Kinder der Excellenz“ und namentlich des „Lumpengesindels“, zweier Lustspiele, die beide von feiner Beobachtungsgabe und keiner gewöhnlichen Fähigkeit der Menschenschilderung zeugen, verrieth namentlich in dem letztgenannten lustigen Sittenstück durchaus modern naturalistische Bestrebungen in künstlerischer Fassung. Jetzt hat er wiederum ein Lustspiel verfaßt, das aber an Wirkung hinter jenen etwas zurückbleibt, obschon es seinem Stoffe nach sehr „aktuell“ ist. Hatte von Wolzogen im „Lumpengesindel“ seine Vorbilder in Berliner Schriftstellerkreisen gesucht und gefunden, so führt er uns jetzt in die Kreise der Kolonialpolitiker und überseeischen Gründer und in die Mitte der übrigens in Berlin spielenden Handlung von „Unjamwewe“ stellte er in der Person des Afrikareisenden Franz Emert gar Niemand Geringeres, als den vielgenannten Helden eines kürzlich verhandelten Skandalprozesses, der nur die Fortsetzung einer sehr lebhaften parlamentarischen Campagne bildete — Dr. Peters. Er schildert ihn uns als „einen unglaublich

grotesken Menschen", wie Konsul Gerth ihn am Schlusse des Stückes nennt; als eine Art Herrennatur, bei der aber Don-Juanismus und Konquistadorenthum sich gerade die Wagschale halten. Was aus ihm wird, das wissen wir nicht, denn der Träger der Handlung des zwischen Charakterstück und Intrigenkomödie hin- und herschwankenden Lustspiels zieht erst zum Schluß nach Afrika. Diese Doppelnatur der Dichtung schadet ihrem Eindruck ebensosehr, wie auch die vielen verbrauchten Bühnen-Hilfsmittelchen, zu denen v. Wolzogen immer wieder, namentlich aber im letzten Akt seine Zuflucht nimmt. Jedoch wenn der solide Aufbau bühnengerechter Handlung nicht gerade v. Wolzogen's Sache ist, so ist er dafür desto stärker in der Milieuschilderung und Menschencharakteristik und zwar besonders auch in den vielerlei Nebengestalten, die an Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Auch gelingt ihm manche Szene im landläufigen dramatischen Sinne recht wirksam. Das Alles zusammen läßt annehmen, daß die Komödie mit dem schwer auszusprechenden afrikanischen Kolonial-Namen als Titel ihre Rundreise sicher durch Deutschland und wohl auch bis zu Ihnen zurücklegen wird. Hierfür ist schon der Vorwurf von wahrhaft sensationeller „Aktualität" genügend.

* * *

So ganz hat v. Wolzogen nie zu den Jungdeutschen gehört; hier jedenfalls weniger als je. Wohl aber gehört zu ihnen völlig Max Halbe.

Ein richtiges „Programm" haben ja die Jungdeutschen eigentlich nicht, wenn man nicht die „Hoffnung auf eine Poesie von germanischer Urwüchsigkeit, den Glauben an eine neue Poesie voll lebendiger Subjektivität in Form und Gehalt, voll neuen Ideen und Weltempfindungen" etwa als Programm auffassen will.

Genau genommen, ist die ganze Bewegung, an deren Spitze als kritische Führer die Brüder Julius und Heinrich Hart sich vor ca. 15 Jahren stellten, überhaupt kaum anders aufzufassen denn als eine Parallel-Erscheinung zu der Bewegung, die die Geister im letzten Drittel auch des vorigen Jahrhunderts ergriff. Und auch jetzt, wie vor hundert Jahren, kamen die anregenden Einflüsse von außen her und wieder spielt dabei der Norden eine hervorragende Rolle. Damals waren die Engländer ihre Träger, jetzt die Skandinaven und einige Russen. Mit ihnen als Dritter im Bunde aber wirkt so auch der Romane Zola. Und sein Einfluß ist sogar der ältere. Denn der Ibsen- und Tolstoi-Kultus folgte dem Zolaismus. Hand in Hand damit vollzog sich, wie vor einem Jahrhundert auch, eine geistige Revolution auf dem Gebiete der sozialen und der ethischen Weltanschauungen, als deren Hauptträger die Jungdeutschen, bewußt und mitunter auch unbewußt, Nietzsche verehren.

Auf dem Boden all' dieser Einflüsse nun erwuchs das neue deutsche Drama, das, in seinen Anfängen ganz und gar naturalistisch, allmählich in die Bahnen eines ästhetischen Romantizismus eingelenkt hat. An Hauptmann, dem Bedeutendsten und dichterisch Begabtesten unter diesen Jungdeutschen, läßt sich die ganze Evolution besonders klar erkennen. An ihrem Beginn steht „Vor Sonnenaufgang", an ihrem einstweiligen Endpunkt „Die versunkene Glocke"... Den stärksten Einfluß von allen jenen Elementen hat aber unzweifelhaft der Ibsenismus ausgeübt und seinen Spuren begegnen wir bei allen Dichtern der neuen Schule besonders deutlich, bei den einen mehr, bei den anderen weniger, je nachdem subjektives deutsches Volksempfinden mehr oder weniger bei dem Einzelnen entwickelt ist und zum Ausdruck kommt. Denn auch dieses bricht sich immer mehr und mehr Bahn; die fremdländischen Einflüsse machen einen Umgestaltungsprozeß durch, sie „germanisiren" sich im engeren Sinne des Wortes.

Gerade Max Halbe giebt hierfür ein besonders zutreffendes Beispiel ab. Gerade bei ihm zeigen sich Ibsen'sche Elemente noch besonders stark und gerade seine dichterische Eigenart andererseits unterscheidet sich von dem grübelnden pessimistischen Spürsinn Ibsen's und von dem protokollirenden und analysirenden Naturalismus Zola's durch echt deutsche Jugendfrische und eine herzerquickende Frühlingsstimmung, die jezuweilen mit elementarer Gewalt hervorbrechen, wie strahlendes Sonnenlicht durch graue, trübe Wolkenmassen.

Max Halbe's, des heute erst 32-jährigen, in München lebenden Westpreußen, litterarischer Ruf ist noch gar jung. Er datirt eigentlich erst seit vier Jahren. Seine Novellen „Ein Emporkömmling" und „Freie Liebe" erregten kein Aufsehen und sein sozial-symbolistisches Drama „Eisgang", mit dem er auf der Bühne, und zwar auf der Berliner „Freien Volksbühne" 1892 debütirte, fand nur in engsten litterarischen Kreisen Beachtung. Man erkannte in ihm ein starkes poetisches, wenn auch nicht dramatisches Talent, das noch in voller Gährung begriffen war. Mehr als Schwärmer, denn als fester Bildner zeigte er sich und seine Tendenzpredigen-Sucht war damals noch stärker, als seine Gestaltungsgabe. Dann aber kam mit der „Jugend" Halbe's erster großer Erfolg.

Trotz alles naturalistischen Doktrinärismus in der Auffassung der Liebes- und Eheverhältnisse, wußte er als Stimmungsmaler und Menschenzeichner Klänge und Töne festzuhalten, die in der deutschen Volksseele verwandte Saiten mitschwingen machten. Und mitten drin in der frischen, warmen Frühlingsstimmung — Elemente der düsteren Tragik zweier Menschenschicksale ohne alle Problemtüftelei; und seltsam kontrastirend mit der Lenzessonne

und Liebeswonne die Brutalität häßlicher, trostloser Wirklichkeit in der Figur des blödsinnigen Bruders Aennchens, der durch einen Fehlschuß schließlich sie tödtet, anstatt ihren jugendstürmischen und liebesseligen Geliebten und Verführer den Studenten Hans Hartwig. Dazu der kräftige Erdgeruch, der aus der Schilderung von Land und Leuten im katholischen mit polnischen Elementen durchsetzten Theil Westpreußens entströmt... Im „Residenztheater" erlebte „Jugend" 1893 eine lange Reihe von Aufführungen und jetzt, als das „Deutsche Theater" im letzten Winter die Dichtung auf's Neue auf den Spielplan setzte, war der Erfolg abermals groß. Dazwischen aber hatte Halbe zwei nicht minder große Mißerfolge: Das Scherzspiel in Knittelreimen „Der Amerikafahrer" verschwand sofort von der Bildfläche und „Lebenswende", die Tragikomödie, die ich im Märzheft des Jahrganges 1896 der „Balt. Mon." eingehender besprochen habe — hatte kaum ein viel besseres Schicksal, wenngleich sie eine Zeitlang hier und da auf verschiedenen deuschen Bühnen vorübergehend auftauchte, die sich die Pflege des Modernen prinzipiell angelegen sein lassen.

* * *

Halbe hatte daher jetzt durchaus einen kräftigen Erfolg nothwendig. Das merkte man auch in der letzten Zeit seiner Stimmung an. Etwas Ernstes, Verschlossenes lag in seinen Zügen, als ich ihn in diesem Sommer in Schweden während des Internationalen Journalistenkongresses kennen lernte, und etwas nervös Gereiztes trat mitunter zu Tage. Aber in seinen guten treuen Germanenaugen, die mit den trotzigen Zügen um den Mund so eigen kontrastiren, da lag andererseits auch etwas Träumerisches, Sehnsuchtsvolles und jugendlich Genußfrohes, etwas von der Stimmung der „Jugend". Die bösen Erfahrungen hatten ihn doch nicht untergekriegt, nicht das verkümmern können in ihm, was ihn zum Dichter stempelt.

Man konnte also mit Recht gespannt sein auf die neue Gabe von ihm, die, wie es hieß, die Frucht längerer, ernster, gereifter Arbeit ist und die das „Deutsche Theater" uns dieser Tage bot. „Mutter Erde" — ein vielsagender Titel. Sehr geschickt gewählt, wenn es dem Dichter gelungen wäre, den Tiefsinn der Antäussage in moderner Form an dem Geschick eines Menschenkindes unserer Zeit zu illustriren. Aber es ist ihm nicht ganz gelungen und darum erweist sich der Titel gefährlich, denn er macht Ansprüche und Erwartungen rege, die das Gebotene nicht erfüllt. Aber doch waren die Vorzüge der Dichtung so stark, daß Halbe erfreulicher Weise einen ehrlichen Erfolg erringen konnte, den ohne Zweifel Jedermann ihm von Herzen gönnt.

Die äußere Handlung des Schauspiels, das uns wieder in die norddeutsche Heimath des Dichters führt und mit der feinen

Milieuschilderung und lokalfarbenreichen Stimmungsmalerei auf's stärkste packt und fesselt — so schon zeigend, wie segensreich die Berührung mit der Mutter Erde ist — ist nicht übel ersonnen und bald erzählt.

Paul Warkentin wächst auf dem väterlichen Gute auf, das schon manches Geschlecht derselben Familie hat kommen und gehen sehen. Er studirt in Berlin und wird da in den Strudel der geistigen Bewegung der achtziger Jahre hineingerissen. Schal, inhaltsleer, unendlich philisterhaft und nüchtern erscheint ihm das Landmannsleben in der Heimath und als dem jugendlichen Dränger und Stürmer zugemuthet wird, das liebreizende Mädchen Antoinette, das Töchterchen eines Gutsnachbars zu heirathen, seine Jugendgespielin, der er eigentlich von Herzen gut ist und die an ihm mit allen Fasern ihres eigenen Herzens hängt, da — man begreift bei dieser Voraussetzung garnicht so recht, warum, denn schließlich wäre ihm ja Antoinette doch wohl auch in sein neues Leben hineingefolgt mit tausend Freuden — da also entzweit er sich mit seinem Vater, zum Weihnachtsfest gerade, und verläßt das Elternhaus für immer... Zehn Jahre sind seitdem verflossen und in dem Moment, wo das Stück einsetzt. Paul hat den Vater nicht mehr gesehen, hat sich nicht mehr mit ihm aussprechen können. Er kommt jetzt — wieder ist's Weihnachten — mit seiner Frau zur Beerdigung des Vaters heim. Diese Frau, die Tochter Hella des geistvollen Professors Bernhardy, dessen Haus in Berlin damals der Mittelpunkt aller modern-geistigen Bestrebungen war — sie war der Hauptgrund, weshalb Paul Antoinette so brutal von sich gestoßen hatte. Er glaubte sie zu lieben und — ein Willensschwächling — überließ er sich ganz und gar dem unheilvollen Einfluß des starkgeistigen, aber ganz und gar einseitigen und jeglichen Weibempfindens baren Mädchens. Er heirathete es und mit ihr zusammen giebt er eine Frauenzeitung heraus. Ist er glücklich geworden mit Hella? Nein, ganz und gar nicht. Aber die ganze Größe seines Elends kommt ihm erst zum Bewußtsein, als er jetzt heimkehrt in das väterliche Haus mit seinen tausend Fäden der Erinnerung zwischen dem Einst und Jetzt. Die Rohheit und Lieblosigkeit der Frau, die ihm nur widerstrebend in's Sterbehaus gefolgt ist und für seine wehmuthsvolle Erinnerungssucht und die Ausbrüche seines mächtig erregten Gefühlslebens nicht das geringste Verständniß hat, vielmehr ihnen immer nur kalte theoretische Erörterungen und spitzfindige Empfindungsanalysen entgegensetzt — das öffnet, so will es Halbe, dem unglücklichen Mann erst jetzt jäh und plötzlich die Augen über den Jammer seines verfehlten Lebens. Man glaubt's nur schwer, denn Paul ist ja von vornherein ein Gemüthsmensch und sollte das Vermissen von so Vielem an seinem Weibe nicht schon

weit früher zu einem brennend schmerzlichen geworden sein? Der Konflikt spitzt sich zu, als Hella den Gedanken schroff von der Hand weist, sich jetzt hier mit Paul auf Ellernhof zu vergraben, was er sehnlich wünscht, d. h. er will das Gut selbst bewirthschaften. Und der Jammer wird nun erst recht gewaltig, als gar noch Antoinette, die aus verzweifeltem Liebesgram sich an den ersten besten gemüthsrohen und geistig stumpfen Junker, einen Herrn v. Laskowski, Pauls Schulkamerad, hat verheirathen lassen, das Haus betritt. Mit bitterem Haß tritt sie Paul entgegen, der ihr Lebensglück im Unverstand zertrümmert hat, aber unter dieser Hülle scheinbaren Hasses, da loht Liebesgluth und bald schon durchbrechen ihre Flammen die Decke und züngeln zusammen mit dem Liebesfeuer, das jäh emporlodert auch aus dem Herzen Pauls, nachdem er noch einmal vergeblich eine Aussprache mit seiner Frau herbeizuführen gesucht hat.

Wie in „Lebenswende" sind auch hier die ersten beiden Akte Meisterwerke der Seelen- und Stimmungsmalerei von großem Reize schon bei der Lektüre, noch weit mehr bei einer so glänzenden Aufführung, wie im „Deutschen Theater". Und man genießt diesen Reiz mit großem Behagen, wenn man auch gerade hier am unverkennbarsten Ibsen'schen Einfluß spürt und namentlich vielfach an die Stimmung im Hause Rosmerholms erinnert wird. Nur ein Bedenken giebts, von dem später die Rede sein wird. Der dritte Akt ist's, der uns jenen jähen Liebesausbruch bei Paul und Antoinette bringt nach einer etwas breiten, aber im Uebrigen köstlichen Sittenschilderung, dem Leichenschmaus auf Ellernhof, zu dem vom Kirchhofe nach der Beerdigung die Gutsnachbarn, der Pastor, der Doktor u. s. w. — eine Reihe wunderbar lebensfrischer Gestalten, sich im Trauerhause versammelt haben. Und von elementarer Leidenschaft und berückendem Gefühlszauber durchsättigt ist das Liebesduett zwischen Paul und Antoinette, ein hinreißendes Gemisch von tiefstem Elend und seligster Freude... Aber was nun?... Das steht für Beide ganz außer Frage. Brechen mit der Vergangenheit und Beginn eines neuen Lebens — lautet der Entschluß. Und Antoinette will schreiben, wenn sie fluchtbereit ist. ...Jedoch im 4. und 5. Akt schwächt sich das Interesse immer mehr und mehr ab. Gewiß giebt's noch viel Stimmung, wirksame Szenen, aber immer breiter und unerträglicher schiebt sich das kalte Verstandesmenschenthum Hella's jetzt vor, die auch das Sichwiederfinden von Paul und Antoinette nur als eine Verirrung ihres Schwächlings betrachtet, mit der sie schon fertig werden wird, und die zuletzt den Fluchtbereiten ruhig zuruft: „So versucht doch Euch ein neues Leben zu schaffen — der fortgelaufene Mann, die fortgelaufene Frau!" Und Antoinette wird von dem Wort getroffen und die Kraft, die Paul aus der Mutter Erde gesogen

zu haben glaubte, erweist sich als zu gering und in die mondhelle Winternacht hinaus stürmen die Beiden zu Pferde, dem einsamen verlassenen Elterngute Antoinette's zu und in den selbstgewählten Tod hinein...

Sehr „poetisch" ist auch diese letzte Szene erfaßt und ausgestaltet. Aber in Farbe und Ton kontrastirt sie seltsam mit dem Stil des Ganzen. Uebrigens giebts auch sonst gar einige Naivitäten und Banalitäten, die an den jungen Dichter der „Jugend" mahnen. Und auch die Vorliebe hat Halbe noch nicht ganz verloren, mitunter sich selbst auf die Bühne zu stellen und durch eine schöne Phrase, die nichts als solche ist, die eben erzeugte Illusion der Wirklichkeit für einen Moment wieder zu zerstören. Das Alles aber würde man gern und ruhig mitnehmen. Wie stehts jedoch mit dem Tiefsinn der Kraft der Mutter Erde? Glaubt also Halbe, der hier sicher viel Selbsterfahrenes und Selbstdurchkämpftes auf dem Gebiete des gerade wieder in unserer Zeit so zugespitzten Zwiespalts zwischen Gefühls- und Verstandesmenschenthum, zwischen erdduftendem Individualismus und modernem Geistesnivellement dramatisch zu gestalten gesucht hat — glaubt er also doch, daß die Kraft der alten Lebensfaktoren und ihrer Ausdrucksformen ganz und gar zu Ende ist? Und dann und vor Allem — ist das Verstandesmenschenthum in Person der Hella nicht allzu schlecht abgekommen? Ist die Hella überhaupt noch ein Mensch, und nicht vielmehr blos zu einem Theorem abgeblaßt und zu einem körperlosen Schemen? Diese Hella wäre übrigens überhaupt garnicht nach Ellernhof gekommen, da sie die Seele der Redaktion der „Frauenzeitung" ist. Sie wäre ruhig mit ihrem platonischen Verehrer und Sekretär dem deutsch-polnischen Dr. v. Glyszinski, einer ganz überflüssigen und nicht minder karrikirten Gestalt als Hella selbst, in Berlin geblieben, da ihr das Sterbehaus so verhaßt und widerwärtig ist. Dann freilich hätte das Stück auch nicht geschrieben werden können. Ich sagte eben — Hella sei eine Karrikatur. Aber Halbe will, daß wir sie ernst nehmen sollen. Daraus suchte man herzuleiten, daß er der modernen Frauenbewegung feindlich gegenübersteht. Das ist aber falsch. Es macht nur so den Eindruck, weil ihm die Figur in Farbe und Linie mißlungen ist und er sich in der Darstellung des Gegensatzes zu Paul's Wesen vergriff.

Ganz denselben Gegensatz hat Hauptmann in „Einsame Menschen" behandelt, nur daß die Rollen dort umgekehrt zwischen Mann und Weib vertheilt waren. Trostlos verläuft auch dort das Geschick, aber nicht durch das Walten einer Karrikatur ward es besiegelt.

Wie, wenn die Leben spendende Kraft der Mutter Erde sich so stark erwiesen hätte, daß sie Paul umgewandelt und am

Ende gar durch ihn Hella zu einem menschlich empfindenden und denkenden Wesen umgestaltet hätte? Ja — dann wäre ein Tendenzstück daraus geworden. Ich frage — ist der Menschenleben-Ausschnitt, der Paul und Antoinette heißt, denn etwa nicht schließlich auch Tendenzstück?

Aber hiervon abgesehen — hat Halbe jedenfalls gezeigt, daß er zu erhalten gewußt, was er an dichterisch ewig Schönem besaß und daß er in der Formengebung reifer geworden ist. Am Ende wäre auch „Mutter Erde" etwas anders ausgefallen in mancher Hinsicht, wenn der Dichter nicht allem Anscheine nach selbst noch mitten in jenem Kampfe stände...

J. Norden.

Berlin, im September.

Litterärische Streiflichter.

Der bekannte Münchener Historiker Karl Theodor Heigel hat unlängst eine neue Sammlung historischer Aufsätze unter dem Titel: Geschichtliche Bilder und Skizzen*) veröffentlicht. Von demselben Verfasser existirt schon eine ganze Reihe solcher Bände gesammelter Vorträge und Abhandlungen und durch sie mehr als durch größere Werke hat er sich einen Namen gemacht. Man hat ihn deswegen ironisch als historischen Essayisten bezeichnet und Heigel akzeptirt diese Charakterisirung bereitwillig, indem er Essays als kürzere Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in gemeinverständlicher Darstellung definirt. Es wird auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nichts dagegen einzuwenden sein, daß, während die meisten Historiker nur größere Werke mehr oder weniger gelehrten Charakters verfassen, einige es sich zur Aufgabe machen die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über einzelne Punkte

*) München, Verlag von J. F. Lehmann. 6 M.

und Fragen in allgemein verständlicher Form gebildeten Lesern vorzulegen. Von solchen Sammlungen verschiedenartiger Aufsätze gilt recht eigentlich das Wort des Dichters: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen," und die Mannigfaltigkeit lockt und regt viele Leser an. Natürlich wird in einer solchen Sammlung von Aufsätzen nicht alles von gleichem Werthe und Interesse sein, wenn nur das Anziehende und Gute überwiegt, wird man befriedigt sein. Das gilt von der vorliegenden Sammlung in vollem Maße, sie enthält des Interessanten und Belehrenden sehr viel. Es kann nicht unsere Aufgabe sein hier alle in dem Bande enthaltenen Aufsätze aufzuführen und zu besprechen, wir heben nur einige der beachtenswerthesten hervor, um eine Vorstellung von dem vielseitigen Inhalt des Buches zu geben. Ein Theil der Aufsätze beschäftigt sich mit baierischen Kulturverhältnissen der Vergangenheit, unter diesen ist besonders die Abhandlung über das große Denkmal Kaiser Ludwig's des Baiern in der Münchener Frauenkirche, das sogleich jedem Besucher der Kirche in's Auge fällt, lesenswerth. Auch die auszugsweise mitgetheilten Aufzeichnungen des alten baierischen Soldaten Joseph Deifel aus den Feldzügen von 1809—1815 sind für den damals im baierischen Heere herrschenden Geist und die Auffassung des einfachen Mannes sehr charakteristisch. Von allgemeinerem Interesse ist zunächst der Aufsatz: zur Charakteristik Kaiser Leopolds I., worin Heigel gegenüber der sehr ungünstigen Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten und der Regententhätigkeit des Kaisers namentlich durch hervorragende preußische Historiker, auf Grund der eigenhändigen Korrespondenz Leopold I. mit dem Grafen Poetting des Herrschers Persönlichkeit in ein weit günstigeres Licht zu stellen unternimmt. Was dann der Verfasser weiter über die blutige Niederwerfung des Strelitzenaufstandes von 1698 durch Peter I. nach dem seltenen Reisewerke Johann Georg Korbs berichtet, bietet zwar nichts Neues, ist aber doch lesenswerth, zumal Heigel darin bisher unbekannte Mittheilungen über Korbs Lebensverhältnisse bietet. Weiter liefert der Verfasser in einem kleinen Aufsatz den Nachweis, daß die bekannte Erzählung, Papst Clemens XIII. habe dem österreichischen Feldherrn Daun zur Bekämpfung Friedrichs des Großen einen geweihten Degen geschickt, der historischen Begründung entbehre. Anziehend, wenn auch natürlich nicht erschöpfend ist der Essay über die französische Revolution und die bildende Kunst. Eine eingehende Charakteristik und Würdigung widmet endlich Heigel dem berühmten französischen Schriftsteller und Historiker Hippolyte Taine. Er stellt Taine sehr hoch, höher als es uns richtig scheint, denn ein so tiefer Geist und politischer Kopf wie Alexis von Tocqueville war Taine nicht, aber er übergeht doch auch die Schwächen und Mängel der Geschichtsauffassung des

französischen Historikers nicht. Das merkwürdigste Stück des ganzen Bandes ist wohl der letzte Aufsatz: Ein Reich, — ein Recht. Heigel hat diese Abhandlung 1872 in Folge Aufforderung des damaligen Justizministers Pfeufer, der die Frage ausdrücklich von einem Nichtjuristen behandelt sehen wollte, geschrieben, dieselbe ist dann dem Könige Ludwig II. von Baiern vorgelegt worden. Es handelte sich damals um die Begründung der Rechtseinheit im neuen deutschen Reich und Heigel giebt in diesem Aufsatze eine Uebersicht der Bestrebungen von Seiten der deutschen Juristen wie der Regierungen um die Herbeiführung eines einheitlichen allgemeinen deutschen Zivilrechts, wobei er besonders die Thätigkeit der baierischen Regierung in dieser Frage hervorhebt. Es kam damals darauf an Ludwigs II. Zustimmung zur großen Justizreform zu gewinnen und dies gelang auch, wozu Heigel's Darlegungen wohl nicht wenig beigetragen haben. Die von uns gegebenen Hinweisungen auf den Inhalt des Buches werden genügen, unsere Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen. Die Darstellung des Verfassers ist klar und ansprechend, der Stil bisweilen etwas gekünstelt und nicht frei von gesuchten und gezierten Wendungen.

Von der großen Menge von Biographien aller Art, welche die Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Martin Luthers 1883 hervorgerufen hat, sind die meisten, nachdem die Festtage verrauscht waren, dem verdienten Schicksal der Vergessenheit anheimgefallen. Nur wenige haben sich durch ihren inneren Werth behauptet. Zu diesen gehören in erster Reihe das vortreffliche Leben Luthers von Theodor Kolde und das damals als Festschrift von der Stadt Berlin herausgegebene Buch des Professors Max Lenz, Martin Luther,*) das soeben in dritter, verbesserter Auflage erschienen ist. Lenz's Schrift beruht auf genauer Kenntniß und sorgfältiger Durchforschung des gesammten reichen Stoffes und behandelt des Reformators Leben in klarer und einfacher Sprache, aber mit warmer und lebendiger Theilnahme. Der Verfasser hat in dieser neuen Auflage Manches nach den Resultaten späterer Forschungen berichtigt und ergänzt und sein Buch, das nur mäßigen Umfang hat, kann Allen, die sich über Luther's Leben näher unterrichten wollen, als zuverlässiges Hilfsmittel lebhaft empfohlen werden. Als ein Mangel des sonst verdienstlichen Buches müssen wir es bezeichnen, daß darin die verschiedenen Abschnitte von Luther's Leben ungleich behandelt sind. Daß seine Jugend und seine Entwickelung zum Reformator sowie seine großartige Wirksamkeit bis zum Jahre 1525 eine ausführliche Darstellung erhalten ist ganz in der Ordnung, aber nicht zu billigen

*) Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. 3 M.

ist es, daß die letzten 14 Lebensjahre Luther's von 1532—1546 auf elf Seiten abgethan werden. Luther's spätere Lebenszeit steht ja allerdings hinter den früheren Epochen an weltgeschichtlicher Bedeutung zurück, aber sie ist immer noch wichtig und inhaltreich genug, um eine eingehende Schilderung zu verdienen. Hoffentlich hält sich die neueste Lutherbiographie von Arnold Berger, die erst bis zum Jahre 1525 reicht, von diesem Fehler frei. Wieviel werthvolle und bedeutende Biographien Luther's wir auch schon besitzen, eine Lebensschilderung des großen Reformators, die nach Inhalt und Form seiner vollkommen würdig wäre, bleibt doch noch erst zu schreiben.

Das Lebensbild Pauline Cravens, geborenen Gräfin La Ferronays, von der Herzogin Teresa Fieschi Ravaschieri in deutscher Uebertragung von Marie von Kraut*) versetzt uns in eine uns fremde Welt. Pauline Craven ist durch ihre Schriften nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland bekannt und ihre Biographie kann daher auf ein allgemeines Interesse rechnen. Wir werden in eine alte legitimistische Adelsfamilie Frankreichs von streng katholischer Gesinnung und warmer, tiefer Frömmigkeit eingeführt, zwischen deren Familiengliedern die innigste Liebe herrscht. In diesem Kreise wuchs Pauline auf; über ihre Jugendentwickelung erfahren wir leider so gut wie garnichts. Während die meisten ihrer Geschwister in der Jugendblüthe starben, erreichte Pauline ein hohes Alter. In ihr war ein tiefes religiöses Gemüth und ein lebendiger Geist, aber auch, wie in allen ihren Geschwistern, ein lebhafter propagandistischer Zug, eine Neigung ihr nahestehende Andersgläubige für ihre Kirche zu gewinnen. Als sie sich mit dem Engländer Augustus Craven vermählt hatte, wurde ihr Gatte bald trotz des Widerspruches seines Vaters und der von diesem angedrohten und später auch ausgeführten Enterbung zur Annahme des katholischen Glaubens bewogen. Seitdem führten die Gatten ein unstätes Wanderleben, oft lange getrennt weilten sie meist in Italien und zwar in Neapel oder in ihrer schönen Villa am Meer, dann wieder in London und Paris oder Pauline hielt sich auch längere Zeit in ihrem väterlichen Schlosse zu Boury in der Normandie bei den Ihrigen auf. In Frankreich stand sie in lebhaftem Verkehr mit dem Grafen von Montalembert und dem berühmten Dominikaner La Cordair, den edlen Vorkämpfern der politischen Freiheit und zugleich eines idealisirten Katholizismus; diese Männer wirkten entscheidend auf ihre kirchlichen und politischen Anschauungen ein. Ihr hochgebildeter Geist lebte ganz in der idealen Welt und der lebhafte Gedankenaustausch mit geistreichen, klugen Männern und

*) Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 3 M.

Frauen war ihr Bedürfniß; dabei war sie eine reine liebeerfüllte Seele, deren Streben stets auf das Ewige sich richtete. Durch ihren langen Aufenthalt in Italien gewann Pauline eine warme Zuneigung zu diesem schönen Lande und zum italienischen Volke, sie begrüßte daher die Einigung Italiens, wie sie sich seit 1859 vollzog, mit großer Freude. Sie kam dabei allerdings mit ihrem katholischen Bewußtsein in Konflikt und empfand oft Gewissensbisse wegen ihrer Zustimmung zu dem italienischen Einheitswerke; Rom freilich mußte nach ihrer Ueberzeugung dem Papste verbleiben und sich selbst regieren. Als sich daher die Italiener 1870 auch Roms bemächtigten, verursachte ihr das zwar viel Schmerzen und Sorge, aber sie hielt an dem Glauben fest, es werde doch noch einmal zur Aussöhnung zwischen Italien und der Kirche kommen. Pauline Craven mußte wegen dieser ihrer italienfreundlichen Haltung von ihren streng kirchlichen Verwandten und Bekannten viele Vorwürfe erdulden. Ihr Mann büßte durch unglückliche Spekulationen den größten Theil seines Vermögens ein, die Gatten sahen sich in Folge dessen genöthigt ihre neapolitanischen Besitzungen zu verkaufen und ihren Wohnsitz in Paris zu nehmen; doch hat Pauline noch mehrmals Italien auch nachher besucht. Interessant sind die Mittheilungen der Herzogin Fieschi über Paulinen's Haltung während des Vatikanischen Konzils, dessen Verlauf sie in Rom selbst mit der größten Spannung und Sorge verfolgte. Sie stand ganz auf Seiten der Opposition gegen die Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, deren Häupter sich oft in ihrem Hause zusammenfanden. Wie sie die Verkündigung der päpstlichen Infallibilität aufnahm, wie sie sich später zum neuen Dogma stellte, erfahren wir leider nicht. Die Herzogin geht darüber mit vorsichtigem Schweigen hinweg, jedenfalls trennte sich Pauline von der römischen Kirche nicht. Auch über den Krieg von 1870 werden uns mancherlei Aeußerungen von ihr mitgetheilt, sie nahm selbstverständlich an dem Unglück ihres Vaterlandes den lebhaftesten Antheil; in einem Briefe vom März 1871 aus Baden-Baden spricht sie sich mit unwillkürlicher Anerkennung über die dort abgehaltene Friedensfeier aus. Nachdem sie 1883 ihren Gatten verloren, verbrachte Pauline ihre letzten Jahre in Paris in immer steigender Vereinsamung und starb nach schweren Leiden, gelähmt und der Sprache beraubt, 1891 in hohem Alter. Erst spät hatte sie trotz ihrer glänzenden Begabung sich entschlossen als Schriftstellerin aufzutreten; sie schrieb zuerst für ihre Familie den Recit d'une soeur und übergab dann das Buch 1866, umgearbeitet und erweitert, der Oeffentlichkeit. Diese ergreifende Schrift, in der sie das Leben ihres früh vollendeten Bruders und ihrer Schwester schildert, fand den allgemeinsten Beifall, erhielt den Preis von der Academie française und verschaffte der

Verfasserin einen Weltruf. Pauline Craven hat später das Leben des Grafen von Montalembert, der Natalie Narischkin, der Lady Fullerton beschrieben und ist durch ihre Erzählungen Fleurange, le mot de l'enigme, le Valbriant und andere die Begründerin des christlichen Romans in Frankreich geworden; sie hat nicht ohne Erfolg der materialistischen Lebensauffassung und der Verherrlichung der brutalen Sinnenlust entgegengewirkt. Auch ihre Reminiscences, souvenirs d' Angleterre et d' Italie enthalten viel Schönes. Die Biopraphie der Herzogin Fieschi zeichnet sich durch warme Liebe und Verehrung für die verewigte Freundin aus, leidet aber an manchen Mängeln. Es fehlt dem Buche an geschlossener Komposition, Zeitangaben finden sich nur selten, wie sich denn in der Vernachlässigung der Chronologie die Frau zeigt. Auch ist zuviel rein Persönliches mitgetheilt, während nicht weniges, was man gern wissen möchte, übergangen oder verschwiegen wird. Man vermißt endlich eine scharfe Charakterzeichnung der Heldin, sie wird von der Verfasserin zu sehr als Engel ohne Fehler und Schwächen geschildert. Diese Mängel finden darin ihre Erklärung, daß die Herzogin Fieschi Ravaschieri in dem Buche mehr ihre persönlichen Erinnerungen an die verewigte Freundin als eine vollständige Biographie Pauline Cravens hat geben wollen. Ob die englische Biographie Paulinen's von Maria Bishop ihre Aufgabe vollständig gelöst hat, wissen wir nicht, da uns dies unlängst veröffentlichte Buch bisher noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Jedenfalls ist Pauline Craven eine der edelsten Gestalten der neueren französischen Litteratur, ganz erfüllt von idealem Sinn, voll warmer Menschenliebe, begeistert für alles Schöne und Gute, durchdrungen von echter und tiefer Religiösität; ihr Name verdient es unvergessen zu bleiben. Dem vorliegenden Buche sind zwei Bildnisse beigegeben, von denen das zweite höchst ausdrucksvoll ist.

Eine kleine eigenartige Schrift hat Johannes Claassen unter dem Titel: Das Licht und die Farben in Natur, Geist und Leben*) erscheinen lassen. Der Verfasser, der mit J. G. Hamann's Anschauungen vertraut ist und in Franz von Baader's Gedankenwelt lebt, will, wie er erklärt, in diesem Büchlein eine Symbolik der Schöpfung, im Spiegel des Gemüths erschaut und im Lichte der Offenbarung erkannt, liefern; ihm sind Natur und Offenbarung nicht Gegensätze, sondern sie stimmen zusammen und jene erhält ihr volles Licht erst durch diese. In seiner Auffassung der Natur berührt sich Claassen vielfach mit Better, er betrachtet die ganze Erscheinungswelt im Lichte und vom Standpunkt der heiligen Schrift. Nachdem er in dem ersten kürzeren Abschnitt über das Licht, dessen Ursprung, Wesen und Wirkungen

*) Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1 M. 50 Pf.

gesprochen, handelt der Verfasser in dem zweiten dem Haupttheile der Schrift von den Farben. Er erörtert zuerst ihren Ursprung und ihr Wesen, spricht sodann über die Körperfarben an sich und in der Natur und handelt zuletzt von den Farben in der Geschichte und von ihrer Bedeutung. Namentlich diese beiden letzten Abschnitte sind sehr interessant und bieten viele geistreiche und tiefe Gedanken und überraschende Kombinationen; mag man auch den Verfasser nicht überall zustimmen, anregend und belehrend sind seine Ausführungen immer. Ein kurzer Abschnitt über das Auge und das Sehen beschließt die kleine, inhaltreiche Schrift. Je weniger die heutige Naturforschung Gott in der Natur zu finden weiß, desto erfreulicher ist es, einem Manne zu begegnen, der mit sinniger Naturbetrachtung tiefen und festen Offenbarungsglauben verbindet. Claassen's Schrift kann allen denen, welche für die behandelten Dinge Sinn und Verständniß haben, angelegentlich empfohlen werden.

Was für die Vergangenheit das Epos, die epische Erzählung war, das ist für die Gegenwart der Roman, nur diese poetische Kunstform vermag der Darstellung des heutigen komplizirten äußeren Lebens und der immer mehr verfeinerten psychologischen Analyse des inneren Lebens der modernen Menschen zu genügen. Die antike Litteratur kennt den Roman in ihrer Blüthezeit garnicht, er erscheint erst, und das ist sehr charakteristisch, in der letzten Zeit ihres Verfalles. Es ist von nicht geringem Interesse, diese antiken Romane, die Schöpfungen des spätgriechischen Geistes, nach Inhalt und Form mit den modernen Werken dieser Art zu vergleichen. Als Hilfsmittel dazu erscheint sehr geeignet die Schrift von E. Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman.*) Allein der Inhalt des Buches entspricht nicht dem Titel, es wird darin nicht eine Uebersicht und Charakteristik des antiken Romans dem Leser geboten, sondern, wie der Verfasser selbst erklärt, nur eine Darstellung des Romanhaften in der erzählenden Litteratur der Griechen; der griechische Roman selbst wird am Schluß der Schrift blos ganz kurz und flüchtig gestreift. Warum der Verfasser, die Aufgabe, die er sich gestellt, nicht gleich auf dem Titel angegeben hat, ist uns unverständlich. Schwartz findet Romanhaftes schon in der Odyssee, spricht dann über die romanhafte Mythologie, wie sie sich durch Hekataeus von Milet entwickelt hat, von Platos Atlantis, und behandelt dann sehr eingehend Xenophons Kyrupädie. Er bespricht weiter die romanhafte Geschichtschreibung und Biographie, deren Begründer Ktesias ist, und erörtert sodann die romanhaften Schilderungen der Thaten Alexanders des Großen. Weiter werden die Reiseromane, an

*) Berlin, Verlag von Georg Reimer. 3 M.

deren Spitze Euhemeros steht, vorgeführt, endlich die religiös-philosophischen Romane, deren Held Pythagoras ist. Am Schluß führt Schwartz scharfsinnig aus, wie der spätgriechische Roman auf's engste mit der kleinasiatischen Rhetorik zusammenhängt. Der Verfasser beherrscht den von ihm behandelten Stoff vollkommen und bietet viele scharfsinnige und belehrende Ausführungen und nicht wenige neue Gesichtspunkte und geistreiche Kombinationen. Gegen manches lassen sich Bedenken erheben und von den Fachgelehrten werden sicherlich verschiedene Einwendungen gegen einzelne Aufstellungen des Verfassers geltend gemacht werden, jedenfalls aber sind Schwartz's Vorträge eine inhaltreiche lesenswerthe Schrift. Nur wenigen Lesern wird es bekannt sein, daß unser Landsmann F. J. Wiedemann, der große Erforscher der finnischen Sprachen, vor fünfzig Jahren eine kleine, noch heute lesenswürdige Schrift über den griechischen Roman veröffentlicht hat, die eine genaue Uebersicht über den Inhalt der einzelnen Werke enthält. Die deutsche Litteratur besitzt übrigens über den griechischen Roman ein klassisches, auf immense Gelehrsamkeit sich gründendes Werk von Erwin Rohde, das aber, obgleich vortrefflich geschrieben, nach seiner ganzen Anlage und dem weitverzweigten Gang der Untersuchung nur Gelehrten und eingeweihten Freunden des Alterthums zugänglich ist.

Mit einem speziellen, wenig beachteten Abschnitt der deutschen Litteraturgeschichte beschäftigt sich die Schrift von E. Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus.*) Diese schwäbischen Dichter, die einem formalen Klassizismus mit didaktischem Inhalte huldigen und unter Klopstock's äußerem Einfluß stehen, sind alle nur nachschaffende Talente, deren poetische Leistungen durchweg von geringem Werthe und daher jetzt vergessen sind. Natur und Freiheit war ihre Losung und Rousseau und Schiller ihre Meister und Inspiratoren, namentlich des letzteren Jugendgedichte haben auf diese klassizistischen Lyriker stark eingewirkt. Der eigentliche Begründer dieser Richtung ist Gotthard Ständlin, der eine zeitlang mit Schiller rivalisirte und zuletzt elend unterging. Der Bedeutendste dieser schwäbischen Klassizisten ist Karl Conz, dessen poetische Thätigkeit die merkwürdigsten Wandlungen durchgemacht hat. Zuerst dichtete Conz Oden, ganz im Ton Klopstock's, wurde dann ein eifriger Nachahmer Schiller's und stand zuletzt völlig unter dem Einflusse der Romantik, er läßt in seinem letzten Gedicht besonders die Einwirkung des so viel jüngeren Uhland erkennen. Die Bedeutung dieser schwäbischen Lyriker für die Litteraturgeschichte beruht einmal darauf, daß das in ihren Poesien sich lebhaft aussprechende Naturgefühl und der lebendige Heimaths-

*) Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer. 1 M.

sinn nicht ohne Einfluß auf Uhland gewesen sind, bei dem sich beides, natürlich vertieft und zu wahrhaft poetischer Empfindung erhoben, wiederfindet. Und dann steht, wie Planck nachweist, in seinen ersten Jugendversuchen Hoelderlin ganz auf dem Boden dieses Klassizismus. Er hat dann in der Zeit seiner kurzen Blüthe die vollendete klassische Form mit dem tiefsten poetischen Inhalt erfüllt und Dichtungen geschaffen, die zu dem Herrlichsten gehören, was die deutsche Poesie kennt; was die schwäbischen Klassizisten erstrebten, aber aus mangelnder Kraft nicht zu erreichen vermochten, das hat dieser „Spätling der Hellenen" zu vollem und unübertrefflichem Ausdruck gebracht. Man folgt Planck's feinsinnigen Ausführungen mit Vergnügen, seine Schrift ist ein Muster sorgfältiger und gründlicher Untersuchung, die sich aber von aller, gegenwärtig so oft bei derartigen Forschungen dem Leser entgegentretenden Pedanterie und Kleinlichkeit gänzlich fernhält; sie behandelt den Gegenstand mit Geschmack und poetischem Verständniß und zeichnet sich durch selbständige Gedanken aus.

Mit vielem Vergnügen haben wir die Novellen von Johannes Bapt. Diel*) gelesen. Der vor mehreren Jahren verstorbene Verfasser hat sich durch eine umfassende Biographie Clemens Brentano's und eine Auswahl aus dessen Werken bekannt gemacht. In den vorliegenden Novellen zeigt sich ein dichterisches Gemüth, eine treffliche Erzählergabe und tiefe Auffassung des Lebens. Eine ernste katholische Frömmigkeit tritt uns überall in dem Buche entgegen, stört aber den Andersgläubigen nicht, da ihr jeder propagandistische Zug fehlt. Der Verfasser hat einen sehr lebendigen Sinn für das Volksthümliche und Ursprüngliche und tiefes Naturgefühl, das sich nicht selten in feinen und ernsten Gedanken ausspricht. Eine Reihe schöner stimmungsvoller Lieder, die manchmal an Eichendorff erinnern oder den Klang echter Volkslieder haben, durchzieht die Novellen. Der Inhalt derselben ist meist einfach, ohne große Verwickelungen, aber dennoch anziehend. Der Geist unschuldsvoller Reinheit herrscht in allem, schwere Konflikte kommen selten vor. Als ein Mangel der psychologischen Auffassung und Charakteristik muß es bezeichnet werden, daß die Personen in den Novellen entweder als sehr gut oder durchaus schlecht erscheinen, während Charaktere, in denen sich Gutes und Böses mischt, die Ausnahmen bilden. Auch die Gabe des Humors besitzt der Verfasser und verwendet ihn in der Erzählung „Musikantenleben" zu ergötzlichen Schilderungen; auch die Novelle „Johannes Jodocus", eine der besten der Sammlung, ist von ihm durchzogen. Die beiden historischen Novellen, „Der Steinmetz von Köln" und „Aus westphälischen Forsten" sind sehr

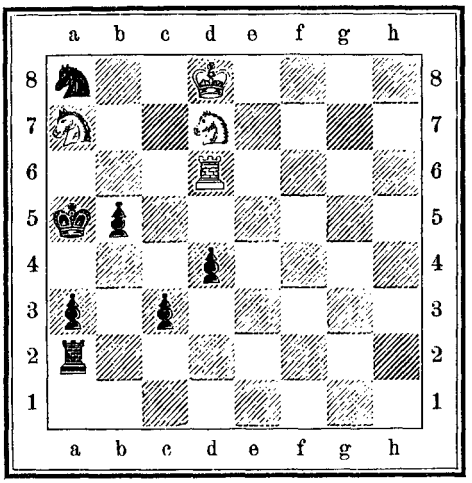
*) Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung. 3 M.

gelungen; die erste führt den Leser in das Leben und Treiben der Steinmetzhütten des Mittelalters ein, die zweite führt in ergreifender und anschaulicher Schilderung den Zustand allgemeiner Zerstörung unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege vor. Auch die Erzählung vom Zigeunerknaben ergreift durch ihre schlichte Einfachheit und ihren wehmüthigen Ausgang. Wer noch Sinn für Schilderungen reiner, unzerrissener, auf dem festen Grunde religiösen Glaubens ruhender Lebensverhältnisse hat, der wird an Diel's Novellen rechte Befriedigung finden; vor allem sind sie zur Jugendlektüre geeignet. Es wird viele Leser in Erstaunen setzen, wenn wir ihnen zum Schluß sagen, daß Diel Jesuit war. Indessen ist das nur ein neuer Beweis für die Thatsache, daß es auch in diesem uns Protestanten am feindseligsten gegenüberstehenden katholischen Orden stets Männer gegeben hat, denen dichterische Begabung und Sinn für das Allgemeinmenschliche und das allen Christen Gemeinsame eigen gewesen sind; das hat in Bezug auf Jakob Balde schon Herder gezeigt, das gilt auch von J. B. Diel.

H. D.

Schach.

Aufgabe Nr. 11.
Von A. Burmeister in Reval.
(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 8:

1. b6—b7 Kc6—c7 2. Tf5—f7† beliebig 3. b7—b8 S oder Lb4—d6 oder b7—b8 D matt. 1. ..... Kc6—d7 2. b7—b8D beliebig 3. Db8—c8 matt.

Richtige Lösungen sandten ein die Herren: Pastor O. Undritz in Reval und stud. med. E. Luftwerk in Dorpat.

Berichtigung. Wie Herr F. Amelung uns freundlichst schreibt, läßt die Aufgabe Nr. 9 leider eine partielle Nebenlösung zu. Wir drucken daher nachstehend die Korrektur zu dem genannten Problem ab: Weiß: Ka1, Dg8, Lb7, Lh2, Ba6, Bc7. Schwarz: Ka7, Lh6, Sf2, Sf7, Ba4, Bc4, Be5, Bg5. Matt in drei Zügen.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 27. Сентября 1897 г.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Aesthetische Stimmungen.

Humor weiß schwebend über Gründen
Mit jedem Leid sich abzufinden;
Weiß jeder Krankheit beizukommen,
Den Tod nicht einmal ausgenommen;
Mich dünkt, er sehe dann und wann
Sich selber über die Achsel an.

Auf einem Aste sitzt der Witz
Und läßt die Pfeile, o so spitz!
Vom Bogen einen nach dem andern
Vergnüglich in die Weite wandern.
Wenn Reim nnd Rhythmus sie beschwingen,
Daß sie in edle Theile dringen;
Dann kichert er, im Baum versteckt,
Und hat gleichwohl noch nicht entdeckt,
Daß an dem Sitze, seinem Ast,
Sarkasmus und Satire sägen,
(Galläpfel bilden ihre Mast).
So sehr er allen überlegen,
So kurze Zeit währt sein Triumph;
Schon gähnet unter ihm der Sumpf.

Doch unverwundbar schaut in Ruh
Dem Witz aus klarer Ferne zu
Und schmunzelt, wie er fällt vom Ast,
Die Ironie im Eispalast.

Gregor von Glasenapp.

Berliner Kunstbrief.

Modernes Plakatwesen.

Seit einer längeren Reihe von Jahren zeigt sich in Deutschland eine erfreuliche kunstgewerbliche Bewegung, die sich in immer steigendem Maße bethätigt, in der Litteratur so gut, wie in der Praxis, im Bauwesen, Wohnungseinrichtungen u. s. w. Nicht bloß, daß in Kunstzeitschriften den angewandten Künsten immer mehr Raum gewährt wird, es wächst auch die Zahl der allgemeinen kunstgewerblichen Zeitschriften, während es ja richtige Fachjournale — allerlei gewerbliche Zeitungen — schon längst in Hülle und Fülle giebt. Doch diese kommen hier nicht in Betracht. Wohl aber solche Organe, wie das des Berliner Vereins für deutsches Kunstgewerbe, das bei Seemann in Leipzig erscheinende, vom Baukünstler Karl Hoffacker redigirte „Kunstgewerbeblatt" und die „Zeitschrift des Kunstgewerbevereins München." Mit Beginn dieses Buchhändlerjahres, also mit dem Oktober, haben sich an ihre Seite zwei neue sehr beachtenswerthe Unternehmungen gestellt: die „Deutsche Kunst und Dekoration" im Verlage von Alexander Koch in Darmstadt, und „Dekorative Kunst", im Verlage von F. Bruckmann, München, die im Gegensatz zur Koch'schen Zeitschrift, internationaler sein will. Beide Ausgaben präsentiren sich sehr vornehm und reichhaltig. Das weltbekannte englische Journal „The Studio" schwebt ihren Herausgebern als Vorbild vor. Wenn man will, gehört auch die ebenfalls noch recht junge, im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinende „Zeitschrift der Bücherfreunde" hierher, wenngleich sie nur auf dem Gebiet der Buchausstattung — Einband und graphische Ausstattung, Ex libris u. s. w. — sich mit dekorativer Kunst beschäftigt.

Und nun beginnt seit Kurzem die Bewegung auch auf das Gebiet des Reklamewesens hinüberzugreifen und Etiketten und Affichen, das Innenplakat und der Maueranschlag fangen auch in Deutschland an, ein mehr künstlerisches Gepräge zu zeigen. Was aber in Westeuropa überhaupt schon in dieser Hinsicht geleistet wird, davon wird man nächstens auch in Rußland sich zu überzeugen Gelegenheit haben. Neulich ging durch die Blätter eine Notiz, wonach in diesem Winter in St. Petersburg eine große internationale Plakat-Ausstellung veranstaltet werden soll. Hoffentlich wird sie recht anregend wirken, denn in Rußland bleibt ja nach dieser Richtung hin noch so ziemlich Alles zu thun übrig, und ist das Plakat fast eine ganz fremde Erscheinung, mag auch ab und zu eine ausländische Reklameaffiche ihren Weg dorthin gefunden haben. Die einheimische Produktion ist aber eigentlich noch gleich

Null, wenn wir von einigen Plakaten zur Veranstaltung von Kostümfesten absehen.

Jedoch ist der große Aufschwung des Plakatwesens in Westeuropa selbst erst noch recht jungen Datums, obschon das so oft spöttelnd angewandte Wort: „Schon die alten Griechen kannten" am Platze ist auch in Bezug auf die Kunst der Plakatmalerei. Freilich nicht ohne eine gewisse Einschränkung. Die Maueraffiche war, wie mancherlei Ausgrabungen ergeben haben, in der That schon den Völkern des Alterthums bekannt. Es war da zumeist eine in die Mauer, oder wo sonst es sei, eingegrabene Anpreisung oder auch bloß Ankündigung, Geschäftsadresse u. s. w. Diese Mauerinschrift berührte sich also vielfach mit der Bedeutung des heutigen Ladenschildes. Als Reklamemittel machte die öffentliche Ankündigung wohl in demselben Grade Fortschritte, als die Ausgestaltung des Handels und seiner Wege. Ihre Ausdrucksweise war aber im Laufe der Jahrhunderte gar verschieden und es ist ein langer Zeitraum, der das gesprochene Wort, dann das geschriebene und gemeißelte von dem gedruckten Text in riesengroßen oder auffällig gestalteten Buchstaben, endlich von dem Bilde im Dienste der Reklame trennt.

Diese letzte Phase aber ist doch schon viel älter, als gemeinhin angenommen werden mag und die mechanisch vervielfältigte, öffentlich an vielen Stellen angebrachte oder auch direkt in's Haus versandte „Affiche" begegnet uns immerhin bereits vor mindestens hundert Jahren als eine keineswegs seltene Erscheinung, zumal seit der Verbilligung des Holzschnittes. Mit der Entwickelung des Vervielfältigungswesens auf dem Gebiete des Drucks geht überhaupt Hand in Hand auch die der gedruckten Reklame. Da war denn von tiefeinschneidender Bedeutung die Erfindung der Lithographie durch Alois Senefelder, deren hundertjährigen Gedenktag wir kürzlich gefeiert haben. Einen weiteren Schritt vorwärts that man, als die Photographie dem Vervielfältigungsverfahren eine große Anzahl neuer Wege erschloß.

Farbige lithographische Ankündigungen mögen im Ganzen schon etwa 60 Jahre alt sein. Zuerst bediente sich ihrer wohl ausschließlich der Buchhandel. Doch blieb auch auf diesem Gebiete die farbige Lithographie zunächst nur eine Ausnahme und der Schwarzweißdruck war die Regel. Da diese Plakate oder Ankündigungen in den Dienst der Erzeugnisse geistiger Arbeit gestellt wurden, so trugen sie auch zumeist ein künstlerisches Gepräge, wie denn in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts u. A. der berühmte französische Künstler Gavarni gerade auch als buchhändlerischer Plakatzeichner sich hervorthat und unvergessen bleibt. Der Stand des damaligen Vervielfältigungsverfahrens legte aber dem Künstler natürlich eine gewisse Beschränkung auf. Sie lieferten nicht bloß

den Entwurf, die Originalzeichnung, sondern fertigten auch selbst die Vervielfältigung an und diese ihre Blätter waren durchweg Handarbeit. In Folge dessen war das Format der Blätter klein und ihre Anzahl gering.

* * *

Dann trat der große Umschwung ein. Schlag auf Schlag folgten sich die Erfindungen und Vervollkommnungen, die den schaffenden Künstler entlasteten, freilich aber auch seiner Originalarbeit und deren ersten Abdrücken einen ganz besonderen Werth verliehen. Von besonders großer Bedeutung für die Entwickelung des Plakates aber war die Engelmann'sche Erfindung des Farbendrucks. Der Schwarzdruck allein machte es noch nicht. Dahinter war man schon längst gekommen. Erst die Chromolithographie regte die Künstler an, immer neue Motive zu suchen und zu finden.

Wenn früher der Buchhandel und daneben auch das Theaterwesen fast ausschließlich sich des Reklamemittels des Maueranschlags oder der in großer Zahl verbreiteten Affiche bedienten, so bemächtigten sich seiner allmählich auch andere Handelszweige und die Industrie. Zuerst nur in der Form der Etikette, die dann in größerem Format mitunter auch direkt versandt und den Waaren beigepackt wurde, endlich aber in prangendem Farbenschmuck an den Mauern und Annoncensäulen erschien. Es heißt, daß hierin England den übrigen Ländern vorangegangen sei. Das mag sein. Aber so recht populär wurde die Kunst der Plakatmalerei erst in Frankreich und bis auf unsere Tage schreitet die Kunst der Franzosen auf diesem Gebiet an der Spitze. Dort zuerst, obgleich große Formate schon in England bekannt waren, wurde die moderne Form des Maueranschlags ausgestaltet; dort zuerst scheuten sich erstklassige Künstler nicht, solche scheinbare Eintagsfliegen des Kunstschaffens herzustellen; dort zuerst erreichte dieses Schaffen allgemeinstes Interesse und wurde das „Plakat" zu einem Gegenstand, dem Kritik, Kunstfreunde, Sammler in gleicher Weise ihre Aufmerksamkeit zuwandten.

Freilich allzulange ist das Alles auch dort nicht her und es knüpft sich diese neueste Phase modernen Affichenwesens an den Namen Jules Chéret. Er erweiterte das Gebiet des buntfarbigen Maueranschlages, man möchte fast sagen bis zum Unbegrenzten. Unter der Voraussetzung jedoch, daß jedes Mal die richtige Ausdrucksform gefunden wurde. Da ihm das fast immer gelang, so erscheints auch durchaus begreiflich, daß dieses Reklamemittel als eines der wirksamsten einen ungeahnten Aufschwung nahm. Wie sollte es auch nicht wirken? Was konnte die Aufmerksamkeit des großen Straßenpublikums mehr fesseln, als diese riesengroßen Bogen mit den so bunten und doch so harmonisch farbigen Figuren

von pikantestem Reiz und treffendster Beziehung zu dem Gegenstande, für den sie Reklame machen sollten. Chéret war unendlich geschickt und findig. Wenn auch einseitig in seinen Ausdrucksmitteln, wußte er doch in jedem einzelnen Falle das Richtige zu treffen. Das ganze Reich des Vergnügens und der Freude — von den ernsten Theatern an bis zu den Spezialitätenbühnen, dem Zirkus und den Ballokalen — Festlichkeiten aller Art, Buchhandel und Kunstausstellungen, Schneiderei und Moden, Maschinenindustrie und Beleuchtungswesen, Parfümeriewaaren und Drogen, Nahrungsmittel und Badeörter u. s. w. — nichts giebt es, was Chéret nicht im Rahmen der Plakatkunst zu erfassen und ebenso künstlerisch, als im Sinne der Reklame wirksam zu behandeln wußte. Die Zahl seiner derartigen Arbeiten beläuft sich denn auch schon auf nahezu tausend. Plakate waren schon vor der Zeit, als Chéret's Name in aller Leute Mund war und jedes neue Blatt von ihm ein künstlerisches Ereigniß bedeutete, gesammelt worden; es waren sogar schon Sammlungen verkauft worden und es hatten auch Ausstellungen von Plakaten stattgefunden. So, in Paris, 1884 und dann während der letzten Weltausstellung dort 1889. Um die Wende dieses selben Jahres aber auch veranstaltete Chéret eine Sonderausstellung seiner Arbeiten, fertiger Plakate, Entwürfe, Studien zu ihnen, u. s. w. Der Erfolg war geradezu großartig. Und von diesem Augenblick an datirt der ungeheure Aufschwung, den das gesammte Plakatwesen, zunächst in Frankreich, dann auch in anderen Ländern genommen hat und noch täglich nimmt. Heute zählt man dort schon über 200 Plakatkünstler, giebts eine Menge von eifrigen Sammlern, die eigene Organe besitzen, wie „l'Affiche illustrée" und „Les maîtres de l'Affiche"; finden regelmäßig Plakatausstellungen statt; bestehen Geschäfte, die ausschließlich mit Plakaten handeln und haben diese ihren Börsenkurs, wie die Briefmarken auch, wobei Seltenheit des Blattes, Phase des Plattendrucks, Unterschrift u. s. w. den Ausschlag geben; giebts endlich auch schon eine ganze Litteratur der Plakatkunst.

Und es sind erste Namen im Reiche der Zeichen- und Malkunst, die die Gefolgschaft Chéret's bilden, für ihre Entwürfe aber allerdings auch 1500—5000 Francs erhalten. Unter ihnen begegnen wir gar denen Puvis de Chavanne's, Rochegrosse's, Rafaelli's, Besnard's und anderer Historien- und Genremaler. Daß sich die vornehmsten Zeichner der großen Witz- und Karrikaturenblätter und anderer illustrirter Journale schon längst in den Dienst des Plakates gestellt haben, versteht sich von selbst. Ich nenne Künstler wie Caran d'Ache, Grosset, Toulouse de Lautrec, Forain, Bac, Steinlen, Georges Meunier, Mucha, Chaubrac, Schwabe, Willette, Vallaton, Guillaume, Aman-Jean, Lefèvre, Géorges du Feure ꝛc... Und wieviel verschiedene Richtungen stellen diese Künstler dar.

Denn es wäre die Voraussetzung grundfalsch, als zögen sie alle in künstlerisch-stilistischer Beziehung an einem Strang. Das ist durchaus nicht der Fall. Wir finden unter ihnen Vertreter der präraefaelitischen und der archaisirenden Richtung, des Symbolismus und Mystizismus ebenso gut, wie des liebenswürdigen Realismus und der pikanten Frivolität, eines pessimistischen Naturalismus und trockenen Humors und einer beißenden Satire. Alles aber im Rahmen des Plakatstils.

* * *

Mag auch, wie gesagt, das Plakat in unserer heutigen modernen Auffassung thatsächlich, wenn auch vereinzelt, in England früher aufgetreten sein, als in Frankreich — tonangebend und wegweisend ward und blieb doch dieses für die britischen Künstler sowohl, als für die anderer Länder, bis in unsere Tage hinein. So auch für die Deutschlands, wo sich eben jetzt ein frisches Leben auch auf diesem Gebiete der angewandten Kunst zu zeigen beginnt. Wenigstens fehlt es hier nicht mehr gänzlich an Anregung einerseits und andererseits an Künstlern, die sich gern in den Dienst dieser Sache stellen, wenn auch das Können noch lange nicht immer, oder sogar nur sehr selten, dem Wollen entspricht und zudem größtentheils das Beste, was bisher geliefert worden, noch durchaus von Frankreich sich abhängig zeigt. Das ist nun freilich weiter kein Unglück. Denn gut ist das Vorbild in vieler Beziehung gewiß und allmählich tastet man an seiner Hand sich wohl bis zur nationalen Eigenart durch, in der sowieso für die Frivolität gerade der Plakate der Chéret-Schule kein Platz ist.

Den Beginn mit der Anregung machten wohl einzelne kunstsinnige und kunstverständige Parisreisende. Sie brachten Blätter mit und fingen an zu sammeln, verführt durch den künstlerischen Reiz der Arbeiten dortiger Maler. Nicht bloß Privatleute, nein vor Allem Vorsteher und Beamte der Kunstgewerbemuseen, die denn auch gleichzeitig, wie z. B. Direktor Jessen vom Berliner Museum, Professor Ferd. Luthmer in Frankfurt a. M., Dr. L. Sponsel in Dresden u. A., in Wort und Schrift für die gute Sache zu wirken suchten. Und zwar mit großem Erfolg. Die Plakatausstellungen im hiesigen Kunstgewerbemuseum — um nur ein derartiges Unternehmen zu nennen — fanden beim Publikum und vor Allem in Künstlerkreisen viel Anklang. Industrielle und Verleger thaten einsichtsvoll ein Uebriges. Giesecke und Devrient, sowie Grimme und Hempel, zwei rührige Leipziger Firmen veranstalteten Preisbewerbungen; Albert Langen in München, der feinsinnige und wagemuthige Herausgeber des geistvollen und sarkastischen „Simplicissimus," und Georg Hirth, der vielseitige, kunstbegeisterte Verleger der reizvollen „Jugend," wußten eine

ganze Corona moderner talentvoller Zeichner um sich zu scharen; S. Fischer, auch Schuster & Löffler in Berlin, die beiden Hauptverleger der Litteratur der „Modernen", suchen durch Bestellungen kleinerer Buchplakate und Titelblätter fördernd zu wirken; M. Fischer, ebenfalls hier ansässig, hat ein Bureau für Vertrieb von Plakaten eröffnet; Robert Exner, der im Begriffe steht, zur Hebung und Entwickelung rationellen Reklamewesens unter dem Titel „Propaganda" eine besondere Zeitschrift in vornehmer Ausstattung herauszugeben, fügt ihr als Beilage eine „Internationale Plakat-Gallerie" bei, die treffliche Muster nebst erläuterndem Text bieten wird; Gerhard Kühtmann in Dresden endlich legt durch Herausgabe eines monumentalen Werkes, auf das ich später noch eingehender zu sprechen komme, den Grund zu einer systematischen Fortentwickelung der Plakatmalerei in Deutschland. Dazu kommen dann die Preisbewerbungen, die mancherlei industrielle Firmen ausschreiben, wie z. B. neuerdings die Pianoforte-Firmen von Schiedmayer in Stuttgart, R. Ibach in Barmen, Ernst Kaps in Dresden. Auch alle größeren Ausstellungsunternehmungen der letzten 3—5 Jahre suchten mit ihren Plakaten, die entweder direkt bestellt wurden, oder auch das Resultat von Preisausschreibungen waren, neue Wege einzuschlagen.

Und wirklich begegnen uns auf diesem Gebiete auch in Deutschland schon Namen von lautem Klang. Franz Stuck z. B., der bekannte Schöpfer u. A. des Plakats für die Münchener Sezession, Josef Sattler, der das Reklameblatt für den „Pan" lieferte, der Berliner Bildnißmaler Hans Fechner haben sich darin versucht. Andere, wie Martin Brandenburg, Baluschek, der ungemein begabte Th. Th. Heine, der das „Simplizissimus"-Plakat mit den beiden rothen wüthig blickenden Doggen, denen die zerrissene Kette nachschleift, ersann, Fidus und Angelo Jank, zwei der besten künstlerischen Mitarbeiter der „Jugend", Klimsch, der Sieger in der Konkurrenz der Brauerei „Schultheiß," Tippel, Koberstein, dann die Dresdener Max Unger, Otto Greiner, Hans Pfaff u. A. arbeiten bereits eifrig in der Plakatkunst. Wieder Andere, wie Ludwig v. Hofmann, Curt Hermann, Edmund Edel, dessen Parodie auf das Sütterlin'sche vielbelachte und vielbewunderte Berliner Gewerbe-Ausstellungs-Plakat von 1896 (der aus dem Erdboden aufragende, hammerbewaffnete nervige Arbeiter-Arm) seinerzeit von sich reden machte, auch Melchior Lechter, der freilich mit dem Plakat für die diesjährige Berliner Kunstausstellung keinen allzu glücklichen Griff gethan hat, u. a. noch berechtigen durch ihre ganze künstlerische Eigenart zu der schönsten Hoffnung, wenn einmal sie sich entschließen sollten, mehr und gründlich sich mit der Sache zu befassen.

Aber im Großen und Ganzen sind zur Zeit wirklich gute

Plakate in Deutschland noch gar selten anzutreffen. Die „Großen" scheuen in der Regel davor, sich mit solcher „handwerksmäßigen Bagatelle" abzugeben. Die „Kleinen" aber, die die Noth gefügiger macht, zeigen noch oft viel Unverstand und sogar erschreckende technische Unvollkommenheit. Sie ahnen es meistens nicht, daß ein gutes Plakat häufig ebenso künstlerisch hoch stehen kann, wie eine große akademische historische Malerei und daß diese oft leichter zu schaffen ist, als jenes. Wieviel Mißgriffe und Unkenntniß noch vorkommen, das haben z. B. die Preisbewerbungen bewiesen, die im Frühling 1896 die hiesige Aktienbrauerei „Schultheiß", ausschrieb und die in diesem Jahr in München für die Arbeits- und Kraftmaschinen-Ausstellung stattgefunden hat.

Und was nun erst unsere lithographischen und ähnlichen „Kunst"-Anstalten betrifft, so thun sie in der Regel fast nichts, um solcher Unkenntniß und solchen Mißgriffen zu steuern. Sie bringen meistens Dutzendwaare auf den Markt, von billigsten und ganz unbekannten Künstlern, wenngleich es natürlich auch Ausnahmen giebt. Ich habe auch schon von Berliner Anstalten Blätter gesehen, die durchaus als gelungen zu bezeichnen sind.

* * *

Aber wann ist denn ein Plakat überhaupt gelungen?

Daß es nicht so leicht ist, ein gutes Plakat zu liefern, wurde bereits betont. Geläuterter Geschmack mit praktischem Sinn, Klarheit und Deutlichkeit mit Geist und Humor müssen sich hier paaren, originelle Erfindung in der Zeichnung durch packenden Farbenreiz unterstützt werden — sonst verliert das Blatt seine Bedeutung. Tausendgestaltig wie die Dinge, für die Reklame gemacht wird, muß auch das Plakat ausfallen und jedes einzelne von ihnen dabei den Nagel auf den Kopf treffen, nicht bloß vom Standpunkt des kunstsinnigen Publikums aus, sondern auch für die große Masse überhaupt und vor Allem in den Augen des geschäftskundigen Auftraggebers. Und Eins vor Allem ist ausgeschlossen — die Langeweile. Wenn das Talent, die Erfindungsgabe, der Geist angeboren sein müssen, so giebts aber eine Reihe anderer dem Plakatstil eigenthümlicher Bedingungen, welche gelernt und angeeignet werden können. Die Mittel, mit denen die Plakatmalerei arbeitet, sind aber ganz andere, als die der Bildermalerei. Gerade in diesem Sinne ist die japanische Malerei mit ihrer dekorativen Flächenwirkung, ihren, wiewohl der Perspektive entbehrenden, aber immer scharf umrissenen Figuren und der feinempfundenen Kontrastwirkung der Farben für die europäische Plakatkunst vorbildlich geworden. Was aus unseren lithographischen Anstalten, unter der Hand der von diesen beschäftigten Zeichner hervorgeht, das krankt aber zumeist immer daran, daß man sich

von der Bildmalerei, ihren Gesetzen und Forderungen nicht losreißen kann. Keine Plakate sind's, sondern Illustrationen, die allenfalls noch als Innenplakat oder als Etikette Verwendung finden könnten. Und nicht einmal das immer, da oft genug der Zweck nicht klar und deutlich genug in's Auge springt. Und doch kann man dicht vor sie hintreten, ja sie in die Hand nehmen und genau betrachten. Aber der Maueranschlag und erst die Giebelreklame, die auf den Vorüberhastenden aus weiterer Entfernung oder von beträchtlicher Höhe aus wirken müssen — sie dürfen immer nur das auch im Fluge zu erhaschende Wesentliche der Erscheinung zum Ausdruck bringen und eben deshalb sollen und können sie nur mit scharf umgrenzten Figuren, deutlicher Zeichnung, wenigen aber sorgfältig im Hinblick auf den Effekt gewählten Farben ihren Zweck erreichen.

Mit drei, vier Farbenplatten, die aber mitunter auch übereinander gedruckt werden, um eine schillernde Wirkung zu erzielen, begnügen sich heute die meisten der großen französischen und englischen Plakatzeichner. Höchstens, daß das ausgesperrte Weiß des Papiers und das Schwarz noch hinzugefügt wird. Welche zahllose Kombinationen und Töne lassen sich aber schon mit drei Farben herstellen.

Von großer Wichtigkeit ist auch die Textfrage. Des Textes kann ja kein Plakat entbehren, bei aller sonstigen Deutlichkeit der Zeichnung. Der Name der Firma, des Theaters, der Titel des Buches oder des Bühnenstückes u. s. w. muß natürlich angebracht werden. Aber möglichst kurz sei der Text, möglichst leserlich und klar. Immer im Interesse des Endzwecks des Plakats — der Reklame. Dazu tritt eine rein künstlerische Forderung: der Text muß in Form und Farben mit der Zeichnung harmoniren. Das ist garnicht so leicht, wie man denkt. Chéret selbst z. B. hatte jahrelang einen besonderen Textzeichner, Mandré. Dabei ist's aber im Uebrigen ganz einerlei, wie und wo der Text angebracht wird, ob in einer der Ecken, oben oder unten als Randleiste, oder frei auf getöntem Hintergrunde erscheinend, oder gar quer über die Zeichnung laufend, mitunter mit ihr in innerem Zusammenhang stehend...

* * *

Allen solchen Bedingungen sucht man im Auslande, vor Allem in Frankreich, schon seit Jahren gerecht zu werden, das, wie bereits bemerkt wurde, tonangebend geworden ist, wenn man auch in anderen Ländern dabei hier und da originalen Zügen und Ausdrucksmitteln begegnen kann.

Nächst Frankreich hat sich die Plakatkunst besonders in England und Amerika entwickelt. Von den englischen Künstlern seien neben

Walter Crane, dem genialen Pfadfinder auf dem ornamentalen Gebiete des Kunstgewerbes, der offenkundige Chéret-Schüler, wenn auch weniger frivole Dudley Hardy, dann Beggarstaff und Greifenhagen genannt, deren Spezialität die grelltönige Riesensilhouette ist. Unter den Amerikanern wandelt W. Bradley in den Spuren der Prärafaeliten, fühlt sich Rhead des Franzosen Grosset Vorliebe für den Stil romanischer Kirchenfenstermalerei — in Bezug auf Farbenwirkung natürlich — verwandt, während manche Andere sich durch Japans Kunstgeschmack haben beeinflussen lassen, wo übrigens das farbige Plakat schon viel früher, als in Europa Bürgerrechte erworben und eine beträchtliche künstlerische Höhe erreicht hatte. Ein großes Verdienst um die Veredelung der Plakatmalerei haben sich in Amerika besonders die Verleger illustrirter Monats- und Zeitschriften erworben. Fast Alle bedienen sich des Reklamemittels des Plakats, aber naturgemäß auf künstlerischem Boden.

In Europa hat, außer England, auch Belgien schon sehr tüchtige Künstler aufzuweisen, die es nicht verschmähen, ihr Können auch auf diesem Gebiete zu bethätigen, wie z. B. Donnay, Meunier, Rassenfosse, Mignot u. A.

Dagegen befindet sich in den übrigen europäischen Ländern die Plakatmalerei meistens noch so ziemlich in den Anfangsstadien. Immerhin hat Italien schon Einiges aufzuweisen, was sich überall sehen lassen kann und — wie namentlich einige Ausstellungsplakate — auch viel hat sehen lassen. Aus Spanien mag vielleicht nur diesem oder jenem Sammler das eine oder andere Plakat zugänglich geworden sein. Was die skandinavischen Länder betrifft, so ist dort in den allerletzten Jahren die Sache scheinbar gut in Fluß gekommen, wie die vielen kontinentalen Reisenden sich bei jedem Gang durch die Straßen Kopenhagens, Christianias, Stockholms überzeugen können. Dabei zeigt sich in Dänemark ein starker französischer Einfluß, während in Schweden, zum mindesten, was die figurale Seite betrifft, das nationale Element im Vordergrund steht. Allgemein gefallen hat das Plakat der diesjährigen großen Jubiläumsausstellung in der schwedischen Königsstadt mit seinen munter wehenden Bannern über dem Hauptausstellungsgebäude. Leider ist mir der Name des Malers entfallen. Auch in Holland und merkwürdiger Weise desgleichen in Oesterreich, wo doch füglich das große dekorative Talent Hans Makart's mehr hätte Schule machen sollen, ist im Ganzen die Ausbeute noch gering...

Doch genug. Wer sich für die moderne Plakatkunst mehr interessirt, den mache ich zum Schlusse noch nachdrücklich auf ein vortreffliches, vorerst schon erwähntes deutsches Werk aufmerksam, das ähnlichen französischen und englischen würdig an die Seite

gestellt werden kann, ja wohl noch mehr bietet, und ganz ohne Zweifel durchaus berufen ist, in weitesten Kreisen Interesse für die Plakatmalerei zu wecken und belehrend zu wirken. Es ist das die im Verlage von Gerhard Kühtmann in Dresden erscheinende, demnächst abgeschlossene Prachtausgabe „Das moderne Plakat" von Dr. Jean Louis Sponsel, Direktorial-Assistent am königlichen Kupferstich-Kabinet zu Dresden, bekannt als einer der eifrigsten Verfechter der Plakatmalerei in Deutschland, wie er denn auch u. A. auf der vorjährigen Berliner Gewerbeausstellung fesselnde Vorträge über die Sache gehalten hat. In Quartformat, mit ca. 260 Textillustrationen und nicht weniger als 52 ganz ausgezeichneten farbigen Steindrucktafeln geschmückt, bietet dieser Band von über 300 Seiten eine Darstellung des Plakatwesens in den hauptsächlichsten Ländern. Wie die mir heute schon vorliegenden Bogen beweisen, ist diese Darstellung ebenso fesselnd und elegant in der Form, wie unterrichtend und kenntnißreich in Bezug auf den Inhalt. In richtiger Würdigung des Einflusses japanischer Kunst auf diesem Gebiet handelt der erste Abschnitt von dem Plakatwesen in dem fernen östlichen Kulturlande. Es folgt dann in sehr eingehender Darstellung Frankreich, Belgien u. s. w. Alle hauptsächlichsten Plakatzeichner werden eingehend charakterisirt, mitunter wird ihnen sogar selbst das Wort überlassen; einzelne besonders typische Plakate werden künstlerisch analysirt — kurz das Werk, dessen einfachere Ausgabe, in elegantem Einbande, nicht mehr als 70 Rm. kostet, ist wirklich durchaus berufen, einen Platz in der Bibliothek aller kunstgewerblichen Museen und Schulen zu beanspruchen und zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden studienbeflissenen Plakatzeichner zu werden. Möge es auch in den Ostseeprovinzen die verdiente Verbreitung finden...

J. Norden.

Berlin, im Oktober.

Litterärische Streiflichter.

Die Entstehung und Ausbildung der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Ländern Europas zu erforschen und darzustellen wäre eine ebenso anziehende wie schwierige Aufgabe. Während heutzutage die öffentliche Meinung in den Zeitungen zum Ausdruck kommt, zu einem großen Theil durch sie gemacht wird, wirkte man früher durch Flugschriften, Pamphlete, Lieder und Satiren. Schon im Mittelalter traten in Perioden großer geistiger Erregung zahlreiche Streitschriften an's Licht, die allerdings in erster Linie sich an die Geistlichen wandten und diese zu beeinflussen suchten, so z. B. während des großen Kampfes zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., in dem heftigen Streite zwischen Ludwig dem Baiern und dem Papstthum. Aber erst in der Reformationszeit entstand eine sehr reiche an alle Stände, vornehmlich die Bürger, sich richtende Flugschriftenlitteratur, in der Anhänger und Gegner Luther's sich vernehmen ließen, doch hatten die Ersten bei Weitem das Uebergewicht. Auch vor und während des dreißigjährigen Krieges wurde von den beiden sich in Deutschland bekämpfenden Parteien in zahlreichen Schriften auf die Bevölkerung einzuwirken gesucht. Jedoch das klassische Zeitalter der Flugschriftenlitteratur ist die traurigste Periode der deutschen Geschichte, in der Frankreich unter der Regierung Ludwig's XIV. die Vorherrschaft in Europa hatte und ein Stück des ohnmächtigen und stets uneinigen deutschen Reiches nach dem andern an sich riß. In den zahlreichen, zum Theil von patriotischem Geiste und politischer Einsicht erfüllten Schriften jener Zeit tritt eine wirkliche öffentliche Meinung deutlich zu Tage. Auf diese sehr interessante, die politischen und patriotischen Stimmungen und Anschauungen jener Jahre auf's lebendigste uns vergegenwärtigenden Flugschriftenlitteratur hat zuerst Fr. Rühs in seiner historischen Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland 1815 nachdrücklich hingewiesen und sie für seine Darstellungen verwerthet. In neuerer Zeit hat dann Zwiedineck-Südenhorst sie eingehend in seiner verdienstvollen Schrift: Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwig XIV. 1888 behandelt. Eine kürzere Periode hat die treffliche Arbeit unseres Landsmannes Johannes Haller, die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674, 1892, zum Gegenstande und mit einem noch engeren Zeitabschnitt von wenigen Jahren beschäftigt sich die uns vorliegende Schrift von Karl Hölscher, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs während der Jahre 1681—1684.*) Das darin

*) München, Christian Kaiser. 3 M. 60 Pf.

behandelte Ereigniß erregte die Gemüther der Deutschen jener Tage in hohem Grade, war doch Straßburg des Reiches „Haupt-Haus-Schlüssel" und dieser nun in der Hand des Feindes. Die Entrüstung wandte sich einerseits gegen die Straßburger, die man des geheimen Verrathes zieh, andererseits gegen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der Franzosen, leider aber nur wenig gegen die Schwäche und Ohnmacht des deutschen Reiches selbst. Der Verfasser führt eine große Anzahl gedruckter und ungedruckter Schriften über den Fall Straßburgs auf und giebt aus allen bedeutenderen reichhaltige Auszüge; er hat in seiner Schrift eine fleißige und sorgsame Arbeit geliefert und unsere Kenntniß der damaligen Aeußerungen der öffentlichen Meinungen über die Wegnahme Straßburgs in dankenswerther Weise erweitert und vertieft. Hölscher bietet zur richtigen Würdigung und zum besseren Verständniß der damaligen Lage der Dinge zuerst eine kurze Uebersicht über die Schriften de Cassans und Auberys, welche die Ansprüche Frankreichs an Deutschland behaupteten und vertheidigten; die maßlosen von diesen offiziösen Autoren geltend gemachten Ansprüche mußten auch die gleichmüthigsten Deutschen in Harnisch bringen. Nach ihnen gehörte das deutsche Reich schon lange dem Rechte nach Frankreich, die deutschen Fürsten waren eigentlich französische Lehnsträger, der König von Frankreich stand viel höher als der Kaiser; dazu fügte noch Aubery seine berüchtigte Lehre von den Dependenzen der Frankreich gehörenden oder ihm abgetretenen Grenzlande. Unter den durch die Einnahme Straßburgs hervorgerufenen Schriften nehmen eine der ersten Stellen diejenigen ein, welche Philipp Wilhelm von Hornick unter den Namen Francopolita damals veröffentlicht hat. Hornick, ein Oesterreicher, ist auch als Nationalökonom bekannt, er war ein eifriger Vorkämpfer des staatlichen Merkantilsystems; in seinen von Hölscher auszugsweise mitgetheilten Flugschriften zeigt er sich als ein klarer politischer Kopf von staatsmännischer Einsicht und guter patriotischer Gesinnung, der es an bitteren Anspielungen und mannigfachen Seitenblicken auf die franzosenfreundliche Haltung des Kurfürsten von Brandenburg nicht fehlen läßt. Ueberhaupt spricht sich in den Schriften jener Zeit eine starke Mißstimmung gegen den großen Kurfürsten wegen seines Bündnisses mit Ludwig XIV. aus. Auch der große Leibniz ließ sich nach Straßburgs Fall über die gefährliche Zeitlage vernehmen. Als die merkwürdigsten unter den vielen politischen Broschüren jener Zeit verdienen aber zwei besonders hervorgehoben zu werden: Die Beschreibung der Stadt Straßburg von 1683 und der straßburgische Staats-Simplicius in zwölf Reiserelationen von 1684. Die erste, wahrscheinlich von einem Straßburger verfaßte Schrift giebt, anknüpfend an eine Beschreibung der Stadt und ihrer Institutionen

Betrachtungen über den Fall Straßburgs und seine Ursache. Obgleich gut deutsch gesinnt, ist ihr Verfasser ein Bewunderer der französischen Staatsordnung und sieht in deren Ueberlegenheit die eigentliche Ursache der schweren Schädigungen des Reiches und des Verlustes von Straßburg; er ist dabei ein leidenschaftlicher Gegner der Reichsstädte, die er als die Blutegel des Volkes bezeichnet. Vieles in dieser merkwürdigen Schrift könnte, wie Hölscher treffend bemerkt, ebenso gut auch am Ende des XIX. Jahrhunderts gesagt sein. Der Verfasser des straßburgischen Staats-Simplicius ist ein deutschgesinnter Straßburger Bürger, der die Schäden des Reiches und die Ursachen seiner Machtlosigkeit wohl kennt; auch er sieht in der Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit Ludwig XIV. eine Haupturſache der französischen Gewaltthätigkeiten und des Raubes von Straßburg. Er tröstet sich nicht wie damals viele seiner Mitbürger über den Verlust der alten „Libertät" durch die Hoffnung auf den zu erwartenden „Flor der Commercien." Der Verfasser ist vielmehr überzeugt, daß die Deutschen Straßburg nimmer fahren lassen können und es den Franzosen wieder abnehmen müssen. Der Friede von Ryswick täuschte diese Hoffnung und erst hundertneunundachtzig Jahre später hat sie sich erfüllt. Wer sich nicht mit den Thatsachen der Vergangenheit begnügt, sondern den Geist und die politischen Anschauungen und Bestrebungen früherer Geschlechter kennen lernen will, dem gewährt Hölscher's Buch mannigfache Belehrung.

Joseph Turquan hat in seinem Buche Die Königin Hortense nach den Aussagen von Zeitgenossen. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein,*) das Leben der einstigen Königin von Holland in derselben Weise behandelt wie früher das ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine. Der Lebensgang Hortense Beauharnais ist ein an Wandlungen und Glückswechsel reicher, von einer Modistin zur Königin und zur Mutter des späteren Kaisers Napoleons III. — das ist eine Laufbahn, wie sie nur wenige Frauen durchschritten haben. Hortense hat viel Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, sie hat dieselben Vorzüge und dieselben großen Schwächen wie jene. Turquan hat ihr Leben mit dem Scharfblick und der Strenge eines Inquisitors durchforscht und alle Flecken darin und alle Schatten ihres Charakters in helles Licht gestellt. Er beruft sich zur Rechtfertigung seines Verfahrens auf die historische Wahrheitsliebe. Wir müssen uns dem gegenüber auf das beziehen, was wir in der Besprechung der Biographie Josephinens gesagt haben; wir vermögen nicht einzusehen, in wiefern es die historische Wahrheit

*) Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther. 2 Bde., 7 M. 20 Pf.

verlangt das Leben fürstlicher Frauen früherer Zeit, die in der Geschichte keine Rolle gespielt haben, in der Weise eines öffentlichen Anklägers zu durchspüren und darzustellen. Die Ehe Hortenses mit Ludwig, dem Bruder Napoleons, dem Könige von Holland, die auf Befehl des Kaisers geschlossen wurde, war im höchsten Grade unglücklich, aber die Schuld lag doch auf beiden Seiten. Beide Gatten hatten nicht die geringste Zuneigung zu einander, daraus erklären sich alle häuslichen Zwistigkeiten und Zerwürfnisse. Turquan führt genau alle ungünstigen Berichte und Bemerkungen der Zeitgenossen über die Königin Hortense auf, doch kann er nicht umhin, auch manche gute Züge von ihr mitzutheilen; er unterläßt es aber psychologisch nachzuweisen, wie sich die guten und die schlimmen Züge zu einem einheitlichen Charakterbilde verbinden. Hortense war in der Zeit ihres Glanzes jung, schön, kokett, genußsüchtig, leichtsinnig, gutmüthig, eitel, ohne jeden festen moralischen Halt, ihrer Mutter treu zugethan; später eifrig darauf bedacht ihre Stellung in der Welt sich zu sichern, garnicht ohne Verstand, aber ohne Konsequenz in ihrem Handeln. Interessant ist, was Turquan über den Aufenthalt der Herzogin von St. Leu — diesen Titel führte Hortense seit 1814 — in der Schweiz und ihr Verhältniß zu ihren Söhnen erzählt, natürlich auch in gewohnter einseitiger Manier. Erwähnt zu werden verdient, daß Turquan zugesteht, die verbreitete Meinung, der Admiral Verhuel sei der wahre Vater Napoleon III. entbehre jeder sicheren Grundlage. Liebhaber der anekdotischen Geschichte und der Chronique scandaleuse des Napoleonischen Hauses werden in Turquans Buch reiche Ausbeute finden.

Unendlich viel ist schon über die Vereinigten Staaten von Nordamerika und über das Wesen und den Charakter der Amerikaner geschrieben worden und immer wieder erscheinen Werke, welche dasselbe Thema behandeln. Die Verhältnisse ändern und entwickeln sich dort so rasch, daß Schilderungen der amerikanischen Zustände vor dreißig Jahren jetzt fast völlig veraltet sind; namentlich der große Sezessionskrieg bildet eine Grenzscheide zwischen der früheren Zeit und der Gegenwart, er hat die größten Umgestaltungen zur Folge gehabt. Fenimore Coopers Schilderungen des amerikanischen Lebens, der Farmer und der Rothhäute, welche die europäische Jugend so lange erfreuten und begeisterten, entsprechen der Wirklichkeit längst nicht mehr; auch die weit tiefere, heute mit Unrecht vergessenen Romane Charles Sealfields mit ihren Bildern aus dem Squatter- und Farmerleben gehören der Vergangenheit an. Das Meiste, was über das heutige amerikanische Leben und den Charakter der Amerikaner geschrieben wird, trägt den Stempel der Einseitigkeit, entweder vernehmen wir überschwängliche Verherrlichung der dortigen Zustände und der Freiheit in der großen

Republik oder leidenschaftliche Verurtheilung des in der wilden Dollarjagd aufgehenden, aller geistigen Interessen baaren, rohen Amerikanerthums. Da ist es denn sehr angenehm einem Manne zu begegnen, der mit unbefangenem, scharfem Blicke die Verhältnisse in Amerika während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes aufmerksam beobachtet und, was er gesehen und erfahren, in zusammenfassender Darstellung niedergelegt hat. Wir meinen Paul Bourget, dessen Buch nicht nur in Frankreich, sondern weit darüber hinaus großes Aufsehen erregt hat. Es ist unlängst auch deutsch unter dem Titel: Jenseits des Ozeans, autorisirte Uebersetzung von Lothar Schmidt und Otto Dämmar*) erschienen. Bourget giebt in seinem Buche nicht eine zusammenhängende systematische Darstellung der amerikanischen Verhältnisse, wie sie etwa ein deutscher Gelehrter liefern würde, auch nicht eine detaillirte, genaue Reisebeschreibung nach englischer Art, sondern Momenteindrücke, wie er sie in seinem Tagebuche fixirt hat, Plaudereien eines Touristen nennt er selbst sein Buch bescheiden. Aber gerade diese Unmittelbarkeit seiner Schilderungen verleiht ihnen besonderen Reiz, seine Einzelbeobachtungen gewähren uns tiefere Einblicke in das Wesen der Amerikaner als die gründlichsten Abhandlungen. Dazu kommt, daß Bourget ein gedankenreicher Schriftsteller ist, der das, was er gesehen und beobachtet hat, mit geistreichen Aperçus begleitet, überall sehr treffende Bemerkungen einstreut und überraschende Vergleiche zieht. Endlich versteht Bourget als echter Franzose stets den treffendsten Ausdruck für seine Gedanken zu finden; er fesselt den Leser ununterbrochen und wird trotz seiner Gedankenfülle nie ermüdend. Seit Tocquevilles berühmtem Werke über die Demokratie in Amerika ist in Frankreich gewiß kein so belehrendes Buch über amerikanische Zustände erschienen als Bourget's „Jenseits des Ozeans." Der Verfasser urtheilt über den Charakter der Amerikaner mit Sympathie und Anerkennung, aber mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und ohne je zu schmeicheln. Immer drängt sich ihm bei dem, was er sieht und erlebt, die Vergleichung mit seinem Vaterlande auf und er verhehlt den Kummer über die Gebrechen der heimischen Zustände nicht. Er sieht mit Taine in der großen Revolution von 1789 das Unglück Frankreichs, sie ist ihm die rückschrittlichste aller Revolutionen, sie hat „jegliche Freiheit vernichtet und alle lebendige Energie lahmgelegt, oder wie er an einer anderen Stelle sich noch schärfer ausdrückt: „sie hat seit hundert Jahren wahre Sklaven geschaffen, die unter der Usurpation des zentralisirten Staates geknechtet sind." Welchen gewaltigen Umschwung der politischen Anschauungen bezeichnen doch solche Aussprüche eines

*) Breslau, Leipzig, Wien. Verlag von L. Frankenstein. 2 Bde. 9 M.

Franzosen gegenüber der früher in Frankreich herrschenden Verherrlichungen der Revolution von 1789, die auch heute noch nicht wenige Deutsche gedankenlos theilen. Diesem Zustande seines Vaterlandes gegenüber erscheint ihm Amerika, wo „der Glaube an die soziale Wohlthat der individuellen, sich selbst überlassenen Energie" alles beherrscht, als das Land wahrer Freiheit. Für den Amerikaner ist die Bethätigung des Willens bis zum Extrem das eigentliche Lebensprinzip, aus dem sich alle seine Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten erklären, das Willensleben herrscht in Amerika ganz und gar vor und drängt alles Andere in den Hintergrund: in diese Formel faßt Bourget das Wesen des amerikanischen Lebens zusammen und in höchst geistreicher Weise führt er dann alle Vorzüge und alle Schattenseiten des amerikanischen Wesens auf diesen Grundzug zurück. „Der Idealismus dieses ideallosen Landes bildet der absolute, systematische, unbezwingliche Glaube an den Willen," sagt Bourget. Er sieht in der Willensschwäche der Gebildeten aller europäischen Länder mit Recht eine der schlimmsten Erscheinungen der Gegenwart und möchte sie zu längerem Aufenthalt nach Amerika versetzen, damit sie an dem dort vorhandenen Uebermaß von Thatkraft ihren Willen wieder herstellen könnten.

Wir können natürlich hier nicht Bourget auf seinen Wegen und in seinen Schilderungen folgen. Ob er uns die Gesellschaft von Newyork vorführt oder uns Newport, die Kolonie der Millionäre, schildert, ob er uns mit dem Gesellschafts- und dem Geschäftsleben der Amerikaner bekannt macht, — überall weiß er den Leser zu interessiren und anzuregen, überall streut er feine Beobachtungen, geistreiche und tiefe Gedanken wie Perlen ein. Es ist eine wahre Lust für den Leser einem solchen Schriftsteller zu folgen. Ein Glanzpunkt des Buches ist das Kapitel über die Frauen und Mädchen in Amerika. Durch Bourget's Darstellung lernt man das Verlangen der Frauen und Mädchen in Amerika nach Emancipation und Gleichstellung mit den Männern verstehn. Wenn Bourget am Schluß seiner Ausführungen bemerkt: „In dieser utilitarischen Zivilisation sind die Frauen die Trägerinnen des Luxus, in diesem wilden Geschäftsleben sind sie der Adel," so ist das ebenso echt französisch wie schön ausgedrückt. Die Achtung vor dem Weibe ist für jeden Amerikaner selbstverständlich, sie hat die Verfeinerung der Sitten bewirkt. Indem Bourget die einzelnen Gebiete der Geschäftsthätigkeit in Newyork und Chicago vorführt, erklärt er uns die wilde Konkurrenz aus der steten Kampflust der Geschäftsmänner, — und wer in Amerika ist nicht Geschäftsmann? — die alle Kraft der jeweiligen Unternehmung widmen. Dieser beständig angespannte Wille macht die Amerikaner freilich früh alt. Sehr anziehend sind weiter Bourget's

Ausführungen über den rein utilitarischen Charakter der Erziehung und des Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Der junge Mensch, das Mädchen sind mit 18, höchstens 20 Jahren ganz fertig, sie treten in diesem Alter selbständig in den Kampf des Lebens ein. Sehr fein ist seine Bemerkung, daß der amerikanischen Jugend bei der ununterbrochenen Bethätigung des Willens das Unbewußte, Instinktive fehle und daß man Schüchternheit, Harmlosigkeit, Unbeholfenheit niemals bei den Amerikanern antreffe. Aus diesem Mangel des Unbewußten im amerikanischen Charakter erklärt Bourget das Nichtvorhandensein einer amerikanischen Kunst, Litteratur und Poesie. Den Arbeiterverhältnissen hat er große Aufmerksamkeit zugewendet, er kommt zu dem Resultat, daß in Amerika dieselbe soziale Krisis besteht wie in Europa. Doch wir müssen abbrechen und wollen nur noch mit Befriedigung konstatiren, daß der geistreiche Franzose in der Schwäche des Glaubens an das Uebersinnliche eine wesentliche Ursache der unerfreulichen Verhältnisse bei den Völkern Europas erblickt. Die Uebersetzung ist befriedigend, nur bisweilen nicht frei von Gallizismen. Wir empfehlen Bourget's vortreffliches Buch unseren Landsleuten auf's Angelegentlichste, nicht nur, um ein richtiges Bild von den Menschen und den Zuständen in Nordamerika zu erhalten, sondern auch zur sorgsamen Erwägung und praktischen Verwerthung der darin niedergelegten Gedanken in unseren provinziellen Verhältnissen.

Eine beachtungswerthe Erscheinung auf kunstgeschichtlichem Gebiete ist das Buch von Gustav Ebe: Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst.*) Seit Goethe vor bald 125 Jahren die Herrlichkeit des Straßburger Münsters aufging und er der gothischen Baukunst begeisterte Worte widmete, vollends seit die Romantik das Verständniß der Schönheit der alten Dome den Menschen wieder erschloß, galt die gothische Baukunst als die echt deutsche, in welcher der germanische Geist seinen höchsten künstlerischen Ausdruck gefunden habe. Doch seit mehr als einem Menschenalter hat diese Ansicht eine völlige Umwandlung erfahren. Man weiß jetzt, daß der Spitzbogenstil in Frankreich entstanden und dort zuerst in herrlichen Kirchenbauten zur Anwendung gelangt ist. Von dort ist er nach Deutschland übertragen worden, wo er dann später allerdings eine eigenthümliche Ausbildung erhalten hat. Als der eigentlich deutsche Baustil erscheint vielmehr der sogenannte romanische des früheren Mittelalters. Ebe akzeptirt dies Resultat der neueren kunstgeschichtlichen Forschung und unternimmt es in seinem Buche nachzuweisen, daß der sogen. romanische Stil der wahre Ausdruck des germanischen Geistes sei und versucht das ursprünglich Nationale in ihm von dem aus der Fremde An-

*) Leipzig, J. J. Weber's Verlagsbuchhandlung. 7 M. 50 Pf.

geeigneten zu unterscheiden. Er beschränkt sich dabei nicht auf den Kirchenbau, sondern zieht auch die Profanarchitektur in den Kreis der Betrachtung. Zum Erweise des nationalen Charakters des romanischen Stiles geht er auf das altgermanische Haus und dessen Konstruktion zurück. Ob es dem Verfasser immer gelungen ist das Nationale von den fremden Einwirkungen und Aneignungen zu sondern, müssen wir dahingestellt sein lassen, wie wir denn über das Technische in dem Buche uns kein Urtheil erlauben. Aber wer auch nur Kunstfreund ist, wird sich freuen die Schöpfungen des machtvollen, ernsten, großartigen romanischen Stiles hier mit so viel Liebe und Verständniß gewürdigt und im Zusammenhange mit der Entwickelung des Volkslebens und der politischen Geschichte der deutschen Nation betrachtet zu sehen. Ebe hat seinem Buche eine Einleitung vorausgeschickt, in der er von der falschen Nachahmung der Antike am Ende des 18. Jahrhunderts ausgehend, die verschiedenen Wege, welche die Kunst, insbesondere die Architektur in unserem Jahrhundert, eingeschlagen hat, bespricht und den volksthümlichen Naturalismus als die der Gegenwart entsprechende Kunstrichtung bezeichnet; wir würden doch lieber Realismus sagen. Ebe's Buch ist sehr gut ausgestattet und mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen geziert.

Ein Buch, das wir mit großer Befriedigung gelesen haben, sind E. E. van Koetsveld's Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers. Aus dem Holländischen übersetzt von O. Kohlschmidt.*) Diese Schrift des in hohem Alter 1893 verstorbenen holländischen Theologen und Pfarrers erfreut sich in seinem Heimathlande großer Verbreitung und Anerkennung und verdiente längst eine Uebersetzung; wir zweifeln nicht, daß sie auch in Deutschland vielen Anklang und zahlreiche Leser finden wird. Der Verfasser schildert in den Skizzen seine Erfahrungen als eben in's Amt getretener Pfarrer in einem holländischen Dorfe, seine hochfliegenden Hoffnungen und die mancherlei Enttäuschungen, die er erlebte bis er sich in die Lebensanschauungen und Sitten seiner Gemeinde hineinfindet und die einzelnen Mitglieder derselben genauer kennen lernt. Er giebt uns lebenswahre Portraits, die zugleich typische Gestalten darstellen, wie sie überall vorkommen. Der würdevolle Bürgermeister van der Zanden, der Rentier Duifhuis, der Schulmeister Baljon, der energische Bauer Ploegstaart sind wahre Charakterfiguren, aus dem Leben gegriffen und höchst anschaulich geschildert; auch der starrköpfige, strenge Separatist, Schneider Perkers und der wahrhaft fromme Schmied Klavers sind Repräsentanten ganzer Menschenklassen. Koetsveld hat die

*) Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 4 M.

Gabe eines köstlichen Humors, davon legt das Kapitel über den Hahn des Bürgermeisters, der wegen seines Uebermuths hinterlistig getödtet wird, und die Darstellung der Folgen dieser Unthat vollgiltiges Zeugniß ab. Aber wieviel Scherzhaftes und Heiteres das Buch auch enthält, sein Grundton ist doch ein ernster. Es zeigt an lebendigen Beispielen, wieviel Selbstüberwindung, vorsichtiges Urtheil, wirkliche Menschenkenntniß und vor allem echt christliche Liebe zu seiner Gemeinde und ihren einzelnen Gliedern ein junger Geistlicher haben muß, wenn er mit Erfolg für das Reich Gottes wirken will. Koetsveld's Skizzen verdienen besonders von jungen Pastoren gelesen und beherzigt zu werden, sie enthalten viel aus der Erfahrung geschöpfte Weisheit. Wenn der Verfasser auch die Erlebnisse eines reformirten Pfarrers in Holland erzählt, so gilt das Meiste doch auch für andere Länder und lutherische Gemeinden; die van der Zanden, Perkers, du Maux finden sich überall, auch bei uns, nur unter anderen Namen. Aber Koetsveld's Skizzen sind auch ein Buch, das zur Familienlektüre in hohem Grade geeignet ist; wir wünschen ihm daher Eingang in recht viele Häuser unserer Heimath und hoffen, daß es manchen Weihnachtstisch zieren wird.

Um Friedrich Rückert's poetische Größe ganz zu würdigen, muß man sich seine großartige Uebersetzerthätigkeit stets vergegenwärtigen; wie ihm jedes Erlebniß, auch das alltäglichste, jeder Gedanke und jede Empfindung zum Gedicht oder wenigstens zum Verse wurde, so führte ihn jede Beschäftigung mit einem orientalischen Dichterwerke regelmäßig zu einer Uebersetzung desselben. Rückert war einer der größten und fruchtbarsten Uebersetzer aller Zeiten und wieviel von seinen dichterischen Uebersetzungen er auch selbst veröffentlicht hat, es ist doch nur ein kleiner Theil der Masse dessen gegenüber, was er handschriftlich hinterlassen hat. Vieles der Art ist schon nach seinem Tode veröffentlicht worden, so vor allem seine Uebersetzung von Firdosis großem Schahnameh, aber sein Nachlaß birgt noch viele Schätze. Was für einen Andern eine hervorragende Leistung gewesen wäre, auf die er stolz wäre, das ließ Rückert sein geniales dichterisches Uebersetzertalent kaum vollendet bei Seite legen, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden. Abermals liegt uns eine Veröffentlichung aus seinen Papieren vor: Aus Saadis Diwan von Fr. Rückert, herausgegeben von Edmund Bayer.*) Rückert hat diese Uebersetzung der Gedichte des berühmten persischen Dichters Moslicheddin Saadi, † 1291, in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts verfaßt und sie dann liegen lassen. Man darf bei diesen aus seinem Nachlaß herausgegebenen Uebertragungen nie außer Acht lassen, daß sie der

*) Leipzig, Verlag von Albert Warnecke. 1 M. 40 Pf.

letzten Feile und der Revision entbehren; hätte sie der Dichter selbst veröffentlicht, so würden sie in wesentlich verbesserter Gestalt uns vorliegen, jetzt sind manche Gedichte in zwiefacher Uebersetzung vorhanden. Durch Adam Olearius prosaische Uebersetzung von 1654 ist Saadis Rosengarten (Gulistan) allgemein bekannt, seine anderen Gedichte dagegen waren weiteren Kreisen ferngeblieben. Auch in der Uebertragung des Diwan zeigt sich Rückert's bewunderungswürdige Sprachgewandtheit und seine ganz einzigartige Anpassungsfähigkeit an die fremdartigsten poetischen Schöpfungen und Formen, er giebt ein, wenn auch nicht immer wortgetreues, so doch geisttreues Abbild der fremden Dichtung in deutscher Sprache. Ihrem Inhalte nach haben die hier übersetzten Gedichte des persischen Poeten mehr litterärisches als poetisches Interesse; echt orientalische sinnliche Liebesgluth, eine oft geradezu frivole Lebensanschauung wechselt mit Sprüchen voll Lebensweisheit und Welterfahrung, die aber nicht selten in's Platte und Alltägliche verfallen. Jedenfalls ist Rückert's Uebersetzung von Saadis Diwan ein Beitrag zur Weltlitteratur und zugleich ein neuer Beweis von des Dichters genialer Uebersetzungskunst.

Das Büchlein: Der Handschuh und andere Gedichte von Robert Browning, übersetzt von Edmund Ruete*) macht uns mit einem englischen Dichter bekannt, der in Deutschland wenig verbreitet, bei uns so gut wie unbekannt ist. R. Browning, † 1889, ist eine eigenartige dichterische Persönlichkeit. Wenn auch manche seiner Gedichte an Byron und Shelley erinnern, so ist er doch in seinen bedeutendsten Dichtungen Original und eigenthümlich. Der Handschuh, mit dem die vorliegende Sammlung von Uebersetzungen einzelner seiner Gedichte beginnt, behandelt denselben Stoff und dieselben Personen wie Schillers bekannte Ballade, hier aber ist der Schluß ironisch gewendet, die Dame hat ganz recht und der Ritter ist ein Unwürdiger. Großartige geschichtliche Auffassung spricht sich in den Gedichten „Imperante Augusto natus est" und in „Kreuzerhöhungstag" aus. Schön und tief sind die lyrischen Gedichte „In einem Jahr" und „Dereinst," von denen das erste die Empfindungen einer verlassenen Frau, das zweite eine ganz männliche Stimmung, die selbst dem Tode trotzt, ausdrückt. Von poetischer Tiefe sind auch die Gedichte „Vom Gipfel". Dazwischen finden sich Lieder voll heißer Liebesgluth. Browning's Dichtungen sind nicht selten etwas dunkel, eine Neigung zum Sarkasmus, eine herbe Lebensanschauung tritt uns in ihnen entgegen, aber es lohnt, sich mit ihnen bekannt zu machen. Wir gedenken später einmal auf diesen merkwürdigen

*) Bremen, Verlag M. Heinsius Nachfolger. 1 M. 50 Pf.

englischen Dichter zurückzukommen. Die Uebersetzung ist gut, aber nicht immer ganz leicht, woran allerdings das Original die Schuld trägt.

Die beiden weiteren Bände von Wilhelm Raabe's gesammelten Erzählungen*) wird jeder Freund wahrer Poesie und echten Humors mit Freude begrüßen. In Raabe lebt noch trotz seiner oft ganz realistischen Darstellung der alte deutsche Idealismus, als Repräsentant des echten tiefen Humors berührt er sich trotz seiner knorrigen Eigenart vielfach mit seinen großen Vorgängern auf diesem Gebiet, Hippel und Jean Paul; doch ist er markiger und konzentrirter als der letzte und düsterer und weniger harmonisch als der erste. Er ragt in die zerfahrene, überallhin unsicher tastende Gegenwart mit ihrer Geschmacksverwilderung wie ein Fremdling herein und seine Erzählungen und Romane bilden den stärksten Gegensatz zum modernen Naturalismus. Doch wir müssen es uns hier versagen Raabe als Dichter näher zu charakterisiren und beschränken uns darauf den vorliegenden beiden Bänden seiner Erzählungen einige Worte zu widmen. Dem aufmerksamen Leser von Raabe's Erzählungen wird es nicht entgehen, daß sich sein Erzählertalent und sein tiefsinniger Humor da am schönsten entfalten und zur vollsten Geltung kommen, wo er seiner Darstellung einen historischen Hintergrund giebt. Er ist ein Meister in der Kunst, Stimmungen und Gedanken der Menschen vergangener Zeiten dem Leser zu vergegenwärtigen; sein schwermüthiger Humor bringt es mit sich, daß seine Erzählungen meist einen tragischen Ausgang haben oder ihnen wenigstens tragische Momente anhaften. Man kann Raabe den Meister der historischen, mit tiefem Humor getränkten Erzählung nennen, in dieser Art hat er seinesgleichen nicht in der deutschen Litteratur. Dafür liefern auch nicht wenige der in diesen Bänden vereinigten Erzählungen den Beweis. In „Else von der Tanne" kommt die äußere Zerstörung und die innere seelische Verwilderung am Schlusse des dreißigjährigen Krieges zur ergreifenden Darstellung, „Höxter und Corvey" stellen uns die Ohnmacht des Reiches und das rücksichtslose Verfahren der Franzosen im Jahre 1673 auf's lebendigste vor Augen. „Der Marsch nach Hause" zeigt uns an dem Schicksal zweier aus dem dreißigjährigen Kriege am Bodensee zurückgebliebener schwedischer Soldaten und ihrer Theilnahme an der Schlacht bei Fehrbellin den gewaltigen Umschwung der Zeiten. In die Zustände des nordwestlichen Deutschlands zur Zeit des siebenjährigen Krieges versetzt uns die Erzählung „Die Innerste" und wie der Druck der Franzosenherrschaft auf den Gemüthern lastete, vergegenwärtigt uns die herzbewegende Erzählung „Im

*) Berlin, Verlag von Otto Janke. Band 2 und 3, à 3 M.

Siegeskranz" in dem tragischen Schicksale eines edlen Mädchens. Die erste Stelle aber unter allen historischen Erzählungen in diesen Bänden nehmen nach unserem Urtheil „Die Gänse von Bützow" und „Des Reiches Krone" ein, beides wahre Perlen der Erzählungskunst. Die erste schildert uns die Aufklärungszeit nach Form und Inhalt in der köstlichsten Weise, man meint die Menschen jener Zeit vor sich zu sehen und sprechen zu hören. „Des Reiches Krone" versetzt uns in das ausgehende Mittelalter; tiefe Schwermuth ruht auf dieser Erzählung, sie schildert ergreifend, wie Liebe und Treue den Tod überdauern. Von den freierfundenen Dichtungen möchten wir „Eulenpfingsten" am höchsten stellen, wenn sie auch mitunter etwas gedehnt ist. Einzelne ganz unbedeutende Sachen wie „Theklas Erbschaft" und „Der deutsche Mondschein" hätten ganz fortgelassen und durch andere ersetzt werden sollen. Den beiden größeren Novellen „Frau Salome" und „Vom alten Proteus" müssen wir gestehen keinen Geschmack abgewinnen zu können; die erste erscheint uns manirirt und unnatürlich, die zweite in ihrer Hauptperson, den Einsiedler, psychologisch unmöglich und ohne rechten Zusammenhang, auch der Humor macht hier den Eindruck des Forcirten. Doch des Trefflichen und Schönen ist so viel in diesen Bänden, daß das Mißlungene dagegen ganz zurücktritt. Mögen Raabe's Erzählungen recht viel Leser finden!

H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Carl Gottfried Pfannschmidt, Ein deutsches Künstlerleben. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Christian Rogge, Der irdische Besitz im Neuen Testament. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Hermann Conrad, Shakespeares Selbstbekenntnisse, Hamlet und sein Urbild. Stuttgart, J. B. Metzler.

Emilie Ringseis Erinnerungen. Freiburg i. Br., Herder.

N. J. Hofmeyer, Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

Emil Frommel, Aus Lenz und Herbst, Erinnerungen. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

Julius Schiller, Shakespeare als Mensch und Christ. Leipzig, A. Deichert.

Heinrich Hansjakob, Aus meiner Studienzeit, Erinnerungen. Volksausgabe. Heidelberg, Georg Weiß.

H. Graf zu Dohna, An der Schwelle des Orients. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

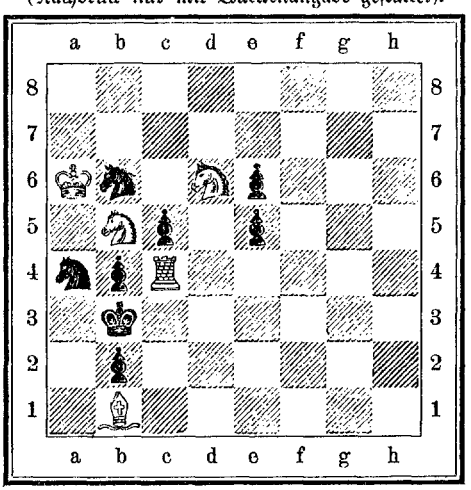
Franz Thalmayr, Goethe und das klassische Alterthum. Leipzig, Gustav Fock.

Jakob Robinsohn, Die Psychologie der Naturvölker, ethnographische Parallelen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Konrad Fiedler, Schriften über Kunst. Herausgegeben von Hans Marbach. Leipzig, S. Hirzel.

Schach.

Aufgabe Nr. 12.
Von A. Burmeister in Reval.
(Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet).



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Corrigenda.

S. 346, Z. 8 v. u.: Essayist statt Essayst.
„ 349, „ 5 „ „ Lacordaire statt La Cordair.
„ 351, „ 21 „ „ vollständigere statt vollständige.
„ 353, „ 11 „ „ Gotthold statt Gotthard.
„ 354, „ 11 „ „ allen statt allem.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 30. Октября 1897 г.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Nachdruck verboten.

Der Ausgediente.

Nach Woldemar Dahl (Kosak Luganski)*)
von
H. von Samson.

Im Vergleiche mit den grauenhaften Bildern, in welchen Gogol, Tolstoi, Dostojewsky, Potjechin, Uspensky, Terpigoriew u. A. die gesellschaftlichen Zustände der höheren und der niederen Volksschichten Rußlands dargestellt haben, muß die nachstehende Skizze den wohlthuenden Eindruck einer friedlichen Idylle machen, wiewohl auch hier trostlose Verhältnisse dargestellt werden; immerhin aber wird es — für den ersten Anblick wenigstens — gleichsam tröstend erscheinen, daß jene Zustände doch auch so sympathische und liebenswürdige Persönlichkeiten hervorbringen, wie diejenige, welche Dahl in den Mittelpunkt der nachstehenden Erzählung gestellt hat, — Persönlichkeiten, welche, wie es gern anzuerkennen ist, in Rußland keineswegs zu den äußersten Seltenheiten gehören, oder doch gehörten.

Indessen wird die über dem russischen Volke waltende Tragik,

*) Woldemar Dahl war der Sohn eines dänischen Arztes und Theologen. Im Gouvernement Jekaterinoslaw geboren (1801), erhielt er die erste Bildung im Marine-Kadetten-Korps und diente in der Schwarzmeer-Flotte bis 1826, worauf er nach Dorpat ging, um Medizin zu studiren. Als Militärarzt machte er den türkischen Feldzug und die polnische Kampagne (1829—1832) mit, gab jedoch darauf die medizinische Thätigkeit auf. In den dreißiger Jahren diente er in Orenburg, darauf in Petersburg unter Perowski und von 1849—1859 in Nishni-Nowgorod als Direktor des Apanagen-Komptoirs. Dann zog er sich nach Moskau in's Privatleben zurück. Im Jahre 1871 trat er zur orthodox-griechischen Kirche über. Gestorben ist er am 22. September 1872. Die nachstehende Erzählung ist abgedruckt in Dahl's gesammelten Werken Band 7, Petersburg 1861, S. 401 ff.

scheint es, durch nichts so sehr in ein düsteres Licht gestellt, als gerade durch den Umstand, daß die liebenswürdigen und achtungswerthen Seiten des russischen Volkscharakters, wie sie durch den „Ausgedienten" repräsentirt werden, wirkungslos bleiben müssen und keinen Einfluß auf die Veredelung der Nation ausüben können — daß sie unbeachtet kommen und gehen, ohne eine Nachwirkung zu hinterlassen. Darstellungen des Hervorbrechens und der freudigen Entfaltung wohlthätiger Kulturkeime — wie z. B. Zschocke's Goldmacherdorf sie vorführt, — sind bisher undenkbar geblieben im Rahmen russischer Zustände. Erscheinungen, wie der „Ausgediente", erinnern eben an die von der öden Steppe hervorgebrachten Frühlingsblüthen, deren Farbenpracht und Duft Niemandem zu Gute kommen, — Blüthen ohne Frucht noch Ernte.

Iwan Dmitritsch Podaljakrinsky, Regiments-Stabsarzt, geht soeben aus, um beim Empfange eines angelangten Rekruten-Transportes mitzuwirken. Da ruft ihm seine Gattin nach: „Aber sieh zu, daß Du einen Ordentlichen auswählst, daß man nicht später seine Noth mit ihm habe, — einen Gutwilligen, hörst Du!" — Der Doktor sollte nämlich aus den Rekruten für sein Haus einen Offiziersburschen auswählen. Sein geübter Blick fällt denn auch auf ein tüchtiges Individuum, den Astafjew, von welchem die bekannte entschuldigende Antwort: „Ich dachte .." nicht zu erwarten stand, eine Antwort, auf welche die Bemerkung zu folgen pflegt: „Denken thun der Kalekutenhahn — Schöpse auch, wie Du, Du Dummerjahn!" (gereimte sprichwörtliche Redensart) oder „Thu' nicht dein Kluges, sondern mein Dummes!" Auch zeigt sich, daß Astafjew nicht wegen irgend einer Schandthat „vorzugsweise" als Rekrut fortgeschickt worden, sondern einfach, weil an ihn die Reihe gekommen war. Indessen ist aus den ausweichenden Antworten Astafjew's ersichtlich, daß er den aussichtsvolleren Dienst in der Fronte vorzieht — und wider seinen Willen mag der Doktor ihn sich nicht zukommandiren lassen.

Zwei oder drei Jahre später erkennt der Doktor den Astafjew wieder in einem Individuum, welches als „schwach" dem Lazarethe zugewiesen, hier, um doch ein Rubrum anzugeben, unter „febris

rheumatica" eingetragen worden war, und nun aus dem Hospitale als „sanus" entlassen werden sollte. Der Doktor erkennt, daß Astajew nicht körperlich, sondern gemüthlich leide. In einem Gespräche unter vier Augen ergiebt sich, daß Astajew sich keine Illusionen mehr macht hinsichtlich seiner dienstlichen Aussichten, um so weniger, als er, sonst ein durchaus nüchterner Mensch, das Unglück gehabt, sich einst in Gesellschaft eines ihn besuchenden Dorfgenossen arg anzutrinken, und nun bestraft worden sei durch Nichtanrechnung der bisherigen Dienstzeit. Kurz, Astajew ist nun ganz bereit, beim Doktor als Offiziersbursche einzutreten, verspricht größten Diensteifer, absolute Nüchternheit u. s. w. und wird denn auch zum Doktor abkommandirt.

Das Hauswesen des Doktors war ein äußerst dürftiges. Außer sieben oder acht Kindern hatte er noch zwei halberwachsene Schwestern seiner Frau, bei überaus geringfügigen Einnahmen, zu versorgen. Dazu fehlte seiner, übrigens herzensguten, Gattin jede Spur von alledem, was man von einer Hauswirthin zu erwarten berechtigt ist: umsichtige Sparsamkeit, strenge Ordnungsliebe, Sauberkeit, Arbeitsamkeit, sorgsame Vorausberechnung... Aus dem elterlichen Hause, wo sie nicht etwa erzogen worden, aber doch aufgewachsen war, hatte sie von alledem nicht die leiseste Vorstellung mitgebracht, noch mitbringen können, und aus ihrem eigenen Sinne hatte sie nicht den geringsten Schatten von solchen Vorstellungen hervorgebracht. Schuld konnte man ihr wegen dieses Mangels ebenso wenig beimessen, wie etwa einem Neuseeländer wegen seiner ererbten barbarischen Sitten, oder wie Jemandem, der wegen mangelnden Geruchssinnes Veilchen- und Rosenduft vom Gestanke des Terpentins oder einer Wanze nicht zu unterscheiden vermag... Aber alle zahlreichen Angehörigen des Hauses, Iwan Dmitritsch nicht ausgenommen, hatten unter diesen Mängeln der Hausfrau oft arg zu leiden; das Ganze war oft völligem Untergange nahe. Was aber hinsichtlich der Kindererziehung Anna Iwanowna's Denkungsart betrifft, so ist darüber schwer etwas zu sagen, denn es gab da ganz entschieden gar keine Denkungsart, ja selbst kein Denken auch ohne Art. Ein Tag folgte auf den andern, ein Kind nach dem andern kam zur Welt; Anna Iwanowna nährte die Kinder an der eigenen Brust und überließ sie alsdann der Wärterin und dem als Kinderwärter fungirenden Offiziers-

burschen. Schrieen oder lärmten sie, so trieb sie die Kinder von sich fort; sie gab ihnen Naschwerk, wenn solches im Hause war und sie selbst in guter Stimmung sich befand; zu anderen Malen aber, wenn sie der Kinder überdrüssig war, gab sie den Hungernden nicht einmal ein Stück trockenen Brodes. Sie kleidete die Kinder in irgend welche Lumpen, wie es gerade kam, oder überließ die Sorge dafür irgend jemandem aus dem unverständigen Hausgesinde; kurz alles das geschah, wie es der Vorsehung oder dem Zufalle belieben mochte. In Betreff der sittlichen Ausbildung — ja darüber hatte die arme Anna Iwanowna nie etwas gehört, noch im Traume erfahren, es sei denn allenfalls, wie sie aus einer dunklen Ueberlieferung entnahm, daß man die Kinder „unterrichten" müsse; aber über diesen Punkt tröstete sie sich und andere mit dem Umstande, daß zum Unterhalte eines „Lehrers" ihre Mittel auch nicht entfernt heranreichten und daß es auch in den Dörfern und Städtchen, wohin das Regiments-Nomadenleben sie führte, keine Lehrer gebe... Unter solchen Verhältnissen hatte sich Anna Iwanowna zu einem Wesen ausgebildet, welches demjenigen fremd gewesen wäre, der sie nur als junges Mädchen gekannt hatte. Die Aenderung bestand in derjenigen Verrohung, in dem harten Wesen, welches im engen Zusammenhange mit Unsauberkeit steht, kurz in der Gewöhnung an alles das Schlimme, wozu man durch Beschränktheit, natürliche Urtheilslosigkeit, Sorglosigkeit und durch nomadenhaftes Militärleben gelangt. Iwan Dmitritsch war den ganzen Tag über durch Dienstpflichten und Abends durch sein kleines Whistspiel von Hause abgezogen und hatte keine Ahnung davon, was in seinem Hause und in seiner Wirthschaft geschah und wollte davon auch nichts wissen. Und fiel einmal sein Blick hinter die Koulissen, schlug das mehrstimmige Schreien und Brüllen der Kinder schon frühmorgens an sein Ohr, erblickte er sie in ihren Hemdchen, starrend von Schmutz und angefressen von Ungeziefer u. s. w. — wenn er das alles sah, so zog er rasch seinen Uniformrock an und ging ins Hospital oder zu einem bekannten Offizier. Ein besseres Mittel, der Sache abzuhelfen, vermochte er nicht zu ersinnen.

Bei solcher Sachlage hatte man an dem Astaffew einen wahren Schatz gefunden. Es dauerte nicht lange, so hatte er alle Einzelheiten des Hauswesens inne, ja er beherrschte es mit

Einschluß der Kindererziehung. Er entpuppte sich als Waschfrau und forderte nach seinem Ermessen nicht nur den Kindern, sondern auch seiner Herrschaft die Wäsche vom Leibe ab; er ward auch zur Näherin, besserte die Wäsche aus und flickte sie, was bis dahin im Podaljakrinskischen Hause eine fast gänzlich unbekannte Operation geblieben war: man hatte eben die Wäsche auf dem Leibe zu Ende getragen, bis sie alle wurde. Wo aber hatte er diese Fertigkeiten her?.. Er war ja einige Jahre Soldat gewesen, wie sollte er da nicht das Waschen, Nähen, Schustern und Kochen gelernt haben! Ja er brachte es dahin, daß ihm erlaubt wurde, wenigstens einige baumwollene Wäsche, zum Auswechseln, herzustellen, und diese neue Erfindung hatte Anna Iwanowna's Beifall. Von seiner Schwester, die bei einer Herrschaft in Dienst gewesen war, hatte Astafjew vor Zeiten das Strümpfestopfen abgesehen, und auch diese Fertigkeit kam nun zur Geltung. Er wusch und badete die Kinder, kämmte und kleidete sie an; den Mädchen flocht er Zöpfe, und jemehr sie heranwuchsen, gelang es ihm, sie dazu zu bewegen, daß sie ihr Aeußeres pflegten. Er wußte seine Lehren in Form schöner Erzählungen anzubringen, welche die Kinder gar zu gern anhörten. Später, als Astafjew den Kindern lieb und unentbehrlich geworden war, haben sie ihn, der zugleich Wäscherin, Stubenfrau, Koch und Kutscher war, oft in seinen Arbeiten unnütz gestört: mit dem Küchenmesser in der Hand mußte er zuweilen herbeieilen, ein Kleidchen zuzuhäkeln oder sonst eine Hilfe zu leisten. — Weibliche Bedienung gab es damals in des Doktors Hause garkeine. Anna Iwanowna's leibeigenes Mädchen war schon längst davongelaufen und zum Anmiethen von Mägden fehlte meist die Gelegenheit und immer das nöthige Geld. Astafjew führte Dielenbürsten ein, welche er selbst anfertigte und leitete seine Herrin an, die Fußböden von umherliegenden Fetzen und von Unrath zu säubern, ja sogar zuweilen den Staub vom Hausgeräthe zu entfernen. Er brachte es dazu, daß Anna Iwanowna anfing die schmutzige Wäsche gesondert von der reinen aufzubewahren. Ja, er setzte es durch, daß die Lebensmittel für baar gekauft und nicht auf Rechnung genommen wurden, wobei sie doppelt so theuer zu stehen gekommen waren.

Alles das hatte Astafjew nur allmählich zu erreichen vermocht. Was er selbst ausführen konnte, that er, ohne ein Wort zu verlieren.

Auf Anna Iwanowna wirkte er durch sanftmüthige, unermüdlich sich wiederholende Mahnungen ein, z. B.: sie möge es doch versuchen, jedem Kinde je ein Hemdchen anzuschaffen, sie werde sich überzeugen, daß es so wohlfeiler herauskomme; und er verstand es, sie bei ihrer Gutherzigkeit zu fassen. Traf es sich dann später, daß sie wieder in ihre alte Trägheit verfiel und unthätig umherschlenderte, und wußte er, daß zufällig Geld im Hause war, so stellte er sich wohl auch vor den Hausherrn hin und sagte in trockenem, fast ärgerlichem Tone: „Bitte mir Geld aus, Iwan Dmitritsch, es muß Baumwollenzeug gekauft werden ... zu Hemden für die Knaben und auch die Mädchen." Der Doktor, der schon Zutrauen gewonnen hatte, gab dann einige Rubel her. Dann kaufte Astafjew das Zeug, nöthigte es Anna Iwanowna ruhig und bestimmt auf: dieses oder jenes Kind brauche ein Hemd ... und er bewegte sie, sich an die Arbeit zu machen... Vermöge solcher Kunstgriffe gelang es Astafjew, alles durchzusetzen, was er wollte, und alle im Hause gewöhnten sich daran, auf ihn zu hören und es geschah nichts ohne seinen Rath. Allmählich gelangte Astafjew zu solchem Ansehen im Hause des Doktors, daß er sogar, wie komisch es auch scheinen mag, sogar dessen Kinder kurirte, wenn sie unwohl waren; auf seinen Rath wurde ihnen Kamillenthee gegeben, eine nasse oder trockene Bähung applizirt u. s. w. Iwan Dmitritsch, der nicht gern sich im Hause zu schaffen machte, war damit ganz einverstanden, besonders nachdem Astafjew mit Schneeballenschößlingen sehr erfolgreich an einem der Kinder die Skropheln kurirt hatte.

Da Astafjew derart das Nothwendigste erreicht hatte, machte er sich sogar an Luxuseinrichtungen: er verlangte Baumwollenzeug zu Bettlaken. Bis zu der Zeit hatte man nur dem Doktor und seiner Frau zuweilen, durchaus nicht immer, Laken auf's Bett gedeckt, selbstverständlich nur je einen; denn daß man den Luxus noch weiter treiben könne, war Niemandem im Hause, selbst Astafjew nicht, auch nur im Traume eingefallen. Die übrigen Familienangehörigen aber hatten sich, wie es kam, irgendwo reihweise hingestreckt und sich mit irgend etwas, das gerade unter die Hand kam, zugedeckt. Astafjew hatte zunächst zwischen den Kindern Hausfrieden hergestellt, indem er vermöge der ihm eingeräumten Gewalt ein für allemale die kleinen Röckchen, Pelzchen u. s. w.

zwischen ihnen derart vertheilt hatte, daß es nicht jeden Abend neuen Streit gebe; — sodann führte er für jedes von den Kindern ein Laken ein, sowie eines zum Wechseln, ja schließlich sogar eine Decke für jedes Kind. Und er richtete einfache Holzkisten ein, wo nicht nur die Reserve-Kleidungsstücke fortgeschlossen wurden, sondern den Tag über auch das Schlafzeug. Endlich ließ Astafjew nicht nach mit Ermahnen und Erinnern, bis der Doktor vom Regiments-adjutanten sich einen der Schreiber ausgebeten hatte, um diejenigen Kinder, welche das siebente Jahr erreicht hatten im Lesen zu unterrichten. Bemerkt zu werden verdient, daß Astafjew selbst nicht zu lesen verstand, daß er aber nichts desto weniger den Unterricht sorgsam überwachte und seine Bemerkungen dazu machte.

Besonders schwer war es Astafjew geworden, das Kaufen auf Schuld abzuschaffen, womit Vertheuerung der Waare und unleidliches Gezänke mit den Händlern über die Güte derselben unvermeidlich verbunden war. Aber auch über diese Schwierigkeit war Astafjew durch entschiedenes Auftreten hinweggekommen. Als einst der Doktor nach Empfang der Monatsgage heimkehrte, begleitete ihn Astafjew in das Zimmer, welches unter Anderem auch als Kabinet des Hausherrn diente, öffnete dort ein Schubfach, welches er vorsorglich mit Schloß und Schlüssel versehen hatte, und überredete Iwan Dmitritsch das Geld hineinzuthun: es werde davon nichts verloren gehen. Und in trockenem aber überzeugendem Tone fügte er hinzu, daß man noch an Verschiedenes zu denken habe, vor Allem aber an's Bezahlen der Schulden, denn schon wolle Niemand borgen und man müsse alles um's doppelte theurer bezahlen, und dazu noch vor den Hunden Bücklinge machen; für baares Geld aber kaufe man nach eigener Auswahl gut und wohlfeil und sie machen Bücklinge. Auf den Einwand, daß bei geringen Mitteln man des Schuldenmachens nicht entrathen könne, antwortete Astafjew sehr entschieden und sehr einfach: „Ihr werdet, Herr, zu Grunde gehen, bei Gott Ihr geht zu Grunde; seht mal: man muß die Füße nach der Decke strecken; und ob man vorher oder nachher bezahlt, bleibt sich gleich; nur daß man Euch das Doppelte abnimmt, wenn Ihr hinterher bezahlt. Es wird besser sein, Iwan Dmitritsch, wenn Ihr auf mich hört: seht, thut' mal gefälligst das Geld dort hinein, ins Schubfach; fürchtet nichts, verloren wird davon nichts gehen; ich werde keinen Heller nehmen;

Fremdes brauche ich nicht." Solcher Art überrumpelt und durch augenfällig klare Gründe überwältigt, that der Stabsarzt das Geld ins Schubfach. Astafjew verschloß es, steckte sich den Schlüssel in die Tasche und brummte nur noch: „so wird es reinere Rechnung geben."

Seitdem war Astafjew auch der Kassirer im Hause. Er führte die Sache so gut, daß es am Nöthigen nicht fehlte und daß, wenn irgend ein dringendes Bedürfniß sich einstellte, er immer einen Sparpfennig zur Hand hatte. Wenn aber Anna Iwanowna einem unnützen und kostspieligen Einfalle nachgeben wollte und Astafjew die Mittel dazu nicht hergab und sie dann in übler Laune am Hauswesen auszusetzen fand, verlegte sich Astafjew mit unerschütterlicher Ruhe und Geduld darauf, ihr Kopeken für Kopeken alle Einnahmen und Ausgaben, von Monaten zurück, vorzurechnen und zu beweisen, daß seine Rechnung stimme. Anna Iwanowna verlor dann die Geduld, ließ ihn stehen und Astafjew hatte wieder gewonnenes Spiel, um so mehr als es Iwan Dmitritsch sehr lieb war, seine Frau an ihn verweisen und selbst das Weite suchen zu können. Uebrigens wußte auch Astafjew zur rechten Zeit zu schweigen, oder seine Herrin mit kleinen Ueberraschungen zu erfreuen, mit einem außerbudgetmäßigen Pfund Zucker, einem Viertelpfund Thee und dergl. Wenn solcher Art der Friede hergestellt war, benutzte Astafjew die Gunst des Augenblicks, um, wiewohl ehrfurchtsvoll an der Thür stehend, doch frank und frei von der Leber seine Ermahnungen anzubringen und Anordnungen für die Zukunft zu treffen.

Allmählich hatte Astafjew die Kinder, namentlich die älteren Mädchen sich zu Gehilfen bei den häuslichen Arbeiten, beim Nähen und Stricken, heranerzogen. Und wenn einmal besondere Noth hereinbrach, irgend eine unvermeidliche Ausgabe zu machen war, welche die Monatsgage verschlang, so hatte Astafjew ein anderes Hilfsmittel zur Hand. Er bat sich Urlaub aus, in die Stadt zu gehen, in wirthschaftlichen Angelegenheiten. Aber, entgegnete der Doktor, es giebt ja zur Wirthschaft keine Kupferkopeke im Hause. Das ist es ja eben, meinte dann Astafjew, man muß eben zusehen, Geld zu schaffen Und dann zeigte es sich, daß er ein Dutzend Bürsten auf Lager habe, die er in Mußestunden angefertigt hatte aus Borsten, welche er vorüberlaufenden Schweinen auszuraufen

pflegte: „Die Borsten wachsen ja nach," sagte er bei solcher Gelegenheit, „aber der Groschen, den man hat, den hat man." Aus der Stadt, wohin er mit seinen Bürsten beladen, gegangen war, kehrte er dann ebenso beladen zurück, die nothwendigsten Lebensmittel heimbringend, ja wohl auch für ein paar Kopeken Naschwerk für die kleinen Mädchen.

Die Jahre kamen und gingen, die Mädchen wuchsen zu Jungfrauen heran und Freier stellten sich ein. Nun erst hätte man Astafjew sehen sollen, wie er im Familienrathe zur Sache sein Wort hineinwarf, wie er durch sichere Kameraden unter den Soldaten und Schreibern, durch die Frau des Feldwebels Kundschaft über den Freier einzog und Zuverlässigeres über dessen Leben und Gewohnheiten erfuhr, als jemals seine Herrschaft hätte erfahren können. Wenn dann seine Nachrichten befriedigend lauteten, so erklärte er sehr entschieden, diesem Manne könne man Marja Iwanowna anvertrauen und alsdann ging er sofort mit Eifer daran, für die Braut den nothwendigen Schmuck zu besorgen... Solche Sorgen wiederholten sich; bald wurde um eine der Schwägerinnen geworben, bald handelte es sich darum, die Söhne unterzubringen, den einen unter zuverlässiger Begleitung ins Kadettenkorps zu dirigiren, den andern als Junker in ein Regiment; und dann folgte die endlose Reihe der Töchter, die alle unter Astafjew's Aufsicht aufgewachsen waren und eine nach der andern gefreit wurden; arm wie sie waren, blieb doch keine von ihnen sitzen. Wenn aber auf Grund seiner Kundschaften Astafjew sagte: „Ihr habt ja zu entscheiden, aber dieser Freier paßt uns nicht; gebt ihm Eure Tochter nicht; er wird das letzte Hemd seiner Frau versaufen" — dann wurde der Freier abgewiesen; und in der That wurden alle Töchter des Hauses an ordentliche Männer verheirathet.

So war das Nest allmählich leer geworden. Astafjew hatte gealtert und seine Benennung geändert. Man nannte ihn Dmitritsch.*) Nun galt es, Nachrichten von den in der Umgegend, in den drei Gouvernements, wo das Armeekorps dislozirt

*) Solche Namenänderung ist einer Rangerhöhung gleichzuachten. Mancher Bursche behält bis ans Lebensende den Namen Wanjuscha. Bei höherer Stellung im Hause avancirt er zu Wanjka, selbst zu Iwan. Ist er Vertrauensperson geworden, so hat er die Hinzufügung des Vatersnamens verdient: er heißt nun

war, zerstreuten Angehörigen zu erhalten, denn alle gehörten direkt oder indirekt diesem Korps an. Nur zufällig, durch Angereiste, erfuhr man von ihnen. Mit der Briefstellerei sah es schwach aus, sie war noch nicht üblich geworden. Astafjew, oder vielmehr Dmitritsch, hatte seit einiger Zeit angefangen, Wanderer über die Ortschaften der Umgegend auszufragen, über die Himmelsgegend ihrer Lage, über ihre Entfernungen von einander, und in den nun reichlichen Mußestunden hatte er während solcher Gespräche mit dem Stocke Linien in den Sand gezeichnet und autodidaktischen kartographischen Studien sich hingegeben. Und eines schönen Morgens hielt er vor Anna Iwanowna aus dem Stegereife einen langathmigen Vortrag: wie Gott sie mit reichem Kindersegen beglückt habe, da sei die Marja Iwanowna in jener Stadt gut placirt und habe sie mit so und soviel Großkindern beschenkt; und dort weiterhin lebe die Marfa Iwanowna gleichfalls mit einem Nestvoll u. s. w., u. s. w. Schließlich aber wisse man doch von ihnen so gut wie nichts, und alle die Kinder, d. h. die Großkinder habe er nicht mit Augen gesehen... Ob da nicht Anna Iwanowna jeder Tochter einen Brief schreiben und sie über alles ausfragen sollte... er würde dann bei ihnen eine Rundtour machen, die Briefe bestellen und die Antworten nebst seinen eigenen Beobachtungen heimbringen... Er würde auch Allen kleine Geschenke, Tüchelchen oder sonstige Sächelchen, überbringen können u. s. w. — Der Plan gefiel der Anna Iwanowna, welche allein mit ihrem alten Manne und der jüngsten, noch ledigen Tochter lebte, und den Astafjew, — d. h. Dmitritsch wohl für einige Zeit entbehren konnte. Auch der Doktor, als er zum Familienrathe hinzugezogen wurde, gab seine Zustimmung zu dem Plane, doch redete er dem Dmitritsch eine Absicht aus, die derselbe gleichzeitig zur Ausführung bringen wollte, nämlich unterwegs einen Abstecher in sein Heimathdorf zu machen, d. h. aus dem Süden Rußlands ins Kostroma'sche, in den hohen Norden.

Die Rundtour des Dmitritsch hatte den vollständigsten Erfolg. Reich beladen mit den ausführlichsten Nachrichten über jede der

---

etwa Iwan Petrowitsch, oder gar, wenn man ihn ehren will Petrow kurzweg. Wird nun gar, wie im vorliegenden Falle, noch ein Familiennamen hinzukreirt, so ist die höchste Staffel der Achtbarkeit und Auszeichnung erreicht worden.

Familien und über jedes Glied derselben war er von seiner Wanderung zurückgekehrt und von Allen hatte er zu vermelden, daß sie in Frieden und Zufriedenheit lebten. Nur in dem Hause der zweiten Tochter hatte er einen ehelichen Zwist zu schlichten gehabt; seinen väterlichen Ermahnungen und Vorstellungen war es gelungen, Alles wieder ins rechte Gleis zu bringen. — Diese Wanderungen wiederholten sich nun alljährlich. Den Tag seines Aufbruches erwartete Dmitritsch jedes Mal wie einen hohen Festtag. Am Vorabende desselben vergaß er nie ein feierliches Gebet abzuhalten, wobei auch immer die Hoffnung auftauchte, so werde er dereinst auch aufbrechen, um heimzuwandern, zu seinem Heimathdorfe.

Während Dmitritsch derart im vereinsamten Hause des Doktors fortdiente, kam die Zeit heran, da er seine 25 Jahre hier ausgedient hatte, und von einem Tage zum andern erwartete er seine Verabschiedung aus dem Militärdienste und er dachte darüber nach, was er wohl mit seiner Freiheit beginnen werde. Gegen gute Freunde äußerte er wohl: welchen Zweck hätte es wohl, wenn er zur Heimath zurückkehrte? Seine Gattin decke schon längst der grüne Rasen, alle Verwandten seien dahingegangen, im Heimathdorfe kenne ihn niemand; auf der Welt habe er nur noch Iwan Dmitritsch und Anna Iwanowna und deren Kinder. Wolle seine Herrschaft ihn weiter füttern, nun, so möge sie ihn auch dereinst begraben. Als nun aber Dmitritsch seinen Freipaß für die ganze weite Welt erhalten hatte; und als er, am Hofthor stehend, drei Kameraden, die gleichzeitig ausgedient, hatte mit dem Quersacke auf dem Rücken fortziehn, heimwärts fortziehen sehen, da war eine große Niedergeschlagenheit über Dmitritsch gekommen: wie ein unruhiger Geist schlich er seitdem durchs Haus. Auf die Frage, ob er krank sei, gab er keine Antwort: immer noch hoffte er, es verwinden zu können. Aber es ging über seine Kräfte: eines Tages hat man ihn auf dem Hausboden, in Thränen gebadet, zwischen Säcken und altem Hausrath kauernd, gefunden. Anna Iwanowna konnte sich keinen Vers daraus machen, Iwan Dmitritsch aber meinte es zu errathen: es sei Nostalgia, das Heimweh, an welchem die wandersüchtigen Jaroslawer nie leiden, der aber die seßhaften Kostroma'schen Leute sehr ausgesetzt seien. Aber auch der Doktor hatte nicht richtig gerathen: zwei Gefühle

kämpften mit einander in Dmitritsch's Brust, und er vermochte die beiden nicht zu vereinigen: das Heimweh und die Anhänglichkeit an die Herrschaft — da war ja noch die jüngste Tochter unversorgt, wie konnte er die verlassen? Wem kann ich das Herzenskind anvertrauen? sagte er seufzend, ohne daran zu denken, daß er zu ihren leiblichen Eltern rede, die ja bei ihr blieben... Er hatte sie ja doch mit dem Lutsch genährt, hatte sie dann mit dem Löffel gefüttert, er hatte ihre Windeln gewaschen, jetzt aber zählte sie 15 oder 16 Jahre — wie sollte er um sie nicht besorgt sein?

Schließlich ward nach langen Berathungen vereinbart, im Frühjahr solle Dmitritsch noch ein letztes Mal die Rundtour zu allen seinen Aufzöglingen machen, durchs Wolhynische, Podolische und Kiewsche Gouvernement, solle sich bei allen verabschieden, dann aber ins Kostromasche heimwärts ziehen; gefalle es ihm aber im Heimathsdorfe nicht, so stehe es ihm immer und jederzeit frei, wieder zurückzukehren. — Vor seinem Abzuge aber erschien er noch vor seinem bisherigen Diensthern mit einer besonderen Angelegenheit: er müsse ihm darüber Rechenschaft ablegen, wieviel er während seines dreißigjährigen Dienstes bei ihm an eigenem Gelde zusammengespart habe und „damit Euch, Herr, bekannt sei, wieviel ich nun fortbringe, sagte er, denn es würde sich nicht schicken, daß ich ginge, ohne es Euch gesagt zu haben." Podaljakrinsky nöthigte dem Alten noch eine kleine Zugabe auf; dann umarmten sie sich; unter Thränen küßte er der Frau und dem Fräulein die Hand, ermahnte die letztere noch zum Abschiede, sie möge Vater und Mutter ehren, solle reinlich in ihrer Kleidung sein, diese sorgsam flicken, in Stand halten und bis aufs Letzte zu Ende tragen, im Uebrigen aber in Gottes Willen sich ergeben — und machte sich dann auf den Weg. Auf der Straße hielt er noch einmal stille, rückte sich den Quersack zurecht, zog die Mütze, bekreuzte sich und setzte sich dann in Gang.

Es war schon später Herbst, als Dmitritsch einem kleinen Dorfe im Kostromaschen Gouvernement sich näherte. Häufig blieb er stehen, schaute rund um sich und erkannte nur mit Mühe die vormaligen Hecken und Wege, wo er sich aber zurechtfand, ging jedesmal ein Lächeln über sein gebräuntes, wie aus Baumrinde grob ausgehauenes Antlitz, die grauen Augen belebten sich und blickten scharf unter den überhängenden buschigen Brauen hervor.

Eine Kirche gab es nicht im Dörfchen, als aber hinter einer Anhöhe die Kreuze des Kirchhofes auftauchten, zog der alte gebückte Greis die Mütze und entblößte den, gleich seinen Bürsten, mit weißen, starrenden Haaren besetzten Kopf. Drei Mal verbeugte er sich bis zur Erde und murmelte allen, ihm bekannten Gräbern seinen Gruß zu, jeden dort Ruhenden beim Namen nennend. Auf dem Gipfel des letzten Hügels hielt er nochmals inne, stützte sich auf den Stab und schaute hinab auf das zu seinen Füßen liegende Dörfchen. Er zählte die Höfe, es waren ihrer an die zwanzig mehr als vormals und die Straße im Dorfe hatte sich verlängert; auch das Wohnhaus des Gutsherrn war um einen Anbau vergrößert worden ... es war ja lange her seit er den Ort verlassen und wieviel hatte sich hier verändert, hatte doch auch seine Ehefrau inzwischen das Zeitliche gesegnet!... Ob wohl noch jemand da ist, der mich erkennt?.. Versuchen wir es!

Näher kommt er dem Dorfe. Ihm begegnen Leute, Männer und Weiber, denen er aufmerksam ins Gesicht schaut. Halb verwundert begegnen sie dem Blicke des alten Ausgedienten; achtungsvoll grüßen sie mit herzlichem Worte den Wanderer und gehen an ihm vorüber. Da er ins Dorf eintrat, wollte es Abend werden. Aus der Ferne ertönte das Gebrüll und Geblöcke der heimkehrenden Dorfheerde und hinter dem Hügel erhob sich eine Staubsäule. Die Straße belebte sich. Weiber, Mädchen und Greise traten aus den Höfen, ihre Kühe und Schafe in Empfang zu nehmen, den Thieren und den Nachbarn zugerufene Worte erschallten — es waren alles fremde Stimmen, fremde Gesichter.

Dmitritsch war zur Seite getreten, um Alles zu beobachten und hatte sich auf die Anschüttung eines Bauerhauses, unter dessen Fenstern, niedergelassen. Bald öffnete sich ein Fenster, ein gänzlich kahler Kopf mit nur wenigen weißen Locken an den Schläfen ward sichtbar. „Auf der Durchreise, alter Kriegsmann?“ — „Nach Gottes Willen,“ antwortete Dmitritsch, die Mütze lüftend, „will jemand den Alten, so nächtige ich wohl.“ — „Nehmt vorlieb mit dem was uns Gott bescheert, tretet ein... Ihr geht wohl heimwärts?“ — „Danke fürs freundliche Wort, ja heimwärts.“ — „Noch weit von hier?“ — „Vor Alters war es nicht weit ... jetzt weiß ich nicht, wie ich es richtig sage, daß man es mir

glaube." — „Wie das?" — „Nun so ... wessen Haus ist es, dort gegenüber, wo die Stärke vor dem Thore steht?"

Inzwischen hat auch das andere Fenster sich geöffnet, eine alte Frau schaut hervor und mischt sich in das Gespräch; ein Wort giebt das andere... Von ihm, dem Dmitritsch, der vormals gegenüber gewohnt hat, wisse niemand mehr, der sei im Kriege erschlagen worden, schon längst — sagt die Alte. Da springt unser Ausgedienter mit einem derben Ausrufe auf seine Füße: hier stehe er, der Wassily Astafjew, nun Dmitritsch genannt. — Die Kunde von der Ankunft des verschollenen Dorfgenossen verbreitet sich rasch im Dorfe; die ältesten Leute, fünf oder sechs Zeitgenossen, versammeln sich um den gleichsam Auferstandenen... Am längsten plauderte mit ihm Awdotja, eine einzelstehende Wittwe, seine ehemalige Jugendgespielin.

Am anderen Tage präsentirt sich Dmitritsch beim jungen Gutsherrn, dem Sohne seiner vormaligen Herrschaft. Ihm wird freundlich begegnet und auf seine Bitte gewährt, daß er sich auf einem ihm verliehenen Fetzen Landes ein Häuschen aufbauen dürfe. Aber es werde ihm gar zu einsam dort sein, meint der Herr halb scherzend, ob er nicht heirathen wolle, er möge nur wählen unter den Mädchen des Dorfes. Die Mädchen würden ihn nicht ansehen wollen, entgegnet Dmitritsch, wenn aber der Herr es gestatte, so wolle er bei Awdotja, seiner alten Gespielin sein Glück versuchen... Der Herr erbietet sich, selbst den Brautwerber zu machen... Awdotja, die bei fremden Leuten Einwohnerin ist, erklärt sich bereit, mit Dmitritsch sich zusammenzuthun: sie würden gegenseitig ihr Alter pflegen... Es erfolgte die Hochzeit unter genauer und feierlicher Beobachtung aller ortsüblichen Gebräuche und Zeremonien. Erfreulich und zugleich wehmüthig war es, zu sehen, wie Dmitritsch sich gleichsam verjüngte und am Ende seiner Tage noch einholen wollte, was ihm in der Jugend das Leben versagt hatte. Auch an Neckereien und Scherzen, denen das alte Brautpaar ausgesetzt war, fehlte es nicht. Mit der Autorität seiner Erfahrung entschied Dmitritsch, daß auch die Wittwe mit Wehklagen in die Ehe zu treten habe, das allgemeine Zeremoniell unterliege keiner Abänderung: anderwärts halte man es so und es werde gut sein, solche Sitte auch hier einzuführen.

Nach friedlich zusammen verlebtem Winter kam das Frühjahr

und das alte Paar saß meist plaudernd auf der Erdanschüttung vor dem Häuschen, auf Strohbündeln, die ihnen als Sitz dienten, freundliche Grüsse mit den Vorübergehenden wechselnd. Dmitritsch war harthörig geworden und Awdotjas Augenlicht hatte sich getrübt — es traf sich gut, das Eines das Andere ergänzen konnte; doch gab es manche ergötzliche Mißverständnisse, wenn Eines den Irrthum des Andern zurechtzustellen hatte.

Als sie einst so dasaßen, sich am Sonnenscheine wärmend, kam Stjopuschka, ein frischer Bursche, ein Waisenkind, Awdotjas Taufsohn, vorüber, von der Heumahd heimkehrend, und ging, nach einigen gewechselten freundlichen Worten, seines Weges weiter. Dmitritsch sah ihm nach. „Wie meinst Du, Awdotja, uns wird es schon schwierig, unser Hauswesen allein zu führen — der Herr hatte nicht Unrecht, als er sagte, wir sollten jemand zu uns ins Haus nehmen — eigene Kinder haben wir ja nicht zu erwarten — nehmen wir das Waisenkind, den Stopja, Deinen Taufsohn, zu uns; er lebt bei fremden Leuten, mag er bei uns zu Hause sein; mag er erben, was wir hinterlassen; so haben wir doch jemand, der nach uns Leid tragen wird..."

So kam Stopja zu ihnen ins Haus; er führte rüstig die kleine Wirthschaft und sorgte mit kindlicher Liebe für seine alten Pflegeeltern. Diese pflegten der Ruhe. Dmitritsch fabrizirte Schnupftabak, das war seine Lieblingsbeschäftigung, und fertigte hin und wieder ein paar Bürsten, die er dann dem Herrn darbrachte. Awdotja hatte sich darauf verlegt, Kerzlein herzustellen, wenn es ihr gelang, im Dorfe Wachs aufzutreiben. In ihren Mußestunden saßen sie vor dem Häuschen und erzählten sich, sei es was Awdotja nicht gesehen, sei es was Dmitritsch nicht vernommen hatte.

Eines Tages war Awdotja zum Herrenhofe hinaufgegangen, mit einem schönen Kerzlein und der Bitte, es möge ihr gestattet werden, es vor dem Bilde der heiligen Paraskewija, der Freitagsheiligen, anzünden zu dürfen ... schon lange habe sie es der Heiligen gelobt, aber kein Wachs finden können.. „Aber," sagt die Gutsherrin, „wo hast Du das gesehen? Solch' ein Bild besitze ich garnicht!" — „Doch, doch," meint die Alte — „im großen Zimmer, ich erinnere mich sehr wohl, jetzt würden meine trüben Augen es nicht auffinden; aber ich erinnere mich sehr wohl, es

war groß und mit reicher Vergoldung." — „Das ist ja der Erzengel Michael". — „Nun ja, den meine ich, dem habe ich es gelobt..." Und so lange das Kerzlein gebrannt hat, ist die Alte in brünstigem Gebete davor gelegen. Heimgekehrt, hat sie es, nach manchem Mißverständnisse, doch fertig gebracht, ihrem Alten die Nachricht zu bringen, daß ihr Ende nahe bevorstehe. Denn als sie zuletzt vor dem Heiligen sich niedergebeugt habe, sei ihr ein Lichtschein aufgegangen und sie habe es begriffen, daß ihr das Scheiden nahe bevorstehe. — Der Alte sucht es ihr auszureden; sie aber bleibt dabei: vor dem Scheiden habe sie einer Pflicht zu genügen. Sie dürfe Stopja nicht alleinstehend hinterlassen, er müsse verheirathet werden. Dem Alten leuchtet es ein.

Nun, wenn es so ist, sagt Dmitritsch, so laß' uns keine Zeit verlieren. Im Sinne wurden alle Mädchen des Dorfes geprüft, aber keine wollte passend erscheinen; die eine war schwächlich, die andere hatte sich einen schlechten Ruf zugezogen, eine ganz arme schien auch nicht geeignet.. Man verfiel darauf, Stjopkas Meinung zu erfahren. Stopja erschien im Allgemeinen ganz geneigt zu heirathen, wiewohl ihn die Frage sehr verlegen machte und er sehr linkisch antwortete. Indessen zeigte sich, daß auch er noch keine Wahl getroffen hatte und dieselbe in vollem Vertrauen den Alten überließ. — Diese kamen schließlich überein, sich vom Gutsherrn die Fiona auszubitten, ein Waisenkind — die werde zu ihnen passen, da kämen vier Waisen auf einen Hümpel. Awdotja hatte freilich eingewandt, das Mädchen sei als boshaft berüchtigt. Dmitritsch aber meinte, Waisenkinder würden immer verschrien und sie würde unter guter Leitung gut werden müssen. Awdotja hatte nachgeben müssen: war doch Dmitritsch Wille der entscheidende. — Feierlichst ward Fiona vom Gutsherrn erbeten und die Einwilligung erlangt. — Das Mädchen hatte nur Lumpen am Leibe; Dmitritsch schaffte ihr saubere und anständige Kleidung an und hatte seine Freude daran; er ertheilte ihr ernste und wohlwollende Lehren. Fiona nahm alles dankend entgegen; zu den Lehren aber schwieg sie... Dmitritsch sah schon im Geiste die Enkelkinder, die er auf den Knieen schaukeln und mit Naschwerk traktiren werde.

Aber Hoffnung und Freude dauerten nicht lange. Schon den dritten oder vierten Tag nach der Hochzeit hatte Fiona sich

über irgend etwas geärgert: sie schwieg hartnäckig den ganzen Tag über, wandte sich von Allen ab, boshaft unter den Brauen hervorblickend, warf das Geschirr im Hause umher. Es folgten zwei Tage der Windstille, die Hoffnungen lebten wieder auf. Aber es erhob sich wiederum ein schrecklicher Sturm, schrecklicher noch als der erste. Das ganze Haus erschallte von Fionas Geschrei und Fluchen. Die Alten saßen draußen und wagten kaum zum Hause hinaufzuschauen noch sich flüsternd zu fragen, was das bedeute. Auch Stopja hatte das Weite gesucht. So ging das Toben den ganzen Tag fort, ohne daß Fiona zum Essen gerufen oder auch nur gekocht hätte. Erst spät am Abend hatte Fiona's Wuth sich erschöpft und alle legten sich zur Ruhe.

In früheren kräftigen Jahren wäre es wohl Dmitritsch gelungen, diesen Unhold zu bändigen; jetzt aber waren alle Versuche des alten abgängigen Greises vergeblich. Seine Ermahnungen wurden mit neuem Geschrei und Geschimpfe beantwortet, mit Drohungen, alle Kochtöpfe in Scherben zu verwandeln u. s. w. — Als nach einigen Tagen das Toben wieder einmal begann, verlor Dmitritsch die Geduld; er führte Klage beim Gutsherrn. Dieser übergab die Sache dem Gemeindevorstande. Fiona wurde mit Ruthen gezüchtigt. Von der Exekution schreiend und brüllend heimkehrend, stieß sie ihren Mann von der hohen Treppe hinab und warf alle Kochtöpfe und sonstiges Geschirr zum Fenster hinaus. Bis zum Abend schrie sie im Hause bei offenen Fenstern. Die Nachbarn, welche kamen, sie zu beschwichtigen, wurden von ihr mit dem Besen heimgewiesen...

Der Spätherbst kam und vertrieb die Alten vom Sitze vor dem Hause; ob sie es wollten oder nicht, ihr Platz war nun zumeist auf dem Ofen. Schon seit einigen Tagen war Awdotja von dort nicht herabgekommen; sie war ganz schwach geworden und schien zu Zeiten ohne Besinnung. Während ihrer Pflege war es, als ob Dmitritsch sich verjüngte; er wurde lebendiger und energischer und gewann wieder einiges Uebergewicht im Hause; aber es dauerte nicht lange: Awdotja starb; Dmitritsch hatte im Ganzen nur zwei Jahre mit ihr gelebt, aber er trauerte tief um sie. Seit er sie verloren, hatte er keine Ruhe mehr; er ging von einem Orte zum andern, aus der Stube in den Hof; er schaute aus dem Thore auf die Straße aus, als erwarte er jemand oder

etwas. Fionuschka tobte Tag für Tag und Dmitritsch schien es, als säße er in der Hölle. Fast nie wurde zu Mittag gekocht und Niemand hatte Zutritt zum Hause.

Eines Tages saß Dmitritsch auf dem Ofen und hätte gern etwas genossen, es war schon längst Frühstückszeit. Fiona aber statt aufzutragen, schalt und schimpfte ihren Mann. Dieser schwieg und auch Dmitritsch seufzte nur. Fiona wurde um so boshafter, als ihr Niemand Widerstand leistete und sie nichts fand, woran sich anzuhäkeln. Schließlich stellte sie sich vor Dmitritsch hin, schrie und schimpfte ihn an, und beugte sich dabei so nah an sein Ohr, daß sie fast seine grauen Haare berührt hätte.

Da war es, als erwachte Dmitritsch plötzlich: er sah die Schwiegertochter an, stieg schweigend vom Ofen und verließ das Haus; sein Fuß hat es nicht mehr betreten. Im kleinen Speicher fand er sein altes Soldatenmäntelchen ohne Achselklappen, that es über den Leibpelz an, zog das beste Paar Stiefel über warme Fußlappen an, nahm seinen Quersack, die Mütze, die Handschuhe und denselben Stab, mit dem er in der Heimath angelangt war, bekreuzte sich einige Male und verließ ruhigen Schrittes den Hof. Manche sahen ihn gehen und wußten nicht, wohin er sich aufgemacht habe. Nur ein Weib hörte es, wie er vor sich hinmurmelte: „Gott behüte sie und das Häuschen — hätte ich es doch nie gesehen! Ich geh zu meiner alten Stelle, ins Regiment, dort ist es besser."

Weiter ist Dmitritsch nicht gesehen worden, wohin er gegangen und ob er weit gekommen ist — niemand weiß es. Aber als er oben am Kirchhofe vorüberkam, ist er hinangetreten und hat an Awdotja's Grabe gebetet. Das hat der Schweinehirt später erzählt.

Baltische Dichtungen.

Baltische Dichtungen, herausgegeben von Freifrau von Staël-Holstein, geb. Freiin von Nolcken. Riga, Verlag von L. Hoerschelmann, 1897.

Eine neue Sammlung baltischer Dichtungen begrüßen wir als ein hocherfreuliches Symptom dafür, daß in baltischen Landen das Interesse für die eigene, dem Heimathboden entsprossene Dichtung immer lebendiger sich zu regen beginnt. Es gab eine Zeit, wo der Balte selbst sehr skeptisch der baltischen Dichtung gegenüberstand, — zweifelnd, ob es eine solche überhaupt gebe und geben könne, — allenfalls nach den Schöpfungen eines mehr oder minder derben Humors ihre Existenzberechtigung zugestehend und an ihnen sich ergötzend. Das war die Zeit, an deren Ungunst edle und hochbegabte Dichter wie Graf Rehbinder und Karl v. Stern schwer zu tragen hatten, — durch deren Ungunst ihr schönes Talent in seiner Entwickelung wesentlich behindert, Schaffensfreude und Lebensmuth ihnen früh zerstört wurden. Dieselbe Zeit, in deren Ausgang ein Mann wie Viktor Hehn das Urtheil aussprechen konnte, es gebe bei uns nur einen wirklich populären Dichter, den Humoristen Karl Petersen, genannt der Dicke. An der geistvollen Besprechung, welche Hehn diesem widmete,*) habe ich nur das Eine auszusetzen, daß sie Petersen gegenüber anderen Dichtern unseres Landes allzusehr in das Licht stellt. In eben derselben Zeit war eine der charakteristischsten Eigenschaften des Balten eine fast ängstliche Scheu vor der Oeffentlichkeit. Man wollte nicht in Zeitungen erwähnt und besprochen, vielleicht gar getadelt werden. Selbst wirklichen Talenten wurde es leicht als Anmaßung ausgelegt, wenn sie mit ihren Schöpfungen an die Oeffentlichkeit treten wollten. Mancher ist dadurch früh und für immer zurückgeschreckt worden. Das Alles hat sich zum Glück neuerdings durchaus geändert. Eine gerechtere Beurtheilung baltischer Dichtung hat Platz gegriffen, und die Talente, größere wie bescheidenere, entschließen sich nicht mehr so schwer, öffentlich aufzutreten und sich öffentlich beurtheilen zu lassen. Das ist ein gesunder, erfreulicher Zug.

*) Baltische Monatsschrift, 2. Jahrgang, S. 383 ff.

Das erwachte Interesse an der baltischen Dichtung zeigte sich deutlich an dem erfreulich raschen Absatz der ersten Auflage des „Baltischen Dichterbuches" von J. F. von Grotthuß. Aber das Grotthuß'sche Buch, bei all seinen großen Vorzügen, schließt doch andere, ergänzende Sammlungen durchaus nicht aus. Ganz abgesehen davon, daß die Auswahl der Dichtungen bei Grotthuß nicht immer glücklich und gerecht ist, erscheint es berechtigt, auch von anderen Gesichtspunkten ausgehend andere Sammlungen zu veranstalten. Und das ist denn auch im vorliegenden Falle von der Freifrau von Staël-Holstein, geb. Freiin von Nolcken, unternommen worden, die sich dadurch einen gerechten Anspruch auf den warmen Dank der baltischen Dichter wie des baltischen Publikums erworben hat.

Während im „Baltischen Dichterbuch" die Dichtung früherer Jahrhunderte einen bedeutenden Raum einnimmt, ist dieselbe von der Herausgeberin der „Baltischen Dichtungen" ganz weggelassen. Ihr Buch ist nur den Dichtern dieses Jahrhunderts, insbesondere den Dichtern der Gegenwart gewidmet. Hier aber zieht Frau Baronin von Stael den Kreis des Aufzunehmenden weiter, als das Baltische Dichterbuch es gethan. Sie beschränkt sich nicht auf Dichter und Dichterinnen im engeren und strengeren Sinne des Wortes; sie bietet uns auch Dichtungen von Männern und Frauen, die nicht Dichter und Dichterinnen in jenem Sinne sein wollten und wollen, die aber doch auch, in einer Stunde der Begeisterung zu Dichtern geworden, Großes und Schönes geschaffen haben; sie öffnet ihr Buch insbesondere auch in gütiger Weise einer bedeutenden Anzahl von jüngeren Talenten, die bisher noch keine Berücksichtigung gefunden haben. So begegnen uns hier neben den bekannten Dichtern des Baltenlandes Namen, die bisher in diesem Zusammenhange noch nicht erschienen, sonst aber längst wohlbekannt und hochgeachtet sind, und weiter eine lange Reihe von bisher noch ganz unbekannten Namen. Und ich stehe nicht an, diese Erweiterung als eine durchaus glückliche zu bezeichnen, wenn auch natürlich Fehlgriffe im Einzelnen darum nicht ausgeschlossen sind.

Um mit den bekannten Namen zu beginnen, — welcher Balte, der dies Buch in die Hand nimmt, wird sich nicht freuen, in ihm dem herrlichen Gedichte „Fragment" von Karl Ernst

von Baer zu begegnen? War Baer auch nicht Dichter im engeren Sinne des Wortes, wird er in erster Linie immer dastehen als der größte und genialste Mann der Wissenschaft, den das Baltenland geboren hat, so ist doch dies groß und tief gedachte „Fragment" ein Edelstein von seltenem Werth, der dieser Sammlung zu hohem Schmuck gereicht. Und wie durchaus berechtigt ist es weiter, daß die Herausgeberin die geistvollen Distichen Friedrich von Ditmar's aufgenommen hat, des herrlichen Menschen, dessen jäher Verlust seinen zahlreichen Freunden ewig unersetzlich bleiben wird. Ich hätte dem gerne noch Ditmar's sehr schöne Uebersetzung des französischen Gedichts „Die Ungekannten" von Alice de Chambrier hinzugefügt gesehen.*) Wir freuen uns auch der originellen, witzigen Grabschrift, die der berühmte Dorpater Astronom J. H. v. Mädler sich selbst gesetzt hat. Wir freuen uns weiter des schönen, sinnreichen Gedichtes von Hermann von Samson-Himmelstjerna „Die Uhr." Wegen der persönlichen Bedeutung des Namens war es wohl auch berechtigt, Gustav Heinrich Kirchenpauer's Gedicht „Herbst" in die Sammlung aufzunehmen, wenn dasselbe auch an sich nicht bedeutend ist. Berechtigt ist auch gewiß die Aufnahme der schönen, schwungvollen Gedichte des Landmarschalls Christian von Stein und des Konsistorialraths Adalbert Willigerode.

Aber auch unter den weniger bekannten oder noch ganz unbekannten Namen begegnet uns hier viel Schönes, dessen wir uns aufrichtig freuen. So finde ich ganz vorzüglich die Gedichte von Friedrich Czieſch, insbesondere die prächtige, frische, kraftvolle Ballade „Hannes von Rocheliz." Frische, bis zum Uebermuth fröhliche, dann aber auch wieder zarte und ernste Töne schlägt Walter von Gaffron-Oberstradam in seinen schönen, auch formell sehr gelungenen Gedichten an. Rührend und ergreifend sind die Gedichte des 1872 verstorbenen Gouvernements-Revisors Theodor Stahl. Weihevolle Klänge vernehmen wir von Robert Hafferberg und Friedrich Frhrn. von Hoyningen-Huene. Unter den Gedichten von Gustav Adolf Baron Lieven möchte ich das ernste, machtvolle „Siehst du den Fels" als sehr schön hervorheben. Ein schönes Gedicht „Strandmorgen" bietet uns

*) Vgl. „Balt. Monatsschrift" Bd. 39 (1892) S. 57.

Stud. Richard Rosenberg. Erfreulich sind auch die gelungenen Uebersetzungen schwedischer Dichtungen von Karl Fowelin. Manches Andere hätte freilich besser wegbleiben können und sollen. So schwachen Produkten wie August v. Johannsohn's Gedicht „O schreibe tief dies Wort ins Herz" und Johannes Baron Maydell's „So blau wie der Himmel" u. a. m. hätte die Herausgeberin im Interesse ihres Buches die Aufnahme versagen sollen. Dem ließe sich wohl noch einiges Andere hinzufügen, doch will ich hier nicht den strengen Kritiker machen, sondern mich lieber des Gebotenen freuen. Und da wären denn vor Allem noch die vielen schon wohlbekannten Dichter zu nennen, denen wir hier wieder begegnen.

Das Buch wird mit einem Gedicht des Freiherrn Roman von Budberg „Ich bin noch jung! Drum laßt mich dichten!" eröffnet. Von diesem hervorragenden Dichter wird weiter noch eine Reihe anderer Gedichte mitgetheilt, unter denen ich das ergreifende, herrliche „verlorene Gebet" und das bekannte „Als mich eine Biene gestochen" besonders hervorheben will. Wir finden weiter natürlich Alexis Adolphi, Viktor von Andrejanoff, Andreas Ascharin, Guido Eckardt, Karl von Fircks, Nikolai Graf Rehbinder, Karl von Stern, Maurice Reinhold von Stern, Jegor von Sivers, August von Weyrauch, Alexander von Mengden, Christoph Mickwitz, Hans Schmidt u. A. vertreten; Andreas Wilhelm von Wittorff nur mit einem Gedichte, aber gerade dem schönen „Herbstboten." Bei Karl von Stern finde ich die Auswahl nicht ganz glücklich. Die beiden mitgetheilten Gedichte lassen die Größe des Dichters nicht erkennen. Sein herrliches Kredo (übrigens auch nur der Anfang des Gedichts) findet sich im Anhang, jedoch auffallender Weise ohne Nennung des Dichters. Von Bruno Mohren (Moritz Kerkovius) vermisse ich sein schönstes Lied „Wem im baltischen Lande die Wiege stand", das wohl jedem Balten ans Herz greift und in keiner Sammlung baltischer Dichtungen fehlen sollte. Otto Harnack ist mit dem schönen Gedicht „Vor dem Bilde der Beatrice Cenci", Heinrich von Kügelgen mit seiner prächtigen „Tabakspfeife des alten Junggesellen" vertreten. Unter Rudolf Seuberlich's Gedichten möchte ich das schalkhafte „gefährliche Liebchen" als besonders gelungen hervorheben.

Unmöglich ist es mir, alles Guten, das hier geboten wird, besonders zu erwähnen. Dagegen möchte ich noch eines Dichters gedenken, der meiner Ueberzeugung nach hätte vertreten sein sollen, zumal er schon im „Baltischen Dichterbuch" ganz übergangen ist, — nicht gerechter Weise, wie mich dünkt. Ich meine Alexander von Schrenck, denke aber dabei nicht sowohl an seine „Balladen und Romanzen", wie an seine Fabeln,*) unter denen sich viele wirklich sehr gelungene finden. Die Fabel ist zwar jetzt ein wenig modernes Genre, aber gerade in einer Sammlung, wo das Lyrische so sehr überwiegt, wie in der vorliegenden, würden einige gute Fabeln eine ganz hübsche und angenehme Abwechselung geboten haben.

Der Anordnung des Buches mich anschließend habe ich zuerst die Dichter besprochen. An diese aber reihen sich als zweite Abtheilung die Dichterinnen, die bei Grotthuß nur spärlich vertreten sind, und auch hier begegnen wir neben bekannten und verehrten Namen anderen weniger bekannten oder bisher noch ganz unbekannten, auch hier wird uns viel wahrhaft Schönes und Edles neben bescheideneren Blüthen der Poesie geboten.

Eingeleitet wird diese zweite Abtheilung durch ein schönes Gedicht Harriet von Middendorff's, „Nachfolge", das sich an ihres Vaters, des Freiherrn Roman von Budberg Gedicht „Ich bin noch jung, drum laßt mich dichten" anschließt. So eröffnet die Tochter den Reigen der Dichterinnen, wie der Vater den der Dichter, und ihr Gedicht ist nicht minder schön. Weiter ist die Reihenfolge, wie auch bei den Dichtern, die alphabetische, — eine Anordnung, die ihre unleugbaren Vorzüge hat, namentlich das leichte Auffinden der gesuchten Dichter ermöglicht, wenn auch das historische Moment dabei nicht zu seinem Rechte kommt.

Unter den Dichterinnen ragt vor allen anderen eine hervor, die wir mit Stolz und Freude zu den Unserigen zählen: Helene von Engelhardt-Schnellenstein, — eines der größten dichterischen Talente, welche das Baltenland hervorgebracht hat, ja eine der größten deutschen Dichterinnen überhaupt, soweit es sich um Dichtung in gebundener Rede handelt. Ist sie als solche in

*) Von der Nordmark. Fabelbuch von Alexander von Schrenck, Leipzig 1868.

Deutschland auch noch nicht allgemein anerkannt, so hat daran neben dem Umstande, daß Gedichte heutzutage überhaupt nicht leicht durchdringen, wohl der weitere Umstand die Schuld, daß Helene von Engelhardt sich von der sogenannten „modernen Dichtung" durchaus vornehm fern gehalten hat. Das aber gereicht ihr zur höchsten Ehre. Fest und sicher geht sie ihre Bahn, die ihr Genius ihr vorschreibt, und ich zweifle nicht daran, daß ihre Bedeutung mit der Zeit allgemein anerkannt werden wird. Das wahrhaft Große und Schöne dringt schließlich doch durch, trotz allen Lärms der Gegenwart, trotz aller Tyrannei der Mode, und dann wächst es mit den Jahren in Aller Augen, während einst verherrlichte Größen sich in Nichts auflösen oder nur einen wenig beachteten Rest zurücklassen. Diesen Vorgang können wir heute an Grillparzer studiren, den die Litteraturgeschichten über ein halbes Jahrhundert lang in einem Winkel unter den Schicksalstragödiendichtern aufzuführen pflegten, und der jetzt dasteht als einer der größten Dramatiker, die Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Helene von Engelhardt darf sich kühn neben gefeierte Dichterinnen wie Annette von Droste-Hülshoff u. A. stellen, und überragt dieselben vielleicht sogar. Reichthum und Kraft der Gedanken, Schwung und Adel der Sprache verbinden sich bei ihr mit einer durchaus souveränen Beherrschung der Form. So kühn und gewaltig, so ungestüm bisweilen sie in die Saiten ihrer Harfe greift, so reich an liebevoller, echt weiblicher Hingebung steht sie da, so demüthig beugt sie sich vor ihrem Gott und Herrn, — eine seltene Erscheinung, zumal in der Gegenwart. Schon ihre erste, in sehr jugendlichem Alter veröffentlichte Gedichtsammlung „Morgenroth" läßt ihre geniale Begabung anerkennen und enthält eine Reihe wunderhübscher Gedichte. Die „Hochzeitsreise", das „Weinalbum", „Im Windesrauschen" und vor Allem die „Normannischen Balladen" haben gehalten, was der Anfang versprochen, ganz abgesehen von gar manchen anderen, hier und da vereinzelt erschienenen Gedichten ersten Ranges. Insbesondere die „Normannischen Balladen" gehören nach meinem Urtheil zum Besten, was wir an Balladen besitzen. Von ihnen hätten, wie mich dünkt, noch einige mehr unter die „Baltischen Dichtungen" aufgenommen werden können, so etwa „Der Verbannte", „Olaf und Helga" oder auch „Rolfs Fahrt", lauter herrliche Schöpfungen.

Die Herausgeberin bietet uns den „Prolog“ und „Rolf Krakis Tod.“ Weiter finden wir hier unter Anderem das schöne „Saatlied“ aus dem Epos „Gunnar von Hlidarendi“, die machtvollen „Stimmen der See“, ein Fragment aus der Märchen-Humoreske „Beatennacht“; ferner die tiefempfundenen, schönen Gedichte „Unsere Welt“, „Immortellen“, „Nach manchem Jahr“ und „Einer muß der Letzte sein“. Herrlich frisch und schwungvoll, echt in der Weise der Dichterin, klingt das Lied „In die Welt“. Zum Schönsten, Tiefsten und Geistvollsten gehört das Gedicht von „Australien“, „dem Land, das keine Märchen hat!“ Wir kennen es schon aus dem „Baltischen Dichterbuch,“ aber es durfte auch hier nicht fehlen. Ein sehr echtes, prächtig gezeichnetes Bild aus unseren Landen entrollt das Gedicht „Wieder in der Postkalesche“. Originell, geistvoll und anmuthig ist „Jabal und Jubal.“ Zum Schönsten und Edelsten gehören endlich die letzten Gedichte „Martha und Maria“, „Vom wunderbaren Gott“, „Vision“ und „Dem Schöpfer der Kunst“, die sämmtlich zu höheren Regionen aufschauen. Hier findet man fast des Lobens kein Ende und bedauert nur, nicht noch mehr von dieser gottbegnadeten Dichterin geboten zu erhalten. Einiges aus dem „Morgenroth“ wäre dessen wohl auch noch werth gewesen. Obwohl die Dichterin bei uns im Baltenlande schon bekannt und verehrt, ihr Name ein hochangesehener ist, wäre es doch sehr zu wünschen, daß noch viel mehr geschähe, um die Bekanntschaft mit ihren Dichtungen weiter zu verbreiten.

Eine echte Dichterin edelster Art ist ohne Zweifel auch Harriet von Middendorff, geb. Baronesse von Budberg, die ihr Talent offenbar vom Vater geerbt hat. Ihre Gedichte „Rechtfertigung“, „Gedanken“ und „Am Wasser“ rechne ich zum Schönsten, was diese Sammlung enthält, wie auch schon das im „Baltischen Dichterbuch“ mitgetheilte „Am Grabe des Vaters“ sehr schön war. Hoffentlich bietet uns Frau von Middendorff auch einmal eine größere Anzahl ihrer Gedichte zu einer Sammlung vereinigt dar.

Die bekannte Dichterin Minna von Mädler ist mit drei Gedichten vertreten, unter denen das herrliche „Was ist das Lied“ mit Recht voransteht. Von Bertha Noelting (E. Heldt) werden uns zwei Gedichte geboten, von denen das erste in kraftvollen,

gewaltigen Tönen eine Vision am Vorabend einer zweiten Schlacht im Teutoburgerwalde schildert, mit dem packenden Schluß, dem Schlachtruf der hereinbrechenden Germanen: „Ob wir fallen oder siegen, nimmer fällt Germania!" Sehr schön sind auch die Gedichte von Elisabeth Clodt von Jürgensburg, namentlich „Nie mehr" und „Wir rühmen uns auch der Trübsal". Ich rechne „Nie mehr" zu den schönsten Gedichten der Sammlung. Unter den hier mitgetheilten Gedichten der talentvollen Dichterin Hedda von Schmid möchte ich „Sehnsucht", „Heimweh", „Unter Indiens Tropensonne" und „Wie es geht", jedes in seiner Art, als sehr gelungen bezeichnen. Namentlich originell ist „Wie es geht". Die bekannte Dichterin Mia Holm ist mit drei Gedichten vertreten, von denen ich besonders das dritte „Wahrheit" sehr ansprechend finde. Edelsten Charakter tragen die Gedichte von Sophie von Reutern. Das schöne, fromme „Morgenlied" und „Frage und Antwort" möchte ich besonders hervorheben. Nach dem Sinne dieser „Antwort" hat die Dichterin selbst gelebt und reichen Segen um sich verbreitet.

Schön und tief empfunden sind die Gedichte von Elisabeth von Guzkowsky, geb. v. Ramm; entschieden talentvoll ist auch Agnes von Johannsohn, von deren Gedichten mir namentlich das kraftvolle „Brich los, du schöner Sturm" sehr gefallen hat; zart und sympathisch ist von Lina Goebel namentlich das Gedicht „Meine Blumen und Lieder"; schön und ergreifend das „Zeitbild" von Maria Bygrap-Weinberg. Ich hebe weiter noch hervor die Gedichte „Weihnachtsgruß" von Hanna Hoerschelmann; „Es deckt ein Nebelstreif das Meer" und „Allerseelentag" von Gabriele Freifrau von Schlippenbach; „Zum Todtenfest" von Martha Sichmann; „Wunsch" von Wilhelmine Eberberg; „Dichterleid" von Alberta Dreyersdorff.

Auch der „Anhang" bietet noch manches Schöne. Sehr rührend sind von C. v. R., geb. v. M., die drei Gedichte unter der Ueberschrift „Mein Kind"; schön auch das darauf folgende „Lied"; sehr schön von Sylva Testa namentlich die beiden Gedichte „Frostgereift" und „Weihnacht". Mögen die versunkenen Glocken dieser „Weihnacht" noch Vielen den rechten Weg weisen, den moderne Weisheit nicht finden kann. Das wirklich schöne und originelle Gedicht „Sonst, wo ich als Kind ein Kreuzlein

gesehn" (S. 458) kenne und liebe ich schon lange. Es steht hier unter den Gedichten, welche die Ueberschrift E. H. tragen. Mir ist als Verfasserin eine Dame genannt, deren Name mit anderen Buchstaben beginnt. Ich wüßte gerne, wie es sich damit verhält. Das Gedicht erweckt den Wunsch, daß auch die Verfasserin bekannt würde. Es ist sehr schön von Oskar von Samson komponirt worden.

Der gegebene Ueberblick über die reiche Sammlung rechtfertigt gewiß meine oben ausgesprochene Behauptung, daß die verehrte Herausgeberin sich ein Anrecht auf unser aller warmen Dank erworben. Sie hat einen schönen, reichen Strauß von Dichtungen gesammelt und viele verborgene Blüthen ans Licht gebracht, die dessen sehr werth waren. Das ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, und wenn in dieser Richtung noch weiter fortgefahren wird, so lassen sich gewiß noch weitere Schätze entdecken. Ich höre von Seiten strengerer oder gar übelwollender Kritiker schon den Vorwurf erheben, so werde nur dem Dilettantismus Vorschub geleistet und auch die vorliegende Sammlung enthalte allzuviel Dilettantenarbeit. Diesen Vorwurf fürchte ich nicht. Gewiß hätte aus der vorliegenden Sammlung manches schwächere oder wirklich schwache Gedicht besser fortbleiben können und sollen, aber darum behält die Sammlung doch ihren hohen Werth und sollte in jedem baltisch-deutschen Hause neben dem Grotthuß'schen „Baltischen Dichterbuch" einen Ehrenplatz erhalten. Und ist denn der Dilettantismus ein gar so böses, gefährliches Ding, daß man ihn mit aller Macht auszurotten suchen müßte? Da bin ich ganz anderer Meinung und möchte jeden Feind desselben auf die schönen Ausführungen Karl Neumann's über den hohen Werth des Dilettantismus für die Entwickelung der Kunst in seinem geistvollen, neulich erschienenen Buche „Der Kampf um die Neue Kunst" verweisen. Der blühende Dilettantismus auf einem bestimmten Gebiete der Kunst beweist zunächst vor Allem das Eine, daß für dieses Gebiet in weiten Kreisen Interesse besteht, daß man es liebt und pflegt und sich bemüht, etwas darin zu leisten. Und das ist viel werth. Aus solchem Milieu erwachsen dann geringere und größere Künstler, bis zu ganz großen hinauf. Die Kunst hat immer dann geblüht, wenn auch der Dilettantismus blühte; er ist der rechte Nährboden für sie, weil in ihm das

lebendige Interesse der Gesellschaft an der Kunst sich ausspricht. Das zeigt Neumann für die bildende Kunst; es gilt nicht minder für die Dichtung. Man schelte darum den Dilettantismus nicht! Er hat das volle Recht zur Existenz und wird nur dort böse und gefährlich, wo er sich hochmüthig neben und über wahre, große Kunst stellen und diese unterdrücken oder in den Schatten stellen will. Daß von solcher Gefahr hier nicht geredet werden kann, brauche ich kaum besonders zu bemerken.*)

Möge darum das Interesse an deutscher Dichtung auch in selbstthätiger, produktiver Weise, in unseren baltischen Landen je mehr und mehr gepflegt werden, — von Dilettanten und Künstlern! Es ist das ein nicht gering anzuschlagender Faktor unseres Kulturlebens, der gerade heute, in diesen ernsten Zeiten, Beachtung und Förderung verdiente. Wir wollen uns die Ziele nicht niedrig stecken, nicht selbstgefällig am Unbedeutenden uns freuen oder uns gar damit brüsten. Möge der Dilettantismus blühen, aber mit hohen und ernsten Zielen; dann werden auch die Künstler nicht fehlen. Die Grenze zwischen Dilettantenthum und Künstlerthum ist ja überhaupt keine fest, streng zu ziehende. Dem Dilettanten gelingt bisweilen ein vollendet schönes Gedicht, das werth ist, allgemein bekannt zu werden; und auch dem großen Künstler gelingt gar manches nicht. Hier fordern wir Freiheit!

---

*) Ich kann es mir in diesem Zusammenhange nicht versagen, die Worte eines der größten deutschen Dichter anzuführen, in denen er fast leidenschaftlich für sich den Dilettantismus und das Recht, ein Dilettant zu sein und zu heißen, in Anspruch nimmt. Grillparzer, in dem Entwurf einer Widmung seiner Sappho, dieses Meisterwerkes, an Schreyvogel-West, sagt: „Ich bin, Gott sei Dank, nicht über die Periode hinaus, wo die Poesie Herzensangelegenheit ist und jedes Gedicht eine Ergießung; als solche will ich, daß man die meinigen betrachte und als nichts andres. Man nehme mich für einen Menschen, der Verse macht, wenn er Lust dazu hat, und es bleiben läßt, wenn's ihn verdrießt. Warum sucht man mir lobend und tadelnd die schönen Vorrechte des Dilettanten zu entreißen, die ich anspreche und nicht aufgeben will, um keinen Preis. Ich will kein Schriftsteller sein und heißen, will nicht zünftig werden in der ehrsamen Gilde, will mir keinen Namen bauen aus Korrespondenzartikeln und Theaterberichten und dann die Zähne blecken gegen Jeden, der das wackelnde Kartenhaus antastet, will nicht jedem Hämischen oder Narren Rede stehen, der gegen mich in einem Tagesblatt zu Felde zieht." (Vgl. die Cotta'sche Ausgabe von Grillparzer's sämmtlichen Werken, 5. Auflage, Bd. IV., S. 229.)

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald,
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Dies schöne Wort Uhlands hat auch für die baltischen Lande Bedeutung und Berechtigung.

Und noch Eines möchte ich, auf die „Baltischen Dichtungen" zurückblickend, hervorheben, was mich erfreulich und sympathisch an ihnen berührt hat. Das ist der Umstand, daß von den ungesunden Elementen der „Modernen" hier nichts zu spüren ist; daß der Aufblick zu Gott hinauf, das Vertrauen auf seine Hilfe, die Ergebung in seinen Willen, das Suchen nach Trost im Leide bei Ihm, hier noch eine Stätte hat, nicht nur bei den speziell geistlichen Dichtern, wie Hafferberg und Huene, sondern auch bei gar vielen andern. So geht, ohne alle Tendenz, wie ein rother Faden, ein Zug durch diese Sammlung, der nach oben weist und Denken und Empfinden aufwärts lenkt. Möge die baltische Dichtung diesen Zug sich wahren, dann wird sie ihren Lesern mehr als bloß ästhetischen Genuß gewähren und erhalten. Möge sie, von solchem Geiste geleitet, immer weiterwachsen, blühen und gedeihen, stets erfüllt von jenem sehnenden Verlangen, das in den schönen Worten von Helene von Engelhardt sich ausspricht, zum Schlusse ihres schon erwähnten Gedichtes „Dem Schöpfer der Kunst":

O großer, unbegriffner Meister,
Der ewig schaffend sät und reift,
O heilige du selbst die Geister,
Die mächtig Schaffensdrang ergreift!
Auf daß dem Quell des Lichts entstamme
Die Gluth, die ihre Brust erhellt,
Auf daß sie siegend aufwärts flamme, —
Wohl *in*, doch niemals *von* der Welt!

L. v. Schroeder.

Berliner Theaterbrief.

Georg Hirschfeld und Max Dreyer und ihre neuesten Bühnendichtungen.

Ich hätte dieses Mal die Möglichkeit, entweder von den erfolgreichen Gastspielen zweier fremdländischer Künstlergrößen zu berichten, von der Pariserin Madame Réjane und des Italieners Ernesto Zacconi, oder aber von den neuesten Dichtungen zweier unserer „Modernen".

Jedoch die geistvolle und anmuthige Künstlerin vom Vaudeville-Theater ist inzwischen bereits in Rußland gewesen und der naturalistische Tragöde und Charakterdarsteller aus Italien geht einstweilen noch nicht nach dem Eldorado jenseits Njemen und Dnjepr. Näher also liegen uns, als die beiden romanischen Bühnenkünstler, die zwei deutschen Bühnendichter und ihre jüngsten Werke: Hirschfeld's „Agnes Jordan" und Dreyer's „In Behandlung".

* * *

Beide Dichter sind Ihnen nicht mehr ganz fremd. Vor zwei Jahren hatte ich bereits Gelegenheit, von ihnen zu sprechen.

Georg Hirschfeld, der jüngere von ihnen, — er ist sogar noch beneidenswerth jung, denn er zählt erst 24 Jahre — wurde dem Leser seinerzeit als der Verfasser des Schauspiels „Mütter" vorgestellt. Wenn ich nicht irre, zitirte ich damals auch Proben seines Stils aus der verworrenen Novelle „Der Bergsee".

Er entstammt einer Familie aus Berlin O. Da ist viel Börse, Handel und Industrie zu Hause, ganz so wie im größten Theil von Berlin C. Und daß in diesen Kreisen viel jüdische Elemente vorhanden sind, ist bekannt, wie auch, daß nicht gerade dort viel in Idealismus „zu machen" ist. „Nu, was kof ich mer for die Klassiker!" — dieses Wort einer der Hauptpersonen in „Agnes Jordan" stößt da auf viel überzeugtes Verständniß, wie auch jenes andere desselben mauschelnden Geschäftsmannes: „Pinke is die Seele von's Buttergeschäft!" Hirschfeld steht blutsverwandtschaftlich jenen Kreisen sehr nahe, aber er verehrte die „Klassiker" schon früh und er zeigte nicht das geringste Verständniß für den Tiefsinn des zweiten geflügelten Worts aus „Agnes Jordan". Hinc multae lacrymae. Einen bösen Kampf mußte der Knabe kämpfen bis zu seinem 18. Jahre. So böse und bitter und schwer war er, daß er es für ersprießlich hielt uns zum dritten Male von der Bühne herab mit den unerfreulichen Eindrücken seiner frühen Jugend zu unterhalten. Zwei Mal wahrte er dabei sogar das jüdische Milieu: im Einakter „Zu Hause", der aber erst nach den „Müttern" und zwar in Berlin

überhaupt nicht zur Aufführung gekommen ist, und dann jetzt im neuen Fünfakter. In dem dazwischen liegenden Schauspiel begnügte er sich mit der Darstellung des Kampfes höher strebender Jugend mit einer frostig-philisterhaften und materiell-begriffsstutzigen Umgebung allein.

Außerdem gab es dazwischen Novellen und einige Skizzen. Von jenen machte einiges Aufsehen der ergreifende „Dämon Kleist."

Als er sich von seiner Umgebung losgerungen hatte, war er gerade 20 Jahre alt. Er ging auf ein Jahr nach München, wo er, der schon in Berlin mit der „Freien Bühne", somit auch mit Direktor Otto Brahm vom „Deutschen Theater", dem überzeugtesten Schutzpatron der Modernen, und mit Gerhart Hauptmann Fühlung gewonnen hatte, in dem gleiche Ziele verfolgenden akademisch-dramatischen Verein die freundlichste Aufnahme fand. Er kehrte jedoch schon im Herbst 1894 nach Berlin zurück, um Vorlesungen auf der Universität zu hören und debütirte dann hier als Dramatiker im Mai des folgenden Jahres mit dem Schauspiel „Die Mütter", das im Winter darauf im „Deutschen Theater" dem großen Publikum vorgeführt wurde.

Die ausgegebene Parole lautete schon vor diesem Ereigniß „Gott — so jung und schon so berühmt!"

Ich habe, wie gesagt, dieses Schauspiel bereits an dieser Stelle besprochen. Es war nicht nur nicht so marternd, wie der Einakter „Zu Hause," wo sich der Dichter in lyrischen Ergüssen erging inmitten unerquicklichster Zänkereien und Rohheiten einer jüdischen Familie — sondern es wies außerdem auch noch neben der schon dort bethätigten großen Beobachtungsgabe viel wahrhaft dichterische Stimmungsmalerei auf. Der dramatische Aufbau war noch recht schwankend, die Charakteristik mitunter flüchtig, eine Lösung gab es nicht, sondern nur ein Stückchen Lebensausschnitt, wie auch der Hauptkonflikt, der zwischen der Mutter des Helden und der seines unehelichen Kindes, einfach unberücksichtigt gelassen wurde — aber auch wenn man nicht in den von einer litterarischen Klique und blutsverwandten Sippe ausgebrachten Ruf: „Gott — so jung und schon so berühmt" einstimmen konnte, man gab doch gerne zu, daß der Zweiundzwanzigjährige unverkennbar viel Talent und Empfindung besaß, war jenes auch noch nicht voll ausgereift und diese mitunter noch recht unklar. Aber echt waren sie beide. So glaubten viele, während Einige schon damals den Kopf schüttelten und meinten, nur von Nach- und Anempfindung sprechen zu können.

Alle jedoch waren auf die nächste Gabe gespannt und Alle interessirten sich für den jungen bartlosen dunkelblonden Dichter, dessen sinnendes Auge unter hoher Stirn fast noch mehr zu versprechen schien, als was dieser Stirn bisher entsprungen war.

* * *

Und nun, nach zwei Jahren, ist diese Gabe uns dargereicht worden, natürlich im „Deutschen Theater", und — es war eine arge Enttäuschung. Noch immer legt Hirschfeld eine Generalbeichte von seinen frühesten Jugendkämpfen ab, noch immer schildert er realistisch-drastisch unerquickliche Familienverhältnisse aus Berlin O., noch immer mischen sich lyrische, subjektive Ergüsse in brutale Wirklichkeitsmalerei, zum Schaden einer künstlerisch doch wohl nothwendigen Stileinheitlichkeit, und noch immer verspricht Hirschfeld etwas.

Die Presse hat ihm dieses Mal fast ausnahmslos bitterböse mitgespielt, war auch der Erfolg, den die Klique und Sippe im Verein mit der vorzüglichen Darstellung der Erstaufführung von „Agnes Jordan" bereiteten, laut und lärmend. Ein besonders boshafter Kritiker meinte, er habe es zum ersten Mal erlebt, daß ein Theater sich in eine Synagoge verwandelt hätte. Das hat aber natürlich mit dem Werth oder Unwerth des Stückes selbst nichts zu thun.

Wie stehts jedoch damit? Fast will es mir scheinen, daß Hirschfeld nunmehr schon weniger „verspricht," als früher. Trotz seiner großen Jugend, was zur Annahme berechtigt, er glaube noch viel Zeit vor sich zu haben, müßte er doch andererseits Angesichts seiner „großen Berühmtheit" endlich daran gehen, seine Versprechungen zu lösen. Hiermit aber haperts. Ja — „Agnes Jordan" zeigt gegen „Die Mütter" nur einen Fortschritt: größere Gewandtheit in der Ausklügelung und Ausnutzung mitunter recht grober Theatereffekte. Im Uebrigen aber ist in Bezug auf dramatische Technik im höheren Sinn und auf Stileinheit nur ein Rückschritt zu bemerken. Und vom Modernen ist eigentlich nichts mehr vorhanden, als die famose Milieuschilderung, die uns hier aber leider ausschließlich Häßliches und Abstoßendes bietet. Da jedoch, wo Hirschfeld, und zwar erst im 6. Bilde, oder fünften Akte, sich zur Höhe dichterischer Stimmung hinaufschwingt, paßt diese sogar nicht zum Vorhergehenden und nimmt sich so gemacht und gekünstelt aus, daß eine tiefe Verstimmung Platz greift... Sie wollen nun natürlich endlich etwas von der Handlung, von der Idee erfahren. Ja, die sind aber sehr schwer wiederzugeben, da uns in dem 32 Jahre umfassenden Stücke bloß sechs Bilder aus dem Eheleben der Frau Agnes Jordan und zwar aus den Jahren 1865—1873—1882—1896, stets unter peinlichster Beobachtung der jeweiligen Kleider- und Einrichtungsmode, geboten werden. Ein trostloses Eheleben. Mit vollen Segeln steuert die blühende Agnes in dieses hinaus, glückselig sich wähnend an der Seite des rohen, beschränkten Gustav Jordan, der sich „for die Klassiker nichts kost" und dessen einziger Lebenszweck „Pinke" ist, mit gebrochenem Mast läuft sie nach 31 Jahren in den Hafen

stiller Resignation ein, in der Liebe des einen ihrer Söhne, des idealen Jünglings Trost findend; eines „so jungen und schon so berühmten" Musikers, wie der Held auch in den „Müttern" es war, und der in dem Schlußakt unsäglich redselig ist, man weiß wirklich nicht warum. Vom krassesten objektiven Naturalismus zum philosophisch-lyrischen Subjektivismus — welch ein kolossaler Sprung im Rahmen eines und desselben Stückes! Oder glaubte Hirschfeld am Ende, daß er dazu berechtigt sei, weil dieses über drei Jahrzehnte umfaßt!?

Was vor diesem fünften Akte sich vollzog — ich glaube das zeigte uns den wahren Hirschfeld der Zukunft. Der dürfte kaum höher stehen als viele Lieferanten rührender Familientragödien, die wir längst schon als ganz veraltet und schrecklich langweilig bei Seite geworfen haben. Nur, daß er diesen in wahrheitsgetreuer Milieuschilderung über sein wird.

Und darum soviel Geschrei und Gethue!

Ich möchte mal die „Agnes Jordan" gern sehen, wenn die Hauptrollen nicht von solchen vortrefflichen Kräften dargestellt werden, wie Agnes Sorma, Emanuel Reicher und Hermann Müller. Oder nein, ich möchte sie dann viel lieber garnicht sehen.

Vielleicht aber ist nun Hirschfeld, der bereits wieder zwei fertige dramatische Entwürfe in der Mappe und einen sozialen Roman unter der Feder haben soll — vielleicht ist er nun wirklich endlich einmal fertig auch mit den Selbstbekenntnissen und Kindheitsschilderungen. Dann wollen wir trotzdem noch Etwas von ihm erwarten und annehmen, daß er doch noch sein Versprechen wett macht... Unmöglich ist das schließlich nicht. Nur muß er sich klar machen, daß diese selbe „Agnes Jordan," wenn sie eben nicht vom Brahmschen Schützling Hirschfeld herrührte, nie und nimmer im „Deutschen Theater" zur Aufführung gekommen wäre und daß dieses selbe Publikum, das ihn immer wieder hervorrief, dieser selben „Agnes Jordan", wäre sie von Herrn X. Y. Z. verfaßt worden, in jedem Theater eine gar grausame Niederlage bereitet hätte.

Das ist eigentlich das Traurigste an der ganzen Sache.

* * *

Ganz anders ist der Entwickelungsgang Max Dreyer's, wenn Sie wollen, gerade umgekehrt. Zuerst nicht sonderlich beachtet, ja auch geradezu angegriffen, geht er ruhig seinen Weg und dieser führt ihn stufenweise hinauf, hat ihn jetzt schon beträchtlich hoch hinaufgeführt, soweit es sich um erfolgreiche Bühnenlaufbahn handelt.

Hinter Georg Hirschfeld steht eine Klique, die heiß bemüht ist nachzuweisen, daß er was „Großes" bedeute und dieses heiße

Bemühen erweist sich als nutzlos und vergeblich. Hinter Dreyer steht Niemand, d. h. im Sinne einer ihn aufs Schild hebenden Partei, obschon auch er einem bestimmten Kreise angehört, wie gleich gezeigt werden wird. Aber trotzdem rechnet man mit ihm heute, bedeutet er Etwas. Und das hat er allein sich selbst zu verdanken.

Dreyer hat keine Kämpfe zu bestehen gehabt, wie sein zwölf Jahre jüngerer Genosse, mit dem ich ihn hier überhaupt nur deswegen in Parallele stelle, weil die Erstaufführungen ihrer jüngsten Dichtungen innerhalb derselben vier Wochen stattfanden.

Ein Norddeutscher, gleich Halbe — er stammt aus Rostock — wuchs er in seiner Heimath auf, unter kleinstädtischen Verhältnissen und in steter Berührung mit dem kräftigen, plattdeutsch redenden Menschenschlag, der an der Ostseeküste haust. Gleichförmig und ruhig vollzog sich sein Lebenslauf. Das Gymnasium wurde regelrecht durchgemacht, die Universität bezogen, Philologie studirt, die Doktor- und Oberlehrerprüfung bestanden. Dann aber trieben Talent und Neigung ihn dem Journalismus und der Schriftstellerei in die Arme. Seit bald zehn Jahren gehört er dem Redaktionsstabe der ehemals Lange'schen „Täglichen Rundschau" an, deren Feuilleton-Redakteur er auch schon seit Jahren ist. Zu diesem Stabe gehörten und gehören vor Allem die Gebrüder Julius und Heinrich Hart, die kritischen Führer des litterarischen Jung-Deutschlands, wie es sich Mitte der achtziger Jahre in Berlin zusammenfand. Der Vorort Friedrichshagen war vornehmlich der Sitz dieser Jungdeutschen, deren Bestrebungen ich ja auch neulich in dem Artikel über Max Halbe kurz zu kennzeichnen Gelegenheit hatte. Vor einem Jahrhundert hätten sie wohl einen ganz geschlossenen Kreis gebildet, wie der Göttinger oder der sächsische Dichterbund, und natürlich auch einen eigenen „Musen-Almanach" herausgegeben, oder eine eigene Zeitschrift... Andere Zeiten, andere Sitten... Hier schuf, eins in den Anschauungen und Bestrebungen, jeder doch allein für sich. Mit wie verschiedenem Erfolge, das zeigt z. B. der Lauf eines Gerhart Hauptmann und der Arno Holz', dessen im Verein mit Johannes Schlaf geschriebenes Sittendrama „Die Familie Selicke" ebenso paniermäßige Bedeutung haben sollte für die neue Richtung am Ende des 19. Jahrhunderts, wie im letzten Drittel des 18. Klinger's Spektakelstück „Sturm und Drang" für die damaligen Kraftgenialiker. Was Hauptmann heute erreicht hat — das wissen wir. Arno Holz neuestes Drama — „Sozialaristokraten" — aber wurde im vorigen Winter nur durch Bemühungen eines kleinen Kreises wohlhabender Gönner des Dichters in einem für drei Abende gemietheten Theater vor einem Kreise halbwegs Geladener zur Aufführung gebracht...

Dieser Gruppe schloß sich durch die Bekanntschaft mit den

Hart's auch Dreyer an. Zuerst als sozusagen passives Mitglied, dann als „aktives." Als er aber nun auch zu produziren begann, zeigte sich bald, daß er sich wohl gewisse Formeln aus dem Dogma der Jungdeutschen zu eigen gemacht hatte, daß er aber auf dem äußersten rechten Flügel stand, so daß er auch mit anderen Lagern Fühlung hat. Er ist also weniger radikal. Er macht weder bloß im Naturalismus, noch im Symbolismus. Aber er beherrscht das gemüthvolle Stimmungsbild so gut wie sie, und auch er versteht sich auf die Analyse der Menschenseele.

Das zeigte, von ein paar früher veröffentlichten Skizzen abgesehen, gleich das Bändchen Novellen, das 1892 unter dem Titel „Frauenwille" erschien. Vor Allem bekundete sich Dreyer dort als moderner Problemdichter. Er läßt z. B. in der größten Novelle eine verfeinerte Berlinerin sich in einen Mann aus dem Volk, einen Fischer von der Ostseeküste, verlieben und mit ihm verheirathen. Wie verläuft eine solche Ehe — unter den Berliner Gesellschaftsverhältnissen? Das ist die Frage, die ihn interessirte. In einer anderen Novelle schildert er die Ehe eines überzeugt sozialistischen Arbeiters mit einem freisinnigen Mädchen, das freudig in das freie Verhältniß einwilligte, denn diese Ehe war keine von Standesamt und Kirche eingesegnete. Problem — wie wird das Mädchen, trotz aller fortschrittlichen Gesinnung, da es im Uebrigen durchaus ehrbar und anständig ist, ein solches bürgerlich schiefes Verhältniß auf die Dauer ertragen?

Sehr realistisch, voll feiner Beobachtungsgabe im Einzelnen, machten diese Novellen aber doch einen Eindruck, als ob an die Stelle echt dichterischer Konzeption — die Konstruktion gesetzt sei.

Und auch die beiden Schauspiele, mit denen Dreyer 1895 und 1896 an die Oeffentlichkeit trat, befreiten den Feinfühligeren nicht von der gleichen Empfindung. Ganz im Geiste des Ibsenismus, der auf die Jungdeutschen bekanntlich den stärksten Einfluß ausgeübt hat, war das Schauspiel „Drei" gehalten. Nur daß deutscher Idealismus hier und da über den grämlichen Pessimismus des alten Norwegers den Sieg davonträgt. Die famose Ibsen'sche Ehe-Dreieck-Theorie wird auch bei ihm nicht bis zu der bei Ibsen ebenfalls nur seltenen Konsequenz des Ehebruchs im landläufigen Sinne fortentwickelt. Wohl aber löst die unverstandene Susanne ihre Ehe mit Karl Genzmer auf — sie verläßt ihn und ihr Haus, ganz wie z. B. Nora. Auch in der Gestaltung der Charaktere, der Führung des Dialogs, der Stimmungsszenerie ist das skandinavische Vorbild unverkennbar. Im Frühling 1895 kam „Drei" im Lessing-Theater mit ziemlich nachhaltigem Erfolg zur Aufführung und ging dann noch über manch' andere Bühne.

Es folgte das Schauspiel „Winterschlaf", das im „Neuen Theater" zu Beginn des vorigen Jahres seine Erstaufführung

erlebte. Ich habe die tragisch endende Dichtung, die weniger durch die Fabel, als durch die feinfühlige Stimmungsmalerei fesselte, damals eingehender gewürdigt. Neues sagte uns Dreyer damit eigentlich nicht. Er zeigte sich nur gereifter und dichterisch vertiefter. Ganz original gab er sich auch hier noch nicht: neben Ibsen hatte sichtlich auch Halbe Gevatter gestanden.

* * *

Dann aber brachte uns der November desselben Jahres im königlichen Schauspielhause ein neues Stück und hier gab sich Dreyer auch von einer neuen Seite — von der humoristischen, oder richtiger von der komischen. Sein „altdeutsches Scherzspiel" „Eine" verrieth eine ganz entschiedene Begabung für dieses in der deutschen Bühnenlitteratur in unseren Tagen so brach daliegende Gebiet.

Ueberblickt man, was überhaupt für die Bühne geschrieben wird seit Jahrzehnten, so möchte das Manchem als eine sehr kühne Behauptung erscheinen, die von dem „Brachliegen" nämlich. Kommen denn nicht etwa auf je ein Schauspiel, von Trauerspielen garnicht zu reden, mindestens 3—4 „Lustspiele"? Du lieber Himmel — Lustspiele! Ja, alberne Schwänke und Possen im modernen Geschmack oder besser Ungeschmack, entweder französelnd frivol und schlüpfrig, oder deutsch philisterhaft und schwerfällig, dazwischen mal was Burleskes im englischen Stil, ein kolossaler Import pariserischer Waare dieser Art, die bei der Verdeutschung meist noch das Alles einbüßt, was ihren Reiz auf der heimischen Bühne ausmacht — daran fehlts freilich nicht und eine gewaltige Schaar, angefangen bei den Moser und Kneisel, bis hinunter auf die Blumenthal und Kadelburg, sorgt dafür, daß die Sorte nicht ausgeht. Aber was hat denn das Alles mit dem echten Lustspiel zu thun, das treffliche Charakteristik mit der Zeitsatire innig verbindet und „ridendo castigat mores", lachend der Menschen Verkehrtheiten geißelt? Nicht einmal Freytag's „Journalisten" wären ein echtes Lustspiel in diesem Sinne, im Geiste und in der Form Molières oder auch nur eines Holberg. Aber wir wären es ja zufrieden, hätten wir mehr von der Art der Freytag'schen Komödiendichtung — noch aber sind die bald 50 Jahre alten „Journalisten" noch immer vornehmlich das deutsche Lustspiel an sich...

Alle großen Kunstelemente sind international, weil auf dem Boden des allgemein Menschlichen erwachsend. Bocaccio, Rabelais, Cervantes, Molière, Hogarth, jeder auf seinem Gebiet, gehören daher der Weltkunst an. Sind denn die Elemente ihrer Kunst, mag sie sich in die Formen der Erzählung, des Dramas, des Bildes kleiden — ganz und gar verloren gegangen?

Was die Bühne betrifft, so möchte man es fast glauben, wenn nicht hier und da einmal sich etwas zeigte, was dagegen spräche. Einen solchen Gegenbeweis liefert z. B. mitunter Otto Erich Hartleben. Und ein gleiches thut auch Dreyer mit dem, was er neuerdings geschaffen hat. Man wird mir nicht die Geschmacklosigkeit zutrauen wollen, daß ich seinen Namen im Ernst in einem Athem mit denen jener Weltgrößen nennen könnte, aber sicher ist auch, daß sowohl „Eine", als das neueste Werk Dreyer's, „In Behandlung," einen ganz anderen Lustspielton anschlagen, als Alles, was wir seit vielen Jahren auf diesem Gebiete zu sehen bekommen haben.

Nicht sehr üppig wuchert die humoristische Laune Dreyer's und nicht sehr ergiebig ergießt sich der Strom seiner komischen Ein- und Ausfälle in „Eine". Und der in höherem Sinn wirklich komische Kern der Handlung in diesem uns in die Zeit der Wiedertäufer versetzenden Schwank ist von allerlei Beiwerk zu stark umrankt, und die kräftige, nie banale Versprache mit ihren lustig klappernden Reimen konnte über manche Breite doch nicht hinüberhelfen. Aber da giebts einen zweiten Akt von packend urwüchsigem Humor, der ebenso viel von der derben Behaglichkeit eines Hans Sachs, wie von der keck zugreifenden Sinnlichkeit des Bocaccio hat, ohne aber daß irgendwie von Nachahmung geredet werden könnte, wie andererseits auch die Grenze des Anstandes trotz des hier so heiklen Themas nirgends überschritten wird. Die täppischen Bauern eines westfälischen Dorfes halten es mit den Wiedertäufern und beschließen zunächst von ihren Lehren — die Vielweiberei bei sich einzuführen. Ein lustiger Landsknecht, der sich von seiner Braut verschmäht und beleidigt wähnt, will mitthun, um sich an der Lise zu rächen, und schnappt den Bauern deshalb gleich die drei besten und drallsten Dirnen vor dem dumm aufgerissenen Munde fort. Jubelnd sagen sie ihm zu und im zweiten Akt zieht er mit den dreien, je eine am Arm, die dritte huckepack auf dem Rücken am Hochzeitsabend in seine armselige Hütte am Ende des Dorfes ein. Wie nun die drei Holden sich um den einen Mann streiten, wie sie aus lauter Liebe und Eifersucht ihm die Kleider zerreißen, ihn um Essen und Trinken bringen, ihm die Hölle überhaupt so heiß machen, daß er auf das Eheglück mit ihnen verzichtet und sie alle drei hinausjagt, um die Hochzeitsnacht an der Seite eines alten Zechbruders und Waffengenossen zuzubringen — das nun eben ist mit jenem urwüchsigen Humor geschildert, den man für die deutsche Bühnendichtkunst fast schon verloren wähnte. Und hier auch zeigte Dreyer, wie ich annehmen möchte, endlich sein wahres Gesicht. Es lachte uns an und wir lachten es schallend wieder an.

Wären alle drei Akte in demselben Ton gehalten gewesen

— „Eine" hätte sicher auf vielen Bühnen mit Ehren bestanden. Aber der überlange geschwätzige erste Akt und der schwache, nur leicht zusammengezimmerte dritte Akt schädigten den Gesammteindruck. Dazu trat das Mißgeschick, daß in Folge der Erkrankung eines Hauptdarstellers, die Komödie schon nach der zweiten Aufführung abgesetzt werden mußte, was für ihre erwünschte Rundreise durch die Provinz verhängnißvoll wurde.

Nun — Max Dreyer hat jetzt seine Revanche genommen. Sein jüngstes vor etwa drei Wochen im Dresdener Hoftheater zum ersten Mal aufgeführtes Lustspiel „In Behandlung" wurde sofort von 8—10 namhaftesten Bühnen angenommen und ist dieser Tage auch im hiesigen „Berliner Theater" mit demselben durchschlagenden Erfolg aufgeführt worden, den es in der sächsischen Königsstadt erlebt hatte.

Es steht dieses Lustspiel nun ganz und gar auf dem Boden des „castigare mores ridendo". Manches für den Feinfühligeren etwas gezwungen und unwahrscheinlich in der Voraussetzung sich Ausnehmende wird übersehen gegenüber dem echten Humor, der die Dichtung beseelt. Die Schilderung kleinstädtischer Bornirtheit, die aber den Charakter des Possenhaften stets geschickt zu vermeiden weiß und sich eben immer im Rahmen unverfälschten Lustspieltones zu halten weiß, ist mit einer recht gut ersonnenen Fabel und scharfer Menschencharakteristik innig verschmolzen. In eine kleine pommersche Hafenstadt kommt eine Waise als „Dr. med." zurück, natürlich um ihre Kunst auszuüben. War man schon entsetzt über ihr Studium, so macht sie dieser Entschluß in der „hochachtbaren" Gesellschaft von Osterminde erst recht unmöglich. Wie eine Verfehmte wird sie betrachtet und behandelt. Ihr Jugendfreund, Dr. med. Wiesner, theilt ihr Loos in einer Hinsicht — auch er findet keinen einzigen Patienten, und zwar weil er Frauenarzt zu sein wagt, ohne daß er verheirathet ist. Da macht er ihr den Vorschlag einer Scheinehe — dann wäre Beiden geholfen. Sie heirathen sich also in allem Ernst und bleiben dabei doch in Wahrheit unverheirathet. Daß dieses Motiv dem Leben entlehnt ist, indem ja die berühmte Sonja Kowalewski in ihrer Jugend eine solche Scheinehe einging, macht es für die Bühne nicht unbrauchbarer. Im Gegentheil. Der Verfasser zog aus ihm die Konsequenz aller möglichen komischen Situationen und, ein starkes Talent, wußte er dabei doch alles Bedenkliche glücklich zu umschiffen. Gleichzeitig hatte er die Möglichkeit, die Scheinehe auf dem Boden der Liebe, die die Beiden, Er bewußt, Sie unbewußt, für einander hegen, und an der Hand der „Behandlung", die der männliche Doktor dem weiblichen angedeihen läßt, um diesen von dem Wahne zu kuriren, für das „neue Weib" sei das erstrebenswertheste Ziel das der jungfräulichen Selb-

ständigkeit, schließlich zu einer wirklichen werden lassen zu können, was zu den Elementen der komischen noch die poetischer Stimmung gesellte. Daß aber das Kompagniegeschäft den beiden doctores in großer Zahl Patienten und somit auch Freunde wieder zuführte, versteht sich von selbst und gab Gelegenheit zur Ausnutzung weiterer komischer Elemente, die in dem Gesinnungswechsel der Osterminder Honoratioren liegen.

Das ist in wenigen Worten das Gerippe der Handlung, das nun mit allerlei lustigen Einfällen, die immer von den gewöhnlichen Mitteln des Schwanks und der Posse weit entfernt bleiben, umkleidet ist. Dazu die Reihe meistens äußerst lebendiger Typen und Individuen, unter denen ein braver plattdeutsch redender Schiffskapitän, der prächtige Onkel des Frl. Doktor, und deren überwältigend komische Haushälterin der Gestaltungskraft Dreyer's besonders Ehre machen.

Dreyer ist nunmehr „durch", wie man hier zu sagen pflegt. Fortan wird er nicht mehr bei den Theaterdirektoren anzuklopfen haben, sondern diese werden ihn aufsuchen. Hierin liegt aber freilich auch eine Gefahr. Die nämlich, in die Bahnen der Theaterschriftstellerei hineingedrängt zu werden, anstatt die Höhen der Lustspieldichtung zu erklimmen.

Vertieft sich noch sein Humor, gelingt es ihm, in seinen Mitteln noch einfacher zu werden — eigentlich waren sie es schon im 2. Akt von „Eine" — erhält er sich seine plastische Menschengestaltungskraft, dann werden wir ihn bald auf dieser Höhe erblicken können.

Und einsam wird er sich dort sicher nicht fühlen.

J. Norden.

Berlin, im November.

Litterärische Streiflichter.

Der räuberische Einfall des Dr. Jameson und seiner Genossen in Transvaal sowie die schmähliche Niederlage, welche die Buren am 1. Januar 1896 ihm bereiteten, hat die Augen von ganz Europa auf die kleine afrikanische Republik gewendet. Es wurde bald klar, daß hier weit angelegte Pläne der Engländer in Süd-Afrika durch die Tapferkeit der Buren vereitelt worden sind. Die Nachkommen der alten holländischen Kolonisten, die einst die Herren des Kaplandes waren, kämpfen für ihre Freiheit und Selbständigkeit gegen die übergreifenden Herrschaftsgelüste der Britten, die ganz Süd-Afrika ihrer Gewalt zu unterwerfen trachten. Die letzten Trümmer der vormals so großen und angesehenen holländischen Kolonien führen den verzweifelten Existenzkampf gegen die rücksichtslos vordringende überlegene Macht der Engländer, welche überall die Erben der Kolonialherrschaft Hollands geworden sind — das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Streites in Süd-Afrika. Wie auch der endliche Ausgang sein möge, man wird der Tapferkeit, der Vaterlandsliebe, der Entschlossenheit der Buren seine Anerkennung nicht versagen und in der Niederwerfung der Expedition des Dr. Jameson's den Sieg der gerechten Sache über einen frevelhaften Angriff sehen. Die Zeitungen haben über diese Ereignisse mehr oder weniger ausführliche Berichte gebracht, aus denen sich aber doch kein vollständiges Bild der Verhältnisse ergiebt, auch blieb der Zusammenhang der politischen Fragen mit den kriegerischen Begebenheiten vielfach dunkel. Diesem Mangel hilft nun vollständig das kürzlich erschienene Buch von N. S. Hofmeyr ab: Die Buren und Jameson's Einfall in Transvaal.*) Der Verfasser, in Pretoria lebend und selbst ein Bürger der Transvaalrepublik, hat sein Werk dem Präsidenten Paul Krüger gewidmet; er behandelt den Gegenstand also ganz vom Standpunkte der Buren und in seiner Darstellung kommt das Hochgefühl über die siegreiche Abwehr eines gefährlichen Ueberfalles zu lebhaftem Ausdruck; das wird ihm Niemand verdenken. Hofmeyr betont mit Recht, daß das einfache Burenvolk, das wohl zu handeln versteht, aber nicht viel zu sprechen und noch weniger zu schreiben liebt, sich Anderen, insbesondere seinen Gegnern gegenüber dadurch im Nachtheil befindet und häufig verkannt und ungerecht beurtheilt worden ist. Er schildert daher zuerst in zwei einleitenden Kapiteln den Freiheitssinn und die Tapferkeit der Buren in früherer Zeit sowie die fast ununterbrochene Bedrängniß und Vergewaltigung, die sie von den Engländern, seit diese sich des Kaplandes bemächtigt

*) Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 4 M. 80 Pf.

hatten, zu erdulden gehabt haben. Wir erfahren hier viel Interessantes und Belehrendes aus der Geschichte der Buren und möchten nur wünschen, daß der Verfasser diese Dinge nicht nur kurz andeutend, sondern ausführlich und im Zusammenhange behandelt hätte, denn Holland allenfalls ausgenommen sind in Europa die früheren Verhältnisse des Burenvolkes so gut wie unbekannt. Mit Theilnahme liest man von dem „großen Auszuge" der Buren aus dem Kaplande, ihrer alten Heimath, in den Jahren 1835—1840, nach Transvaal, um hier einen neuen Freistaat zu gründen. Dem gefährlichsten Feinde der Buren Cecil Rhodes widmet Hofmeyr eine eingehende Charakteristik, in der er den hervorragenden Eigenschaften und der glänzenden Begabung dieses ungewöhnlichen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber auch den Mangel an aller Moralität und die völlige Gewissenlosigkeit bei ihm mit Nachdruck hervorhebt. In Cecil Rhodes und Paul Krüger sind gleichsam die einander gegenüberstehenden Nationen verkörpert: jener mit allen Mitteln verfeinerter europäischer Kultur ausgestattet, herrschsüchtig, ehrgeizig, energisch, von bezaubernder Gewalt des Wesens und der Rede, überaus klug, skrupellos, nur darauf bedacht die Macht seines Landes auszudehnen; dieser ein einfacher Mann aus der Mitte seines Volkes, ohne höhere Bildung, aber ganz in der Bibel lebend und webend, karg in der Rede, thatkräftig, genau bekannt mit den Praktiken der Gegner seines Volkes, ruhig und besonnen, voll steter Sorge um die Selbständigkeit seines Landes, von größter Klugheit und Vorsicht, nicht ohne einen Zug jener Schlauheit, wie sie seinen Landsleuten und den Bauern überhaupt eigen ist. Die grundverschiedenen Charaktere der beiden Männer treten uns sehr deutlich aus ihren dem Buche beigegebenen Bildnissen entgegen.

Nachdem Hofmeyr die Umtriebe im Kapland und die Zustände in Johannisburg besprochen, schildert er ausführlich und lebendig den Einfall Jameson's und die rasche Kriegsbereitschaft der Buren. Während Jameson über eine Anzahl Maximkanonen verfügte, waren die Buren ganz ohne Geschütze; daß sie dennoch im Treffen bei Krügersdorp Sieger blieben und bei Doornkopp Jameson und seine Truppen zur Ergebung auf Gnade und Ungnade nöthigten, verdankten sie ihrem Heldenmuth, ihrer Terrainkenntniß und der unvergleichlichen Sicherheit im Gebrauch ihrer Waffen. Ueberblickt man die von Hofmeyr gemachten Mittheilungen, so kann an der Mitschuld der Chartered Kompany und an Rhodes geistiger Urheberschaft des ganzen Unternehmens gar kein Zweifel sein; es läßt sich aber weiter kaum der Gedanke abweisen, daß auch Chamberlain etwas von der Sache gewußt hat. Die diplomatischen Verhandlungen des englischen Kolonialministers mit dem Präsidenten Krüger nach der Gefangennahme Jameson's wirken

geradezu wie ein Intriguenstück auf der Bühne; alle Versuche den Präsidenten aus seiner ruhigen Haltung herauszubringen, alle Schmeichelkünste ihn zur Reise nach England zu bewegen, das Anschlagen bald eines freundlichen bald eines hochfahrenden Tones sind gleich vergeblich, Krüger's Antworten haben stets denselben zugleich vorsichtigen und bestimmten Charakter, er läßt sich durch nichts in seinem ruhigen und festen Verhalten beirren, er thut keinen falschen Schritt und bleibt so schließlich Meister in diesem diplomatischen Spiele. Auch die Gerichtsverhandlungen gegen die Hauptverschworenen bieten vieles Interessante. Die unmittelbare Folge des Jameson'schen Einfalles und der bald darauf genauer bekannt gewordenen geheimen Pläne von Rhodes und dessen Genossen gegen die Selbständigkeit der Burenrepublik ist die enge Verbindung zwischen Transvaal und dem Oranje-Freistaat zu gegenseitigem Schutz und Trutz gewesen, ein für die Engländer sehr unangenehmes Resultat. Mit diesen Verhandlungen und mit den Aussichten für die Zukunft beschäftigen sich die letzten Abschnitte des Hofmeyr'schen Buches. Die Schwäche der Buren ist die unter ihnen in ruhigen Zeiten herrschende Uneinigkeit, sie hat früher das Auseinandergehen des Volkes in zwei Freistaaten verursacht, sie hat oft schon schwere Gefahren heraufbeschworen und bietet den äußeren Feinden immer wieder Anlaß zu Anschlägen gegen die Unabhängigkeit des Landes. Seit Tacitus Zeiten erscheint diese Uneinigkeit, dieser innere Hader als das unausrottbare Erbübel bei den germanischen Stämmen; nur die äußerste Noth drängt die Zwietracht zurück und dann vollbringt die vereinigte Kraft Großes. So ist es auch bei den Buren. Möge die jetzige Einigkeit von einiger Dauer sein, dann wird sich das wackere Bauernvolk seiner gefährlichen Nachbarn noch geraume Zeit erwehren. Gerecht ist seine Sache, denn diese gottesfürchtigen, tapfern, freiheitsliebenden Buren wollen nichts Anderes als das einfache Menschenrecht: ruhig und unabhängig nach der Väter Weise in ihrem Lande leben.

Hofmeyr's Buch ist mit einer trefflichen Karte von Transvaal und dem Oranje-Freistaat sowie mit zwei Plänen der Gegend von Krügersdorp und Doornkopp, ferner mit den Porträts der wichtigsten in dem Buche vorkommenden Personen ausgestattet. Der Verfasser schreibt klar, einfach, ohne besondere stilistische Kunst, aber mit Begeisterung und Vaterlandsliebe. Sein Werk ist ganz dazu geeignet Sympathie für die Buren zu erwecken und verdient es im hohen Grade gelesen zu werden.

Nach Rumänien und Bulgarien, in Gegenden, die durch die Ereignisse des letzten großen Türkenkrieges weltbekannt geworden sind, führt uns das kleine Buch von H. Graf zu Dohna: An der Schwelle des Orients. Wanderungen durch die

Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78.*) Der Verfasser, ein preußischer General, giebt den eigentlichen Zweck seiner Reise im Titel der Schrift deutlich an, aber er bietet viel mehr als man darnach erwarten sollte. Offenen Auges hat er die halborientalischen Länder an der Donau und am Balkan durchreist, er entwirft anschauliche Schilderungen von Land und Leuten und streut nicht wenige feine völkerpsychologische Beobachtungen ein, so z. B. über die Stellung und Bedeutung der Juden und das Leben und Treiben der ansässigen Zigeuner in Rumänien sowie über die trostlose Lage der Landwirthschaft in diesem kornreichen Lande. Wir erhalten weiter die Beschreibung des Landsitzes eines reichen rumänischen Bojaren und erfahren mancherlei über die litterärische Thätigkeit der Rumänen. Graf Dohna schildert weiter das ganz orientalische Jassy und dann die völlig davon verschiedene Hauptstadt Bukarest. Von Ruszuk und Gürgewo an der Donau wendet sich dann der Verfasser seiner eigentlichen Aufgabe, dem Besuche der Schlachtfelder und Kampfstätten, zu. Seine Beschreibung dieser blutgetränkten Gegenden und heiß umstrittenen Punkte geht natürlich zunächst vom militärischen Gesichtspunkte aus, ist aber durchaus nicht trocken, sondern höchst lebendig und lehrreich; dazwischen flicht der Verfasser auch hier kleine Reiseerlebnisse und anziehende Landschaftsbilder ein. Biela und Tirnowa, Lowatsch und vor allem Plewna und der Schibkapaß sind die Hauptpunkte seiner Wanderungen. Man durchlebt den Krieg vom Juli bis zum 10. Dezember 1877 von neuem unter Graf Dohna's kundiger Führung, der die militärischen Operationen und die strategische Leitung der beiden kämpfenden Heere mit maßvoller Kritik begleitet; er zollt Skobolews ungestümer Tapferkeit ebenso volle Anerkennung wie er Osman Pascha's heldenmüthiger Vertheidigung von Plewna seine Bewunderung nicht versagt. Die eingestreuten Urtheile über Alexander von Battenberg, den der Verfasser persönlich kennen gelernt hat, sowie über Stambulow sind bemerkenswerth. Ganz uns aus der Seele gesprochen sind Dohna's Aeußerungen über das heute gewöhnliche geringschätzige Herabsehen auf das deutsche Philhellenenthum der zwanziger Jahre, das so völlig ungerecht ist. Das Büchlein ist klar und anmuthig geschrieben, überall zeigt sich darin die feine Bildung, wie sie den höheren preußischen Offizieren eigen zu sein pflegt, kurz es ist eine Schrift, die man mit ebenso viel Vergnügen wie Belehrung liest.

Mit einem interessanten Kapitel der Völkerkunde beschäftigt sich das Buch von Jakob Robinsohn, Die Psychologie

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1 M. 60 Pf.

der Naturvölker. Ethnographische Parallelen.*) Der Verfasser behandelt darin den Seelenglauben der Naturvölker, ihre Vorstellungen über die Beschaffenheit und Gestalt der Seele sowie ihre Fortdauer nach dem Tode und die damit im Zusammenhange stehenden Meinungen von dem Charakter der Todten, deren Bestattungsweise und die damit verbundenen Menschenopfer. Robinsohn beschränkt sich nicht streng auf die Naturvölker, da er oft auch die Anschauungen der Griechen über diese Dinge heranzieht, die doch gewiß nicht zu jenen gehören; auch die Inder wird man schwerlich zu dieser Völkerklasse rechnen dürfen. Der Verfasser hat ein reiches Material zusammengebracht und giebt manche gute Beobachtung, es läßt sich daher viel aus dem Buche lernen. Paradox ist sein Versuch die Anthropophagie aus dem Glauben der Naturvölker, dadurch die Seele eines andern sich anzueignen, zu erklären. Sehr merkwürdig ist der von Robinsohn bemerkte Glaube an eine Seelenmehrheit in einem menschlichen Wesen. Sind wir also auch dem Verfasser für die Fülle der hier zusammengestellten Thatsachen dankbar, so können wir seinen Standpunkt und seine ganze Auffassung durchaus nicht theilen; er behandelt alle diese Fragen ohne allen religiösen Sinn, vom rein naturalistischen Standpunkt aus, für den alles über dieses Leben Hinausgehende nur Phantasievorstellung ist, denn auf dem Boden christlich-religiösen Glaubens Stehende werden die Vorstellungen der Naturvölker vielfach in ganz anderem Lichte erscheinen. Sehr bemerkenswerth ist der bei ihnen allen sich findende Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, wie verschieden sie auch gedacht wird. Die Vorstellung, daß es etwas Unvergängliches im Menschen gebe, findet sich überall. Auch der Gedanke der Vergeltung im Jenseits arbeitet sich auf einer höheren Stufe der Entwickelung bei den Völkern heraus. Es gewährt ein hohes Interesse, die dunkeln Irrwege des religiösen Lebens bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen, zu beobachten, wie auch in den rohesten Vorstellungen eine verhüllte Ahnung des ewigen Daseins der Menschenseele sich zeigt. Können wir auch, wie gesagt, den Anschauungen und Erklärungen Robinsohn's in keiner Weise zustimmen, so ist sein Buch doch schätzbar durch den darin enthaltenen reichen Stoff, der auch für eine ganz andere Auffassung verwerthet werden kann.

Shakespeare und kein Ende! hat schon Goethe ausgerufen und welche unübersehbare Fülle von Kommentaren und Erläuterungsschriften aller Art ist seitdem allein in Deutschland ans Licht getreten. Jahr für Jahr erscheinen neue Bücher über Shakespeare und einzelne seiner Dramen und die Shakespeare-Litteratur bildet schon eine eigene große Bibliothek. Wer sich

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 2 M.

über diese unablässige Beschäftigung mit dem großen Britten und die unermüdlichen Versuche in die Tiefe seiner dramatischen Kunst einzudringen, seine Dramen von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus zu beleuchten wundert, dem mag Goethe's begeistertes Wort ins Gedächtniß gerufen werden: „Man kann über Shakespeare garnicht reden, es ist alles unzulänglich; wir sämmtliche, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen." Es reizt den menschlichen Geist immer von neuem sich in die unergründliche Tiefe dieses Dichtergenius zu versenken und ein wenigstens subjektiv wahres und befriedigendes Bild seines Wesens und Charakters zu gewinnen, und weil der Dichter sich so sehr hinter seinen Werken verbirgt, darum lockt es den Bewunderer und Kenner Shakespeares immer wieder den persönlichen Anschauungen und Gedanken in seinen Dramen nachzuspüren. Einen neuen Versuch den Menschen Shakespeare zu erfassen und seine sittlich-religiösen Anschauungen darzulegen, bietet das Buch von Julius Schiller: Shakespeare als Mensch und Christ. Eine Studie.*) Der Verfasser ist ein begeisterter Verehrer und unbedingter Bewunderer Shakespeares, der ihm der größte Dichtergeist aller Zeiten ist. Mit der englischen und deutschen Litteratur über den Dichter ist er im vollen Maße vertraut und weist auf sie im Einzelnen bald zustimmend bald polemisirend hin. Zuerst schildert Schiller den Entwickelungsgang des Dichters oder Shakespeare als Mensch. Da wir von Shakespeares Leben außerordentlich wenig wissen, so ist hier für Vermuthungen und Kombinationen ein weiter Spielraum und auch Schiller operirt sehr viel mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, er legt oft ganz genau die Motive von Shakespeares Handlungen dar und schildert eingehend den Entwickelungsgang seiner Persönlichkeit, wie er nach seiner Ueberzeugung gewesen ist. Manches davon ist gewiß plausibel, Anderes jedoch sehr zweifelhaft. Seine Auffassung des Menschen Shakespeare erscheint uns überhaupt etwas überschwänglich, wir wünschten, der Verfasser hätte in dieser Beziehung Einiges von dem Realisten Rümelin angenommen. Von des Dichters Bildung hat Schiller eine viel zu hohe Vorstellung, er hält die bekannten Anachronismen und geographischen Verstöße in den Dramen nur für Scherze Shakespeares. Darin können wir ihm durchaus nicht zustimmen, wir würden sogar eine solche umfassende Bildung, wie er sie dem Dichter zuschreibt, bei dessen Lebensgange für ganz unnatürlich halten. Auch die Meinung des Verfassers, Shakespeare habe in der höheren Londoner Gesellschaft eine beneidete Rolle gespielt, scheint uns des Beweises zu entbehren und sehr unwahrscheinlich zu sein. Im Uebrigen verdient die große Liebe

*) Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. 2 M. 60 Pf.

zu dem Dichter, die sich in diesem Abschnitt ausspricht, alle Anerkennung. Bedeutender und durchweg gelungen ist das zweite Kapitel: Shakespeare als Christ. Hier hebt Schiller zuerst mit Recht die großen Schwierigkeiten hervor, welche sich der Feststellung von Shakespeares religiösen Anschauungen aus seinen Dramen entgegenstelle; hat man ihn doch als Katholiken, Pantheisten und Skeptiker zu erweisen gesucht. Schiller setzt nun auseinander, daß die Grundwahrheiten des Christenthums, insbesondere die Grundlehren des evangelischen Glaubens bei Shakespeare sich finden und als seine religiöse Ueberzeugung angesehen werden müssen. Merkwürdig bleibt es immer, daß der Name Jesu Christi niemals in Shakespeares Dramen vorkommt und daß der Dichter so geflissentlich seine religiösen Anschauungen zurückgehalten hat. Es ist nicht ohne Interesse mit Schillers Ausführungen die originelleren Entwickelungen E. G. Engelmanns über Shakespeares christliche Anschauungen im Jahrgang 1894 dieser Zeitschrift zu vergleichen. Die beiden Abhandlungen „Hamlet und Makbeth im Lichte der christlichen Weltanschauung" entwickeln auf Grund der dargelegten christlichen Anschauungen Shakespeares die in ihnen zur Geltung kommenden religiösen Grundgedanken. In der Auffassung von Hamlets Charakter und tragischem Verhängniß schließt sich Schiller an Goethe an, „daß eine große That auf eine Seele gelegt ist, die der That nicht gewachsen ist," ergänzt sie aber dahin, daß die Hamlet gestellte Aufgabe unvereinbar mit dessen Gewissen war und daß dieser Widerspruch den schweren inneren Konflikt in der Seele des Helden verursacht. In Makbeth wird uns die Gewalt der Sünde im Menschen und die dämonische Macht des Bösen über ihn, wenn er sich demselben einmal ergiebt, in der großartigsten Weise zur Darstellung gebracht. Der Verfasser liefert von beiden Dramen eingehende und ansprechende Analysen. Die Richtigkeit seiner Auffassung von Hamlets Charakter zu prüfen ist hier nicht der Ort. Schillers Schrift verdient von den Freunden Shakespeares beachtet zu werden; hoffentlich wird der Verfasser noch weitere Proben seiner eifrigen Beschäftigung mit dem großen brittischen Dichter dem Publikum vorlegen.

Künstlerbiographien haben nur dann Anspruch auf ein allgemeineres Interesse wenn der Mensch nicht im Künstler aufgeht, wenn eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit hinter ihren Schöpfungen steht, wenn der Entwickelungsgang des Menschen uns den Künstler und seine Werke erst völlig zu würdigen lehrt. Wie groß erscheint Peter von Cornelius auch als Mensch in seinen Biographien, wie lieb ist uns auch Ludwig Richters Persönlichkeit durch seine Lebenserinnerungen geworden, nachdem uns seine Bilder schon so lange erfreut und entzückt haben! Mit wahrer Freude lenken wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Biographie eines großen

Künstlers, der zugleich ein edler Mensch war, wir meinen das Buch von Martin Pfannschmidt: Karl Gottfried Pfannschmidt. Ein deutsches Künstlerleben.*) Der Verfasser, ein Sohn des Künstlers, hat das Leben seines Vaters auf Grund von dessen Aufzeichnungen und zahlreichen Briefen beschrieben. Wie Pfannschmidt, ein Sohn des Thüringer Landes, durch inneren Drang dazu gekommen ist, Maler zu werden, erzählt er selbst in lebendiger Weise. Die Biographie schildert sehr anschaulich die Zustände und das enge geistige Leben in Mühlhausen, des Künstlers Vaterstadt, zugleich aber auch das innige und schöne Familienleben, in dem er aufwuchs. Das Selbstporträt des Neunzehnjährigen zeigt uns ein reines, edles Jünglingsantlitz. Wie schwer ihm das Betreten der Künstlerlaufbahn gemacht wurde, mit wie geringen Mitteln er nach Berlin kam, und mit welchen Entbehrungen und Sorgen er dort in der ersten Zeit zu kämpfen hatte, das schildert uns die Biographie in ergreifender Weise. Sein Berliner Hauptlehrer, der Historienmaler Daege, konnte ihn wohl in der Technik fördern, aber für die eigenthümliche künstlerische Begabung Pfannschmidts besaß er kein Verständniß. Sehr merkwürdig ist die religiöse Umwandlung, welche sich in dem jungen Maler nicht ohne die Einwirkung seiner Schwester Karoline vollzieht; aus einem Rationalisten wird er ein gläubiger evangelischer Christ, ja ein entschiedener Lutheraner; die über diese Umwandlung mitgetheilten Briefe sind von großem Interesse. In bewunderungswürdiger Klarheit hat der Einundzwanzigjährige schon die künstlerische Aufgabe seines Lebens erkannt: die Kunst mit dem Protestantismus in Einklang zu bringen. Auf den wahren Weg der Entfaltung seines künstlerischen Talents wies in München W. Kaulbach den jungen Maler mit den Worten: Studiren Sie fleißig die Bibel und den Kornelius. Dieser hat dann auch auf Pfannschmidt den größten Eindruck und die bedeutendste Einwirkung ausgeübt; die Tiefe und Großartigkeit der Kompositionen des großen Meisters erschlossen ihm eine neue Welt und zeigten ihm das eigentliche Gebiet seines künstlerischen Berufes. Ohne daß Kornelius jemals eigentlich sein Lehrer gewesen, nannte sich Pfannschmidt doch gern seinen Geistesschüler; größere Farbenharmonie und Formenschönheit hatte er vor dem Meister voraus, dessen Riesengeist darauf nur allzuwenig Gewicht legte. Mit Daransetzung seiner letzten Ersparnisse ging Pfannschmidt nach Italien und es ist interessant zu sehen, wie bei aller Förderung, die sein Talent dort fand, sein streng protestantischer Sinn doch nicht nur an den kirchlichen Zuständen der Gegenwart sondern auch an dem unevangelischen Charakter der Werke der alten

*) Stuttgart, Verlag von J. F. Steinkopf. 5 M.

Meister Anstoß nahm. Nach seiner Rückkehr wurde sein Name bald bekannter, er wurde Lehrer an der Akademie in Berlin und ein angesehener und anerkannter Künstler, wenn es auch immer noch lange dauerte, bis seine künstlerische Thätigkeit nach Gebühr gewürdigt wurde. Seine Bilder halten sich streng an die Heilige Schrift, die Offenbarung des Alten und Neuen Testamentes ist die Grundlage seiner Schöpfungen, alles Legendarische, alles Katholische hält er fern. Seine Bilder, voll edler Einfachheit und christlicher Tiefe, offenbaren alle echt evangelischen Geist; in ihnen ist nichts Modernes, Sentimentales, kein gesuchter Effekt, sie sind stets im strengen ernsten Stile gehalten. Pfannschmidt ist der größte religiöse Maler des Protestantismus in diesem Jahrhundert, darin liegt seine hohe Bedeutung; er hat die Aufgabe, die er sich in der Jugend gestellt, gelöst und durch die That bewiesen, daß eine streng biblische, evangelische Kunst möglich ist. In der Biographie sind alle bedeutenderen Werke des Meisters aufgeführt und viele Aussprüche von ihm über die Kunst und ihre Aufgaben mitgetheilt. Leider sind Pfannschmidts herrliche Bilder noch immer nicht so verbreitet, wie sie es sein sollten, obgleich von allen Photographien in verschiedenster Größe existiren. Die „Weckstimmen aus der Heiligen Schrift" und das „Vater Unser" sollten in keiner christlichen Familie fehlen. An der Seite einer verständnißvollen, inniggeliebten Gattin, umgeben von einer großen Kinderschaar, im lebhaften Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Freunden hat Pfannschmidt ein langes und schönes Tagewerk gehabt. An den großen Ereignissen des Vaterlandes nahm er warmen Herzensantheil, er war ein königstreuer Konservativer, aber kein Byzantiner. Der Tod nahm ihm bei seinem letzten Bilde den Pinsel aus der Hand und der Meister starb, wie er gelebt, im festen Vertrauen auf Gottes Gnade und in der Zuversicht des ewigen Lebens. Mögen diese kurzen Andeutungen recht viele Leser dazu veranlassen sich mit dem Buche selbst bekannt zu machen. Die Darstellung könnte bisweilen etwas gedrängter sein, aber man verzeiht es gern der Pietät des Sohnes, daß er aus den Briefen seines Vaters eher mehr als zu wenig geben wollte. Wir wünschen, daß das mit zwölf schönen Blättern Pfannschmidt'scher Bilder und einem Porträt des Künstlers gezierte Buch vielen eine erwünschte Christfestgabe sein möge.

Ein echtes und rechtes Weihnachtsbuch, das wir mit herzlicher Freude gelesen haben, sind L. Buddes vier Weihnachtserzählungen. Aus dem Dänischen übertragen von E. Wulff.*) Budde ist dem deutschen Publikum schon durch seine 1887 übersetzt erschienene tiefsinnige, schöne Erzählung „Gevatter Tod", auf die

*) Bremen, Verlag von M. Heimsius Nachfolger. 2 M.

wir auch hier nachdrücklich hinweisen, bekannt geworden. Die Weihnachtserzählungen sind nicht für Kinder, sondern für Erwachsene, die sich aber den Sinn für Kinderfreude und Kinderleid bewahrt haben, geschrieben. Ein tief religiöser Geist waltet in dem Buche, zugleich aber auch ein so schalkhafter Humor und eine so heitere Lebenslust, daß man beim Lesen ebenso oft bewegt und gerührt wie zur Heiterkeit gestimmt wird; die Freude und Seligkeit des Weihnachtsfestes durchzieht aber das Ganze. In der ersten Erzählung „Krieg" wird geschildert, wie in einem durch den Staub der Alltäglichkeit ganz vertrocknetem Herzen die längst schnöde verrathene und vergessene Jugendliebe wieder erwacht, in der zweiten, wie ein thatkräftiger selbstbewußter Pastor in seinem Alter den wahren Weihnachtsfrieden und dadurch auch das rechte Verhältniß zu seinen Kindern findet und zugleich die verlorene Vertrauenstellung in seiner Gemeinde wiedergewinnt; in „Borumgaards Weihnachten" erschließt sich die Liebe zweier junger Herzen am Christfest und in der Erzählung „Für wen?" zeigt sich's, daß die Weihnachtsfeier der vornehmen und reichen Familie im Grunde doch nur für einen armen hinkenden Knaben im selben Hause stattfindet. Beim Lesen dieser Erzählungen ist es einem immer, als sähe man den Glanz der Weihnachtslichter, als spürte man den Duft des Christbaumes und vernähme von ferne die himmlischen, friedenverkündenden Klänge. Möge das prächtige Buch auch in unserer Heimath viele Weihnachtstische zieren und nicht wenigen Herzen Freude bereiten!

Zum Schluß wollen wir, einer an uns gerichteten Bitte nachkommend auf einige zu Weihnachtsgeschenken geeignete Bücher hinweisen, wie sie uns gerade vorliegen; einzelnen derselben gedenken wir später noch eine eingehende Besprechung zu widmen.

Rudolf Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit.*) Eine sehr empfehlenswerthe, klar und allgemeinverständlich geschriebene Uebersicht der geistigen Gedankenarbeit der Menschheit, dargestellt an den Systemen der hervorragendsten Denker, mit Plato beginnend und mit den Lebensanschauungen des modernen Realismus schließend. Euckens Buch ist sehr geeignet dem Laien, der sich für philosophische Fragen interessirt oder sich mit der Gedankenwelt einzelner großer Denker bekannt machen will, als belehrender Führer zu dienen. Nur gegen die Darstellung der Lebensanschauung Jesu müssen wir Einspruch erheben.

Einen beachtungswerthen Beitrag zur Shakespearelitteratur bietet Hermann Conrad in seiner Schrift: Shakespeares

*) Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 10 M.

Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild.[1]) Der Verfasser entwickelt Shakespeares Selbstbekenntnisse nach den Sonetten des Dichters. Der in diesen Gedichten so gefeierte Freund Shakespeares ist nach Conrad Robert Essex; derselbe ist dann auch, wie der Verfasser nachzuweisen unternimmt, das Urbild des Hamlet. Conrad erklärt seine Annahme selbst nur für eine wahrscheinliche Hypothese, die er auf eine ganze Reihe von Parallelen aus Essexs Briefen und Lebensereignissen zu stützen sich bemüht. Wie man auch über die Richtigkeit dieser Hypothese denken mag, jedenfalls hat der Verfasser viele Punkte in neues Licht gestellt und eine sorgfältige, in das Hamlet-Problem scharf eindringende, lesenswerthe Arbeit geliefert.

In seiner Schrift Goethe und das klassische Alterthum behandelt Franz Thalmayr[2]) besonders die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen. Es ist ein fleißiges, mit guter Sachkenntniß und Liebe zum Dichter geschriebenes Buch, bei dem man nur die Benutzung des gerade für den hier behandelten Gegenstand so wichtigen Briefwechsels Goethes mit F. A. Wolf vermißt. Man freut sich in dieser Schrift den genauen Nachweis der großen Bedeutung der antiken Litteratur für Goethes gesammte Poesie geliefert zu sehen und zugleich eine Zusammenfassung aller bedeutenden Aeußerungen des Dichters über den Werth der klassischen Litteratur und seine Urtheile über einzelne antike Schriftsteller vereinigt zu finden.

Diejenigen unserer Landsleute, welche die unter dem Titel: Aus Polens und Kurlands letzten Tagen in deutscher Bearbeitung von Baron A. Heyking herausgegebenen Memoiren des Baron Karl von Heyking[3]) noch nicht kennen, machen wir ausdrücklich auf diesen wichtigen Beitrag zur Geschichte Polens und Rußlands, vor allem namentlich Kurlands, aufmerksam. Es ist das bedeutendste Memoirenwerk, das unseres Wissens, in den baltischen Provinzen geschrieben worden ist; der Verfasser ist ein kluger mit den damaligen Staatsverhältnissen wohlvertrauter, welt- und menschenkundiger Mann, der sehr viele hervorragende Persönlichkeiten jener Zeit kennen gelernt hat. Seine Darstellung ist höchst anziehend und lebendig, mit dramatischer Anschaulichkeit führt er uns nicht selten die handelnden Personen und seine Thätigkeit vor. Wie man auch über den Charakter des Verfassers und die Zuverlässigkeit seiner Erzählungen im Einzelnen denken mag, sein Buch bleibt immer eine wichtige Geschichtsquelle.

---

[1]) Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag. 4 M. 50 Pf.
[2]) Leipzig, Verlag von Gustav Fock. 2 M. 50 Pf.
[3]) Berlin, Verlag von Johannes Räde. 5 M.

Ein Buch von Emil Frommel bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung. So sei denn auch hier nur bemerkt, daß von seinen Erinnerungen, die er unter dem Titel „Aus Lenz und Herbst“ [1]) herausgegeben hat, vor Kurzem eine neue Auflage erschienen ist. Frommel erzählt darin in der ihm eigenen ernsten und zugleich humorvollen Weise seine Staatsprüfung und sein erstes Vikariat und bietet weiter allerlei Heiteres und Ernstes aus seiner Pfarramtspraxis. Sehr beherzigenswerthe Hirtengedanken, bischöfliche Gedanken seines Bruders Max und aus eigener Erfahrung geschöpfte Leidens- und Sterbensgedanken machen den Beschluß. Der alte Frommel, der so viele während seines Lebens durch seine Schriften erfreut und erquickt hat, wird auch nach seinem Tode noch lange durch sie wirken. Diese „Erinnerungen“ werden bei uns gewiß viele Leser finden.

Eine novellistisch eingekleidete Biographie giebt Lina Walther in dem Büchlein: Bürgermeister Benjamin Lieberkühn. Ein Lebensbild aus Halberstadts Vergangenheit.[2]) Es ist eine sehr anschauliche Schilderung der damaligen Lebensverhältnisse des gebildeten Bürgerstandes in einer kleinen Stadt, angeknüpft an die Persönlichkeit Lieberkühn's, eines aus dem Gleim'schen Freundeskreise bekannten Mannes. Die Verfasserin bekundet auch in dieser Schrift ihr schon bewährtes Erzählertalent; die Lektüre derselben kann nur empfohlen werden.

Das Erscheinen einer Volksausgabe veranlaßt uns, diejenigen unserer Leser, welche das Buch noch nicht kennen, auf die wundervolle Erzählung von Nikolai (Henrik Scharling), Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo, übersetzt von P. J. Willatzen [3]) nachdrücklich aufmerksam zu machen. Ein herrlicher Humor vereinigt sich darin mit einer tiefen Lebensauffassung und die Darstellung ist so frisch und anmuthig, es ist eine solche Fülle von heiterer Komik in der Erzählung, daß gewiß jeder Leser von dem Buche gefesselt und hingerissen wird. Solche Erzählungen wie die von Nikolai sind das rechte Gegengift gegen die gegenwärtig in der Litteratur herrschende naturalistische Korruption. Nicht weniger lesenswerth ist die Fortsetzung des hier genannten Buches in der Erzählung desselben Verfassers: „Meine Frau und ich,“ in der die ideale Weltanschauung des Autors noch stärker hervortritt. Die Deutschen können die Dänen um solche Schriftsteller wie Nikolai und Budde, in deren Schöpfungen noch wahre echte Poesie lebt, wirklich beneiden.

---

[1]) Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 3 M.
[2]) Gotha, Gustav Schölßmann. 2 M.
[3]) Bremen, M. Heinsius Nachfolger. Volksausgabe 1 M. 50 Pf., größere Ausgabe 5 M.

Von dem bekannten und beliebten Volksschriftsteller Peter Rosegger ist ein Roman unter dem Titel: Das ewige Licht. Aus den Schriften eines Waldpfarrers[1]) erschienen. Er enthält die Geschichte eines liberalen katholischen Geistlichen, der zur Strafe für seine in der Presse veröffentlichten Meinungsäußerungen in ein abgelegenes Walddorf im Gebirge, zu einer verwilderten und rohen Gemeinde versetzt worden ist. Die von ihm aufgezeichneten Erlebnisse sowie seine Gedanken und seine mit der herrschenden ultramontanen Richtung sehr wenig übereinstimmenden Ansichten werden in dem Buche wiedergegeben; auch Tagebuchblätter seines Vorgängers werden mitgetheilt. Dem Pfarrer gelingt es seine Gemeinde allmählich religiös und sittlich zu erziehen und er erfreut sich an der natürlichen Schlichtheit und Einfachheit der Sitten in dem Walddorfe. Da dringt die moderne Kultur herein und bringt alles sie begleitende Verderben in diese abgelegene Gegend und der Pfarrer, dessen liebster Schüler und Schützling dabei besonders betheiligt ist und zu Grunde geht, stirbt an gebrochenem Herzen. Was uns in diesem Buche geboten wird, ist keine Lektüre zum Zeitvertreib, es sind ernste Probleme und Konflikte, die hier zur Darstellung kommen, der Roman regt zum Nachdenken an und ist durchaus lesenswerth.

Endlich sei noch der reizenden Thiergeschichten für Kinder gedacht, die O. Verbeck unter der Bezeichnung Allerleirauh[2]) herausgegeben hat. Dies mit 39 durchweg hübschen Illustrationen gezierte, trefflich ausgestattete Buch ist zunächst für Kinder bestimmt und wird sicherlich von diesen mit größter Freude aufgenommen und gelesen werden. Aber auch viele Erwachsene werden diese einfachen, allerliebst erzählten Geschichten, in denen deutsches Gemüth und innige Vertrautheit mit der Thierwelt zum Ausdruck kommen, mit Vergnügen lesen.

H. D.

---

[1]) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 4 M.
[2]) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 5 M.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 1. Декабря 1897 г.
Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Baltische Chronik.

1. Fortsetzung.

3

Beilagen zur Baltischen Chronik.

1.

Eine Relation über die Führung der deutschen Korrespondenz bei den Adeligen Waisengerichten des livländischen Gouvernements.

Vor Einführung der Justizreform in den baltischen Gouvernements wurden die Vormundschaftssachen adeliger Personen in den örtlichen Landgerichten erledigt (Landgerichte als Landwaisengerichte). Als letztere aufgehoben wurden, erwies es sich als nothwendig, in der Verordnung über die Reorganisation des Gerichtswesens in den baltischen Gouvernements neue adelige Vormundschaftsbehörden zu schaffen. Als solche erscheinen die im Jahre 1889 gegründeten adeligen Waisengerichte (Verordnung über die Reorganisation des Gerichtswesens im baltischen Gebiet, 3. Theil, Art. 1 ff., Ausgabe von Gaßmann u. Nolcken, S. 375 ff.) Aus den Motiven des angeführten Gesetzes geht hervor, daß der Gesetzgeber die Absicht hatte, zwischen gerichtlichen und vormundschaftlichen Sachen eine scharfe Grenze zu ziehen. „Unter den Organen der Staatsverwaltung", heißt es dort (S. 376), „verfolgen die Vormundschaftsbehörden einen besonderen Zweck, der in der Sorge um die Person und das Vermögen derjenigen besteht, die nicht die Möglichkeit haben, die ihnen zustehenden Rechte zu benutzen, und deshalb des Schutzes bedürfen. Die vormundschaftliche Thätigkeit dieser Art hat nicht den Charakter einer gerichtlichen, und in Folge dessen gehören die Vormundschafts-Aemter, in denen

eine solche Thätigkeit konzentrirt sein wird, nicht nur nicht zum Bestande der Gerichtsbehörden, sondern enthalten überhaupt in ihrer Organisation keine Bestandtheile gerichtlicher Behörden. Da sie ihre speziellen Aufgaben", heißt es weiter in den Motiven, „durch die Vermittelung besonderer Organe (der Vormünder und Kuratoren) erfüllen, müssen die Vormundschaftsbehörden als von den Gerichtsbehörden getrennte Institutionen mit einem bestimmten Umfange ihres Ressorts geschaffen werden und nur unter der Aufsicht von gerichtlichen und administrativen Organen stehen. Da es ferner sich als geeigneter erweist, die Uebernahme der kuratorischen Maßnahmen solchen Institutionen anzuvertrauen, die aus Personen gleichen Standes mit den Bevormundeten gebildet sind und deren Vertreter in Folge von Gleichartigkeit der Bedürfnisse und Verhältnisse den Bevormundeten näher stehen, schien es vollkommen zweckentsprechend zu sein, diese zur Verwaltung der Vormundschaftssachen abgetheilten Organe auf der Basis der gegenwärtig existirenden ständischen Prinzipien zu begründen".

Somit tragen die neu organisirten Adeligen Waisengerichte im livländischen Gouvernement den Charakter ständischer Institutionen. Demgemäß sind die Vorsitzenden und die Beisitzer dieser Gerichte ausschließlich von der Ritterschaft gewählte Personen, die in ihrem Amt durch den Gouverneur auf allgemeiner Grundlage bestätigt werden (Verordnung über die Reorganisation des Gerichtswesens S. 3, 4 u. 5, wo auf den 2. Theil des Provinzialrechts der Ostseegouvernements verwiesen ist). Ebenso werden die Adeligen Waisengerichte dementsprechend aus den Mitteln der Ritterschaft unterhalten (Gaßmann u. Nolcken S. 378).

Was die Aufsicht anlangt, sind die Adeligen Waisengerichte genau ebenso wie andere Institutionen der Gouvernementsregierung untergeordnet (Ssswod sakonow 2, Ausgabe von 1876, Art. 1740, auf welchen Art. die Verordnung über die Einsetzung der Vormundschaftsbehörden, Art. 1, verweist). Die Aufsicht aber, die die Gerichtsbehörden über sie haben, besteht ausschließlich in der Bestätigung oder der Kassation der Verfügungen der Waisengerichte, wenn diese Verfügungen auf dem Wege der Beschwerde oder in der im Art. 7 der Verordnung über die Einsetzung von Waisengerichten vorgesehenen Weise ihrer Durchsicht unterliegen. Im Allgemeinen gehört das Ergreifen von Maßregeln zur Abschaffung von Unordnungen, die sich in der Vormundschaftsverwaltung gezeigt haben, zu den Pflichten der administrativen und nicht der richterlichen Gewalt (cf. Gaßmann u. Nolcken, S. 384).

Obige Ausführung ergiebt in unzweifelhafter Weise, daß die Adeligen Waisengerichte des livländischen Gouvernements nicht

zur Zahl der Gerichtsinstitutionen gehören. Die Verordnung über die Reorganisation des Gerichtswesens in den baltischen Gouvernements zerfällt in drei Theile:

a) über die Anwendung der Gerichts-Ustawe Kaiser Alexanders II.;

b) über einige Abänderungen der Gesetzesbestimmungen über Hypotheken;

c) über die Einsetzung von Vormundschaftsbehörden.

Es sind dies drei vollkommen selbständige Abtheilungen. In der ersten wird im Art. 2 gesagt, daß in den Gerichtsbehörden des livländischen Gouvernements die ganze Geschäftsführung in russischer Sprache erfolgt. Diese Vorschrift erstreckt sich unbedingt nicht auf den dritten Theil (c); das kann um so weniger der Fall sein, als, wie oben ausgeführt ist, die Waisengerichte eben nicht zur Zahl der Gerichtsbehörden gehören. Das Gesetz vom Jahre 1889 enthält überhaupt für die Waisengerichte keine Vorschriften dieser Art. Daher hat in dieser Frage eine entscheidende Bedeutung der Allerhöchste Ukas vom 14. September 1885, der mit unbedeutenden Aenderungen in den 2. Theil des „Ssswod sakonow", Ausgabe von 1892, als Beilage zum Art. 87 der allgemeinen Gouvernementsordnung, aufgenommen ist. Nach diesem Gesetz sind die Behörden und administrativen Gewalten, die auf Grundlage der in den 2. Theil des Provinzialrechts der Ostseegouvernements aufgenommenen Gesetzesbestimmungen gebildet sind, und ebenso auch diejenigen Behörden und Obrigkeiten, die durch die örtlichen Bauerverordnungen und andere örtliche Verordnungen geschaffen sind, nicht verpflichtet, bei der Geschäftsführung und inneren Korrespondenz ausschließlich die russische Sprache zu gebrauchen, sondern können bei ihnen eingereichte Schriften in allen Sprachen annehmen. Die Adeligen Waisengerichte aber müssen ohne Zweifel als örtliche ständische Wahlinstitutionen zu der Kategorie der Behörden gezählt werden, die auf Grundlage der in den 2. Theil des Provinzialrechts aufgenommenen Gesetzesbestimmungen und anderer Verordnungen und zwar namentlich der Verordnung über die Einsetzung von Vormundschaftsbehörden vom Jahre 1889, wo auf den 2. Theil des Provinzialrechts verwiesen ist, gebildet sind. Daher sind die Adeligen Waisengerichte berechtigt, bei der Geschäftsführung und inneren Korrespondenz die deutsche Sprache zu gebrauchen und Gesuche in deutscher Sprache entgegenzunehmen. Dieser Auffassung hat sich länger als sieben Jahre hindurch nicht allein das Rigasche Bezirksgericht angeschlossen, sondern auch die St. Petersburger Gerichts-Palate und der

Dirigirende Senat mit Einschluß des Kassationsdepartements, denn zu ihrer Durchsicht kamen zahlreiche Akten der Adeligen Waisengerichte, die eine Korrespondenz in deutscher Sprache enthielten. In einem Falle forderte das Rigasche Bezirksgericht in einer Verfügung vom 9. Februar 1894 sub Nr. 4510 vom Riga-Wolmarschen Adeligen Waisengericht (in Betreff des Kuratel über Baron Alfred Loudon) die Vorstellung von Uebersetzungen des vorliegenden Projekts einer Erbschaftstheilung und der darauf bezüglichen Dokumente und Vorlagen der Kuratoren. — Indem der Gesetzgeber den Adeligen Waisengerichten wie den anderen Vormundschaftsbehörden des livländischen Gouvernements das Recht überließ, bei ihrer Geschäftsführung und inneren Korrespondenz die deutsche Sprache zu gebrauchen und ebenso Gesuche in dieser Sprache anzunehmen, hatte er die örtlichen Bedürfnisse und Lebensverhältnisse vor Augen. In der That ist es in Wirklichkeit garnicht möglich, in Livland von allen Personen, die mit den Adeligen Waisengerichten zu thun haben, also von den Waisen, deren Sachen das Gericht verwaltet, von den Wittwen, die nach dem Gesetz die natürlichen Vormünderinnen ihrer Kinder sind, ja überhaupt von den Vormündern, die vorzugsweise aus der Zahl der nächsten Verwandten des Mündels gewählt werden, — von diesen allen zu verlangen, daß sie mit dem Waisengericht ausschließlich in russischer Sprache verkehren; denn es existirt kein Gesetz, das Privatpersonen irgend eines Berufes oder Standes verpflichtet, bei ihrer Korrespondenz die russische und nicht die deutsche Sprache zu gebrauchen.

2.

[Rigasche Eparchial-Zeitung Nr. 1 vom 1. Januar 1897, offizieller Theil, S. 4—24].

Ueber die Mission im Allgemeinen und in der Rigaschen Eparchie im Besonderen.

Erzbischof Arssenij an die Geistlichkeit der Rig. Eparchie.

Gnade, Friede und Freude im Herrn meinen geliebten Mitarbeitern und Gehilfen, den Priestern der Rigaschen Eparchie.

Um die Menschen mit dem Licht des christlichen Glaubens zu erleuchten und sie in der heiligen christlichen Kirche vom Verderben zu erretten, hat der Gründer der Kirche, unser Herr Jesus Christus, die Priesterwürde geschaffen. Die große Aufgabe des Priesterthums wird auf zweierlei Art erfüllt und das Ziel seiner Bestimmung auf zwei Wegen erreicht, die sich zuletzt vereinigen und den Menschen zu dem alleinigen Ziel, zu seiner Seligkeit, führen. Diese Wege sind die folgenden: die Priester der Kirche müssen nicht nur ihre Herde oder Gemeinde hüten, sondern auch für die Vergrößerung derselben sorgen oder anders ausgedrückt, sie müssen dafür Sorge tragen, daß in den Stall Christi auch diejenigen Schafe Christi gezogen werden, die nicht aus diesem Stalle sind (Joh. 10, 16). Daher zerfallen naturgemäß die Pflichten der Priester in zwei Theile: in die Seelsorge im engeren Sinne und in die Mission.

I.

Die Seelsorge (das Priesterthum) im engeren Sinn umfaßt erstens den durch die Priester ihren Gemeindegliedern ertheilten Unterricht in den heiligen Wahrheiten des christlichen Glaubens, in der Moral und in der Erfüllung der christlichen Pflichten, zweitens die Vollziehung des Gottesdienstes oder der heiligen Handlungen und drittens die Leitung der Gemeindeglieder. Diese drei Pflichten haben sowohl für die Priester wie auch für die Gemeinden eine große Bedeutung. Wenn ein Priester diese Pflichten garnicht oder nur nachlässig erfüllt, so ist er kein Hirt seiner Herde, sondern ein Wolf, der die Herde verscheucht, er

schafft nicht die Rettung der Schafe, sondern stürzt sie in's Verderben; die Schafe aber sind nicht mehr zur Rettung bestimmte und sich rettende, sondern dem Verderben geweihte und zu Grunde gehende Wesen. Das ist schrecklich: es ist gleich unheilvoll für den Hirten wie für die Schafe....

1) Der Unterricht oder die Erbauung des Gemüthes der Gemeindeglieder soll nicht nur in der Kirche oder in der Schule stattfinden, sondern auch in den Privathäusern, nicht nur beim öffentlichen Gottesdienst, sondern auch bei den privaten Amtshandlungen, er soll sich nicht nur auf die Erwachsenen, sondern auch auf die Kinder, auf das männliche Geschlecht ebenso wie auf das weibliche, beziehen. Die Erfüllung dieser Pflicht durch die Priester der Kirche bildet eine wesentliche Seite im Aufbau der Gemeinde Christi und in der christlichen Lehre. Nur wenn diese Pflicht erfüllt wird, können die Gemeindeglieder mit Verständniß glaubende, erleuchtete und nicht in Dunkelheit lebende Christen sein. Die Wichtigkeit dieser Pflicht und die Schwere der Sünde, wenn sie nicht erfüllt wird, sind selbstverständlich.

2) Aber so wichtig auch der Unterricht in den Glaubenswahrheiten und in der Moral für den Aufbau der Gemeinde Christi ist, ebenso unumgänglich ist für ihr Heil der Gottesdienst. Ohne ihn ist es unmöglich, andere Seelen und die eigene zu retten. Er enthält die Quellen der rettenden Gnade Gottes — das Gebet und die Sakramente. Darin besteht seine ganze Wichtigkeit, die von demjenigen, der ihn vollzieht, die vollste Aufmerksamkeit fordert. Hier hat nicht nur die bloße Thatsache des Gottesdienstes, nicht nur seine regelmäßige Vollziehung und die Erfüllung der Kirchenordnung eine Bedeutung, sondern auch die Art und Weise der äußeren Ausführung: die Sorgfalt, Andacht, Milde, Demuth und — so zu sagen — die Reinheit des Priesters bei der Verrichtung des Gottesdienstes. An und für sich ist der Gottesdienst seelenrettend, wird er aber ohne die genannten Eigenschaften vollzogen, so kann für die Hörenden die rettende Wirkung ausbleiben, ja eine nachlässige Verrichtung kann sogar die entgegengesetzte Wirkung hervorrufen — Zerstreutheit, Trägheit, Unzufriedenheit, Entfernung aus der Kirche, Kälte beim Gebet u. s. w.; das aber sind schon sündhafte, verderbliche Erscheinungen. Was jedoch den nachlässigen und trägen Vollzieher des Gottesdienstes betrifft, so beziehen sich direkt auf ihn die Worte der heiligen Schrift: „Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig thut" (Jer. 48, 10).

3) Wichtig und unumgänglich ist beim Werke der Seelenrettung auch die dritte Pflicht des Priesterthums: die Leitung der

geistlichen Herde. „Ein guter Hirte giebt seine Seele für die Schafe hin" (Joh. 10, 11). „Er läßt 99 seiner Schafe in Sicherheit zurück und sucht das eine, das sich in den Bergen verirrt hat; wenn er es aber gefunden hat, freut er sich über das eine mehr als über die 99 nichtverirrten" (Luc. 15, 6—7). Zur Verwirklichung dieses höchsten Ideals des Priesterthums achtet ein sorgsamer Hirte der christlichen Kirche streng darauf, daß alle seine Schafe in der Herde vorhanden sind, indem er sie durch den Unterricht und die heiligen Handlungen erbaut und vom Verderben rettet; und wenn er bemerkt, daß einige fehlen und sich verirrt haben, wendet er seine ganze Sorgfalt an, um sie wieder aufzufinden und zur Herde zurückzuführen. Er steht für seine Herde auf der Wache zu gelegener und zu ungelegener Zeit: er unterweist die einzelnen Glieder derselben, er bittet und beschwört sie, sich fest an ihr Glaubensbekenntniß zu halten, er überführt sie der Sünden und Verirrungen und verwehrt ihnen, solche fernerhin zu begehen (2. Tim. 4, 2). Er wacht streng darüber, daß in seine Herde nicht Wölfe in Schafskleidern eindringen und ihm die Schafe rauben (Matth. 7, 15; Joh. 10, 12), und ergreift dagegen Vorsichtsmaßregeln. Er kennt seine Schafe mit Namen und ruft sie (Joh. 10, 3); er kennt ihre Eigenschaften, ihre Geistesrichtung und ihren Charakter und versteht zum Heil ihrer Rettung erfolgreich zu handeln. Dabei ist es selbstverständlich, daß ein wachsamer Hirte streng darauf achtet, ob seine Pflegebefohlenen auch eifrig die Kirche besuchen und aufmerksam am Gottesdienste theilnehmen, ob sie sorgfältig die Pflicht erfüllen, sich zum heiligen Sakrament, dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi, durch Fasten und Besuch der Kirche vorzubereiten und es alsdann zu empfangen, ob sie Sonntage und Kirchenfeste achten, die Fasten einhalten, die heiligen christlichen Gebräuche beobachten u. s. w. Er verfolgt ihre religiöse Moralität, ihr Familienleben und ihre ganze Lebensführung, indem er ihnen die Grundsätze der Arbeitsliebe, der Nüchternheit, der Erfüllung ihrer Familienpflichten einflößt und nach Maßgabe des eigenen Wissens und der eigenen Erfahrung Rathschläge zu einer guten Wirthschaftsführung giebt, wobei er ihnen für alles dies ein gutes Beispiel am eigenen Leben zu bieten bemüht ist. In Folge einer solchen geistlich-sittlicheu Leitung seiner Herde wird der Hirt nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich zum Vater seiner geistlichen Kinder, der das von Jesus Christus selbst ihm geschenkte Recht besitzt, seine Pflegebefohlenen nicht nur geistlich zu erbauen, sondern sie auch zu strafen; über Ungehorsame und Verirrte, die seiner Herde schädlich und gefährlich sind, erstattet er der höheren kirchlichen Obrigkeit Bericht, damit gegen eine böse und verderbliche Thätigkeit besondere Maßregeln ergriffen werden.

Dies ist in den kürzesten, aber wesentlichsten Zügen ein Bild vom Priesterthum der christlichen Kirche im engeren Sinn, oder anders ausgedrückt — eine Darstellung derjenigen drei Pflichten, die den Priestern der Kirche auferlegt sind, durch deren Erfüllung sie ihre geistliche Herde, ihre Pflegebefohlenen, erbauen, retten und bewahren.

Doch alles bisher von uns Gesagte bezieht sich speziell auf die Schafe, die zum Stalle Christi gehören, die sich bereits innerhalb der kirchlichen Schutzmauer befinden. „Aber es giebt andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, auch diese sollen wir in den Stall Christi führen, und es wird eine Herde und ein Hirt sein" (Joh. 10, 16). In dieser Beziehung werden die Pflichten des Priesterthums, von denen wir oben gesprochen haben, einigermaßen modifizirt, ihr Umfang wird erweitert, sie sind über die Mauer des Stalles Christi hinaus verlegt, sie betreffen die Andersgläubigen und mit Bezug auf diese erhalten sie den Namen Mission. Eine Erklärung der Mission, dieser apostolischen Arbeit, und zwar im Hinblick auf die religiöse Lage des baltischen Gebietes und auf die religiösen Bedürfnisse der Rigaschen Eparchie zu geben mit der Absicht, die Geistlichkeit der letzteren zum Eifer für die Missionsarbeit anzuregen, — darin besteht unsere eigentliche Aufgabe.

II.

Die Mission ist im allgemeinen religiösen Sinne die Sorge für die Verbreitung der Religion; aber im Sinne der heiligen christlichen Rechtgläubigkeit ist sie die Sorge für die Verbreitung der Rechtgläubigkeit unter den Nichtchristen und unter den nichtrechtgläubigen Christen; oder anders ausgedrückt: sie ist die Bekehrung der einen und der anderen zur heiligen christlichen Rechtgläubigkeit und ihre Aufklärung durch die Orthodoxie. Zu diesem Zwecke werden entweder separate Missionen eingerichtet oder das heilige Werk wird dazu berufenen und fähigen abgetheilten Personen, geistlichen und weltlichen, übertragen oder aber den örtlichen Gemeindepriestern, falls im Bereich ihres Wirkungskreises der Boden für eine Missionsthätigkeit vorhanden ist.

1) Die separaten Missionen werden von der höchsten kirchlichen Obrigkeit im Verein mit der Staatsregierung in Gegenden oder Staaten eingerichtet, die noch nicht vom Licht des christlichen Glaubens erleuchtet sind, oder auch in Gegenden und Staaten, die zwar bereits dieses Licht besitzen, aber doch noch in ihren Grenzen

viele, namentlich ganz abgelegene Orte haben, die entweder mit Nichtchristen oder mit Christen, aber nicht mit Bekennern der heil. christlichen Rechtgläubigkeit bevölkert sind. Diese Missionen sind vollkommen organisirt und wohleingerichtet: sie haben einen von der Regierung bestätigten Etat und bestehen aus einem Chef, einer bestimmten Anzahl von Missionären und aus anderen Personen, die zur Leitung des Gottesdienstes und zur Vollziehung der für die Neubekehrten nothwendigen Amtshandlungen erforderlich sind. Die kirchliche Obrigkeit giebt zusammen mit der Staatsregierung einer solchen Mission alles, was zu ihrer Existenz und für ihre Thätigkeit nöthig ist, angefangen mit den heiligen Gegenständen, die man zum Gottesdienste und zur Aufklärung der Andersgläubigen braucht, bis herab zum materiellen Unterhalt der Glieder und Diener der Mission. Außerdem werden innerhalb der Grenzen Rußlands Spenden für die Verbreitung der Orthodoxie unter den Andersgläubigen gesammelt. Missionen dieser Art existiren in Rußland selbst (in Sibirien und im Kaukasus) und in anderen Staaten (in Amerika, in Japan, China und in der Türkei). Ihr Nutzen ist entsprechend ihrer erhabenen Aufgabe, Menschenseelen zu retten, ein gewaltiger, denn durch sie sind bereits ganze Millionen von Menschen mit dem Licht der christlichen Rechtgläubigkeit erleuchtet worden. Die Arbeit der Missionäre auf dem Schauplatz ihrer Thätigkeit ist eine selbstverleugnende, eine apostelgleiche; besonders hervorragend sind die Mühen und Großthaten der Archimandrite Makarius (Glucharew) und Antonin (Kapustin), des Metropoliten von Moskau Innozentius, des Bischofs von Reval Nikolai (in Japan) und vieler Anderer. Um Christi Namens willen entsagten sie und entsagen noch jetzt allen Bequemlichkeiten des Lebens und schonten nicht des eigenen Lebens, sondern ertrugen, indem sie sich allen Todesgefahren unterwarfen, geduldig Mühsale mannigfachster Art. Von ihnen kann man sagen, daß sie die guten Hirten des Evangeliums sind, die nicht nur bereit sind, ihre Seele für die eigenen Schafe herzugeben, sondern die auch für diejenigen, die nicht vom Stalle Christi sind, mit allen Kräften arbeiten, um sie in diesen Stall zu ziehen.

Aber außer diesen organisirten Missionen ist auch die zweite Art der Missionsthätigkeit lobenswerth und heilsam — die der abgetheilten Missionäre, die durch die kirchliche Obrigkeit eingesetzt und von der Regierung anerkannt sind.

2) Diese Art der Ausübung der Missionsarbeit ist in Rußland sehr verbreitet. In unserem weiten Vaterlande giebt es außer der herrschenden christlichen Orthodoxie viele Sekten, Ketzer und Schismatiker. In allen Theilen Rußlands findet man mitten unter der rechtgläubigen Bevölkerung — bald mehr, bald weniger

— Verirrte, die sich zu unrichtigen Glaubenslehren bekennen: überall giebt es ein Feld für die Arbeit in der Mission. Freilich ist nicht jeder Bekenner der heiligen christlichen Orthodoxie zu dieser Arbeit geeignet; man bedarf dazu Personen, die in den Glaubenswahrheiten besonders bewandert, zur Missionsarbeit vorbereitet sind und schon Erfahrungen in ihr besitzen. Solche Personen haben sich, abgesehen von ihrer in geistlichen Lehranstalten erhaltenen Bildung, nicht selten aber auch ganz ohne eine solche, durch Selbstunterricht, durch Belesenheit, durch spezielle Bekanntschaft mit den konfessionellen Unterscheidungslehren und durch das Studium derselben, das mit nahen persönlichen Beziehungen zu den Andersgläubigen verbunden war, für ihre Aufgabe vorbereitet, wobei in ihnen Liebe und Eifer dazu um Christi Namens und der Seelenrettung willen mächtig waren. (Solche hervorragende Missionäre waren z. B. die bekehrten früheren Vorleser des Raßkols: der Archimandrit Pawel Prußki, der Protohierei K. Krjutschkow, der Hieromonach Arssenij u. A.) Den würdigsten von diesen Personen bestimmt die höchste Kirchenobrigkeit die Kosten ihres Unterhalts und giebt ihnen Mittel zu Missionsreisen nach verschiedenen Ortschaften Rußlands; sie heißen Synodal-Missionäre. Andere von solchen Personen werden von den Eparchial-Obrigkeiten nach Maßgabe der lokalen Bedürfnisse zu örtlichen Missionären gewählt und ernannt, deren Unterhaltskosten durch die höchste Kirchenobrigkeit von der Regierung erbeten oder auch aus Mitteln der eigenen Eparchie bestritten werden; diese nennt man Eparchial-Missionäre. Die erstgenannten reisen nach dem Befehl der obersten Kirchenbehörde in solchen Gegenden des Reichs, wo ein besonderes Bedürfniß nach ihnen vorliegt; die letzteren arbeiten innerhalb der Grenzen ihrer Eparchie nach den Weisungen der Eparchial-Obrigkeit. Die durch abgetheilte Personen ausgeübte Mission ist ebenso fruchtbar wie die organisirten, vielgliedrigen Missionen. Die Arbeit der abgetheilten Missionäre ist weit bekannt und geachtet. Sie arbeiten ohne Unterbrechung und tragen, außer daß sie beständig Verirrte mit der heiligen christlich-rechtgläubigen Kirche vereinigen, das wahre Glaubenslicht auch in unwissende Kreise hinein sowohl von Rechtgläubigen als auch von solchen, die der rechtgläubigen Kirche entfremdet sind. In dieser Beziehung haben sich unsere Missionäre unter den sogenannten Altgläubigen besonders hervorgethan.

Wenn man aber schließlich auch von den abgetheilten Missionären absieht, so ist jeder Gemeindepriester schon durch sein Priesterthum an sich verpflichtet, wenigstens in dem eigenen Kirchspiel auch ein Missionär zu sein.

3) Indem unsere Kirchenobrigkeit eben ins Auge faßte, daß jeder Geistliche bis zu einem gewissen Grade Missionär sein muß, sorgte sie dafür, daß den Zöglingen der geistlichen Lehranstalten nicht nur die theologischen Kenntnisse in der christlichen Religion und in der orthodoxen Glaubenslehre mitgetheilt würden, sondern auch die Kenntniß aller auf der Erde existirenden Religionen, ganz besonders aber aller christlichen Konfessionen und nach Möglichkeit auch aller Häresien, Sekten und Trennungen von der Kirche. In letzter Zeit macht man in vielen Seminaren (im Kasanschen, Rigaschen, Petersburgschen, Witebskischen, Taurischen, Pskowschen, Tschernigowschen u. a.) die Zöglinge der oberen Klassen praktisch mit der Missionsarbeit bekannt, indem man sie anleitet, an den Disputationen mit Andersgläubigen theilzunehmen. In Folge dieser Maßnahmen sind alle unsere Priester in wissenschaftlicher Beziehung zur Missionsarbeit vorbereitet und viele von ihnen auch praktisch, was man, abgesehen von der Vorbereitung in den Lehranstalten, den jetzt an vielen Orten aufgekommenen außerkirchlichen und außergottesdienstlichen religiösen Disputen mit dem Volk zu danken hat.

Nach all Diesem sollen dann unsere Priester gemäß ihrer Priesterpflicht selbst die Liebe zur Mission in sich entzünden, ihren Vorrath an den für die Missionsarbeit nothwendigen Kenntnissen vergrößern und das Vermögen zu diesem apostolischen Werk selbst in sich weiter entwickeln.

In kurzen Zügen haben wir nun die drei Pflichten des Priesterthums und die drei Arten der Mission dargestellt, aber ohne sie auf irgend welche lokale Bedingungen (auf besondere Orte und Personen) zu beziehen und anzuwenden. Die eigentliche Aufgabe aber dieser unserer Ausführung ist es gerade, eine Anwendung davon auf das baltische Gebiet zu machen oder, anders ausgedrückt, auf die Rigasche Eparchie und deren Geistlichkeit, um letztere bei ihrer sonst so eifrigen Pflichterfüllung in dem Eifer für die Missionsarbeit noch mehr anzuregen und ihr bei diesem wichtigen Werk, das in diesem Gebiet überaus nothwendig ist, hilfreich beizustehen.

III.

Das baltische Gebiet und in ihm die Rigasche Eparchie sind in religiöser Hinsicht eine Gegend, in der Heidenthum und Islam nirgends existiren, aber wohl eine bedeutende Menge Hebräer, alle christlichen Konfessionen, viele verschiedenartige Sekten und viele sogenannte Altgläubige — Priesterlose von der Lehre des Theodosius.

Hauptsächlich aber gehört die Bevölkerung dieses Grenzgebietes zur lutherischen Konfession. Daher haben die Förderer der heiligen christlichen Rechtgläubigkeit hier ein weites Feld für die Missionsthätigkeit. Aber welche der drei von uns besprochenen Missionsarten soll hier angewendet werden? Nützlich wären alle drei, aber mehr als die anderen geeignet, einfach, nicht komplizirt, sondern bequem zu handhaben ist die letzte Art, d. h. die Missionsthätigkeit der Gemeindepriester.

1) Sehr nützlich wäre gewiß auch im baltischen Gebiet zur Verbreitung der christlichen Orthodoxie eine organisirte vielgliederige rechtgläubige Mission. In einer solchen Mission ist, wie wir oben schon ausführten, alles zur Missionsthätigkeit vorbereitet und eingerichtet — die Personen, die Methoden und die Mittel; eine solche vielgliederige Mission kann ihre Glieder, die Missionäre, an die verschiedenen Orte der Gegend, für die sie bestimmt ist, schicken und kann der Sache der Mission einen wesentlichen Nutzen bringen. Aber eine derartige Mission erfordert wegen ihrer vielen Glieder einen großen Geldaufwand und kann der Regierung und der Kirchenverwaltung theuer zu stehen kommen. Für die Rechtgläubigkeit im baltischen Gebiet würde sie einen Luxus darstellen, der nicht durch die Umstände des hiesigen geistlichen Lebens der Rechtgläubigkeit hervorgerufen wäre. Diese Mission wird, wie wir sahen, zu dem speziellen Zweck eingesetzt, um einer besonderen religiösen Nothlage in entfernten Gegenden abzuhelfen, wo entweder das Christenthum überhaupt oder im besonderen die Rechtgläubigkeit noch garnicht gepflanzt ist, wo es entweder gar keine rechtgläubigen Priester, Gemeinden und Kirchen giebt oder diese nur sehr weit von einander entfernt sind, und wo es erst die Aufgabe der eingesetzten Mission ist, eine rechtgläubige Herde zu schaffen, um dann alle religiösen Bedürfnisse derselben zu befriedigen. Unsere Gegend, das baltische Gebiet, ist aber keine derartige: hier ist die christliche Rechtgläubigkeit schon seit langer Zeit gepflanzt und ist in gegenwärtiger Zeit über das ganze Gebiet in bedeutendem Maße verbreitet worden: hier giebt es ungefähr 200 rechtgläubige Gemeinden, mehr als 200 rechtgläubige Priester mit einem Erzbischof an der Spitze und ebenso viele rechtgläubige Kirchen. Bei einer solchen Lage der hiesigen Orthodoxie brauchen freilich die Regierung und die kirchl. Obrigkeit keinen großen Geldaufwand zu machen, indem sie hier eine organisirte vielgliederige Mission einsetzen; das Licht des wahren christlichen Glaubens leuchtet ja hier schon hell, und die apostolische Arbeit der Mission kann unter den hiesigen Andersgläubigen in anderer Art ausgeführt werden. Wenn aber die Einsetzung einer organisirten Mission für das baltische Gebiet keine unbedingte Nothwendigkeit bildet und ein Luxus wäre, der einen bedeutenden

Aufwand an geistlichen Kräften und materiellen Mitteln erforderte, so wäre es doch sehr viel leichter möglich, zur Ausführung der hiesigen Missionsarbeit besondere abgetheilte Missionäre einzusetzen.

2) Die Einsetzung abgetheilter Missionäre für das baltische Gebiet oder, was dasselbe ist, für die Rigasche Eparchie wäre ohne Zweifel leichter und einfacher als die Einsetzung einer organisirten vielgliederigen Mission und würde keinen großen Geldaufwand erfordern. Drei selbständige Missionäre inmitten der Letten, der Ehsten und der Altgläubigen mit einem Gehilfen für jeden von ihnen würden für die ganze Rigasche Eparchie genügen. Die Eparchialobrigkeit würde dann nach ihrem Ermessen diese Missionäre nach bestimmten, von den drei genannten Nationalitäten bewohnten Orten dirigiren und sie durch die örtlichen Gemeindepriester unterstützen lassen. Eine solche Mission entspräche vollkommen den religiösen Bedürfnissen des Gebiets, wo in vielen Gegenden, besonders im ehstländischen und kurländischen Gouvernement, auf weiten Strecken noch keine rechtgläubigen Gemeinden existiren. Denn wenn die Gemeindepriester sich auf längere Zeit und weite Entfernungen von ihren Gemeinden entfernen, ist es sowohl sehr beschwerlich für sie, als auch für ihre Gemeinden im Hinblick auf die Vollziehung nothwendiger Amtshandlungen gefährlich; deshalb verbreitet sich in solchen Gegenden die Orthodoxie entweder garnicht oder nur sehr langsam. Dagegen könnten besondere Missionäre die entfernten Gegenden bequem aufsuchen und den dort lebenden Andersgläubigen die heilige christliche Rechtgläubigkeit predigen. Freilich müßten sie aus vollkommen für die Missionsarbeit vorbereiteten Personen ausgewählt werden und alle konfessionellen Unterscheidungslehren genau kennen, ebenso die Gesellschaftskreise, in die sie geschickt werden, und dabei durchdrungen sein vom Eifer für Gott und die Rettung der Seelen. Besonders können solche Missionäre zur Predigt der orthodoxen Wahrheiten unter den sogen. Altgläubigen (Altritualisten) und bei den Disputationen mit deren Vorlesern sehr nützlich sein. Eine alte Praxis, die bis in die Gegenwart fortgesetzt ist, hat den Nutzen solcher Missionäre unter unseren Altgläubigen erwiesen. Das sahen wir und sehen wir noch gerade hier in Riga, wohin wir, da es hier so viele von den priesterlosen Altgläubigen der Lehre des Theodosius giebt, erfahrene Missionäre von außen her zur Disputation einluden, indem wir nach Maßgabe der Kräfte und der Möglichkeit auch eigene Missionäre zu diesem Zweck ausbildeten. Wir haben dem Nutzen und der Nothwendigkeit abgetheilter Missionäre für die Rigasche Eparchie unsere besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Um das vorliegende Bedürfniß zu befriedigen, trafen wir bereits die von uns abhängenden Maßnahmen zur Einsetzung abgetheilter

Missionäre, stießen aber, als es sich um die Ernennung der von uns projektirten drei Missionäre und ihrer Gehilfen handelte, auf die Schwierigkeit der besonderen, ziemlich bedeutenden Unterhaltskosten.*) In Folge dessen ist es unumgänglich, sich der dritten Art der Mission zuzuwenden, d. h. die Gemeindepriester der Rigaschen Eparchie zur Missionsarbeit aufzurufen. Diese Art der Mission liegt uns am bequemsten zur Hand und ist durchaus ausführbar. Ich nehme an, daß sie auch mehr den Herzenswünschen der Priester unserer Eparchie entsprechen wird, weil bei ihr keine fremden Personen in den Arbeitskreis und die Gemeinden jener eingeführt werden, die die Thätigkeit der Gemeindepriester in den Schatten stellen könnten, wie mir das einige Personen mündlich und schriftlich, öffentlich und privatim erklärt haben.**)

3) Man kann dessen gewiß sein, daß die Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie die Beschwerden der Mission mit Würde tragen wird. Die hiesigen Priester sind mehr oder weniger sowohl durch ihre Abstammung als auch durch ihre Bildung zu dieser Arbeit vorbereitet. Ein großer Theil von ihnen ist örtlicher Herkunft, unter Lutheranern geboren und aufgewachsen, einige stammen aus gemischten Ehen und haben in konfessionell gemischten (orthodox-lutherischen) Familien gelebt. Daher sind sie von Jugend auf mit dem Lutherthum bekannt und zwar nicht nur mit der äußerlichen Lebensweise seiner Bekenner, sondern auch mit seinem inneren Gehalt. Die seminaristische Bildung (bei einigen auch die akademische) hat sie mit der lutherischen Glaubenslehre und ihrem Unterschiede von der Orthodoxie gut bekannt gemacht. Und wer sollte es nicht wissen, daß, unter der Voraussetzung einer gründlichen Kenntniß des eigenen Glaubensbekenntnisses, eine genaue Bekanntschaft mit den örtlichen Lebensbedingungen, insofern diese für die Lebensführung und besonders für die Religion oder Konfession in Betracht kommen, die beste Vorbereitung zur Missionsarbeit und zum Kampf mit der Dissidenz giebt? Dabei muß man seine Aufmerksamkeit auf zwei Eigenthümlichkeiten im baltischen Gebiet richten: auf eine kirchlich-religiöse, die übrigens dem Lutherthum überall anhaftet, und auf die nationale. Im Lutherthum ist die Kunst der Predigt des Wortes Gottes entwickelt, und die Lutheraner des baltischen Gebiets

---

*) Man bat für die abgetheilten Missionäre zusammen mit Quartier- und Fahrgeldern um je 1900 Rbl. und für ihre Gehilfen — Psalmenleser — um je 250 Rbl. Fahrgelder, die sie außer ihrer gewöhnlichen Gage erhalten sollten; also in Summa um 6450 Rbl.

**) Ich habe Briefe mit und ohne Namensnennung der Schreiber erhalten, auch kamen in den Zeitungen Bemerkungen über die Einsetzung abgetheilter Missionäre für die Rigasche Eparchie vor.

lieben die Predigt und hören die Belehrungen derselben mit Liebe und Ausdauer an. Das hat einen starken Einfluß auf die orthodoxen Bewohner dieses Gebiets, denn auch unsere hiesigen Beichtkinder lieben die Predigt. Zur Ehre der Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie muß man sagen, daß sie eifrig das Wort Gottes predigt und mit Würde das genannte Bedürfniß ihrer Gemeinden befriedigt. Da nun ein großer Theil unserer Priester aus der Mitte der hiesigen Nationalitäten (der Letten und Ehsten) hervorgegangen ist und noch fortwährend hervorgeht und nach beendigter Ausbildung der Kirche Gottes in der Heimath dient, ist es selbstverständlich, daß diese Priester auf dem Boden ihrer Heimath erfolgreich für die Mission arbeiten können. Wenn wir hier im Allgemeinen über die Priester der Rigaschen Eparchie und ihre Beziehungen zur Mission sprechen, möchten wir dasselbe noch speziell über die Priester derjenigen Gemeinden sagen, in denen oder in deren Nachbarschaft sogenannte Altgläubige (Altritualisten) leben. Unsere Seminarbildung — und noch mehr die akademische —, die ja die priesterlichen Aufgaben überhaupt, daher auch im Speziellen die der Mission verfolgt, macht die Kandidaten der Priesterwürde mit allen Religionen und konfessionellen Unterscheidungslehren möglichst gut bekannt, ganz besonders aber mit unserem Raßkol oder den Lehren der sogenannten Altgläubigen; diese Bildung gewöhnt schon die Kandidaten an eine homiletische Thätigkeit im Allgemeinen und im Speziellen an die Improvisation, indem sie dieselben mit der Art und Weise vertraut macht, wie man polemische Gespräche mit Andersgläubigen und Dispute mit den Altgläubigen und deren Vorlesern zu führen hat; so daß jeder Priester, der unsere seminaristische oder — noch besser — unsere akademische Bildung erhalten hat, bei eigener Vervollkommnung, Bemühung und Gewöhnung ein vollständig befriedigender Missionär sein kann, wenn er es eben selbst wünscht und selbst dafür Sorge trägt. — So setzen wir denn unsere ganze Hoffnung für die Mission in Gewißheit des Erfolges auf die Gemeindepriester unserer Eparchie. Um in dieser heiligen Sache den Erfolg zu mehren und nach unserem innigen Wunsche unseren Mitarbeitern, den Priestern der Rigaschen Eparchie, zu helfen, halten wir noch für nöthig, mit einigen Worten darauf hinzuweisen, wie der Gemeindepriester als Missionär sich verhalten und wie er dem Missionsdienste nachgehen soll.

IV.

Wie wir schon in den ersten Zeilen dieser Ausführung gesagt haben, ist der Missionsdienst zugleich ein Priesterdienst oder genauer

— er ist der zweite Theil des letzteren. Daher fordert er vom Priester der Kirche dieselben Bedingungen und Eigenschaften wie der Priesterdienst überhaupt. Indem wir aber erwägen, daß die Mission eine besondere Art des Priesterdienstes ist, die zu ihrer erfolgreichen Ausführung besondere Bedingungen fordert, wollen wir diese letzteren in Anwendung auf die Priester der Rigaschen Eparchie näher bezeichnen: sie sind in den persönlichen Eigenschaften des Priester-Missionärs begriffen, in seiner Beziehung zu den Menschen, an die er sich mit der Missionspredigt wenden will, und in seinen Missionsarbeiten.

1) Der heil. Apostel Paulus schildert in seinen Briefen an Timotheus die Eigenschaften eines Hirten der Kirche in folgenden Zügen: ein Hirt der Kirche muß unsträflich, mäßig, eines Weibes Mann, nüchtern, keusch, gottesfürchtig, gastfreundlich und nicht geldgierig, still und friedliebend sein (1 Thim. 3, 2—3). Ferner: der Hirt der Kirche muß einen ungefärbten (keinen scheinheiligen) Glauben haben (2 Thim. 1, 5), er muß in sich die Gabe Gottes, die ihm durch Handauflegung geschenkt ist, entzünden, er muß nicht den Geist der Furcht, wohl aber den Geist der Liebe und der Zucht haben (6—7), er muß festhalten an dem Vorbilde der heilsamen Lehre, die die Apostel vom Glauben und von der Liebe in Jesu Christo gelehrt haben (13). er muß bereit sein zum Leiden für den Namen Christi, wie einem guten Streiter Christi geziemt (2, 3—4), er muß sich des leeren Geschwätzes, der thörichten und ungebildeten Streitereien entschlagen, denn dem Knecht Gottes ziemt es nicht zu streiten, sondern ihm ziemt es, freundlich gegen jedermann zu sein, lehrhaftig und fromm, und mit Sanftmuth die Widersacher zurechtzuweisen (16, 23—25), er muß das Wort Gottes zu rechter Zeit und zur Unzeit predigen, indem er voller Langmuth und Erbauung mahnt (2. Tim. 4, 2).

Das sind die Eigenschaften, die jeder Priester der Kirche Christi unumgänglich haben muß, um ein wahrer Hirt der Herde Christi und nicht blos ein Tagelöhner zu sein. Besonders aber muß der Priester-Missionär diese Eigenschaften in sich gleichsam zu Fleisch werden lassen; denn, wie wir schon oben sagten, in der Mission ist das Hauptziel von Christi Sendung der Apostel enthalten: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur (Marci 16, 15); gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes (Matthäi 28, 19)

sagte der Heiland seinen Schülern; darin ist die Hauptaufgabe des Dienstes der Apostel und auch die Aufgabe ihrer Nachfolger — der Priester der Kirche — begriffen. — Indem der Priester-Missionär alle diese Eigenschaften in sich Fleisch werden läßt, soll er ganz besonders den Geist der Furchtlosigkeit, der Kraft und der Liebe zu seinem Werk in sich erwecken (2. Tim. 1, 7); indem er festhält an dem Vorbild der heilsamen Lehre, die die Apostel vom Glauben und von der Liebe in Jesu Christo gelehrt haben, soll er bereit sein zum Leiden für das Wort Christi, wie ein guter Streiter Christi (— 2, 3—4); indem er sich des leeren Geschwätzes, der thörichten und ungebildeten Streitereien entschlägt, soll er das Wort Gottes zu rechter Zeit und zur Unzeit predigen, indem er diejenigen, die nicht den rechten Glauben haben, voller Langmuth und Erbauung ermahnt; er soll freundlich sein gegen jedermann, lehrhaftig und fromm, indem er mit Sanftmuth die Widersacher zurechtweist (—16, 23—25). Diese Eigenschaften muß der Priester-Missionär ganz besonders unumgänglich in sich tragen, weil ihm beschieden sein wird und schon beschieden ist, nicht nur die Beziehungen zu den eigenen geistlichen Kindern zu pflegen, sondern auch zu fremden, die er immer mit dem rechten Maß zu seinen Kindern zu machen bemüht ist. Doch sollen die Beziehungen des Priester-Missionärs zu den einen und zu den andern naturgemäß und nothwendiger Weise nicht einerlei Art sein und pflegen es ja auch nicht zu sein, oder wenn sie es sind, so sind sie doch verschieden je nach dem Grade, wie sich die Kraft der Ueberzeugung, der Vorsicht, der Ueberführung und der Nachsicht äußert.

2) Wenn die Priester der Kirche überhaupt und die Priester-Missionäre im Besonderen sich die Eigenschaften, von denen oben die Rede war, erwerben, so werden durch dieselben mehr oder weniger schon die Beziehungen gesichert sein, die die Priester zu ihren Gemeindegliedern und den von der Orthodoxie Erleuchteten haben müssen, um erfolgreich zu wirken. Nach dem Worte des Apostels, die Liebe bedeckt alles und überwindet alles (1. Kor. 13, 4—8); diese Liebe bewirkt, daß ein guter Hirte sein Leben für seine Schafe läßt (Joh. 10, 11); er empfängt seine Beichtkinder zu jeder Zeit des Tages und der Nacht, er hört, was ihnen Noth thut, und beeilt sich mit Wort und That zu helfen.

Aber wenn die Schafe der Herde Christi, die Stimme ihres Hirten hörend, zu ihm kommen, so muß andererseits der Hirte selbst zu denjenigen gehen, die er als Priester-Missionär mit dem Licht des wahren christlichen Glaubens erleuchten will, und

muß vor ihnen die priesterlichen Eigenschaften mit noch größerer Bemühung und Kunst offenbaren, als der Priester, der nicht Missionär ist, es vor den eigenen Schafen thut, — immer bereit zu jedem Opfer um des für uns an's Kreuz Geschlagenen willen, und um die zu retten, die im Unglauben an den Gekreuzigten oder nicht im rechten Glauben in's Verderben sinken. Die Gemeindeglieder können sich zu den Schwächen, ja sogar zu den Fehlern ihres Priesters nachsichtig verhalten; aber die Schafe, die nicht vom Stalle Christi sind, können den Priester-Missionär strenger beurtheilen und ihn bei faulen Worten und üblen Thaten fangen. Ueberhaupt kann sein ganzes Leben und speziell jedes Wort und jede Handlung von ihm für seine Missionsarbeit eine große Bedeutung haben. Hier sind nothwendig Reinheit des Glaubens, Kraft der Ueberredung und der Ueberzeugung, Aufrichtigkeit des Wohlthuns, Herzlichkeit der Beziehungen und vollste Uneigennützigkeit. Auf alles dies wird von den zur Bekehrung Vorzubereitenden Acht gegeben, und alles dies kann dem Missionären und der von ihm verkündeten Lehre als anziehende Kraft dienen. Außerdem soll der Missionär Vorsicht und Umsicht in der Wahl der Richtung seiner Thätigkeit unter den Verirrten zeigen: diese Eigenschaften werden ihn lehren, wann, an wen und wie er das Wort der Predigt zu richten hat; hier wird das Wort des Apostels Paulus zu Timotheus vollständig Anwendung finden: Sei wach zu gelegener und zu ungelegener Zeit (2. Tim. 4, 2); alle günstigen Umstände müssen benutzt werden, um das Wort Gottes in die Herzen der Verirrten zu pflanzen, wenn nur diese Umstände rein sind und dem göttlichen Sittengesetz entsprechen. Die Anwendung dieser Mittel wird dem Missionär im fremden Lande, im Verkehr mit Menschen, die ihm nach Charakter und Lebensweise fremd sind, nicht leicht fallen; dagegen kann es für den, der dort, wo er predigen soll, Land und Leute kennt, keine Schwierigkeiten haben. In diesem Falle aber befinden sich die Priester des baltischen Gebiets in der Rigaschen Eparchie, da sie ihr Land und den Glauben, die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner gut kennen. — In den unmittelbaren Beziehungen des Priester-Missionärs zu den für die Bekehrung Vorzubereitenden ist mehr Sanftmuth als Härte, mehr Milde als Stolz, mehr Nachsicht als Strenge erforderlich, man soll den Glauben, die Sitten und Gewohnheiten jener nicht verunglimpfen, sondern ruhig und wohlwollend die Wahrheiten der eigenen Lehre und die Unrichtigkeiten ihres Glaubens, ihrer Sitten und Gewohnheiten auseinandersetzen, ruhig und ausführlich die Unrichtigkeiten ihrer Lehre und den Mangel an sittlichen Prinzipien in ihrer Lebensweise darlegen. Wenn diese von uns bezeichneten Bedingungen in den Beziehungen

des Priester-Missionärs zu seinen Hörern vorhanden sind, kann er sich auf den Erfolg seiner Missionsarbeit verlassen: das Wort Gottes kann sich in den Hörern fortpflanzen und die Zahl der Rechtgläubigen wird wachsen. Freilich werden aber bei der Bekehrung der Andersgläubigen zur Orthodoxie vom Priester-Missionär, außer daß er die nothwendigen Eigenschaften in sich sammelt und alles in dieser Beziehung Verlangte beobachtet, noch besondere Leistungen gefordert.

3) Im Allgemeinen hängt bei jedem Werk der Erfolg von der Art der Arbeit ab, eine vollkommen erfolgreiche Arbeit hat aber immer zur Voraussetzung Liebe und Eifer für die Sache. Wenn nun Liebe und Eifer bei jeder Sache zum Erfolge nöthig sind, so ist das um so mehr der Fall bei der Aufgabe des Priesterthums und noch mehr in der Sache der Mission. Ohne Liebe und Eifer wird der Priester zum Tagelöhner oder noch schlimmer — zum Wolf, der die Herde verscheucht (Joh. 10, 12). Und ohne Liebe und Eifer für die Mission ist es besser, sich mit derselben garnicht zu beschäftigen, denn von Erfolgen kann dann nicht die Rede sein. Wenn aber die Arbeit des Priesters im Allgemeinen keine leichte ist, so endigt sie doch bei den Grenzen seines Kirchspiels und bezieht sich nur auf die Eingepfarrten — auf die Schafe der eigenen Herde: dagegen pflegen die Mühen eines Priester-Missionärs gewaltiger zu sein, und nicht selten sind sie geradezu Heldenthaten; Liebe und Eifer im Verein mit Selbstverleugnung bringen einzig und allein die Erfolge der Missionsarbeit hervor. Vor allem wird vom Missionär verlangt, daß er die Verirrten aufsucht und dazu große, oft sehr weite Reisen unternimmt; und wenn er am Ort seiner Thätigkeit angelangt ist, kommt es vor, daß er mannigfache Unbequemlichkeiten — Hunger, Kälte und zusammen mit anderen Mühsalen Krankheiten — ausstehen muß, daß seine Umgebung sich ihm abgeneigt zeigt, ihn verschmäht, ja ihn sogar verjagt. Dies alles zu ertragen muß der Priester-Missionär bereit sein und sich dabei in Geduld hüllen. Wenn nun aber der eigentliche Missionsdienst selbst an ihn herantritt, soll sich der Missionär mit ganzer Sorgfalt zum Gespräch mit den Nichtorthodoxen rüsten und die Disputationen lange Zeit hindurch fortsetzen, beim Anhören der Entgegnungen soll er Geduld zeigen, in seinen Antworten kurz sein; wenn der Erfolg seiner Predigt ausbleibt, soll er nicht schwach und kleinmüthig werden, sondern in seinen Anstrengungen fortfahren und seine Hoffnung auf die Hilfe Gottes und auf die Wirkungen der Göttlichen Gnade setzen, indem er dabei die Lücken in seinem für die Mission nöthigen Wissen ergänzt und alles Fehlerhafte, das er in sich

und in seinem Leben entdeckt, verbessert, um völlig makellose und erfolgreiche Beziehungen zu denjenigen, die er bekehren soll, herzustellen. Bei all' diesem Thun hat er die volle Spannkraft des Willens nöthig, um sich selbst und seine Hörer zu überwinden, es gehört dazu Geistesgegenwart und -gewandtheit, die richtige religiöse Stimmung und damit verbunden auch eine Anspannung der physischen Kräfte; mit einem Wort — es ist eine physische und geistige Arbeit. Die Vereinigung aller dieser Momente bildet die gewaltige Arbeit des Priester-Missionärs, die nur mit Liebe und Eifer für die Sache erfolgreich ausgeführt werden kann. Diese Arbeit endigt nun aber nicht mit der Missionspredigt und der Aufnahme der neuen Beichtkinder in den Schoß der rechtgläubigen Kirche.

Für die neuen Beichtkinder ist eine besondere Aufsicht erforderlich. Nachdem sie bekehrt und die heiligen Sakramente der Taufe und der Firmelung an ihnen vollzogen sind, muß man sie noch die Dogmen der heil. rechtgläubigen Kirche, die Regeln des heil. rechtgläubig-christlichen Lebens, die Vollziehung der Gebräuche der rechtgläubigen Kirche, der heil. Gewohnheiten u. s. w. lehren. Man muß mit Sorgfalt über ihnen wachen, damit sie in dem angenommenen heil. Glauben nicht erkalten, nicht irgend einem entgegengesetzten Einfluß verfallen und von der Rechtgläubigkeit abfallen. Gewiß fordert diese Arbeit besondere Anstrengungen und tapfere Thaten von dem Priester-Missionär, wenn er nicht in den Grenzen seiner Gemeinde, nicht in seiner Gegend und Heimath, sondern in der Ferne und Fremde arbeiten muß. Den Priestern der Rigaschen Eparchie indessen werden thatsächlich die Mühen dadurch sehr erleichtert, daß jeder Priester des baltischen Gebietes in den Grenzen seiner eigenen Gemeinde viele Andersgläubige hat, unter denen er ein Priester-Missionär sein soll, die er nach ihrem Glauben, ihrer Lebensweise und ihrem Domizil, ja oft sogar nach dem Namen, dem Charakter und der Geistesrichtung, nach ihrer Neigung oder Abneigung gegenüber der Rechtgläubigkeit kennt; er kennt unter ihnen seine Hauptgegner und Feinde, die Vertheidiger der lügenhaften Glaubenslehren, die Prediger derselben, die Lehrer der Ketzerei und die Sektirer. Unter solchen die hiesige Arbeit des Priester-Missionärs erleichternden Umständen fällt aber auf ihn eine noch größere Verantwortung für seine Trägheit, Nachlässigkeit und seinen Mangel an Rührigkeit in der Missionsarbeit, falls Derartiges bei ihm vorhanden ist. Zu meinem Bedauern habe ich Gelegenheit gehabt zu bemerken und zu hören, daß ein Gemeindepriester die Missionsarbeit vermeidet, dieselbe garnicht für seine direkte Pflicht hält, sich als dazu nicht vorbereitet bezeichnet, die Sache garnicht auf sich zu nehmen wünscht

und zu träge ist, um sie zu lernen. Daher wird unser Schlußwort über die Mission ein Wort des Rathes und der Ermahnung an die Priester der Rigaschen Eparchie sein.

V.

In einem großen Kirchspiel, in dem es außer den Orthodoxen nicht wenige Lutheraner, Katholiken, Altgläubige und Hebräer giebt, wandte ich mich an den örtlichen Geistlichen mit den Worten: „Sie müssen Missions-Dispute einführen ..." Er erwiderte: „Dazu bin ich nicht vorbereitet ... Wir haben im Seminar keinen Kursus über den Raßkol durchgemacht". Darauf sagte ich ihm: „Den Raßkol behandelt die russische Kirchen- und Profangeschichte, die Sie gelernt haben ... Man muß selbst den Raßkol studiren und sich zu Missions-Disputen vorbereiten ... Außerdem haben Sie hier viele anderen Fremdgläubigen". Hierauf antwortete er mir: „Ich habe nicht die Fähigkeiten zum Missionär". „Das heißt, Sie sind nicht an ihrem Platz ..." schloß ich mein Gespräch über die Mission mit meinem geistlichen Mitarbeiter, dem Priester. Das war ein Gespräch mit einem sehr befähigten Priester der Rigaschen Eparchie ... Ja freilich, wenn auch andere Priester die Missionssache ebenso betrachten sollten, dann wird sich die Rechtgläubigkeit in diesem Gebiet nur sehr langsam verbreiten, ja vielleicht ganz stillstehen oder zurückgehen. Die Orthodoxie ist in diesem Gebiet vor unvordenklichen Zeiten begründet worden, darauf aber kraft historischer Umstände allmählich von hier verdrängt und zuletzt fast vollständig vernichtet worden. Als jedoch das baltische Gebiet unter die Herrschaft der rechtgläubigen russischen Herrscher trat, der Beschützer der rechtgläubigen Kirche, da begann die Orthodoxie hier allmählich wieder aufzuerstehen und sich zu befestigen. Jetzt besteht schon ungefähr 50 Jahre eine selbständige Rigasche Eparchie. Diese Thatsache bezeugt die Festigkeit und Unverdrängbarkeit der Orthodoxie in diesem Gebiet. Wir leben und arbeiten hier auf orthodoxem Acker in einer glücklichen Zeit: jetzt verjagt und bedrängt man uns hier nicht; ohne Furcht und Bedrückung können wir jetzt den heil. rechtgläubigen christlichen Glauben predigen. Unsere Sache ist es nunmehr, mit besonderem Eifer für die Vergrößerung unserer orthodoxen Herde zu sorgen. Und auf uns allein fällt jetzt die Verantwortung für die Vernachlässigung dieser heil. Sache. Jeder orthodoxe Priester des baltischen Gebiets kann gegenwärtig ohne Furcht und Bedrängniß das Wort Gottes predigen und in seinem umfangreichen Kirchspiel Reisen zu Missionszwecken unternehmen; Gelegenheit dazu bieten ihm ja

schon Amtshandlungen, die er in den rechtgläubigen Familien — an seinen eigenen Beichtkindern zu vollziehen hat. Solche pflegen nicht selten vorzukommen. Doch wird ein Priester, der wirklichen Eifer für seine Herde und deren Vergrößerung hat, auch ohne durch Amtshandlungen hinausgerufen zu sein, Gelegenheit und Anlaß zu finden wissen, um immer öfter seine Gemeindeglieder in den verschiedenen Richtungen des Kirchspiels aufzusuchen, an Sonntagen und an anderen Tagen, zu den Fasten und zu verschiedenen Zeiten des Jahres: vor dem Anfang und nach Beendigung des Schuljahres, der Feldarbeiten u. s. w. Schon allein der vom Priester in der Kirche oder anderswo ausgesprochene Wunsch, seine Gemeindeglieder zum Zweck der Predigt des Wortes Gottes zu besuchen, wird viel Volk zu ihm ziehen, nicht nur Rechtgläubige, sondern auch Andersgläubige, wenn er — besonders Sonntags — an dem einen oder dem anderen Ort erscheint. Aber der Priester wird auch in den eigenen Kirchen Leute finden, mit denen er Missions-Dispute abhalten kann, wenn er nur sich vorher öffentlich dazu bereit erklärt und das Volk an Derartiges gewöhnt. Die Erfahrung lehrt das fortwährend, und dabei sehen wir, daß wir nie mit unseren Gemeindegliedern und Beichtkindern allein sind, sondern daß zuverlässig immer auch Andersgläubige und zwar oft in großer Menge zuhören.

Also jeder Priester der Rigaschen Eparchie hat im eigenen Kirchspiel ein genügend großes Feld für die Missionsarbeit. Bedenken wir nun, daß es im baltischen Gebiet ungefähr 200 Missionsbezirke giebt, wenn wir die in den verschiedenen Gegenden bestehenden orthodoxen Kirchspiele mit ihren Kirchen und deren Dienern als solche betrachten, so sehen wir, wie vielgliederig diese Mission ist und welch' große Kraft in ihr für die Orthodoxie vorhanden ist, wenn nur eben ihre Glieder nicht nur Priester im engeren Sinne des Wortes, sondern auch Priester-Missionäre sind, wenn nur jeder von ihnen es für seine Pflicht hält, zum Stalle Christi auch diejenigen Schafe zu führen, die nicht aus diesem Stalle sind.

In allem Vorstehenden wende ich mich mit dem Worte des Rathes und der Mahnung an meine geliebten Mitarbeiter und Gehilfen, an die Priester der Rigaschen Eparchie. Hirten der Rigaschen Weide, meine geliebten Mitstreiter! Seiet gute evangelische Hirten, bereit euer Leben für eure Schafe zu lassen. Wir haben in unseren „Segenswünschen" der Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie zur Genüge auseinandergesetzt, wie der Priester, seine Familie und seine Gehilfen im Kirchspiel, die Diakone, Psalmenleser und Lehrer der kirchlichen Gemeindeschulen, beschaffen sein müssen.*)

*) Rigasche Eparchial-Zeitung vom Jahre 1892.

Ich bitte euch, meine Mitarbeiter, Priester der von Gott meiner Leitung anvertrauten Rigaschen Eparchie, leset diese meine aufrichtigen „Segenswünsche" durch und ruft euch die Eigenschaften und Pflichten wieder in's Gedächtniß, die ein wahrer Hirte haben soll. Seiet zugleich Priester-Missionäre. Die Lage der Rigaschen Eparchie in diesem vielgläubigen Gebiet ist eine derartige, daß der Priester hier unumgänglich ein Missionär sein muß. Die Mission — in Wahrheit das Werk Christi und der Apostel — ist euch hier an die Hand gegeben, und wie wir oben sagten, sind euch dabei, verglichen mit den Missionen in der Ferne, viele Bequemlichkeiten und Möglichkeiten gewährt. Erwecket in euch die Liebe zur Mission, das eifrige Streben und die herzliche Bemühung für sie, und seiet euch immer ihrer Wichtigkeit und ihrer seelenrettenden Kraft für euch und andere bewußt; vollziehet, um eure Aufgabe erfolgreich zu erfüllen, die Gottesdienste voller Andacht und rüstet euch mit ganzer Sorgfalt zur Predigt von Gottes Wort; erwerbt neue Erkenntnisse, vervollständigt die alten, das ist für die Predigt überhaupt und besonders für die Missionspredigt unbedingt nothwendig. Für Personen, die zu einer solchen Thätigkeit durch wissenschaftliche Bildung, durch amtliche Praxis und durch ihre Lebenserfahrungen vorbereitet sind, kann die Sache keine Schwierigkeiten haben. Man muß sich nur Mühe geben und die Trägheit verbannen. Bereiset also so oft wie nur möglich in Ausübung der Priesterpflichten eure Kirchspiele mit dem Wort der Predigt, und säet Gottes Wort im Glauben und mit der Hoffnung, daß, wenn der Boden, auf den es fällt, verschiedenartig ist, es doch auch auf guten Boden fallen und hundertfältige Frucht tragen wird.

Bei Erfüllung alles dessen kann man mit Gewißheit sagen, daß Gottes Wort in den Herzen derjenigen, die es hören werden, Wurzel fassen, die Zahl der Rechtgläubigen zunehmen und die Orthodoxie in unserem Gebiet sich befestigen und verbreiten wird.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen (2. Kor. 13, 13). Amen.

Arssenij, Erzbischof von Riga und Mitau.

Am 18. Februar 1887 antwortete der Oberprokurator des Heiligsten Synods in Petersburg K. Pobjedonoszew dem Präsidenten und den Gliedern der reformirten Synode des Kantons Schaffhausen, die sich an ihn wegen der Verhältnisse der evangelisch-lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen gewandt hatten, u. A. Folgendes:

„Zu Ihnen dringen Klagen darüber, daß die russische Regierung danach trachtet, das ganze Volk dieses Gebietes (der Ostseeprovinzen) zur Orthodoxie zu bekehren; in den Zeitungen ersinnt und druckt man solche Nachrichten, als ob unsere Regierung jedem zur Orthodoxie Uebertretenden eine bestimmte Geldprämie zahlt oder ihm Vorrechte verschiedener Art und Zutheilung von Land verspricht. Alles das ist nicht wahr. Weder unsere Regierung noch unsere Kirche unternimmt eine allgemeine Propaganda mit der Absicht, die örtliche Bevölkerung der lutherischen Kirche abwendig zu machen".

Baltische Chronik.*)

1896.

Oktober. Auf Grund des Allerhöchsten Befehles vom 5. Juni 1895 über Vornahme einer ersten allgemeinen russischen Volkszählung zu Anfang des Jahres 1897 treten seit Ende September die Gouvernements-, Kreis-, Distrikts- und städtischen Volkszählungskommissionen zusammen, um die Ausführung der Zählung vorzubereiten. Zur Kontrole der einheitlichen Durchführung aller Maßregeln wird vom Ministerium des Innern der wirkl. Staatsrath W. O. Struve in die Ostseeprovinzen abdelegirt.

An der Jurjewschen (Dorpater) Universität beträgt nach den offiziellen Angaben die Anzahl der Studirenden 932, von denen 483 aus den Ostseeprovinzen stammen.

1890/II zählte man in Dorpat 1664 Studirende, von denen 1111 aus den Ostseeprovinzen stammten. Pharmazeuten, die bei obigen Ziffern ausgeschlossen sind, gab es damals 148, jetzt 293.

1. „ In einem Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk wird eine ministerielle Verfügung publizirt, durch die in der pharmazeutischen Abtheilung der Jurjewschen (Dorpater) Universität der bisherige 3-semestrige Kursus in einen 4-semestrigen verwandelt und ein neuer Studienplan bestätigt wird. Die Aufnahme neuer Hörer in den Kursus erfolgt nur einmal im Jahr, zu Anfang des Schuljahres.

*) Diese Chronik, verfaßt von unserem geschätzten Mitarbeiter O. Stavenhagen, wird fortan alle zwei Monate erscheinen. Wichtige Gesetze, Verordnungen 2c. werden als Beilage derselben in extenso zum Abdruck gelangen.

Die Red.

Ebendaselbst werden die vom Minister der Volksaufklärung auf Grund eines Allerhöchsten Befehls bestätigten Regeln veröffentlicht, nach welchen den Studenten der Kaiserlichen Universitäten als werktägliche Kleidung die „Tuschurka" (ein Uniform-Halbpaletot) zu tragen erlaubt wird.

1. Okt. Nachdem der bisherige Direktor des Jurjewschen (Dorpater) Gymnasiums N. Tichomirow anstatt des verabschiedeten Direktors Schweder zum Direktor des Rigaschen Stadtgymnasiums ernannt worden, wird der Staatsrath Iwanow, bisher stellvertretender Inspektor am Gymnasium Kaiser Nikolai I. in Riga, zum Direktor des Jurjewschen (Dorpater) Gymnasiums ernannt.

„ „ Auf sein Gesuch wird wegen Krankheit aus dem Dienst entlassen der Polizeimeister von Jurjew (Dorpat) Eduard Rast und für dies Amt der Rittmeister des 19. Kinburgschen Dragonerregiments A. W. Litwinow ernannt.

„ „ Die allrussische Gewerbe- und Kunstausstellung in Nishni-Nowgorod wird im Auftrage des Finanzministers durch den Generalkommissar der Ausstellung W. J. Timirjasew geschlossen.

Sie ist vom 28. Mai bis 1. Oktober von 991,043 Personen besucht worden.

2. „ Der Senateur und bisherige Präsident des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums Geheimrath Baron Alexander von Uexküll-Güldenbandt tritt sein Amt als Gehilfe des Ministers des Innern an. Ihm sind unterstellt: das Polizei-, das Wirthschafts- und das Medizinal-Departement, der Medizinal-Konseil, das Veterinär-, das zentralstatistische und das Bau-Komité und das Departement für die geistlichen Angelegenheiten der fremden Konfessionen.

5. „ Dr. R. Hausmann, ordentl. Professor der allgemeinen Geschichte an der Jurjewschen (Dorpater) Universität, wird nach Ausdienung von $25^1/_2$ Jahren aus dem Dienst entlassen und der Lehrstuhl der allgem. Geschichte an der genannten Universität mit dem bisherigen Privatdozenten der Kiewer Universität Mag. Jassinski als außerordentl. Professor besetzt. — Der vor einem Jahr emeritirte Prof. Dr. E. Russow giebt seine Vorlesungen an der Jurjewschen (Dorpater) Universität auf, nachdem ihm die Leitung des botanischen Gartens der Universität entzogen worden.

5. Okt. Eröffnung des regelmäßigen Verkehrs auf der neuerbauten Schmalspurbahn Walk-Pernau. Die Bahn ist auf Veranlassung der livländischen Ritterschaft und der Stadt Pernau von der Ersten russischen Zufuhrbahngesellschaft in einer Länge von 117 Werst mit den Stationen Ermes-Pikſaar-Rujen-Moisekül-Quellenstein-Sſurri erbaut worden.

15. „ In der Gesetzsammlung wird die Verstaatlichung der Riga-Tuckumer Eisenbahn und ihre Zutheilung zur Riga-Oreler Eisenbahn bekannt gemacht. Daselbst wird auch das Statut einer zu erbauenden Zufuhrbahn Libau-Hafenpoth publizirt.

„ „ Eröffnung des regelmäßigen Verkehrs auf der Westsibirischen Bahn von Tscheljabinsk bis zur Station Kriwoschtschekowo am Ob in einer Länge von 1323 Werst. Damit sind die sibirischen Städte Kurgan, Petropawlowsk, Omsk und Kainsk mit dem europäischen Eisenbahnnetz verbunden. Am selben Tage wird auch die Bahn Tscheljabinsk-Jekaterinburg, welche die Westsibirische Bahn mit der Uralbahn verbindet, in einer Länge von 226,5 Werst dem Verkehr übergeben.

Nach einer Konvention zwischen Rußland und China wird sich der großen sibirischen Bahn eine chinesische anschließen, die durch die Mandschurei nach Port Arthur führen wird. Sie wird demnächst von einer russischen Aktiengesellschaft mit Hilfe der Russisch-Chinesischen Bank gebaut und der Verwaltung des russischen Finanzministeriums unterstellt sein. Eine in der „Nowoje Wremja" wiedergegebene Aeußerung des Ministers der Kommunikationen weist darauf hin, daß für die zur Ausfuhr in's Ausland bestimmten sibirischen Frachten die natürliche Richtung der Weg über Rybinsk-Pleskau-Riga ist.

„ „ Das Ministerium der Landwirthschaft und der Domänen beschließt an vier Punkten des Reichs Fischzuchtanstalten einzurichten, darunter eine (für Maränen) in Jurjew (Dorpat) am Embach bei der Livländischen Abtheilung der Kaiserl. Russ. Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang.

16. „ Oberstlieutenant N. Klado tritt sein Amt als Chef der kurländischen Gensdarmerieverwaltung an.

17. „ Zum estländischen Medizinalinspektor wird statt des nach Tambow versetzten Dr. med. K. Sprenshin der bisherige Gehilfe des Tambowschen Medizinalinspektors M. Saweljew ernannt.

19. Okt. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin langen auf der Rückkehr von Ihren Reisen nach Wien, Breslau, Kopenhagen, Balmoral, Paris und Darmstadt glücklich in Zarskoje Sselo an.

„ „ In den Ostseeprovinzen wird das Reformationsfest in diesem Jahre am 19. Oktober und nicht am nachfolgenden Sonntag gefeiert. So soll es auch in Zukunft geschehen.

25. „ Mit Allerhöchster Genehmigung wird der Verwaltung der Rybinsk-Bologojer Eisenbahngesellschaft erlaubt, die Tracirungsarbeiten für eine zu erbauende Eisenbahn Tuckum-Windau sofort vorzunehmen.

„ „ An Stelle des auf sein Gesuch wegen Krankheit verabschiedeten Baron Nolcken wird der bisherige Kommissar für Bauersachen Kassatzki zum Oeselschen Kreischef ernannt.

2. Nov. Der bisherige Inspektor des Polangenschen Progymnasiums Polsinski wird zum Direktor des Walkschen Lehrerseminars (vorläufig in Thorensberg bei Riga) ernannt.

„ „ Zum Chef der Hauptgefängnißverwaltung wird an Stelle des zum Gouverneur von Ufa ernannten wirkl. Staatsraths Bogdanowitsch der wirkl. Staatsrath A. P. Salomon ernannt.

3. „ Das Kriegsministerium beschließt, zur geistlichen Versorgung des lutherischen Militärs statt der bisherigen Divisionsprediger, die meistens auch für eine Zivilgemeinde thätig waren, Militärprediger anzustellen, die sich ausschließlich dem lutherischen Militär zu widmen haben. Es wird für jeden Militärbezirk je ein Militärprediger angestellt, nur im Warschauer Bezirk bleiben zwei Divisionsprediger.

Die Zahl der lutherischen Militärprediger wird demnach 9 betragen; das Einkommen derselben ist auf höchstens 1500 Rbl. zu veranschlagen.

4. Nov. — 2. Dez. Die II. Session des beim Ministerium der Landwirthschaft zusammenberufenen landwirthschaftlichen Konseils beschäftigt sich hauptsächlich mit den Projekten einer Verbesserung des Waldschutzgesetzes, des Gesetzes über die Ausreichung von Darlehen zu landwirthschaftlichen Meliorationen und eines Gesetzes über die Kreirung von örtlichen Organen des Landwirthschafts-Ministeriums. In der Sitzung vom 25. November erkennt der Konseil, daß, so nothwendig sonst örtliche Organe des Ministeriums seien, die Ostseeprovinzen

solcher doch nicht bedürften, weil hier im Gegensatz zum übrigen Reich der allgemeine Zustand der Landwirthschaft ein befriedigender, besonders die Entwickelung der privaten Wirthschaften eine bedeutende sei und die Bevölkerung in landwirthschaftlichen Dingen eine große Selbstthätigkeit offenbare; in diesen Gouvernements könne sich daher die Regierung zu landwirthschaftlichen Zwecken mit Erfolg der dort vorhandenen örtlichen Einrichtungen bedienen. (Nach dem Regierungsanzeiger vom 28. November).

5. Nov. Die Kaiserl. Livländ. Gemeinnützige und Oekonomische Sozietät erledigt die Vorarbeiten zur Begründung eines kulturtechnischen Bureaus für Liv-Estland. Zum leitenden Direktor desselben wird Baron V. Stackelberg-Kardis erwählt, zum Amt eines liv-estländischen Landeskulturinspektors Dr. Fraissinet berufen.

5. „ In der Sitzung der Kaiserl. Moskauer Archäologischen Gesellschaft verliest die Präsidentin Gräfin Uwarow den Bericht über den X. archäologischen Kongreß zu Riga. Danach waren von den 624 Mitgliedern des Kongresses 439 in den Ostseeprovinzen ansässig. In 15 Tagen wurden 44 Sitzungen mit 97 Referaten abgehalten. Von den gelehrten Gesellschaften der Ostseeprovinzen, von der Stadt Riga, der livländischen Ritterschaft, dem lettischen Verein und anderen wurden für die Vorbereitung zum Kongreß, sowie für die wissenschaftliche Ausstellung und die gelehrten Editionen in Anlaß desselben mehr als 50,000 Rbl. verausgabt. Ueberhaupt wurde von den Ostseeprovinzen und ihren gelehrten Kräften für diesen Kongreß mehr geleistet, als in anderen russischen Städten für die früheren Kongresse gethan wurde. (Nach dem Regierungsanzeiger vom 9. November).

Die Moskausche Archäologische Gesellschaft wählt von den Vertretern der Baltischen Archäologie und der gelehrten Gesellschaften der Ostseeprovinzen zu ordentlichen Mitgliedern die Herren Dr. A. Bielenstein, Baron H. Bruiningk, Anton Buchholtz, Prof. emer. Dr. R. Hausmann, Prof. emer. Dr. J. Engelmann und Dr. E. v. Rottbeck in Anerkennung ihrer auf dem Kongresse hervorgetretenen wissenschaftlichen Verdienste; eine Anzahl anderer Gelehrter aus den Ostseeprovinzen wird zu korrespondirenden Mitgliedern gewählt.

6. Nov. In den Residenzen und vielen anderen Städten des Reichs wird der hundertjährige Todestag der Kaiserin Katharina II. feierlich begangen.

7. „ Stadtverordnetenversammlung zu Jurjew (Dorpat): In Betreff des ministeriellen Verbotes, Kredite für unvorhergesehene Ausgaben in die städtischen Budgetvoranschläge aufzunehmen und letztere so aufzustellen, daß die Ausgaben die Einnahmen übersteigen und eine Deckung aus dem Reserve-Kapital vorgesehen wird, beschließt die Versammlung, ein motivirtes Gesuch an den Gouverneur zu richten, damit derselbe beim Minister des Innern wegen Aufhebung dieses die städtische Wirthschaftsführung erschwerenden Verbotes vorstellig werde, zumal der bisherige Modus in den Ostseeprovinzen zu keinen Unzuträglichkeiten oder Mißbräuchen geführt habe.

9. „ Viktor Erlemann, grad. stud. der Mathematik, wird als Leiter der Goldingenschen Knabenschule I. Ordnung bestätigt. (Diese aus dem einstmaligen Gymnasium zu Goldingen hervorgegangene Schule leitete vorher der Direktor Alfred Büttner).

11. „ Stadtverordnetenversammlung zu Riga: Die Stadtverordnetenbeschlüsse vom 17. Juni und 26. August a. c. (Eingabe einer Petition auf den Allerhöchsten Namen um Aufrechterhaltung des gegenwärtig geltenden Statuts der sechsklassigen Stadttöchterschule statt des vom Kurator des Lehrbezirks beantragten Statuts von 1870 für die weiblichen Gymnasien) waren von der livländischen Gouvernementsbehörde für Städtesachen kassirt worden. Es wird infolgedessen einstimmig beschlossen, darüber beim Dirigirenden Senat Beschwerde zu führen, um durch dessen Entscheidung festzustellen, ob die städtischen Kommunen das Recht haben, in Sachen, die direkt oder indirekt das kommunale Interesse berühren, Suppliken auf den Namen Sr. Majestät einzureichen.

Durch Beschluß derselben Versammlung werden die Alterszulagen und die Pensionirung der vor dem 1. Juli 1896 (dem Termine der Einführung des allgemeinen Gymnasialstatuts von 1871) in den Dienst getretenen Lehrer des Stadtgymnasiums nach den alten Grundsätzen geregelt.

13. Nov. Dem Mitauer landwirthschaftlichen Verein wird entsprechend seinem Gesuch vom Ministerium der Landwirthschaft die Erlaubniß ertheilt, landwirthschaftliche Kurse zu veranstalten, Versuchsfelder und Versuchsstationen zu errichten und landwirthschaftliche Schulen und Kreditanstalten zu begründen.

22. „ Beginn des deliberirenden Landtages der kurländischen Ritter- und Landschaft. Zum Landbotenmarschall wird der frühere Kreismarschall Graf Heinrich Keyserling, zu seinem Stellvertreter der Fürst Lieven auf Kabillen gewählt.

23. „ Das Ministerium der Volksaufklärung verfügt, daß von nun an der 23. November, der Tag der Einweihung der griechisch-orthodoxen Universitäts-Hauskirche, als Jahresfesttag der durch Reformen erneuerten Jurjewschen (Dorpater) Universität zu feiern ist.

„ „ Gemäß einer Entscheidung des Ministers der Volksaufklärung werden der Kirche zu Tarwast die bisher vom Küster regulativmäßig genutzten Ländereien mit der Küsterwohnung und dem Konfirmandenlokal durch die Kreispolizei abgenommen und der Parochialschule zur Nutzung überwiesen. Der örtliche Kirchenvorstand legt gegen diesen Akt im Interesse der Kirche Tarwast Rechtsbewahrung ein.

Durch ein am 26. Oktober 1890 Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten war dem Minister der Volksaufklärung anheim gegeben worden, Zweifel und Streitigkeiten über die Ansprüche der Parochialschulen auf in der Nutzung der evangelisch-lutherischen Kirche befindliche Ländereien und Baulichkeiten von sich aus zu entscheiden.

28. „ Hundertjähriger Gedenktag an den Restitutionsukas Kaiser Pauls, durch den die seit 1783 bestehende Statthalterschaftsverfassung aufgehoben und den Provinzen Livland und Ehstland ihr historisch entwickeltes Verfassungsrecht zurückgegeben wurde.

29. „ Zur Gründung einer archäologischen Gesellschaft in Pernau wird die Allerhöchste Genehmigung ertheilt.

29. „ An Stelle des auf sein Gesuch wegen Krankheit verabschiedeten Baron Clodt von Jürgensburg wird der bisherige Kommissar für Bauersachen im 1. Distrikt des Rigaschen Kreises Antonow zum Fellinschen Kreischef ernannt.

29. Nov. In Wolmar wird der bisherige Stadtrath Robert Wilhelms nach dem Rücktritt des Stadthauptes Leopold Antonius zum Stadthaupt von Wolmar gewählt und bestätigt.

1. Dez. Beginn des Umtausches und der Verausgabung der fünfrubligen Kreditbillete neuen Musters.

„ „ Die Verarbeitung der offiziellen statistischen Daten des Finanzministeriums über die bisherigen Resultate des Branntweinmonopols der Krone läßt erkennen, daß das Monopol auf die Landwirthschaft einen ungünstigen Einfluß ausübt und auf eine Abnahme der Trunksucht als Wirkung desselben nicht zu rechnen ist.

„ „ Aus dem Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk: Durch Umwandlung bisheriger Gemeindeschulen ist die Zahl der baltischen ministeriellen Volksschulen um 3 vermehrt worden (Kirrisaar im Weißensteinschen Kreise, Lohowes und Kersel im Jurjewschen [Dörptschen] Kreise). — Zum Leiter des Polangenschen Progymnasiums ist der bisherige Inspektor des Revalschen Gymnasiums Kaiser Nikolai I. Bukowizki ernannt worden. — Der ord. Professor der Jurjewschen (Dorpater) Universität R. Mucke erhält bei seiner Verabschiedung anstatt der ihm gesetzlich zukommenden einmaligen Unterstützung für mehr als zwölfjährigen Dienst ausnahmsweise eine jährliche Pension von 600 Rbl.

2.—14. Dez. Sitzungen des livländischen Adelskonventes in Riga.

3. Dez. Eine Journalverfügung der livländischen Gouvernementsregierung besagt: „Die Gouvernementsregierung hat in Erfahrung gebracht, daß ein livländisches adeliges Waisengericht in Sachen einer Erbschaftstheilung in deutscher Sprache geschriebene Gesuche angenommen, Konzepte zu Ausfertigungen in derselben Sache ebenfalls in deutscher Sprache verfaßt und dem Bittsteller eine deutsche Uebersetzung der Verfügung ausgereicht hat. Dies Verfahren erscheint ungesetzlich. Denn die adeligen und städtischen Waisengerichte haben nicht das Recht, in deutscher Sprache verfaßte Gesuche anzunehmen, noch weniger aber sind sie berechtigt, auf solche Gesuche in deutscher Sprache zu antworten und deutsche Uebersetzungen ihrer Verfügungen anzufertigen. — Vorstehende Verfügung wird den livländischen

Waisengerichten als Richtschnur und zu pünktlicher Erfüllung mitgetheilt." Dem gegenüber vertritt die livländische Ritterschaft die bisher herrschende Auffassung, daß die adeligen Waisengerichte als örtliche ständische Wahlinstitutionen zu den administrativen Organen und nicht zu den Justizbehörden gehören und daß sie in Folge dessen gemäß dem Gesetze vom 14. September 1885 nicht verpflichtet sind, für die Geschäftsführung und innere Korrespondenz ausschließlich die russische Sprache zu gebrauchen, sondern Schriftstücke in allen Sprachen annehmen dürfen. [Vergl. Beilage I].

6. Dez. Hofmeister Tanejew wird nach dem Tode des Staatssekretärs K. K. Rennenkampff († 5. November 1896) zum Dirigirenden der Eigenen Kanzlei Sr. Majestät ernannt.

6. u. 7. Dez. Ein Artikel der „St. Petersb. Wedomosti" über die Reorganisation der Volksschule in den drei baltischen Gouvernements weist u. A. speziell für Livland auf folgende Thatsachen hin: Seit Einführung der „temporären ergänzenden Regeln für die Verwaltung der Elementarschulen in den Gouvernements Liv-, Kur- und Ehstland" durch das Gesetz vom 17. Mai 1887 ist der gesetzlich noch nicht abgeschaffte obligatorische regelmäßige Schulbesuch erstaunlich zurückgegangen, das Bildungsniveau der Volksschule ist bedeutend gesunken und die allgemeine Schülerzahl hat sich stark vermindert. [Letztere hatte 1885/86 die größte Frequenz mit 48,775 Lernenden erreicht; 1893/94 war sie auf 44,647 Lernende gesunken. Das bedeutet gegenüber der früheren jährlichen Zunahme um durchschnittlich 850 ein Fehlen von 11,000 Lernenden]. Die Thätigkeit der kirchlichen und ständischen Institutionen, die die baltische Volksschule geschaffen und zu hoher Blüthe gebracht haben, ist völlig bedeutungslos geworden, seitdem die „temporären Regeln" die ganze Machtvollkommenheit in der Leitung und Verwaltung der Volksschule besonderen Regierungsbeamten übertragen haben. Es zeigt sich die auffallende Erscheinung, daß, während man im Innern des Reiches die religiös-sittliche Entwickelung der ländlichen Bevölkerung durch eine möglichst enge Verbindung zwischen Kirche und Schule zu

fördern strebt, in den baltischen Gouvernements durch Trennung der Volksschule von der Kirche das Entgegengesetzte erreicht wird.

8. Dez. Der „Rishski Westnik" bestreitet in einem „aus kompetenter Quelle stammenden" Artikel die Richtigkeit obiger Daten und Schlüsse. Eine „gewisse, aber nur unbedeutende" Verminderung der Schülerfrequenz in den livländischen evangelisch-lutherischen Volksschulen sei dadurch zu erklären, daß es in den neugegründeten ministeriellen Schulen 1044 Lernende giebt, daß gegen 3000 evangelisch-lutherische Kinder in den livländischen rechtgläubigen Kirchenschulen unterrichtet werden, daß in den von den Gutsbesitzern gegründeten „Hofschulen" die Kinder der Volksschule und dem Gesetz vom 17. Mai 1887 entzogen werden und daß endlich auch der Zudrang der ländlichen Bevölkerung zu den Städten zu berücksichtigen sei. Uebrigens habe die Reorganisation der Volksschulen nur den Zweck, die der staatlichen Einheit des Reiches feindlichen Richtungen zu beseitigen und der Schule russische Prinzipien zu Grunde zu legen, die man früher sorgfältig ferngehalten habe.

9. „ In der Presse wird über den Rückgang der Stadt Jurjew [Dorpat] geklagt: die Miethverträge sind stark gesunken, viele Studentenwohnungen stehen leer, in Häusern ist ein großes Angebot, aber keine Nachfrage vorhanden.

10. „ Der Rektor der Jurjewschen (Dorpater) Universität Budilowitsch wird als Rektor auf weitere vier Jahre, gerechnet vom 27. September 1896, bestätigt.

„ „ Stadtverordnetenversammlung zu Riga: In der Sitzung vom 11. November war ein Antrag des Gouverneurs, für die Wahlen des Jahres 1897 die Stadt in verschiedene Wahlbezirke zu theilen, abgelehnt worden, indem man darauf hinwies, daß die bisherige Erfahrung den Vorzug und die Zweckmäßigkeit einer Wahlversammlung bewiesen habe. Man hatte einstimmig beschlossen, bei dem bisherigen Wahlmodus zu bleiben. Jetzt wird der Versammlung durch ein Schreiben des Gouverneurs eröffnet, daß die Gouvernementsbehörde für Städtesachen den Beschluß der Stadtverordneten vom 11. November aufgehoben habe, weil er die Interessen der örtlichen Bevölkerung offenbar schädige.

Die „Moskowskija Wedomosti" brachten am 5. Dezember eine mit „Essen" gezeichnete Korrespondenz aus Riga. In ihr wurde ausgeführt, daß es jetzt vor den städtischen Neuwahlen Zeit sei, der Rigaschen Stadtverwaltung ihren deutschen Charakter zu nehmen, damit die städtischen „Ordnungen" nicht noch weitere vier Jahre in Kraft blieben und dann um so schwerer zu beseitigen und auszurotten wären; die in der Verwaltung herrschenden „Balten" vernachlässigten einen großen Theil der städtischen Bevölkerung, indem sie nur für ihre speziellen Interessen sorgten; durchaus richtig sei es daher, daß der Gouverneur jetzt die Eintheilung der Stadt in verschiedene Wahlbezirke fordere, obgleich dies nur ein Palliativmittel von zweifelhaftem Erfolge sei; nach dem Urtheil der „in baltischen Dingen erfahrenen Leute" könne die „deutsche Herrschaft" in den baltischen Stadtverwaltungen nur durch eine Einmischung der administrativen Gewalt gebrochen werden ..... mit größter Freude würden diese erfahrenen Leute, die „Kenner der Balten", die Ernennung einer administrativen Stadtverwaltung für Riga begrüßen.

11. Dez. Die Stadtverordnetenversammlung zu Reval beschließt Verordnungen, durch die der Handel an Sonntagen und hohen Kirchenfeiertagen im Interesse der Sonntags-Heiligung und -Ruhe verboten wird.

11. „ In der Presse wird die Antwort besprochen, die das Ministerium der Volksaufklärung der Pleskauschen Semstwo auf das Gesuch um Einführung eines Schulzwanges gegeben hat. Danach sind alle nöthigenden und beengenden Maßregeln in Sachen der Volksbildung zur Zeit nicht nur nicht am Platz, sondern effektiv schädlich, weil sie in der Bevölkerung die Sympathien für die Schulen erschüttern können; letztere sind außerdem derart mit Lernenden überfüllt, daß viele zurückgewiesen werden müssen. (Die hier vorliegenden Schwierigkeiten beleuchtet die bekannte Thatsache, daß in Rußland ca. 70% der Rekruten Analphabeten sind).

14. „ Der kurländische deliberirende Landtag hat seine Sitzungen beendet und die berathenen Vorlagen zur definitiven Abstimmung an die Kirchspiele gehen lassen.

15. „ Auf Anordnung des Ministers der Volksaufklärung finden fortan (nach Einführung des neuen Statuts) im Rigaschen Polytechnikum in der zweiten Hälfte des Studienjahres (im Januar) keine Aufnahmen von Studirenden mehr statt. — Durch das neue Statut ist mit dem laufenden Schuljahr die „Reorganisation" des Polytechnikums in Kraft getreten und fortan für den Vortrag und Unterricht die russische Sprache obligatorisch geworden. — Die Frequenz der Studirenden war bis auf 1309 gestiegen, von denen 323 aus den Ostseeprovinzen stammten.

16. Dez. Bei der kurländischen ökonomischen Gesellschaft wird eine Sektion für Pferdezucht gegründet.

17. „ Nachdem der Minister der Volksaufklärung schon früher den Plan zur Begründung einer ehstnischen mittleren Ackerbauschule gebilligt und einen Zuschuß aus Staatsmitteln in Aussicht gestellt hatte, ist nunmehr dem Verwaltungsrath der ehstnischen Alexanderschule in Oberpahlen erlaubt worden, ein Jahr hindurch in Ehst- und Livland freiwillige Spenden für die Umwandlung der Alexanderschule in eine mittlere landwirthschaftliche Schule zu sammeln. Die Mehrzahl der ehstnischen landwirthschaftlichen Vereine hatte sich für eine niedere Ackerbauschule ausgesprochen, der Verwaltungsrath aber war für eine mittlere.

„ „ Die Gesetzsammlung Nr. 139 enthält sub Nr. 1648 die bestätigten Regeln, nach denen die Besitzer von Familien-Fideikommißgütern in Kurland zu landwirthschaftlichen Meliorationen Darlehen aus dem Fideikommiß-Kapital erhalten können.

18. „ An der alten Universität Dorpat bestand eine Zeichenanstalt mit einer werthvollen Kunstsammlung. An der Universität Jurjew wird das Amt eines Zeichenlehrers nicht mehr besetzt, von der Kunstsammlung sind die Oelgemälde zum Schmuck der Verwaltungsräume der Universität verwandt worden; die Handzeichnungen, Radirungen, Photographien ꝛc. sollen in der Universitätsbibliothek aufbewahrt werden.

19. „ Ein Allerhöchster Ukas an den Dirigirenden Senat befiehlt, daß die erste allgemeine Volkszählung im ganzen Reich am 28. Januar 1897 definitiv auszuführen ist.

„ „ Die Stadtverordnetenversammlung zu Riga beschließt eine vom Minister des Innern gestellte Frage nach der Opportunität der Einführung einer städtischen Miethsteuer folgendermaßen zu beantworten: Eine örtliche Veranlassung zur unverzüglichen Einführung einer solchen Steuer liegt nicht vor; immerhin ist es für die Stadt wünschenswerth, das Recht zur Einführung derselben zu haben; als Erhebungsmodus erscheint am geeignetsten die Form eines Zuschlages zur staatlichen Miethsteuer, wobei aber schwerlich über 50% der Staatssteuer hinausgegangen werden dürfte. — Von anderen baltischen Städten hat Libau die Einführung einer städtischen Miethsteuer lebhaft befürwortet, Jurjew (Dorpat) sich dahin ausgesprochen,

daß eine solche nur dann wünschenswerth erscheine, wenn die staatliche Miethsteuer ganz in Wegfall komme. — In der russischen Presse wird diese Frage lebhaft erörtert. Man sieht in der städtischen Miethsteuer keinen genügenden Ersatz, wenn durch die Ausdehnung des fiskalischen Branntweinverkaufs den Städten die Trakteursteuer und das Recht zur Konzessionirung der Getränkeanstalten entzogen werden. Mit der Miethsteuer soll eine Erweiterung des städtischen Wahlrechts verbunden sein. Der Reichsrath hat schon früher in einem erläuternden Memorandum zur Städteordnung die Einführung einer Wohnungssteuer empfohlen, damit durch sie die städtischen Einnahmen erhöht und in den Miethern mehr Vertreter der städtischen Intelligenz zur Betheiligung an der Verwaltung herangezogen werden. — Die Stadtverordnetenversammlung bestätigt den Budgetentwurf der Stadt Riga für das Jahr 1897. Er balancirt mit 2,307,253 Rbl. und läßt das Wachsthum der Stadt deutlich erkennen: die Fabrikindustrie, die früher stark hinter dem Handel zurückstand, hat sich in letzter Zeit immer mehr entwickelt und ist ein Hauptfaktor der ökonomischen Lage Riga's geworden.

20. Dez. Einweihung des von der ehstländischen Ritterschaft zum Gedächtniß der Krönung Ihrer Majestäten gestifteten Leprosoriums zu Kuda. Die Zahl der in die Anstalt aufgenommenen Kranken beträgt 21. [In Kuda befand sich bekanntlich ein von der ehstländischen Ritterschaft unterhaltenes evangelisch-lutherisches Lehrerseminar, das in Folge der Reorganisation der baltischen Volksschulen geschlossen wurde].

„ „ Der Minister der Volksaufklärung hat die zwischen der Rigaschen Lehrbezirksverwaltung und den örtlichen kommunalen Schulverwaltungen strittige Frage, mit welchem Schuljahr die russische Unterrichtssprache in den evangelisch-lutherischen Volksschulen zu beginnen habe, dahin entschieden, daß in den beiden ersten Schuljahren neben der Muttersprache auch die russische Sprache zur Anwendung zu kommen hat und zwar zum Zwecke der stufenweisen Vorbereitung der Lernenden für das dritte Schuljahr, wo in sämmtlichen Lehrfächern -- mit Ausnahme der Religion und der Muttersprache — die Reichssprache als Unterrichtssprache anzuwenden ist. — Die kommunalen Schulverwaltungen hatten die Ansicht vertreten, daß nach § 11 der Regeln vom Jahre 1887 in den beiden ersten Schuljahren die Muttersprache und erst im dritten Jahr die russische Sprache

als Unterrichtssprache zu gelten habe, während die Volksschul-Direktoren und -Inspektoren sich schon auf einer Konferenz im Februar 1895 dahin ausgesprochen hatten, daß es wünschenswerth und praktisch ausführbar sei, die russische Sprache schon im ersten Schuljahr als Unterrichtssprache anzuwenden. — In dem von der Regierung dem finnländischen Landtage vorgelegten neuen Volksschulgesetz wird als Prinzip ausdrücklich hervorgehoben, daß in der Volksschule alle Kinder den Unterricht in ihrer Muttersprache genießen müssen.

30. Dez. Die livländische Gouvernementszeitung macht bekannt, daß der Minister des Innern am 11. November a. c. das Statut des adligen Fräuleinstifts auf dem Gut Orrikül im Kirchspiel Kergel auf der Insel Oesel bestätigt hat. Aufnahme finden unverheirathete Damen, die dem immatrikulirten baltischen Adel angehören.

31. „ Die „Neue Dörptsche Zeitung" erklärt, daß sie veranlaßt worden ist, ihren bisherigen Namen zu verändern, und in Folge dessen nach Genehmigung der Oberpreßverwaltung vom 1. Januar 1897 an den Namen „Nordlivländische Zeitung" führen wird.

Die Jurjewsche (Dörptsche) Polizei verklagte den Inhaber der „Dörptschen Sprit- und Hefefabrik", weil er sich geweigert hatte, auf Verlangen der Polizei in der russischen Aufschrift seines Firmenschildes das Wort „Dörptsche" durch „Jurjewsche" zu ersetzen. Der Friedensrichter verurtheilte den Angeklagten zur höchsten zulässigen Strafe, d. h. zu 50 Rbl., resp. 3 Wochen Arrest und befahl die Entfernung, resp. Vernichtung des Schildes.

1897.

1. Januar. Der bisherige kaiserl. Gesandte in Kopenhagen, Hofmeister M. N. Murawjew, wird zum Minister des Auswärtigen und der bisherige Ministergehilfe und stellvertr. Verweser des Ministeriums des Auswärtigen, Geheimrath Schischkin, zum Mitglied des Reichsraths ernannt.

„ „ Nachdem dem Grafen Paul Schuwalow durch ein Allerh. Reskript vom 22. Dez. 1896 auf seine Bitte wegen Krankheit

der Abschied bewilligt worden war, wird der Generaladjutant Fürst A. K. Imeritinski zum Generalgouverneur von Warschau und Kommandirenden der Truppen des Warschauer Militärbezirks ernannt.

1. Jan. Der wirkl. Staatsrath Edm. von Ertzdorff-Kupffer, seit 31 Jahren Kanzleidirektor des livländischen Gouverneurs, wird auf seine Bitte verabschiedet und Hofrath Nikolai von Kramer zu seinem Nachfolger ernannt, während an dessen Stelle Wladimir Jakowlew, bisher Beamter zu besonderen Aufträgen beim livländischen Gouverneur, Sekretär der livländ. Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten wird.

„ „ Der Regierungsanzeiger veröffentlicht das Allerhöchst bestätigte Reichsbudget für 1897. Danach balanciren die Staats-Einnahmen und -Ausgaben dieses Jahres mit 1,413,971,058 Rbl. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen die ordentlichen Ausgaben um 33½ Millionen, aber die Deckung der außerordentlichen Ausgaben für Eisenbahnbauten nimmt außer diesem Ueberschuß noch gegen 92 Millionen aus dem freien Baarbestande der Reichsrentei in Anspruch. Der Baarvorrath des Staates an Gold ist gegenwärtig auf 804 Millionen Rbl. Gold, d. h. auf 1206 Millionen Rbl. Kredit angewachsen und übersteigt den Betrag der emittirten Kreditbillete um 85 Millionen Rbl. Der Finanzminister giebt diesmal zum Budget einen ausführlichen instruktiven Bericht über den Stand der russischen Reichsfinanzen und der für alle Theile des Reiches so überaus wichtigen Währungsfrage. Danach ist nunmehr das Regierungsprogramm von 1887 so weit durchgeführt, daß die Stabilisirung des Kurses des Kreditrubels, d. h. die Festlegung seines Werthes im Verhältniß von 1 Rbl. 50 Kop. für 1 Rbl. in Gold, und zugleich die Ansammlung eines ausreichenden Einwechselungsfonds in Gold erreicht worden ist. Es ist somit nach der Ansicht des Finanzministers eine definitive legislative Feststellung der ganzen Währungsreform durchaus möglich. — Der Bericht wird von der inländischen und ausländischen Presse auf's lebhafteste besprochen und giebt zu weitgehenden ökonomischen und politischen Folgerungen Anlaß. Man erwartet den

Uebergang Rußlands, wenn nicht zu einer effektiven Goldwährung, so doch zu einer Kreditwährung mit obligatorischer Einlösbarkeit der Noten in Goldrubeln. — Es wird auch vielfach die Frage nach der Zunahme oder Abnahme des nationalen Wohlstandes und der damit zusammenhängenden Steuerkraft der Bevölkerung erörtert: dabei tritt besonders die auf den Nachweis aus den Budgetzahlen gestützte Meinung hervor, daß die bedeutenden Mehrerträge der indirekten Steuern nicht durch die erhöhte Kaufkraft der Steuerzahler, sondern zum weitaus größten Theil durch die konsequent fortgesetzte Erhöhung des Steuersatzes erzielt worden sind.

1. Jan. Die Rigasche Eparchialzeitung veröffentlicht einen Hirtenbrief des Eizbischofs von Riga und Mitau an die rechtgläubige Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie über die Mission im Allgemeinen und in der Rigaschen Eparchie im Besonderen. [Siehe Beilage II].

„ „ Vom Ministerium der Kommunikationen wird eine besondere Verwaltung der Arbeiten im Pernauschen, Arensburgschen und Hapsalschen Hafen geschaffen.

„ „ Im Ministerium des Innern wird eine besondere Verwaltung für das Uebersiedelungswesen eröffnet und zum Dirigirenden derselben der wirkl. Staatsrath W. Hippius ernannt.

3. „ Ein an den Finanzminister gerichteter Allerhöchster Ukas erklärt, daß die dem Reichsrath übergebenen Vorlagen über die Einführung neuer Grundlagen des Münzsystems in Folge ihrer Wichtigkeit und Komplizirtheit noch länger fortgesetzte Berathungen erfordern. Um aber dem dringenden Bedürfniß nach einer Vermehrung der Goldmünzen nachzukommen und zugleich die Zweifel zu beseitigen, die in der Bevölkerung durch die Nichtübereinstimmung des Nominalwerthes der Goldmünzen mit ihrem festgesetzten Preise entstanden sind, wird befohlen, neue Goldmünzen zu prägen, die den bisherigen Imperials und Halbimperials genau entsprechen, aber die Werthangabe von 15 Rbl., resp. 7 Rbl. 50 Kop. tragen. Diese sind alsbald in Verkehr zu bringen.

„ „ Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks theilt dem livländischen evangelisch-lutherischen Konsistorium in einem Schreiben sub Nr. 38 mit, daß der Minister der Volksaufklärung in Betreff der im Rigaschen Lehrbezirk vorhandenen

sogenannten Kirchen-, Küster- und Organistenschulen durch ein Schreiben vom 13. Dezember nach Uebereinkunft mit dem Minister des Innern Folgendes bestimmt hat:

1) Die im genannten Lehrbezirk bestehenden Kirchen-, Küster- und Organistenschulen gehören nach dem Gesetz vom 26. Januar 1887, kraft dessen die Elementarschulen sämmtlicher Bezeichnungen — ohne Ausnahme der Schulen irgend welcher Konfessionen — unter dem Volksschuldirektor stehen, und Angesichts dessen, daß im evangelisch-lutherischen Kirchengesetz den Pastoren und Konsistorien das Recht zur Eröffnung und Verwaltung von Schulen nicht eingeräumt ist, zum Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung und unterliegen sowohl dem angeführten Gesetz als auch den temporären Regeln pom 17. Mai 1887;
2) diejenigen Schulen der bezeichneten Benennungen, die von Pastoren, Küstern und Organisten in der Eigenschaft von Privatpersonen unterhalten werden, müssen zur Kategorie der Privatlehranstalten gezählt werden und unterliegen den für letztere bestehenden Gesetzesbestimmungen und Verordnungen.

In der russischen Presse wird obige Verfügung als sehr wichtig betrachtet und als der nothwendige Abschluß der Reorganisation der Volksschule im baltischen Gebiet bezeichnet, obgleich ja die „temporären Regeln" noch nicht durch ein definitives Gesetz ersetzt worden sind. Der „Sjyn Otetschestwa" sagt (Nr. 10): „Von der Hand der lutherischen Geistlichkeit wurde der Unterricht des heranwachsenden Geschlechts in offenbar tendenziöser Richtung geleitet und schadete der Regierung in ihren Programmen und ihren Aufgaben.... Auf diese Weise (d. h. durch obige Verfügung) kann die Vereinigung der Volksschule des baltischen Gebiets als eine vollzogene Thatsache angesehen werden. Die Staatsgewalt hat auf diese Weise nicht nur ihre Bedeutung im Grenzlande dargelegt, sondern auch das glückliche Privilegium erhalten, als der einzige Träger des Lichtes und der Bildung für die Bevölkerung zu erscheinen. Die Aufgabe ist groß und eines solchen Staates wie Rußland würdig."

3.—31. Jan. Der im „Rig. Kirchenblatt" erscheinende Bericht des Rigaschen Stadtpropstes über den Zustand der evangelisch-lutherischen Kirchen und Gemeinden in Riga für die Zeit vom 1. Oktober 1895 bis 30. September 1896 ist mit einem Rückblick auf das letzte Dezennium verbunden. Das

unverkennbare Wachsthum der Kirche nach der Zahl ihrer Glieder und nach ihren Mitteln entspricht danach einigermaßen der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung. Dafür daß auch der kirchliche Sinn und das evangelische Bewußtsein zugenommen hat, spricht das im Verhältniß zur Zahl der Täuflinge stärkere Wachsthum der Kommunikantenziffer. Aeußerlich am greifbarsten ist in dieser Zeit die materielle Fürsorge der Gemeinden für das Kirchengebäude hervorgetreten, wobei künstlerisches und ästhetisches Empfinden viel mehr als früher zur Geltung kamen. — Die Zahl der Mischehen in Riga hat 1895/96 wieder zugenommen; denn es wurden von Evangelischen mit Katholiken 87 (gegen 71 im Vorjahre), mit Orthodoxen 121 (gegen 112) Ehen geschlossen. Zur Staatskirche traten im Berichtsjahr 28 Personen über.

4. Jan. Der ältere Rath im Ministerium des Auswärtigen Hofmeister Graf Wladimir Lambsdorff wird zum Gehilfen des Ministers des Auswärtigen ernannt.

7. „ Die Livländische Bezirksverwaltung der Gesellschaft zur Rettung auf dem Wasser feiert den Jahrestag ihres 25-jährigen Bestehens. Dies ist der erste Verein in Rußland, der es unternahm, das Rettungswesen zur See fest zu organisiren. Er unterhält gegenwärtig an der kur- und livländischen Küste 15 Rettungsstationen, außerdem noch eine Anzahl Rettungsstationen für Binnengewässer. Durch die Thätigkeit des Vereins sind in den verflossenen 25 Jahren unter reger Theilnahme der Küstenbevölkerung 302 Menschenleben dem Tode entrissen worden. Die dabei verausgabte Summe von ca. 142,000 Rbl. wurde durch Beiträge der baltischen Korporationen, in erster Reihe des Rigaschen Börsenkomités und durch andere private Spenden aufgebracht.

„ „ Eine Senatsentscheidung interpretirt den Artikel 29 des Statuts der von den Friedensrichtern zu verhängenden Strafen (wegen Nichterfüllung von Polizeivorschriften) folgendermaßen: Jedermann ist verpflichtet, die gesetzlichen Forderungen der Polizei und anderer Behörden zu erfüllen; ungesetzliche Forderungen, d. h. nicht nur solche, die dem Gesetz widersprechen, sondern auch solche, die nicht auf dem Gesetz,

sondern auf dem persönlichen, wenn auch nach bestem Ermessen gefaßten Beschlusse beamteter Personen beruhen — sind für Niemand obligatorisch.

7. Jan. Der Administration der lutherischen Schulen der deutschen Kolonien in Rußland wird durch Zirkularvorschrift wiederholt bekannt gemacht, daß die Ernennung und Entlassung der Lehrer an den genannten Schulen nur vom örtlichen Volksschuldirektor und nicht von den Pastoren und Gemeinde-Schulräthen abhängt.

11. „ Der Finanzminister erklärt, daß die Regierung den materiellen Unterhalt eines polytechnischen Instituts in Kiew zu übernehmen bereit ist. Die Mittel zur Begründung eines solchen sind durch private Initiative aufgebracht worden. Als Muster soll das Polytechnikum zu Riga dienen.

13. „ Dem verstorbenen Dr. Kreutzwald, dem bekannten ehstnischen Schriftsteller und Dichter des „Kalewipoeg", soll vom ehstnischen Volk ein Denkmal gesetzt werden, und zu diesem Zwecke wollte man eine Kollekte unter dem Volk veranstalten. Das darauf bezügliche Gesuch ist aber vom Ministerium nur mit der Einschränkung genehmigt worden, daß die Kollekte auf die Grenzen des Werroschen Kreises beschränkt wird und das Denkmal zu Ehren Kreutzwald's als des ehemaligen praktischen Arztes im Werroschen Kreise, nicht zu Ehren des ehstnischen Dichters errichtet werden darf, auch auf keinem öffentlichen Platz, sondern im Werroschen Hospital aufzustellen ist. Man hat unter solchen Umständen die Kollekte bisher nicht eröffnet.

13.—18. Januar In Jurjew (Dorpat) finden die öffentlichen Sitzungen der Kaiserl. Livländ. Oekonomischen Sozietät und die Generalversammlungen der mit der Sozietät in Verbindung stehenden Vereine statt. Der Regierungsanzeiger vom 15. Januar sagt darüber: „Die im livländischen Gouvernement für die einzelnen Zweige der Landwirthschaft existirenden Gesellschaften entwickeln sich immer kräftiger und durchdringen alle Schichten der Grundbesitzer und Landleute. Die allgemeinen Versammlungen dieser Gesellschaften finden gewöhnlich im Januar in der Stadt Jurjew statt. So versammeln sich jetzt aus allen Gegenden des livländischen und zum Theil auch des ehstländischen Gouvernements die Landwirthe, um vom 14.—16. Januar an den Sitzungen der Kaiserl. Livländ. Oekonomischen Sozietät theilzunehmen,

die große Popularität genießen. Die Räumlichkeiten der Sozietät genügen schon lange nicht mehr der hierher zusammenströmenden Menge der Landwirthe (bis 500). Die Sitzungen finden daher in einem besonders gemietheten großen Saal statt. In diesem Jahr sind 17 Referate über verschiedene Fragen der Landwirthschaft vorbereitet. Vom 13.—17. Januar finden zugleich die Jahresversammlungen folgender Gesellschaften statt: der livländischen Abtheilung der Kaiserl. russischen Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang, des Hilfsvereins livländischer Arrendatore und Verwalter, des Verbandes baltischer Rindviehzüchter, des Vereins zur Förderung livländischer Pferdezucht, des Vereins zur Förderung der Landwirthschaft und des Gewerbefleißes, des livländischen gegenseitigen Feuerassekuranzvereins, des Vereins baltischer Forstwirthe und des livländ. Hagelassekuranzvereins. Wenn das livländ. Gouvernement trotz seines nördlichen Klima's und seines von Natur unfruchtbaren Bodens höher als die Mehrzahl der inneren Gouvernements steht, so erklärt sich das durch die Menge der Vereine und Gesellschaften, die dabei meistens ohne eine Unterstützung seitens der Regierung thätig sind." — Die kurländische ökonomische Gesellschaft war in ihren Sektionen theilweise auch vertreten. Aus den Verhandlungen sind diejenigen über die Bedeutung des Genossenschaftsprinzips und dessen Anwendbarkeit in der livländ. Landwirthschaft hervorzuheben; die Bildung genossenschaftlicher Organisationen der Landwirthe wird lebhaft angeregt. Das kulturtechnische Bureau konnte nicht, wie bestimmt war, am 1. Januar d. J. eröffnet werden, da man noch keine geeignete Kraft für das Amt eines Inspektors gewonnen hat. Dagegen ist die demnächstige Eröffnung einer landwirthschaftlichen Versuchsstation mit einem den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Laboratorium sichergestellt. — Die baltischen Landwirthe rechnen nach allen Seiten mit der äußerst schwierigen Lage der Landwirthschaft und verschließen sich nicht der Einsicht, daß eine Besserung durch höhere Getreidepreise garnicht oder nur in sehr geringem Maße zu erwarten ist.

15.—22. Jan. In Petersburg findet ein medizinischer Kongreß zur Berathung von Maßnahmen gegen die Syphilis in Rußland statt, auf dem auch die Aerzte der Ostseeprovinzen vertreten sind. Die Zahl aller Theilnehmer beträgt über 400. Man konstatirt, daß die Seuche auch auf dem Lande, namentlich in vielen russischen Dörfern, außerordentlich stark verbreitet ist. Es wird u. A. eine Registrirung aller hierher gehörigen Erkrankungen auf dem Wege eines gleichförmigen Kartensystems und für jedes Gouvernement die Gründung eines mediko-statistischen Bureaus beschlossen.

15. Jan. Der Finanzminister hat das Statut der „Ehstländischen Gesellschaft gegenseitigen Kredits" bestätigt. [Gesetzsammlung Nr. 5 sub Nr. 54].

17.—20. Jan. Im Eisenbahndepartement zu Petersburg finden für die Ostseeprovinzen sehr wichtige Verhandlungen über neue Eisenbahnbauten statt. Das Departement überträgt der „Ersten Gesellschaft zum Bau von Zufuhrbahnen" den Bau einer ca. 300 Werst langen Zufuhrbahn von Twenziany über Poneweſh und Bauske nach Mitau und beschließt, daß die Trazirungsarbeiten auf dieser Linie mit dem Frühjahr beginnen sollen. Die Bahn sollte ursprünglich von Bauske direkt nach Riga (Thorensberg) gehen. Doch die an den Verhandlungen im Eisenbahndepartement theilnehmenden Vertreter Mitau's plaidiren mit Erfolg für die Richtung auf Mitau, und der Vertreter Riga's erkennt an, daß der Nachtheil, der Mitau aus der Richtung Bauske-Thorensberg erwachse, weit größer sei als der Vortheil, den Riga aus dieser Richtung haben könne; Riga habe auch ein Interesse an dem Bestehen kleiner und mittlerer Verkehrszentren in den Provinzen. — Das Departement spricht sich nochmals entschieden für den Bau der Tuckum-Windauer Bahn durch die Rybinsk-Bologojer Eisenbahngesellschaft aus und stimmt, indem es die bedeutenden Vorzüge des Windauer Hafens betont, dem Erbieten der genannten Gesellschaft zum Ausbau des Windauer Exporthafens zu. Es wird beschlossen, daß vorher die Frage der Zentralgüterstation in Riga durch eine Kommission von Vertretern des Ressorts der Kommunikationen und der Rybinsker Gesellschaft an Ort und Stelle klar zu stellen sei.

17. Jan. Für das Libausche Gymnasium und das Polangensche Progymnasium ist die Verfügung getroffen worden, daß das

Morgengebet für die Schüler römisch-katholischer Konfession von jetzt ab in russischer Sprache gehalten werde, nicht wie bisher in lateinischer. Der katholische Religionslehrer hat sich an den Kurator des Lehrbezirks mit der Bitte um Aufhebung dieser Verfügung gewandt und läßt bis zur Entscheidung der Sache das Morgengebet ausfallen. In Polangen hatte die Verfügung die Entfernung von 150 Schülern aus dem Progymnasium zur Folge. 30 Schüler blieben in der Anstalt.

17. Jan. Die Livländische adlige Güter-Kreditsozietät publizirt, daß sie mit Bestätigung des Finanzministers ihre 5-prozentigen Pfandbriefe in $4^1/_2$-prozentige konvertirt. Der Rentenlauf der ersten hört am 17. April a. c. auf; die Inhaber haben bis zum 15. Februar a. c. das Wahlrecht zwischen Baarzahlung oder neuen $4^1/_2$-prozentigen Pfandbriefen, deren Rentenlauf mit dem 17. April a. c. beginnt. Die bis zum 15. Februar a. c. nicht zum Umtausch angemeldeten Pfandbriefe werden nach ihrem Nominalwerthe in baarem Gelde eingelöst.

18. „ In der russischen Presse führen die „Moskowskija Wedomosti" einen heftigen Kampf gegen die meisten anderen Blätter, seit W. Gringmuth die Redaktion übernommen und das von M. Katkow angeblich hinterlassene politische Programm auszuführen und zu ergänzen begonnen hat (seit dem 10. Dezember 1896). In den Artikeln der „Moskowskija Wedomosti" über die Moskauer Studentenunruhen, über das Verhältniß zwischen Russen und Polen, über „baltischen Germanismus", über die Grenzen der religiösen und nationalen Toleranz u. s. w. wird in äußerst radikaler Weise alles „Nichtrussische", „Nichtorthodoxe" und „Liberale" verurtheilt und als staatsgefährlich denunzirt. Die Zeitung „Prawda" resümirt den Verlauf dieser Polemik und bemerkt zum Schluß: „Aus den Meinungen der russischen Presse erhellt, daß Herr Gringmuth von niemand für einen wahrhaft russischen Mann, einen aufrichtigen Patrioten gehalten wird. Es ist das ein geistiger Bastard, ein mit der Amalgama von falschem Patriotismus bedeckter Racen-Mestize". — Sogar der „Swjet" vermag nicht den „Moskowskija Wedomosti" in Allem beizustimmen; am meisten findet W. Gringmuth Billigung seiner Ansichten und Forderungen in dem Journal „Russkoje Obosrenije", einem Organ, in dem K. P. Pobedonoszew und der Rektor der Universität Jurjew (Dorpat) Budilowitsch Abhandlungen zu veröffentlichen pflegen.

Wladimir Sfolowjew charakterisirt in den „Sonntagsbriefen" der Zeitung „Russj" die „Ueberzeugungen", die in der „Mosk. Wjedomosti" verkündet werden. Er fragt nach „den trüben Quellen der geistigen Krankheit, die viele Menschen und ganze Gesellschaftskreise behaupten läßt, daß es in Rußland keinerlei „bestehende" Sprachen geben dürfe außer der einen russischen, daß dieser ganze Reichthum unserer vaterländischen Welt vernichtet und zur Gleichförmigkeit und Aermlichkeit geführt werden müsse, daß alle die zahllosen Völkerschaften, die zu verschiedenen Zeiten in den Bestand des russischen Reiches eintraten, zu einer unpersönlichen Masse, zu einem gleichartigen ethnographischen Material zusammengerieben und als Ueberbleibsel der alten Unordnung und der früheren Ungebundenheit alle in gleicher Weise — ob unterwürfig oder widerstrebend — der zwangsweisen Russifizirung geweiht werden müßten". Er weist darauf hin, „daß diese Krankheit im Gegensatz stehe zu dem gesunden Verstande und dem christlichen Gefühl, zu unserer ganzen Geschichte, zu den direkten nationalen Interessen und den Gedanken unserer besten Männer". Er hofft, „daß die Krankheit im Wesentlichen überstanden sei und sich nur in der Form von Krankheitsspuren noch zeige".

20. Jan. Die Staatsbank beginnt die Ausgabe der nach dem Allerh. Befehl vom 3. Januar a. c. geprägten neuesten Goldmünzen.

„ „ Ein Zirkular des Ministers des Innern an die Gouverneure über die Uebersiedelung der Bauern nach Sibirien erklärt: Die Uebersiedelung hat in den letzten Jahren derart zugenommen (1896 siedelten mehr als 200,000 Personen über), daß der Vorrath des für die Uebersiedler abgetheilten Landes bedeutend abgenommen hat und sich für die Sicherung der Existenz der Uebersiedler wesentliche Schwierigkeiten ergeben. Im vorigen Jahre hat in Folge dessen eine Rückwanderung von ca. 12 % der Uebersiedler stattgefunden. Es müssen deshalb die Bauern über die Gefahren und Schwierigkeiten der Uebersiedelung aufgeklärt werden. Nur die ärmsten Uebersiedler werden hinfort noch Subsidien von der Regierung erhalten und zwar im Maximum nicht mehr als einen Reisevorschuß von 5 Rbl. und einen Vorschuß von 30 Rbl. zur Errichtung eines Hauses. Uebersiedler, die eigenmächtig, d. h. ohne Erlaubniß ihrer vorgesetzten Behörde eintreffen, erhalten weder Land noch Vorschüsse.

„ „ Der Dirigirende Senat hat bestätigt, daß Juden, die im Besitz einer gelehrten Würde oder des Diploms einer

Hochschule sind, das Recht haben, sich unabhängig von ihrer Beschäftigung überall im Reich beliebig ihren Wohnort zu wählen.

22. Jan. Die Revaler Stadtverordneten-Versammlung beschließt, dem Kurator des Lehrbezirks durch das Stadtamt mitzutheilen, daß die Versammlung nach Entgegennahme des Kommissionsberichtes sich mit der projektirten Umwandlung der städtischen Mädchenschule I. Ordnung in ein Mädchengymnasium nicht einverstanden erklären könne.

„ „ Zum Präsidenten des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums wird Geheimrath von Scholz, Gehilfe des Geschäftsführers des Ministerkomités, und zu weltlichen Mitgliedern des genannten Generalkonsistoriums werden Senator Geheimrath Gerke und Staatsrath Veh, stellvertr. Obersekretär des Dirig. Senats, ernannt.

„ „ In der Presse wird die Absicht des Finanzministers, auf die Erhebung der staatlichen Miethsteuer zu Gunsten der Städte zu verzichten, und die damit zusammenhängende Erweiterung des städtischen Wahlrechts fortgesetzt besprochen. Der offizielle „Westnik Finansow" hebt die Vortheile einer solchen Erweiterung hervor und sagt u. A.: „Es ist wohl zu beachten, daß in den westeuropäischen Staaten die städtische Selbstverwaltung gerade dort die besten Resultate aufweist, wo die Vertreter der örtlichen Intelligenz zum Bestande der Munizipalität gehören. Man muß sich auch an die „Litteraten", d. h. die Gebildeten nichtadeliger Abstammung, diesen eigenartigen Stand der baltischen Gouvernements erinnern. Sie besaßen nach den Regeln vom 26. März 1877 gegen eine jährliche Zahlung von 3—6 Rbl. das städtische Wahlrecht, verloren dasselbe aber durch die Reform vom 11. Juni 1892". Hierzu bemerken die „Russkija Wjedomosti": „Es wäre richtiger gewesen, den die „Litteraten" betreffenden Artikel des alten Gesetzes nicht auszustreichen, sondern seine Wirksamkeit auch auf die inneren Gouvernements auszudehnen. Aber an der Nothwendigkeit einer gründlichen Revision der Städtereform von 1892 kann wohl überhaupt kaum gezweifelt werden .... Die Frage der im Jahre 1892 verstärkten administrativen Vormundschaft ist gleichfalls einer Prüfung auf legislativem Wege bedürftig".

23. „ Es wird eine Kommission, unter dem Vorsitz des Finanzministers aus allen Ministern bestehend, eingesetzt, die einen Gesetzentwurf wegen Regulirung des Arbeitstages für alle Fabriken des Reichs bis zum März a. c. dem Reichsrath vorzulegen hat.

„ „ Stadtverordnetenversammlung zu Jurjew (Dorpat): Es

wird ein auch den anderen baltischen Städten zugegangenes Zirkular des Ministers des Innern aus dem Oekonomie-Departement verlesen. Der Minister empfiehlt den Städten, gemeinnützige Unternehmungen und Bauten nicht einzelnen Unternehmern oder Aktiengesellschaften gegen eine Pachtzahlung zur Exploitation zu übergeben, sondern in die Regie der Stadtverwaltung zu nehmen, damit der Reingewinn der Stadtkasse zu Gute komme. Zugleich erklärt der Minister, daß die Kommunen, falls zur Ausführung solcher Unternehmungen die Emission von städtischen Anleihen erforderlich sein sollte, der hierzu erforderlichen Mitwirkung des Ministeriums sicher sein könnten. Die Stadtverordneten-Versammlung beschließt, das Zirkular des Ministers zur Nachachtung zu nehmen.

26. Jan. Eine Verfügung des heil. Synods bestimmt nach dem Regierungsanzeiger (Nr. 21) Folgendes: Von einer nach den Berichten der Bischöfe wünschenswerthen Begründung von Kathedern für fremde Idiome wird vorläufig Abstand genommen und statt dessen der geistlichen Obrigkeit der Eparchien, in denen eine nichtrussische Bevölkerung ansässig ist, vorgeschrieben, dafür Sorge zu tragen, daß möglichst viel kirchliche Gemeindeschulen gegründet und Kinder nichtrussischer Abstammung zum Eintritt in sie veranlaßt werden; die fähigsten derselben sollen dann nach Absolvirung der kirchl. Gemeindeschulen oder anderer Volksschulen unter der Bedingung in die geistlichen Lehranstalten aufgenommen werden, daß sie später nach Verfügung der Eparchial-Obrigkeit ein geistliches Amt übernehmen. Der Unterhalt dieser Zöglinge ist aus den Mitteln der Eparchie zu bestreiten; wenn diese nicht ausreichen, ist eine Unterstützung vom heil. Synod zu erbitten. Der heil. Synod erkennt an, daß die geistliche Ausbildung solcher Zöglinge zur Aufklärung der Nichtrussen und zu ihrer näheren Bekanntmachung mit der russischen Sprache äußerst wünschenswerth sei, weil diese Zöglinge sich auf dem Gebiete der Mission äußerst nützlich erweisen könnten und die Kirche überhaupt ein Bedürfniß nach solchen Dienern habe, die nicht nur mit

der Sprache der Richtrussen und ihren religiösen Gebräuchen, sondern auch mit ihren Stammeseigenthümlichkeiten bekannt sind.

26. Jan. Für das Schuljahr 1897/98 sollen in die Lehrerseminare zu Gatschina und Pskow zur Ausbildung von Lehrern für evangelisch-lutherische Schulen junge Leute finnischer, ehstnischer und lettischer Abstammung und lutherischer Konfession, wenn sie die russische Sprache beherrschen, aufgenommen werden.

27. Jan. Stadtverordneten-Versammlung zu Riga: Stadtrath Pander, der als Glied des Stadtamtes zu den Verhandlungen im Eisenbahndepartement vom 17.—20. Jan. nach Petersburg abdelegirt war, legt sein Amt als Stadtrath nieder. Die Versammlung beschließt, durch Vermittelung des livländ. Gouverneurs bei den Ministern der Finanzen und Kommunikationen darum zu petitioniren, daß entweder die projektirte Linie der ersten Zufuhrbahngesellschaft von Swenziany über Ponewesh und Bauske direkt nach Riga und nicht nach Mitau geführt oder das Projekt einer Normalspurbahn Bauske-Riga, das von einem Konsortium kurländischer Großgrundbesitzer und rigascher Kapitalisten dem Eisenbahndepartement bereits am 17. Januar vorgelegt wurde, bestätigt werde.

28. „ Entsprechend dem Allerh. Befehl findet im ganzen Reich die erste allgemeine russische Volkszählung statt, nachdem alle vorbereitenden Maßregeln getroffen sind. Es ist bestimmt worden, daß die Gouvernements-Zählungskommissionen das gesammte Zählungsmaterial bis zum 15. März a. c. an die Hauptkommission in Petersburg abzuliefern haben, damit dann dort die Summirung und Verarbeitung des gesammten Materials beginnen kann. Vor der Beendigung dieser Arbeit und vor der offiziellen Publikation des Endresultates soll kein authentisches Material veröffentlicht werden. Zur Belohnung eifriger Zähler war schon durch Allerh. Befehl vom 21. November 1896 eine Bronze-Medaille bestimmt worden.

„ „ Die Regierung hat beschlossen, daß das Branntweinmonopol der Krone bis zum 1. Juli 1900 in allen Gouvernements und Gebieten des Reichs eingeführt sein soll.

„ „ Nach der Statistik der Jurjewschen (Dörptschen) Kreispolizeiverwaltung ist die Gesammtzahl der zur Anzeige gebrachten Verbrechen und Vergehen im Kreise Jurjew (Dorpat) seit dem Jahre 1890 stetig gestiegen: für das

Jahr 1890 betrug sie 1099, für das Jahr 1896 aber 1573; ganz besonders stark ist die Zahl der Diebstähle, der Raubüberfälle und der Brandstiftungen gewachsen.

29. Jan. Der Regierungsanzeiger (Nr. 20 u. 23) berichtet über die bedeutenden Fortschritte der Orthodoxie im baltischen Gebiet während des Jahres 1896: Die Zahl der orthodoxen Kirchspiele hat um sechs zugenommen, so daß gegenwärtig 195 orthodoxe Kirchspiele im baltischen Gebiet vorhanden sind. 1836 bei Begründung des Rigaschen Vikariates gab es nur 19, 1850 bei Begründung einer selbständigen Rigaschen Eparchie 115, im Jahre 1860 war die Zahl auf 136 und beim Amtsantritt des Erzbischofs Arssenij auf 169 gewachsen. Eine wichtige Bedeutung für die Orthodoxie im baltischen Gebiet hatte im vorigen Jahr die Begründung des ersten Mönchsklosters der Eparchie, des Alexejew-Klosters zu Riga. Somit existiren jetzt im baltischen Gebiet vier orthodoxe Klöster. Für den Bau von orthodoxen Kirchen im balt. Gebiet waren laut Gesetz 1890—1895 aus der Staatsrentei jährlich 70,000 Rbl. angewiesen; für die Jahre 1896—1905 hat das Gesetz zu demselben Zweck 50,000 Rbl. jährlich bestimmt. 18 Brüderschaften (einschließlich der 10 Abtheilungen der großen Baltischen Bratstwo) arbeiten nunmehr eifrig im balt. Gebiet, nachdem im vorigen Jahr die Marienburgsche neu gegründet worden ist. — Von den orthodoxen Volksschulen im balt. Gebiet berichtet die Rig. Eparchialzeitung (Nr. 3 u. 10 des v. J. und Nr. 3 d. J.) daß 1896 in Livland 365, in Ehstland 69 und in Kurland 44 existirten. Es gab in ihnen 16,980 Lernende und unter diesen 3961 Lutheraner, 213 Katholiken und 31 Juden. Das dringende Bedürfniß zur sofortigen Eröffnung von noch 10 Schulen liege bereits vor. Ebenso konstatirt der offizielle Bericht, daß schon gegenwärtig eine unumgängliche Nothwendigkeit zum Bau von 28 neuen Kirchen vorliegt. Zu ihnen gehört auch die neue große Kirche in Libau, für die Allerhöchst die Eröffnung einer Kollekte im ganzen Reich gestattet wurde.

„ „ Ein Allerh. Reskript bewilligt die Bitte des Kurators des Warschauer Lehrbezirks, wirkl. Geheimraths Apuchtin,

um Enthebung von seinem Amt, ernennt denselben zum Senator und eröffnet ihm für die bisherige Thätigkeit das Allerh. Wohlwollen. Im Reskript wird der Wunsch ausgedrückt, daß Apuchtin's Nachfolger im Amt fest und unentwegt die Prinzipien wahren möge, die Apuchtin der Erziehung der polnischen Jugend zu Grunde gelegt hat.

31. Januar. Ein Leitartikel der „Düna-Zeitung" (Nr. 25) behandelt russische Universitätsverhältnisse. Einleitend erklärt der Verfasser, daß „das im Wesen des Russen liegende Wohlwollen für fremdes Wesen und fremde Eigenart in dem vornehmeren Theil der russischen Blätter nicht selten zu gelungenem Ausdruck" komme. „Diese Blätter (darunter wird auch „Russkoje Obosrenije" ausdrücklich genannt) haben alle einen gemeinsamen Grundzug, der uns sympathisch berühren muß. Wir reden diesmal von der idealen Fürsorge für die Bedürfnisse des inneren Lebens der Nation.... Die tiefbedauerlichen Moskauer Universitätsvorgänge haben die Frage einer Reform der studentischen Verhältnisse in den Vordergrund der Debatte gerückt. Der Segen der korporativen Gliederung der Jugend ist hierbei von allen Seiten zugegeben worden. Was wir speziell auf unserer Landeshochschule an den landsmannschaftlich gegliederten Verbindungen gehabt haben und hoffentlich bei erneutem Zustrom der balt. Jugend noch lange haben werden, weiß jeder von uns, der ... die dreifarbige Mütze getragen und die Zucht jener Jahre ... empfunden hat". — Den hier mit dem russischen „Wohlwollen für fremdes Wesen und fremde Eigenart", sowie mit der russischen „idealen Fürsorge für die Bedürfnisse des inneren Lebens der Nation" in Verbindung gebrachten Wunsch, daß die balt. Jugend nach „Jurjew" strömen möge, äußerte noch lebhafter eine Zuschrift vom 16. Januar, die von der „Düna-Zeitung" (Nr. 12) an hervorragender Stelle veröffentlicht wurde. Dem Verfasser dieses Schriftstückes „dünkte der Rückgang der Universität höchst bedauerlich". Er wies auf ein vor Kurzem ventilirtes Regierungsprojekt hin, nach dem die akademische Freizügigkeit aufgehoben und den Studenten der Besuch bestimmmter Hochschulen vorgeschrieben werden sollte; ohne diesem Projekt gerade beistimmen zu wollen, erklärte er doch, daß in demselben ein „ideales Moment" liege. Zum Schluß hieß es: „Möchte die Erkenntniß, daß unter den anders gewordenen Verhältnissen der Besuch der Universität Jurjew, an der sich die Härten, die jede Uebergangszeit mit sich bringt, allmählich auszugleichen beginnen, für die Söhne unserer balt. Provinzen, für einige Fakultäten wenigstens, ebenso rathsam und nothwendig ist wie einst der der alma mater Dorpatensis sich immer mehr Geltung verschaffen." — Die „Deutsche Medizinische Wochenschrift" (Nr. 11) schreibt: „.... Da die Zahl der deutschen Professoren schon auf vier hinabgegangen ist, so werden die —sskije und —owü im neuen „Jurjew" bald ganz unter sich sein". Der „Rishski Westnik" (Nr. 75) berührt in seiner Antwort darauf nicht die Frage nach der wissenschaftlichen

Qualifikation, sondern nur die Berechtigung der Nationalität auf materielle Versorgung und meint: „Mag die Zeit nur die geschlagene Wunde heilen, dann werden wir diese Leute bitten, ein wenig darüber nachzudenken, wer an einer russischen Universität nöthiger, wer dort mehr an seinem Platze ist, die —sskije und —owü oder die verschiedenen ausländischen Karle und Fritze".

31. Jan. Eröffnung des Waaren- und Personenverkehrs auf der Zweigbahn der Pernauer Bahn Moisekül-Fellin.

1. Februar. Das Ministerium der Kommunikationen macht bekannt, daß an diesem Datum auf der mittelsibirischen Bahn die Strecke vom Ob bis Krassnojarsk (710 Werst) nebst der Zweigbahn nach Tomsk (90 Werst) und auf der Ussuribahn die Strecke Wladiwostok-Iman (388 Werst) dem temporären Verkehr übergeben sind.

„ „ Aus dem Zirkular für den Rig. Lehrbezirk: In seiner Verfügung über die evangelisch-lutherischen Kirchen-, Küster- und Organistenschulen erklärt der Minister der Volksaufklärung, daß alle derartigen Schulen nicht zu der vom Gesetz (Ssswod sakonow XI, 1, Art. 715) erwähnten Kategorie von zeitweiligen Kursen gerechnet werden dürfen, die zur Vorbereitung der lutherischen Jugend für die Konfirmation dienen und für die die lutherischen Konsistorien Regeln erlassen können. Speziell für Kurland wird zu jener für alle drei Ostseeprovinzen geltenden Verfügung noch hinzugesetzt: Diejenigen von den bezeichneten Schulen im kurländ. Gouvernement, die nicht vollständig den zwei Typen der Volksschulen — den Gemeinde- und den Kirchspielsschulen entsprechen und die nicht durch Privatpersonen, Gesellschaften oder in besonderer Art auf immer materiell sichergestellt sind, sowie alle gleichartigen Schulen in den städtischen Ortschaften des kurländischen Gouvernements sind von jeder Beaufsichtigung durch die kurländ. Oberlandschulkommission ausgeschlossen und gehören ausschließlich unter die Aufsicht des Direktors und der Inspektoren der Volksschulen. — Mit Bezug auf die Regeln für Prüfungen von Knaben, die ihre Bildung durch häuslichen Unterricht erhalten, verfügt der Minister: Während bisher solche Knaben in den Gymnasien, Progymnasien und Realschulen nur an den Versetzungsexamina bestimmter Klassen theilnehmen durften,

können sie von jetzt ab in den genannten mittleren Lehranstalten während der Versetzungsexamina nach dem Programm aller Klassen in allen Fächern geprüft werden. Bestehen sie die Prüfung, so erhalten sie darüber Zeugnisse, die ihnen sowohl für den bürgerlichen Staatsdienst als auch für die Ableistung der Wehrpflicht dieselben Rechte geben, wie sie die Schüler der mittleren Lehranstalten nach Absolvirung der entsprechenden Klassen haben. Der Minister erklärt, er wolle dadurch einerseits den Eltern, die ihre Söhne zu Hause unterrichten lassen, die Möglichkeit bieten, ihren Söhnen eine regelmäßigere Bildung zu geben und zugleich die Erfolge des Unterrichts sicherer zu überwachen, andererseits wolle er den betreffenden Kindern die gleichen Bedingungen wie den Zöglingen der Lehranstalten bieten. Im Regierungsanzeiger (Nr. 25) wird bei der Wiedergabe dieser Verfügung bemerkt, daß durch sie der häusliche Unterricht dem Unterricht der mittleren Lehranstalten möglichst genau angepaßt und gleichgemacht werden soll. — Es wird eine Allerhöchste Bemerkung zu dem allerunterthänigsten Bericht über den Zustand des ehstländischen Gouvernements im Jahre 1895 bekannt gemacht: Der ehstländ. Gouverneur sagt in dem Bericht, die Volksschule in Ehstland sei dazu bestimmt, eine echte Pflanzstätte russischer Volksbildung unter den Ehsten zu sein; die ehstnische Bevölkerung selbst sei sich dessen bewußt, daß nur die gründliche Aneignung der Staatssprache eine nicht blos äußerliche, sondern organische, die ganze Kultur umfassende Verschmelzung der Ehsten mit der russischen Nationalität zur Folge haben könne. Dazu hat Se. Majestät niederzuschreiben geruht: „Ganz gewiß" (конечно).

4. Febr. In den Ostseeprovinzen wird der 400. Geburtstag Philipp Melanchthons gefeiert, nachdem schon am vorhergehenden Sonntag in sämmtlichen evangel.-luth. Kirchen die Bedeutung Melanchthons im Gedächtniß aller Evangelischen gewürdigt worden war.

8. „ Zum Kurator des Warschauer Lehrbezirks wird der Professor emer. Dr. der praktischen Mechanik W. N. Ligin, bisher Stadthaupt von Odessa, ernannt.

„ „ Zum Kommandeur der 23. Infanterie-Division in Reval ist an Stelle des zum Kommandeuren der 2. Garde-

infanterie-Division ernannten Generallieutenants Möves der Generallieutenant von Sivers ernannt worden.

9. Febr. Der neue Etat für die russischen Militärgeistlichen fremder Konfessionen ist nun erst durch die Gesetzsammlung Nr. 10 (vom 31. Januar 1897) authentisch bekannt geworden. Danach werden nur sechs lutherische Militärprediger für das russische Reich etatmäßig unterhalten: je einer im Petersburger, Wilnaer, Warschauer und kaukasischen Militärbezirk, einer für Irkutsk, Jenissei und die Gebiete Transbaikalien und Jakutsk und einer in Nikolajewsk für das Küsten- und Amurgebiet. Die Gesammteinkünfte der vier europäischen Militärprediger erreichen nicht 1000 Rbl., die der asiatischen sind etwas höher. Das Gesetz verbietet aber nicht, daß diese Prediger neben ihrer Militärgemeinde auch eine Zivilgemeinde haben. In den übrigen Militärbezirken sollen die nächsten Kirchspielsprediger herangezogen werden, wenn Amtshandlungen für lutherisches Militär nöthig sind. Sie erhalten außer Fahrgeldern 30 Kop. für jede Amtshandlung und für jeden Tag 60 Kop. Diäten. (Danach ist die Balt. Chronik S. 4, zum 3. November zu berichtigen).

10. „ Die Stadtverordneten-Versammlung zu Arensburg beschließt, ein Gesuch des Kurators des Lehrbezirks um Bewilligung einer jährlichen Subvention von 2360 Rbl. für ein in Arensburg zu gründendes Mädchengymnasium abzulehnen.

12. „ Die „Latweeschu Awises“ (Nr. 7), ein von der Lettisch-Litterärischen Gesellschaft mit zu diesem Zweck bewilligten Mitteln der kurländ. Ritterschaft herausgegebenes Blatt, bringen einen Artikel „Ein Wort in Sachen der Musterwirthschaft“. In ihm wird ausgeführt: Die Musterwirthschaft mit Versuchsfeldern, die der Mitausche landwirthschaftliche Verein mit Genehmigung des Ministeriums zu gründen beabsichtigt und deren große Bedeutung für die kurländ. Landwirthe anerkannt ist, bedarf zu ihrer Einrichtung größerer Mittel, als die bisherigen Sammlungen ergeben haben. In erster Linie sollten die Landgemeinden für diese Mittel sorgen. Dann heißt es wörtlich: „In den meisten inneren Gouvernements des Reiches besteht die Landschaftsverfassung.

Die Glieder der Landschaftsverwaltung werden von den Landwirthen selbst, von Groß- und Kleingrundbesitzern zusammen, erwählt. Die Landschaftsverwaltungen sorgen nun auch für die Errichtung solcher Institute, die zur Hebung der Landwirthschaft nöthig sind, und die dazu erforderlichen Mittel werden dadurch beschafft, daß man den Landwirthen entsprechende Abgaben auferlegt. Auf diesem Wege ist in vielen inneren Gouvernements für die Hebung der Landwirthschaft Bedeutendes geleistet worden, so daß wir — „das Volk der Landwirthe" — bei Betrachtung der dortigen Erfolge uns geradezu schämen müssen, daß bei uns noch kein Institut zur regelmäßigen Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse gegründet worden ist. Freilich haben wir nicht die Landschaftsverfassung, nicht diejenigen Institute, die uns sozusagen mit Gewalt zwingen würden für unser eigenes Wohl zu sorgen; aber sollten wir deswegen in der Landwirthschaft eher zurück, als vorwärts schreiten müssen — wir, die wir unsere Heimath als eines der am meisten entwickelten Gebiete des Reiches zu rühmen pflegen. Wir müßten wohl selber einsehen, was zur Verbesserung unserer Lage nöthig ist, und da wir die die Gemeinde verbindenden Landschaftsverwaltungen nicht haben, so sollten sich die Gemeinden von selbst vereinigen und die Mittel für solche Anstalten zusammenschießen, die der Mehrung des zeitlichen Wohlergehens ihrer Glieder dienen werden". Es wird darauf das Interesse der Gemeindeältesten und -schreiber, der Lehrer und Prediger für die zu gründende Musterwirthschaft angeregt und angekündigt, daß der Mitausche landwirthschaftliche Verein demnächst an die Landgemeinden die Bitte richten wird, ihm bei der Einrichtung der Musterwirthschaft zu helfen. — Dieser Artikel wird Anfangs nicht beachtet, etwas später aber wird die in ihm enthaltene Hindeutung auf die russische Semstwo in der balt. Presse lebhaft besprochen.

12. Febr. Der livländ. Gouverneur zeigt dem Stadthaupt von Riga an, daß nach einer Entscheidung des Ministers des Innern die Stadtverordnetenwahlen in Riga für das nächste Quadriennium in einer Wahlversammlung vollzogen werden können, und fordert das Stadtamt auf, die Wählerlisten

unverzüglich zu veröffentlichen. Der Gouverneur hatte den von der Gouvernementsbehörde für Städtesachen beanstandeten Beschluß der Stadtverordneten vom 11. November a. pr. dem Minister zur Entscheidung vorgelegt.

12. Febr. Beschlüsse des letzten livl. Adelskonvents vom 2.—14. Dezember 1896: Um bei der weiteren Ausdehnung des Krons-Branntweinmonopols der livländ. Brennereifabrikation genügenden Absatz nach den benachbarten Gouvernements zu sichern, hat der Landmarschall Schritte gethan, die der Konvent billigt.

In Betreff der allgem. russ. Volkszählung wird beschlossen, darum nachzusuchen, daß eine lokale Verarbeitung des Zählungsmaterials für die Zwecke der Ritter- und Landschaft gestattet werde. Zugleich wird konstatirt, daß die an der Ausführung der Volkszählung betheiligten Organe der Selbstverwaltung keine Verantwortung für eine gedeihliche Durchführung der Zählung übernehmen könnten, da das vorgeschriebene Zählungssystem in mehrfacher Hinsicht auf die lokalen Verhältnisse nicht anwendbar ist.

Als Anfangstermin der Zahlung der Verpflegungskosten für alle Lepröse der livl. Landgemeinden aus der Landeskasse wird der 1. Juli 1896 ratihabirt. Zugleich soll bei der Gouvernementsverwaltung nochmals darauf gedrungen werden, daß in Livland für alle Lepröse der Isolirungs- und eventuelle Internirungszwang nach norwegischem Muster zur Anwendung komme.

Es wird beschlossen, über eine Entscheidung aus der Reichskontrole vom 7. November 1896, nach der das Kassaschnurbuch der Landesprästanden in russischer Sprache zu führen sei, beim Dirigirenden Senat Beschwerde zu führen und der Kontrolpalate mitzutheilen, daß man nicht in der Lage sei, von dem bisherigen, mit dem Gesetz vom 14. Sept. 1885 in Einklang stehenden Verfahren abzuweichen. (Wie alle übrigen inneren Geschäfte des livl. Landrathskollegiums wird auch das Schnurbuch der livl. Landesprästandenkasse in deutscher Sprache geführt. Der Kontrolhof hat die Seitenzahl des Buches zu attestiren. Das ihm für das Jahr 1896 zu diesem Zwecke — unter Beifügung einer russischen Uebersetzung — zugeschickte Buch sandte der Kontrolhof dem Landrathskollegium ohne

Attestation und Besiegelung zurück und verlangte in einem Begleitschreiben vom 5. Januar 1896, daß das Buch fortan in russischer Sprache geführt werde).

Zur Ausarbeitung eines Projekts für eine möglichst zweckmäßige Verwendung der von der Ritterschaft zu Bildungszwecken bewilligten Summen wird eine Kommission unter der Bezeichnung „Stipendienkollegium" gebildet. Die Verwendung von Mitteln für die Ausbildung baltischer Pädagogen in der russischen Sprache wird bis auf Weiteres eingestellt, da der gewünschte Erfolg bisher nicht erreicht worden ist.

Der Kommission zur Förderung des häuslichen Vorbereitungsunterrichts wird unter Aufhebung der bisherigen Trennung der Kredite für den Unterricht von Knaben und Mädchen der Gesammtkredit zur freien Verfügung gestellt.

Anläßlich eines Gesuches der Gesellschaft livländ. Aerzte vom 4. Dez. 1896 erklärt sich der Konvent bereit, Mittel zur Ausbildung von Pflegerinnen für Geisteskranke aus der Landeskasse zu bewilligen.

Der livländ. gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät wird auf Grund ihrer Mittheilung über die Konstituirung des kulturtechnischen Bureaus gestattet, die vom letzten Landtage bewilligten Summen für die Jahre 1897—1899 (17,000 Rbl.) zum Besten des genannten Bureaus oder des bei demselben zu errichtenden agrikulturtechnischen Laboratoriums zu verwenden.

Es wird beschlossen, bei den Verhandlungen über die Verwendung der Summen, die bisher aus Landesmitteln für den Unterhalt der Friedensrichter- und anderer Krons-Institutionen gezahlt wurden, zu Wegebauzwecken, dahin zu wirken, daß die betreffenden Summen der direkten Verwaltung der Ritterschaft unterstellt werden. (Durch ein am 1. Juni 1895 Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten sind die zum Unterhalt der genannten Institutionen erforderlichen Mittel aus den Gouvernements-Prästanden ausgeschlossen und auf die Reichskasse abgewälzt worden, weil die betreffenden Institutionen nicht sowohl lokal-landschaftlichen, als vielmehr allgemein staatlichen Bedürfnissen dienen).

Es wird beschlossen, durch die Landesvertretung an maßgebender Stelle dahin zu wirken, daß der berechtigte Anspruch auf Anstellung von solchen Beamten in den örtlichen Justiz-

und Verwaltungsinstitutionen, die mit den Landessprachen und örtlichen Verhältnissen hinreichend vertraut sind, anerkannt und den einheimischen Elementen nicht mehr wie bisher die Anstellung in den von der Staatsregierung zu besetzenden Aemtern verwehrt werde.

13. Febr. Der Professor für Pharmakologie und Geschichte der Medizin Dr. R. Kobert verläßt die Jurjewsche Universität und übernimmt die Leitung der Brehmer'schen Lungenheilanstalt zu Görbersdorf in Schlesien. In Jurjew (Dorpat) tritt an seine Stelle Dr. Tschirwinski, ein bisheriger Assistent am pharmakologischen Institut in Moskau.

„ „ In der Presse wird mehrfach von der demnächstigen Promulgation eines definitiven Gesetzes für die Verwaltung der evangelisch-lutherischen Volksschulen gesprochen. Der letzte livländische Landtag hatte beschlossen, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß bei der Ausarbeitung eines solchen Gesetzes Delegirte der Ritterschaft hinzugezogen und in dem Gesetz die folgenden Grundsätze gewährleistet würden: 1) der konfessionelle Charakter der Gemeinde- und Kirchspielsschulen, 2) der Unterricht in der Muttersprache (d. h. die Muttersprache als Unterrichtssprache), mindestens in allen Abtheilungen der Gemeindeschulen, 3) ein maßgebender Einfluß der Ritterschaft (oder der Rittergutsbesitzer), der Landgemeinden und der Geistlichkeit auf die Verwaltung aller Schulen. Sollten diese eine gedeihliche Wirksamkeit der Volksschulen bedingenden Grundsätze aus dem Gesetz ausgeschlossen bleiben, so war nach dem Beschluß des Landtages die definitive Loslösung der Ritterschaft von der Verwaltung der Volksschulen zu erwirken.

14. „ Das Rigasche Bezirksgericht entscheidet den Prozeß wegen der früher auf dem Dorpater Domberge befindlichen Statue „Vater Rhein" von Villebois zu Gunsten der Jurjewschen Universität.

Dies auf der Münchener Ausstellung prämirte Kunstwerk war 1880 von einer Privatperson mit Genehmigung des Direktoriums der damaligen Universität Dorpat zur Schmückung der Domanlagen aufgestellt, aber nach einigen Jahren wieder entfernt und in einem Schauer aufbewahrt worden. 1896 sollte es von Seiten der Jurjewschen Universität als altes Eisen verkauft werden. Das veranlaßte die Erben jener mittlerweile verstorbenen

Privatperson gegen die Jurjewsche Universität auf Herausgabe des Kunstwerks zu klagen. Der Vertreter der gen. Universität, der Professor des Handelsrechts Newsorow, bemühte sich bei der Prozeßverhandlung nachzuweisen, daß der Gegenstand der Klage nur ein geringer sei, die Sache aber eine politische Bedeutung habe.

14. Febr. In der Presse wird ein Vortrag „über die bäuerliche Lage in Livland" viel besprochen, den der Jurjewsche Professor für das Privatrecht der Ostseeprovinzen und die juristische Praxis, A. Kriwzow, in der Aula der Universität gehalten hat. Kriwzow erklärte, daß die bäuerlichen Verhältnisse im baltischen Gebiet äußerst schlimm seien und dem nur durch eine Annäherung an den großrussischen Gemeindebesitz abgeholfen werden könne; namentlich seien die zahlreichen Kleingrundbesitzer, die Gesindewirthe, eine schwere Plage für das Land — gewissermaßen das Nämliche, was im Innern des Reichs die halsabschneiderischen Dorfwucherer, die Kulaki, sind; zudem seien die Gesindewirthe auch große Helfer im Germanisiren u. s. w. — In der ehstnischen und deutschen Presse wird ausgesprochen, daß ein solcher Vortrag nur aus völliger Unkenntniß der Geschichte, der Gesetzgebung und der derzeitigen Lage der bäuerlichen Agrarverhältnisse im baltischen Gebiet hervorgegangen sein könne; der „Rishski Westnik" dagegen rühmt den Vortrag und hofft, daß er für die anwesenden Vertreter der Administration, besonders für die Bauerkommissäre, sehr instruktiv gewesen sei.

15. „ Ein Zirkular des Ministers der Volksaufklärung theilt den Kuratoren der Lehrbezirke mit: Die Gouvernements-Landschaften von Smolensk, Twer, Perm, Kaluga und Ssamara haben um die Erlaubniß zur Eröffnung von Lese- und Schreibeschulen, die theils selbständige Schulen, theils Filialabtheilungen der Volksschulen sein sollten, nachgesucht. Schon wiederholt war die Frage aufgeworfen worden, ob die Landschaftsinstitutionen berechtigt sind, solche Schulen für den ersten Unterricht zu eröffnen. Da nun nach § 2 der Allerhöchst bestätigten Bestimmungen für die Lese- und Schreibeschulen alle Schulen dieses Typus — sowohl die bereits bestehenden als auch die in Zukunft zu eröffnenden — ausschließlich der Leitung und Verwaltung der geistlichen

Obrigkeit unterstellt sind, hat das Ministerium der Volksaufklärung mit Zustimmung des Ministeriums des Innern diese Frage verneinend entschieden. In Folge dessen sind die Gesuche der gen. Landschaften abschlägig beschieden worden. Den Kuratoren der Lehrbezirke wird Vorstehendes mitgetheilt, um die Praxis der lokalen Institutionen mit dem Standpunkte der obersten Regierung in Einklang zu bringen und Vorkommnisse vorzubeugen, die dieser Auslegung der einschlägigen Gesetze nicht entsprechen.

15. Febr. Um wie viel besser die Volksschulverhältnisse im baltischen Gebiet sind, als z. B. in Transkaukasien, lassen folgende offizielle Daten erkennen: Während in den Ostseeprovinzen bei einer Bevölkerung von ca. $2_{,5}$ Millionen Seelen auf dem Lande allein gegen 2200 evangelisch-lutherische Volksschulen mit über 100,000 Lernenden existiren, gab es 1895/96 im kaukasischen Lehrbezirk für eine Bevölkerung von $5_{,2}$ Millionen Seelen im Ganzen nur 633 Elementarschulen. Von diesen wurden 1896 die frequentesten — 240 armenische Pfarrschulen mit 19,235 Lernenden und 527 Lehrenden — auf Verfügung des Lehrressorts geschlossen, weil sie die Entwickelung der russischen Schule im Gebiet hemmten. Es giebt z. B. im Gouvernement Eriwan und im Karsschen Gebiet nur 45 russische Schulen mit 2652 Lernenden, dagegen gab es daselbst 90 armenische Kirchenschulen mit 7757 Lernenden. Der Ausgabeetat sämmtlicher armenischen Kirchenschulen war verhältnißmäßig sehr hoch — 263,015 Rbl.; er wurde durch Kirchen, Klöster, städtische Kommunen, Landgemeinden und Private gedeckt, doch verbot schon 1893 ein Erlaß des Landeschefs den Kommunen und Gemeinden jede weitere Subventionirung der gen. Schulen.

15. Febr. Der Abschluß der Anmeldungen zur Konversion der 5-prozentigen livländ. Pfandbriefe ergiebt, daß die im Umlauf befindlichen Pfandbriefe im Betrage von ca. 30 Millionen Rbl. bis auf einen Rest von nicht vollen 500,000 Rbl. zur Umwechselung angemeldet sind.

„ „ Die „Kurländ. Gouvern.-Ztg." (Nr. 14) veröffentlicht die Antworten der kurländ. Städte auf die Frage des Ministers des Innern nach der Opportunität einer städtischen Miethsteuer. Von den 21 kurländischen Städten haben sich 18 für den Fall des Fortbestehens der staatlichen Miethsteuer ablehnend ausgesprochen; nur Libau, Bauske und Grobin sind für die Einführung der städtischen Steuer auch neben der Kronssteuer. Die ablehnenden Vota werden meist mit dem Hinweis auf das Sinken der städtischen Immobilwerthe

wie überhaupt auf den Rückgang und die Verarmung der Städte motivirt. Bitter klagt besonders Mitau darüber, daß sein Wohlstand durch die für Mitau so ungünstig veränderten Verkehrsverhältnisse, durch die Justizreform und durch die neuen Schulverhältnisse ganz und gar gesunken sei. Von letzteren sagt das städtische Gutachten: „Besonders unvortheilhaft hat auf die Nachfrage nach großen und mittleren Quartieren die Abnahme der Schülerzahl in den Lehranstalten gewirkt. Der nicht unbegründete Ruhm der früheren Schulen zog viele Schüler von auswärts herbei; wohlhabende Eltern gaben theils ihre Kinder in hiesige Pensionen, theils siedelten sie selbst hierher über, um die Kinder die hiesigen Schulen besuchen zu lassen. Jetzt hat nicht nur das aufgehört, sondern es schicken sogar die wohlhabenden Eltern aus Mitau selbst und seiner nächsten Umgegend ihre Kinder zur Erziehung und Bildung nach Riga, nach Petersburg oder in's Ausland. Von auswärts schicken jetzt nur noch arme Leute ihre Kinder her, meist Bauern aus der Umgegend Mitaus und aus Littauen, und diese geben die Kinder nur zu solchen Einwohnern in Pension, die äußerst bescheiden leben und für ihr Quartier sehr wenig zahlen". (Das Mitausche Gymnasium besuchten noch vor 10 Jahren etwa 500 Schüler aus allen Ständen von nah und fern; jetzt sind dort ca. 150 Lernende vorhanden, meist Letten, Littauer und Juden). — Auch die Antworten der kleineren livländ. Städte lauten, soweit sie bekannt geworden, ablehnend.

15. Febr. Die Rig. Eparchialzeitung (Nr. 4) veröffentlicht einen Aufruf zu Spenden für den Bau einer ehstnisch-orthodoxen Kirche in Reval. In ihm heißt es: Ehstland und Reval haben sich der unter den Ehsten seit den vierziger Jahren vorhandenen Bewegung zur Orthodoxie erst seit kaum zehn Jahren angeschlossen, weil dort vorher keine Kämpfer für die Orthodoxie der uralten Anziehungskraft, die Rußland auf die Ehsten ausübt, entgegenkamen. Erst seit 1891 giebt es in Reval eine selbständige ehstnisch-orthodoxe Gemeinde, die jetzt 2000 Seelen zählt und sich um ca. 250 Seelen jährlich vergrößert. Aber das Gebäude für den Gottesdienst dieser Gemeinde ist klein und ungenügend.

„Bald werden sich vom Revaler Dom auf goldenen Kuppeln die Kreuze der neu erbauten Kathedrale erheben, um weithin den Ehsten den wahren russischen Glauben zu verkünden. Doch ihnen wird es zunächst nur möglich sein, die Schönheit zu sehen und die Harmonie der Töne zu hören; für ihre volle Theilnahme am orthodoxen Gottesdienst ist die Zeit noch nicht da; sie bedürfen noch einer klugen Erbauung durch ein für sie verständliches Wort Gottes. Daher muß für sie ein Gotteshaus geschaffen werden, das in seinen Dimensionen hinter den örtlichen lutherischen Kirchen nicht zurücksteht und sie an Schönheit übertrifft".

16. Febr. Es wird bekannt, daß der Minister des Innern an den kurländ. Gouverneur eine Anfrage über die Modalitäten der Einführung der Semstwo in Kurland gerichtet hat.

17. „ Ein Allerh. bestätigtes Gutachten des Reichsraths stellt dem Finanzminister anheim, in den einzelnen Gouvernements vor der Einführung des fiskalischen Spirituosenverkaufs Volks-Mäßigkeits-Kuratorien einzurichten, aber nicht früher als ein halbes Jahr vor der thatsächlichen Einführung des Monopols. Die Thätigkeit dieser Kuratorien ist ihrem Wesen nach mit den Aufgaben der Getränkereform eng verbunden und soll zum Erfolge der Reform in vielen Beziehungen beitragen. Die Erfahrung in den vier östlichen Gouvernements hat ergeben, daß viele von den Mäßigkeits-Kuratorien zum Schutze der Bevölkernng gegen den Mißbrauch des Spirituosenkonsums ergriffenen Maßnahmen, wie die Einrichtung von Volksvorlesungen, die Eröffnung von Theehäusern, Leseräumen und anderen Räumlichkeiten, in denen das Volk seine Mußestunden nützlich verbringen kann, das beste Mittel zur Bekämpfung der Trunksucht sind. Daher ist es wünschenswerth, daß derartige Etablissements bereits eröffnet sind, wenn der fiskalische Spirituosenverkauf beginnt. Den Kuratorien werden von der Regierung zur Eröffnung der Theehäuser, Leseräume u. s. w., sowie zur Geschäftsführung bestimmte Summen verabfolgt werden. Nach dem Regierungsanzeiger (Nr. 75.)

„ „ Stadtverordnetenversammlung zu Riga: Die Vorschläge der von der Regierung abgeordneten „Kommission zur Prüfung

der Frage des Umbaues der Güter- und Passagierstationen am Knotenpunkt Riga" und die darauf bezüglichen Ausführungen und Anträge des Stadtamtes werden in sehr lebhaften Debatten erwogen. Zuletzt wird beschlossen: die Stadtvertretung bleibt dabei, daß es dem Interesse aller an der Sache Betheiligten am meisten entsprechen würde, die Zentral-Güterstation nach dem ursprünglichen Plan auf der Stadtweide zu errichten, und will das dazu nöthige Terrain unentgeltlich hergeben; falls es jedoch von der Staatsregierung für unbedingt nothwendig gehalten werden sollte, diese Station nach dem neuen Plan der Kommission an dem Katharinendamm zu errichten, so ist die Stadt auch in diesem Falle bereit, der Krone die dazu erforderlichen städtischen Landstücke unentgeltlich zum Eigenthum zu überlassen. Der Werth dieser letzteren würde ausschließlich der durch ihre Abtretung für die Stadt entstehenden Unkosten gegen 650,000 Rbl. repräsentiren. Die Stadtvertretung erachtet es aber nicht für möglich, daß die Stadt sich außer dieser unentgeltlichen Hergabe der städtischen Ländereien auch an den Ausgaben beim Erwerbe privater Immobilien zum Eigenthum der Krone für die Zentral-Güterstation betheiligt.

22. Febr. An Stelle des auf seine Bitte verabschiedeten Generallieutenants Sfereda ist der bisherige Verwaltende der Pleskauschen Gouvernements-Gendarmerieverwaltung Oberst Prosorowski zum Chef der livländischen Gendarmerieverwaltung ernannt worden.

22. „ Die „Kurl. Gouv.-Ztg." (Nr. 16) veröffentlicht den Rechenschaftsbericht des kurländischen Kreditvereins für das Geschäftsjahr 1895/96. Danach betrug am 1. Juli 1896 die Gesammtsumme der auf 10,190 Besitzlichkeiten ertheilten Darlehen 25,950,850 Rbl. Gegenwärtig sind nur noch $4^1/_2$- und 4-prozentige Pfandbriefe im Umlauf; die Emission der letzteren hat die Höhe von ca. 2 Millionen Rbl. erreicht. Der Kreditverein gewinnt für das wirthschaftliche Leben Kurlands eine immer größere Bedeutung. Im Gegensatz zu den als Aktiengesellschaften gegründeten Agrarbanken greift er auch direkt, namentlich durch Subventionirung land-

wirthschaftlicher Vereine, — gegenwärtig im Betrage von 22,400 Rbl. — fördernd in die ökonomischen Verhältnisse des Landes ein.

24. Febr. „Das Spiel mit der nationalen Kultur". Unter diesem Titel referirt der „Rishski Westnik" (Nr. 45) mit herzlicher Zustimmung eine Rigasche Korrespondenz der Petersburger Zeitung „Glasfnostj". Ein solches Spiel — heißt es — treibt hier die lettische sogenannte „Intelligenz", d. h. halb- und oberflächlich gebildete Elemente, die die hiesigen Volkszeitungen herausgeben, in „Vereinen" oratorische Triumphe feiern und überhaupt dem geistigen Leben ihres ganz kleinen Stämmleins gebieten. Die vielen Gesuche um Bestätigung neuer Vereine und Gesellschaften würden leider von den maßgebenden Autoritäten ohne Berücksichtigung der allgemeinen Lebensbedingungen des Gebiets betrachtet und daher gewährt. Diese lettischen Führer verfolgten doch nur separatistische Zwecke, weil auf andere Weise ihr Ehrgeiz nicht befriedigt werden könne. Das ganze Spiel aber sei ein schädliches, denn es erfülle das örtliche Volk mit unsinnigen Ideen und stehe in striktem Widerspruch zu den eigentlichen Interessen desselben, vor allem aber zu den Aufgaben Rußlands — zu der Einverleibung der an den Grenzen vorhandenen Nationalitäten in das allrussische Kultur- und Geistesleben.

24. Febr. Allerhöchst bestätigt wird folgendes einem Antrage des Ministeriums der Volksaufklärung entsprechende Gutachten des Reichsraths: „Es wird dem Minister der Volksaufklärung anheimgestellt, die russische Unterrichtssprache nach Maßgabe der Möglichkeit in den Schulen der früheren ausländischen Kolonisten allmählich einzuführen, wobei aber die Muttersprache und die Religion der Lernenden in einer für die gehörige Aneignung dieser Lehrgegenstände erforderlichen Stundenzahl in der Muttersprache gelehrt werden soll".

„ „ Ein Synodalbericht des Warschauer Konsistorialbezirks vom Oktober 1896 theilt mit, daß daselbst 277 ehemalige evangelische Elementarschulen in allgemeine Elementarschulen umgewandelt sind. Sie werden von 12,000 Kindern evangel. Konfession besucht. In den Kantoratsschulen des Bezirks werden bis jetzt noch 8500 evangelische Kinder unterrichtet.

26. „ Der Regierungsanzeiger (Nr. 45) veröffentlicht die Entscheidungen einer beim Finanzministerium niedergesetzten Kommission zur Beseitigung von Zweifeln bei der Anwendung des Paßreglements. Eine dieser Entscheidungen betrifft Personen steuerpflichtigen Standes, die den Kursus

des Rigaschen Polytechnikums beendigt haben. Danach erhalten diejenigen Personen, die „die frühere Rigasche polytechnische Schule“ (d. h. das Polytechnikum vor der Reorganisation vom 6. Mai 1896) absolvirt haben, nur in dem Falle von der Polizeibehörde ihres Wohnsitzes unbefristete Paßbücher, wenn sie mit dem offiziellen Belobigungsattestat abgegangen sind; sind sie aber nicht im Besitz eines solchen, so erhalten sie von ihren Steuergemeinden Paßbücher auf 5 Jahre. Dagegen erhalten alle, die „das Rig. polytechnische Institut“ (d. h. das reorganisirte Polytechnikum) absolvirt haben, als persönliche Ehrenbürger ohne Unterschied von der Polizei unbefristete Paßbücher.

27. Febr. Ein Zirkular des livländ. Gouverneurs theilt den Stadthäuptern Livlands mit: Der Minister des Innern hat es nicht für möglich gehalten, dem Ansuchen einiger livländischen Städte Folge zu geben und zu erlauben, daß Kredite für unvorhergesehene Ausgaben in die städtischen Budgetvoranschläge aufgenommen werden; der Minister weist darauf hin, daß solche Ausgaben gemäß dem Punkt 1 der Beilage zum Art. 140 der Städte-Ordnung v. J. 1892 aus dem Reservekapital der Städte gedeckt werden können. (Vergl. Balt. Chronik S. 6, 7. Nov.)

28. „ Der Minister der Volksaufklärung hat die Verfügung, nach der in den kurländ. Mittelschulen das Morgengebet für die Schüler römisch-katholischer Konfession nur in russischer Sprache zu halten erlaubt war, aufgehoben und den Gebrauch der lateinischen Sprache wieder erlaubt. (Vergl. Balt. Chronik S. 21, 17. Jan.) Auch in Mitau war der katholische Religionslehrer zurückgetreten und ca. 80 Schüler waren ausgetreten. Ein Theil der letzteren ist wieder eingetreten.

28. „ Aus einem Artikel im Februarheft der „Russkoje Obosrenije“ „Anormale Erscheinungen im Volksschulwesen des Nordwestgebietes“: „Die russische Schule ist von jeher, besonders aber in letzter Zeit, den Angriffen derjenigen ausgesetzt, die der russischen Sache im Westgebiet gram sind. Die katholische Geistlichkeit wendet alle Mittel an, um ihre Fortschritte aufzuhalten ... Im Jahre 1884 wurde bekanntlich der Druck littauischer Bücher in lateinischer Schrift verboten, und seitdem werden alle littauischen Bibelausgaben, Katechismen, Gebetbücher u. s. w. in russischer Schrift gedruckt. Das erregt die Erbitterung des Kšends (des poln.-litt. Priesters). „„Solche Bücher sollte man in den Ofen werfen!““

heißt es wohl in Büchlein und Kalendern, die im Auslande gedruckt und in Littauen zu Tausenden verbreitet werden. Die polnischen Fanatiker sehen in dieser Maßregel das Bestreben der Regierung, die Littauer ihrer Sprache zu berauben... „„Die moskowitischen Schulen sind nur zu unserem Verderben da; sie zerstören im Herzen unserer Kinder den wahrhaft littauischen Geist, die Anhänglichkeit an unsere Sprache und an unseren Glauben. Sie sollen das Volk zu Moskowitern machen; da das nicht so schnell geht, sucht man der Jugend den fremden Geist einzuflößen. Denn auf die alten Leute einzuwirken ist nicht leicht.... Die Schule der Moskowiter streut nur bösen Samen aus... Wer sein Kind in die Kirchenschulen steckt, sollte zum heil. Abendmahl nicht zugelassen werden...““ Das liest man in den littauischen Kalendern für 1892 und 1893. Mit ganz besonderem Nachdruck stemmt sich die Geistlichkeit gegen den Usus, daß an hohen Festtagen auch die katholischen Schüler in die griechische Kirche geführt werden. Vielfach verlangen die Geistlichen, den Religionsunterricht in polnischer oder littauischer Sprache ertheilen zu dürfen, da die Kinder kein Russisch verständen. Mit allerlei Mitteln und Mittelchen suchen sie zu verhindern, daß die katholischen Schüler sich am Gesange russischer Lieder betheiligen — diesem hervorragenden Hilfsmittel bei Verbreitung russischer Kultur.... Mit besonderem Nachdruck sucht auch der polnische Geistliche zu verhindern, daß Mädchen die russische Schule besuchen; er weiß sehr wohl, welche Waffe die russische Schule gerade in der Frau hat.... In ihrem Kampfe gegen die russische Schule und deren Einfluß beschränkt sich die katholische Geistlichkeit nicht auf passiven Widerstand, sie geht auch aggressiv vor. Ihre Mittel sind geheimer Unterricht und Propaganda in littauisch-polnischem Geist... Beim geheimen Unterricht arbeiten die Frauen eifrigst mit. Die geheime Schule trägt einen rein häuslichen Charakter: der Lehrer wird vom Dorfe angestellt; er wandert mit seinen Schülern von Gesinde zu Gesinde und erhält seine Verpflegung abwechselnd von den einzelnen Wirthen. Eine solche Geheimschule, die nicht leicht zu entdecken ist, übt einen ungemein schädlichen, demoralisirenden Einfluß auf die Jugend aus; sie erzieht diese im Geiste religiöser Intoleranz und nationaler Exklusivität. Bis 1892 wurde der geheime Unterricht auf Grund der allgemeinen Gesetzesbestimmungen verfolgt, und die Strafen waren äußerst milde. Durch das Allerh. bestätigte Statut vom 3. April 1892 wurden dann alle Angelegenheiten, die geheimen Unterricht betrafen, der administrativen Gewalt übergeben und dieser das Recht ertheilt, die Schuldigen mit einer Pön bis zu 300 Rbl. oder mit Arrest bis zu drei Monaten zu bestrafen". Der Verfasser glaubt konstatiren zu können, daß die poln.-litt. Propaganda in den zwei letzten Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat. Um derartigen Wühlereien und dem verderblichen Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf Volk und Schule ein Ende zu machen, müßten, meint er, vor allem die katholischen Seminare reorganisirt und der strengsten Regierungskontrole unterstellt werden. Als Unterrichtssprache müßte in

ihnen auch für die theologischen Fächer das Russische an die Stelle des Lateins treten. Es müßten ferner noch mehr Volksschulen, aber keine Kirchenschulen mehr im Gebiet eröffnet werden, um der katholischen Geistlichkeit den Vorwand zu entziehen, daß die Regierung Propaganda für die Orthodoxie mache. Endlich müßte man durch ein besonderes Lesebuch russisches Selbstbewußtsein und Sympathie für russisches Wesen zu erwecken suchen.

28. Febr. Den Gemeindeverwaltungen in den Ostseeprovinzen wird wiederholt die Verordnung eingeschärft, wonach alle das Budget, die Protokolle und die ganze amtliche Berichterstattung betreffenden Aktenstücke nur in russischer Sprache verfaßt sein dürfen.

„ „ $37\frac{1}{2}$ Millionen Rbl. Kreditbillete der zeitweiligen Emission werden in vorgeschriebener Weise, nachdem sie dem Verkehr entzogen sind, vernichtet, und zugleich wird eine entsprechende Menge geprägten und ungeprägten Goldes verifizirt und dem Umwechselungsfonds übergeben. Somit sind von den auf Allerh. Befehl vom 28. Juli 1891 zeitweilig emittirten 150 Millionen Rbl. im Ganzen $112\frac{1}{2}$ Millionen zurückgezogen.

1. März. Der Minister der Volksaufklärung macht bekannt, daß Kinder von Stundisten in die öffentlichen Lehranstalten nur unter der unabweisbaren Bedingung aufgenommen werden dürfen, daß sie die Religionsstunden gemeinschaftlich mit den anderen Kindern besuchen und sich allen Bestimmungen und Gebräuchen der Lehranstalten unterwerfen. Wie nothwendig derartige Maßregeln sind, beweisen u. A. folgende Ausführungen der „Missionerskoje Obosrenije": Die Sektirerei, die zu Beginn der neunziger Jahre allmählich einzuschlafen begann, flammt seit zwei Jahren mit dem Auftauchen der liberalen Strömungen von Neuem auf.... Jenes Aufflammen der „sinnlosen Träumereien", das im Kreise der Twerschen und anderer Landschaftler so kühn zum Ausdruck kommen wollte, berührte und erregte ein wenig später auch das ganze rothe Lager des Volkes, d. h. die Stundisten und überhaupt unser rationalistisches Sektirerthum, das zunächst in Religionsfreiheit und Anarchie macht und später für unsere Konstitutionalisten den Vorposten und die Stütze in der Volksmasse abgeben wird.... Die Zahl der Wiedervereinigungen von Stundisten, die bis 1894 durchschnittlich 600—900 jährlich betrug, ist 1894 auf 333 und 1895 sogar auf 266 gesunken.... Die ganze Wurzel des Uebels liegt wieder in der sektirerischen und liberalen Intelligenz. Die Haltung der Sektirer verliert

immer mehr den religiösen Boden und wird von rein politisch-sozialen Ideen durchdrungen... Die Missionspriester theilen mit, daß der Stundismus immer größere Befürchtungen für die politische Zuverlässigkeit der Leute einzuflößen beginne. — Auch in anderen russischen Publikationen tritt die Auffassung hervor, daß die Abweichungen von der orthodoxen Kirche mehr politisch als kirchlich gefährlich seien und daher mehr mit staatlichen als mit kirchlichen Mitteln bekämpft werden müßten.

1. März. Im Märzhande des „Westnik Jewropi" veröffentlicht M. Stassjulewitsch einen Bericht über die Rigaschen kombinirten Elementarschulen. Er war als Präsident des Petersburger städtischen Schulkomités abdelegirt, um diese Schulen kennen zu lernen; sie sollen als Muster für die demnächst in Petersburg zu eröffnenden gleichartigen Schulen dienen. (Von der Stadt Riga wurden im Januar 1885 zwei kombinirte Elementarschulen eröffnet, in denen jetzt 1200 Schüler unterrichtet werden; die beiden nach Berliner Mustern eingerichteten dreistöckigen Gebäude kosteten der Stadt 160,000 Rbl.) Stassjulewitsch konstatirt, daß das Programm der Rigaschen Schulen bedeutend umfassender ist und die Abiturienten dieser Schulen bedeutend größere Kenntnisse haben als in den Elementarschulen Petersburgs. Er betont, daß dies um so beachtenswerther sei, als die russische Unterrichtssprache den in Riga neu eintretenden Schulkindern vollkommen fremd sei, da in den Familien deutsch oder lettisch gesprochen würde. Die Resultate im Russischen sollen, sagt er, gute sein; doch seien dieselben Resultate zu Beginn der neunziger Jahre auf leichterem Wege erlangt worden, als noch der Unterricht in der untersten Klasse in der Muttersprache ertheilt werden durfte.

1. März. Das Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk (Nr. 3) theilt über die Eröffnung von Kursen zum Erlernen fremder Sprachen und der Buchhaltung Folgendes mit: Da im Gesetz und in den ministeriellen Verfügungen ein direkter Hinweis auf die Ordnung fehlt, nach der Privatpersonen unabhängig von Lehranstalten Kurse für gemeinbildende Gegenstände einrichten können, und deshalb Zweifel entstanden sind, ob die Kurse für fremde Sprachen und Buchhaltung zum Ressort der Volksaufklärung oder ebenso wie die Schulen für Kunstgewerbe und Handwerk zum Ressort des Innern gehören, erklärt der Minister der Volksaufklärung: Solche Kurse können nicht den genannten Schulen, die unter dem Ministerium des Innern stehen, gleichgestellt werden, sondern über ihre Eröffnung haben die Kuratoren der Lehrbezirke entsprechend dem Gesetz über die Privatschulen zu entscheiden. — Das Zirkular erklärt, daß aus den Berichten der ehst-

ländischen Oberlandschulkommission, der die evangelisch-luther. Landschulen des ehstländ. Gouvernements „untergeordnet" seien, nur die Daten über die Zahl der Schulen und der Lernenden besondere Aufmerksamkeit verdienten. Das, was in den bezeichneten Berichten über die Lehrgegenstände und -hilfsmittel, über die Qualifikation der Lehrer, über die materiellen Mittel zur Unterhaltung der Schulen und über die Leistungen und Erfolge derselben gesagt ist, wird nicht wiedergegeben. Nach den Berichten betrug 1886/87 die Zahl der Schulen 534, 1894/95 dagegen nur 487. 1886/87 betrug die Zahl der Lernenden 19,876 und 1887/88 sogar 23,288, im Jahre 1894/95 dagegen 19,688, nachdem sie im Jahre 1892/93 auf 14,615, also um 8673 gesunken war. Das Zirkular bestreitet aber die Zuverlässigkeit der in den Berichten gegebenen Ziffern; die Höhe der Zahlen in den Jahren 1886/87 und 1887/88 sei durch die unberechtigte Hinzuzählung der sogen. Repetitionsschüler, die Niedrigkeit der Zahlen für die folgenden Jahre durch Weglassung ganzer Kirchspiele zu erklären. Die Abnahme der Zahl der Schulen sei ferner zu erklären: 1) durch die Vereinigung von Schulen geringer Frequenz; 2) durch die Schließung der Hofesschulen, deren „Unterhalter" sich nicht dem Gesetz vom 17. Mai 1887 unterwarfen; 3) durch Schließung der Küsterschulen oder Umwandlung derselben in Privatschulen; 4) durch Schließung von Gemeindeschulen in drei Kirchspielen. -- Hierzu ist zu bemerken, daß nach der auf den genauesten Daten beruhenden Statistik Paul Jordans die früher stetig steigende Zahl der in den ehstländischen lutherischen Landschulen Lernenden mit Hinzurechnung der sogen. Repetitionsschüler im Jahre 1886, also *vor* den temporären Regeln d. J. 1887, die Höhe von 33,524 erreicht hatte (vergl. „Beiträge zur Geogr. u. Statistik des Gouv. Ehstland" von P. Jordan, Reval 1889). Abgesehen von allen Details, ergiebt sich aus dem vorliegenden Material, soweit man danach sehen kann, die Thatsache, daß nach Anwendung der temporären Regeln v. J. 1887 die Frequenz der ehstländischen lutherischen Landschulen nicht nur nicht mehr zugenommen hat, sondern *bedeutend zurückgegangen ist*. Bei Beurtheilung der Berichte der Oberlandschulkommission ist freilich gewiß zu berücksichtigen, daß sie auf den Berichten der Kirchspielsschulverwaltungen beruhen, diese letzteren Selbstverwaltungsorgane aber, seitdem die lutherischen Landschulen dem Ministerium der Volksaufklärung und

der Wirksamkeit der Volksschul-Inspektoren unterstellt sind, thatsächlich ganz bei Seite gesetzt sind.

2. März. Die „Nowoje Wremja" läßt sich aus Jurjew (Dorpat) schreiben: Das neue baltische Volksschulgesetz, das jetzt erwartet wird, habe die Frage zu entscheiden, ob das Gebiet vorwärts oder zurückschreiten soll. Die Vertheidiger der alten Schule bemühten sich nachzuweisen, daß die temporären Regeln von 1887 durch die Unterordnung der lutherischen Schulen unter die Regierungsbeamten und durch die Einführung der russischen Unterrichtssprache das Werk der Volksbildung, das unter der Leitung der Pastoren und Edelleute blühte, zu Grunde gerichtet haben. In Wirklichkeit habe die alte baltische Schule auf einer äußerst niedrigen Stufe gestanden; sie sei nicht einmal im Stande gewesen, den Letten und Ehsten auch nur die Kunst, ihre Namen zu schreiben, durchweg beizubringen; man habe wohl offiziell erklärt, daß das Ziel der Volksschule die Vorbereitung der Kinder zur Konfirmation sei, aber in Wahrheit sei die religiös-sittliche Vorbereitung der baltischen Bevölkerung eine völlig ungenügende gewesen. Die Kriminalstatistik führe das baltische „Kulturgebiet" auf eine der niedrigsten Stufen in Rußland zurück, und erst vor wenigen Jahren noch habe man unter den Ehsten ein wahrhaftiges Heidenthum in Gestalt der Anbetung einer heidnischen Gottheit entdeckt u. s. w. Der Autor will beweisen, daß die alte Schule von gewissen Kreisen nur deshalb gelobt werde, weil sie den Zielen der Germanisirung gedient habe. — Auf die baltische Kriminalstatistik wird auch sonst mehrfach in der russischen Presse aufmerksam gemacht. In der That — so wird darauf von anderer Seite erwidert — ist die Kriminalität im baltischen Gebiet eine sehr große, wenn man sie z. B. mit der im Gebiet der Kirgisen und Kalmücken vergleicht; dagegen ist sie eine verhältnißmäßig geringe, wenn man sie mit der Kriminalität der westeuropäischen Kulturgebiete vergleicht.

4. März. Im Ritterhause zu Arensburg wird der Landtag der öselschen Ritterschaft eröffnet.

6. „ Die Generalversammlung der livländ. adligen Güter-Kredit-Sozietät hat der livländ. gemeinnützigen und ökonom. Sozietät für die Jahre 1897 und 1898 zur Förderung gemeinnütziger Unternehmungen auf wirthschaftlichem Gebiet eine Subvention von 10,000 Rbl. jährlich bewilligt. Die Güter-Kredit-Sozietät hat durch ihr neues Statut das Recht erworben, einen Theil ihrer Ueberschüsse zu gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Förderung der Landwirthschaft, zu verwenden.

„ „ Die Rigasche Stadtverordnetenversammlung hatte am 11. Nov. 1896 beschlossen, daß die vor der der Reorganisation des Stadtgymnasiums in den Dienst getretenen Lehrer desselben das Recht auf Pensionirung nach den alten

Grundsätzen, d. h. nach dem von der Stadt festgesetzten Etat von 1882, haben sollten. Nunmehr hat aber der Minister der Volksaufklärung entschieden, daß den betreffenden Lehrern dies Recht nicht gewährt werden könne, weil der durch die Stadt 1882 aufgestellte Gagenetat nicht auf gesetzgeberischem Wege bestätigt sei. Es wird danach die Pension dieser Lehrer bedeutend geringer ausfallen, als sie bei ihrer Anstellung voraussetzten.

7. März. Das Departement für Eisenbahnangelegenheiten prüft ein von der Rybinsk-Bologojer Eisenbahngesellschaft vorgelegtes Projekt einer direkten Linie Moskau-Windau und beschließt: Die neue Bahnlinie soll von Moskau über Stockmannshof-Riga-Tuckum nach Windau führen; die Rybinsker Gesellschaft ist aber zu verpflichten, auf Verlangen der Regierung sofort auch eine direkte Linie Stockmannshof-Tuckum zu bauen.

7.—12. März. In Reval hält der Ausschuß der ehstländischen Ritterschaft seine Sitzungen ab. — Die schon im vorigen Dezember erledigte Vorlage einer neuen Kirchspielsordnung ist der Regierung zur Bestätigung vorgelegt worden.

7.—14. März. Nachdem in den kurländ. Kirchspielsversammlungen über die Deliberatorien des Landtages I. Termins abgestimmt worden ist, findet der beschließende kurländische Landtag statt.

8. März. Der „Rishski Westnik" (Nr. 56) sieht ein „Zeichen der Zeit" darin, daß die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer Reorganisation der baltischen Landschaftsinstitutionen angeblich immer tiefer in die Masse der baltischen Bevölkerung eindringe. Sogar die „von der Ritterschaft subventionirte" Zeitung „Latweeschu Awises" habe die Semstwo gelobt und gefunden, daß die Einführung derselben für das baltische Gebiet sehr nützlich sein würde. Auch in den Kreisen der Ritterschaften seien Stimmen zu vernehmen, die auf die bevorstehende Reform hinweisen, freilich immer nur behufs der Erwägung, wie man dabei die wesentlichen Grundzüge der alten Adelsverfassung bewahren und sicherstellen könne. Die offizielle ritterschaftliche Vertretung habe sich bisher der Reform gegenüber strikt ablehnend verhalten und nur immer den Wunsch ausgedrückt, die alte Verfassung zu erhalten, weil sie allen Bedürfnissen der örtl. Bevölkerung vollkommen entspreche. Jetzt werde man aber einsehen, daß die Reform unabwendbar sei, und deshalb offiziell mit eigenen Projekten hervortreten, um dadurch die Reform aller wesentlichen Bedeutung zu entkleiden.

10. März. Der Finanzminister hat das Projekt einer Valutareform aus dem Reichsrath zurückgezogen, um abzuwarten, bis die Folgen des Ukases vom 3. Januar d. J. deutlich hervortreten. Ihm ist vom Reichsrath anheimgestellt, einzelne Spezialbestimmungen über den Geldumlauf an Allerhöchster Stelle vorzulegen.

„ „ Der „Rishski Westnik" (Nr. 57) erklärt eine Reorganisation der livländischen Aerztetage für durchaus nothwendig: diese Tage hätten eine öffentliche Bedeutung und müßten daher unter die Aufsicht der Gouvernements-Medizinalverwaltung gestellt werden — natürlich mit gleichzeitiger Einführung des Russischen als offizieller Sprache. Dadurch werde man auch die auffallende Erscheinung beseitigen, daß die russischen Aerzte in Livland und die Professoren der Jurjewschen Universität an diesen Tagen nicht theilnehmen.

11. „ In Jurjew (Dorpat) wird immer mehr über die Armuth der russischen Studenten geklagt. Die russische Presse plaidirt für Gründung von Konvikten, Freitischen u. s. w.; sie bedauert, daß die örtliche Bevölkerung gar kein Interesse dafür zeige. Allgemein wird konstatirt, daß die überwiegende Mehrheit der Studenten gegenwärtig über viel geringere Existenzmittel verfügt als früher.

11. „ In der Gemeinde Ledis (Kirchspiel Lais im Jurjewschen Kreise) wird eine zweiklassige ministerielle Mädchenschule nach feierlicher Einweihung durch den orthodoxen Priester eröffnet.

12. „ In Folge der Journalverfügung der livländischen Gouvernementsregierung vom 3. Dezember a. pr., durch die den livl. adeligen Waisengerichten jede innere Korrespondenz in deutscher Sprache untersagt war, reicht das Riga-Wolmarsche adelige Waisengericht bei der livl. Gouvernementsregierung eine Beschwerde an den Dirigirenden Senat ein (auf Grundlage des Ssswod sakonow II, 586 u. Anm., Ausg. v, 1892). Die Waisengerichte Riga-Wolmar und Wenden-Walk hatten in Folge der bezeichneten Journalverfügung vier deutsche Kuratelberichte zurückweisen müssen. Darüber beschwerten sich die betreffenden Kuratoren auf Grund der Artikel 1160 und 1161 des Ssswod sakonow II. Theil 1 beim Rig. Bezirksgericht. Dieses beschloß am 6. März bei Verhandlung der ersten Beschwerde, auf dieselbe überhaupt nicht weiter einzugehen (жалобу — оставить безъ разсмотрѣнія); die drei späteren Beschwerden wurden abgewiesen (— оставить безъ уваженія). Die Motive des Gerichts waren rein formale, indem es die mehrerwähnte Journalverfügung als für die Waisengerichte bindend erachtete.

12. „ Die „Nordlivländ. Ztg." (Nr. 57 u. 58) erklärt, sie habe niemals aufgehört, dafür einzutreten, daß der Universität auf dem Heimathsboden

aus mancherlei Gründen noch immer eine Bevorzugung gebühre. Sie wünscht, daß wieder mehr Balten, abgesehen von den Theologen, in Jurjew zum Studium der Jurisprudenz und Medizin erscheinen; in der historisch-philologischen Fakultät seien freilich die Verhältnisse so schwierig, daß für diese kein Zuwachs an Balten zu erwarten sei. Trotz allem lebten die alten akademischen Traditionen doch noch immer auf dem heimischen Boden, der genius loci sei ein Imponderabil, das sich manchen Einwirkungen von außen entziehe u. s. w., u. s. w.

13. März. Die „St. Peterburgskija Wjedomosti" veröffentlichen eine Antwort des ehemaligen Rektors der Universität Dorpat, Georg von Oettingen, auf einen bereits September 1895 im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung erschienenen Artikel des Rektors der Jurjewschen Universität, A. S. Budilowitsch. Die Redaktion erklärt dabei, daß diese Antwort ihr schon im vergangenen Jahre zugegangen sei und sie beschlossen habe, die Antwort im Namen der Gerechtigkeit abzudrucken; wegen Raummangels habe sie aber „das auf jeden Fall sehr interessante Dokument" einige Zeit zurückstellen müssen. Budilowitsch hatte gegen die Männer, die von 1860—1890 die Universität Dorpat verwaltet haben, den Vorwurf erhoben, daß sie aus politischen Zwecken von der Universität all' den Segen und die Vortheile ferngehalten hätten, die mit der Annahme des allgemeinen russischen Universitätsstatuts verbunden seien. In Folge der separatistischen Bestrebungen dieser Männer seien die Jahre 1865—1890 für die Universität Dorpat eine Zeit des Verfalles gewesen. Darauf erwidert Oettingen: Die so schwer angeklagten Männer sind die Kuratoren Bradke, Graf Keyserling und Sfaburow, sowie die Mitglieder des damaligen Konseils der Universität. Die gen. Kuratoren waren Träger derselben Prinzipien, von denen sich Peter der Große leiten ließ, als er für sich und seine Nachfolger dem mit dem russischen Reich vereinigten baltischen Gebiet Autonomie verlieh, derselben Prinzipien, die Kaiser Alexander I. veranlaßten, der neugegründeten Universität jene Bedingungen zu sichern, durch die allein sie die ihr von ihm zugewiesene Hauptaufgabe erfüllen und einen lebensvollen Austausch der Gedanken und Kenntnisse zwischen Rußland und Westeuropa vermitteln konnte. Das Konseil aber wahrte die für die Freiheit der Wissenschaft nothwendige Selbständigkeit der Universität; es wollte 1863 nicht die bewährte Organisation derselben opfern, um ein reicheres Budget zu erlangen. Denn es sah in einem solchen Hilfsmittel keine sichere, geschweige denn, wie man es jetzt augenscheinlich thut, die einzige Bürgschaft für die erfolgreiche Thätigkeit der Universität. Der höhere Etat wäre unbedingt mit unerwünschten Veränderungen der inneren Organisation verbunden gewesen. — Oettingen beleuchtet darauf den angeblichen „Verfall" der Universität während der Jahre 1865—1890 und kennzeichnet durch unanfechtbare Daten, daß diese Jahre mit Recht als eine ruhmvolle Epoche der Universität gelten. Er weist auf die allgemeine Aenderung in der Organisation des studentischen Lebens hin, die der Rektor der Jurjewschen Universität erstrebe und zum

Theil schon erreicht habe: die frühere erfolgreiche freie Pflege der Wissenschaften habe einer schablonenmäßigen, zwangsweise nach vorgeschriebenen Kursen geordneten Beschäftigung Platz gemacht und in erzieherischer Hinsicht habe der Einfluß der Universität ganz abgenommen. Die Frequenz der studentischen Korporationen sei gegen früher eine sehr geringe, und damit sinke auch der Einfluß der Korporationen auf die übrige Studentenschaft. Gerade durch das korporative Leben würden die idealen Bestrebungen der Jugend geschützt und geläutert. Mit der Beseitigung der Korporationen zerstöre die Universitätsobrigkeit die Einheit der Studenten und beraube sich selbst des besten Mittels zur Beeinflussung derselben, die als zusammenhanglose, chaotische Masse geheimen Einflüssen leicht zugänglich seien. — Zum Schluß hebt Oettingen noch die gewaltige Bedeutung der Universität Dorpat für die Geisteskultur Rußlands hervor: das sei in Wahrheit „der Einfall der Deutschen", den man jetzt beseitige.

14. März. Das „Rig. Kirchenblatt" (Nr. 11) verzeichnet für die Zeit vom 24. August 1895 bis zum 10. August 1896 den Bestand der gegen evangelisch-lutherische Pastore in Livland anhängig gemachten Kriminalprozesse in rebus græcis. Danach hat in Abänderung eines Senatsukases ein Allerh. Befehl bestimmt, den Pastor Fr. Meyer zu Allendorf vom Amt zu entfernen, wobei ihm verboten ist, in Zukunft ein Predigeramt zu bekleiden (der Senat hatte am 25. Nov. 1894 das vom Petersb. Gerichtshof gleichfalls bestätigte Urtheil des Rig. Bezirksgerichts auf Kassation und 3 Monate Gefängniß bestätigt). Auf Grund des Allerh. Befehls vom 27. Juni 1894 wurden Untersuchungen gegen 8 Pastore niedergeschlagen und auf Grund desselben Befehles wurden von 13 Pastoren Erklärungen eingefordert. Neu eingeleitet wurde das Verfahren wegen Amtsvergehen in rebus græcis gegen 2 Pastore (Großberg in Nord-Rujen und Paslack in Karolen.)

„ „ [Aus den Landtags-Verhandlungen u. -Schlüssen der kurländ. Ritter- und Landschaft.] Die gesammte bisherige Repräsentation der Ritter- und Landschaft ist für das neue Triennium wiedergewählt worden. Für den Landesbevollmächtigten, den Grafen Hugo Keyserling-Ponewesh, werden 400 affirmative gegen 40 negative Stimmen abgegeben (Kurland hat zur Zeit in ritter- und landschaftlichen Fragen 485, in ritterschaftlichen Fragen 383 stimmberechtigte Güter). Der Landesbevollmächtigte ist instruirt, Sr. Majestät dem Herrn und

Kaiser durch Vermittelung des Ministers der inneren Angelegenheiten den allerunterthänigsten Dank der Ritter- und Landschaft für die Ermäßigung der Dessätinensteuer zu unterbreiten. — Weitere Instruktionen für die Vertretung der Ritter- und Landschaft behandeln Folgendes: die Ritter- und Landschaft ertheilt ihre Zustimmung dazu, daß zur weiteren Sicherung und Erhaltung des kleinen Grundbesitzes (der Agrargesinde) in Kurland die Erlasse der Kommission in Sachen der kurländ. Bauerverordnung vom 6. März und 13. Okt. 1867 auch auf diejenigen Gesinde Anwendung finden sollen, die vom Gutsherrn in Realisirung seiner erstmaligen Kaufpreis-Restforderungen zurückgekauft werden, so daß diese Gesinde als wiederum den Allerhöchst bestätigten Agrarregeln vom 6. Sept. 1863 unterliegend zu erachten sind. Von den 11,925 Gesinden der kurländischen Privatgüter sind über 90 %, also ca. 11,000 verkauft worden. Davon haben die Gutsherren während der ganzen Zeit ca. 400 Gesinde wegen Nichtzahlung der Kaufpreisreste zurückkaufen müssen. Gegenwärtig sind von diesen zurückgekauften Gesinden ca. 300 — also eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl — noch im Besitze der Gutsherren; die Absicht eines dauernden Besitzes ist aber auch in Bezug auf diese nirgends ausgesprochen worden. Der Dirigirende Senat hat noch neuerdings in Anlaß einer Anfrage des Justizministers ausdrücklich anerkannt, daß das einzelne Gesinde mit dem erstmaligen Verkaufe die ihm durch die Agrarregeln von 1863 auferlegte Beschränkung verloren habe. Aber anders als der Senat steht zu dieser Sache freilich die Staatsadministration; sie vermißt in Kurland ein „Bauerland". — Nach dem obigen von der Plenarversammlung der Repräsentation beantragten Beschlusse soll — mit rückwirkender Kraft — jeder Gutsbesitzer verpflichtet werden, ein wegen Kaufpreisrestforderungen zurückgekauftes Gesinde nicht länger als drei Jahre in eigener Bewirthschaftung zu halten und es alsdann wieder zu verkaufen oder zu verpachten, wobei dem Pächter wieder nach den Bestimmungen der Agrarregeln von 1863 das Vorpacht- und das Vorkaufsrecht nebst dem Anspruch auf Meliorationsentschädigungen zufallen. Mit der in diesem Beschluß bekundeten Absicht, den kleinen Grundbesitz möglichst zu erhalten und zu sichern, sympathisirt der kurländische Großgrundbesitz voll und ganz; man hat in Kurland längst anerkannt, daß zum gedeihlichen Wirthschaftsleben des Landes und des Volkes das Vorhandensein eines mittleren und kleinen Grundbesitzes neben den größeren Gütern eine unerläßliche Bedingung ist. Getheilt sind aber die Ansichten darüber, mit welchen Mitteln diese Absichten am besten realisirt werden und ob die Ausführung des obigen Beschlusses zu diesen Mitteln gehört. Auch wird bestritten, daß die Gouvernements-Kommission in Bauersachen überhaupt kompetent sei, einen Erlaß im

Sinne des obigen Beschlusses zu publiziren, da die Objekte, um die es sich jetzt handelt, — die verkauften Gesinde — in privatrechtlicher Beziehung nur nach den allgemeinen Gesetzen beurtheilt werden dürften; den Agrarregeln würde durch einen solchen Erlaß der ihnen ausdrücklich zuerkannte transitorische Charakter genommen. Es wird darauf hingewiesen, daß dieser Beschluß von verschiedenen Möglichkeiten, durch die ein Gesinde seinen Charakter als Wirthschaftseinheit verlieren könne, nur eine in's Auge fasse. Was geschehe, wenn ein Gutsbesitzer, ohne Kaufpreisrestforderungen zu haben, ein ihm bequem gelegenes Gesinde kaufe? Wie könne ein Gesetz dem Käufer eines Gesindes, je nachdem er zugleich der Gutsbesitzer sei oder nicht, oder wenn er es sei, je nachdem er noch einen Kaufpreisrest zu fordern habe oder nicht, ganz verschiedene Nutzungsrechte zuweisen? Ganz besonders aber wird betont, daß in der Realisirung dieses Beschlusses der erste Schritt zur Einführung des Bauerlandes und zur Ziehung des „rothen Striches" erblickt werden müsse — also zu einer Entwickelung, die bisher in Kurland gerade auch im Interesse des kleinen Grundbesitzes sorgfältig vermieden worden sei. Auf dem Landtage I. Termines wurde von allen Seiten anerkannt, daß für die durch den beantragten Beschluß angebahnte Richtung innere Gründe nicht vorhanden seien. Dem gegenüber wies der Landesbevollmächtigte darauf hin, daß gewisse Gefahren die ganze kurländische Agrargesetzgebung bedrohten; diese könnten nur beseitigt werden, wenn man die verlangte Instruktion — den obigen Beschluß — bewillige. Die Abstimmung im Lande ergab für diese höchst wichtige Frage, daß eine starke Minorität (166 gegen 270) nicht damit einverstanden war, die hypothekarisch vom Gut abgeschiedenen und in freies Eigenthum übergegangenen Gesinde wieder unter die Agrarregeln von 1863 zu stellen, sondern bei der Ansicht blieb, man könne den erwähnten Gefahren auch begegnen, ohne die bisher zum Heil des Landes aufrechterhaltenen agrarpolitischen Grundsätze zu durchbrechen. — Zur Gründung einer Irrenanstalt in Kurland sollen die geeigneten Schritte gethan werden. Private Unternehmungen zur Förderung des Medizinalwesens auf dem Lande sind nach Möglichkeit aus Prästandenmitteln zu unterstützen und zu erweitern. Für die kurländischen Vereine zur Bekämpfung der Lepra ist die Hergabe von Mitteln aus den Gouvernements-Prästanden in dem Maße anzustreben, daß alle kurländischen Leprösen unentgeltlich in den Leprosorien verpflegt werden können, ohne daß die Landgemeinden zu Zahlungen für ihre Leprösen herangezogen werden. Dabei soll aber die Selbständigkeit der gen. Vereine in keiner Weise beeinträchtigt werden. — Es soll energisch dahin gewirkt werden, daß das herzogliche Archiv zu Mitau der wissenschaftlichen Benutzung erschlossen werde, eventuell ist um dessen Uebergabe an die

Ritterschaft oder an das kurländ. Provinzial-Museum zu petitioniren. — Die ritterschaftl. Stipendien für Studirende der Theologie können auch an Personen vergeben werden, die den theologischen Kursus in Dorpat bereits absolvirt haben, sich aber noch einer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung unterziehen wollen. Zu diesem Zweck können die Stipendien aus den der Repräsentation für Bildungszwecke zur Disposition gestellten Mitteln erhöht oder vermehrt werden. Die Repräsentation ist ermächtigt, „die Gründung einer Pension herbeizuführen oder aber eine solche zu subventioniren, die nach Möglichkeit die heimathlichen Bedingungen nach Petersburg verpflanze, um den die dortigen Schulen besuchenden Kindern die Kontinuität konservativer Einflüsse zu garantiren". — Die im letzten Triennium an den für Bildungszwecke bewilligten Mitteln gemachten Ersparnisse im Betrage von 18,000 Rbl. werden wiederum für den gleichen Zweck zur Disposition gestellt. — Es soll dahin gewirkt werden, daß die Zölle auf landwirthschaftliche Maschinen aufgehoben oder wenigstens herabgesetzt werden; daß die für Chausséebauten disponiblen Mittel auch zum Bau von Zufuhrbahnen benutzt werden dürfen; daß bei der eingetretenen bedeutenden Verschlechterung der Landwege Kurlands die früheren Strafbestimmungen für schlechten Wegebau wieder in Kraft treten; daß der gesetzliche Bodenkataster herabgesetzt und die Umlage der Dessätinensteuer wieder auf Grund des früher giltigen Repartitionsmodus durchgeführt werde. (Während nach dem 1874 Allerhöchst bestätigten Modus die Dessätinensteuer nur von Acker und Wald erhoben wurde, werden durch ein Allerh. am 22. April 1896 bestätigtes Reichsrathsgutachten auch Wiesen und Weideland in gleicher Norm mit dem Walde zur Besteuerung herangezogen.) — Es sind Maßnahmen gegen das starke Ueberhandnehmen des Wilddiebstahles, zu einer besseren Hege und Pflege des Wildstandes in den Kronsforsten und zu einer entsprechenden Regelung der Jagd in denselben anzustreben; die Einführung einer staatlichen Hundesteuer von 1 Rbl. pro Hund auf dem Lande wird befürwortet. Zur Begründung eines Landgestütes nach dem Muster des livländ. Landgestütes Torgeln sollen bei der Staatsregierung die geeigneten Schritte gethan werden.

Auf Grund einer vom Lande den Landboten II. Termines ertheilten Vollmacht ist eine Reihe von Emendationen der bestehenden Landtagsordnung beschlossen worden.

Das Budget der Ritter- und Landschaftskasse pro 1. Dez. 1896 bis 1. Dez. 1899 balancirt im Jahresbetrage mit 88,000 Rbl. Auf Schulangelegenheiten und Bildungszwecke fallen 41,400 Rbl., auf kirchliche Angelegenheiten 8583 Rbl., auf Heil- und Wohlthätigkeitsanstalten 4180 Rbl., auf andere gemeinnützige und auf wissenschaftliche Zwecke 8793 Rbl., auf Pensionen und Unterstützungen 7310 Rbl. Die Willigungen zu wissenschaftlichen Zwecken betreffen in der Höhe von 2300 Rbl. jährlich Urkunden-Editionen zur Landesgeschichte und mit einem jährlichen Zuschuß von 1000 Rbl. den Etat der kurländ. Gesellschaft für Litteratur und Kunst. Unter den Summen für Bildungszwecke befindet sich eine Jahressubvention von 2000 Rbl. für das Rig. polytechnische Institut. (Für dieses war im vorigen Triennium der gleiche Betrag gewilligt, doch zugleich war der Ritterschaftskomité instruirt und bevollmächtigt, den Betrag während des Trienniums eventuell auch zurückziehen zu können. Eine solche Instruktion ist jetzt in Wegfall gekommen. Die beiden Schwesterprovinzen zogen sich von der Subventionirung des Polytechnikums zurück, als die gegenwärtig durchgeführte Reorganisation desselben beschlossen wurde. — Eine über das Jahr 1897 hinausgehende Willigung für die Herausgabe der Zeitung „Latweeschu Awises" hat das Land zunächst abgelehnt; doch beschloß der Landtag II. Termines aus formalen Gründen diese Frage nochmals dem Lande zur definitiven Entscheidung vorzulegen. Die Aenderung des Verhältnisses zwischen der Ritterschaft und den „Latweeschu Awises" und die in dieser Beziehung im Lande vorhandenen Meinungsverschiedenheiten hängen mit dem am 1. Januar 1896 erfolgten Rücktritt des Redakteurs Th. Neander zusammen. Bei der Lösung des Vertrages zwischen letzterem und der Ritterschaft ergaben sich Divergenzen in den Rechtsanschauungen der Ritterschaftsvertretung und Th. Neanders. Diese Divergenzen fanden keine richterliche oder schiedsgerichtliche Erledigung, boten aber Anlaß zu längeren Verhandlungen des Landtages. Bei der Abstimmung über darauf bezügliche Anträge billigte das Land mit starker Majorität das Verfahren seiner Vertretung. Dabei nahm das zur Majorität gehörende Kirchspiel Mitau „gern die Gelegenheit wahr, dem ehemaligen Redakteur der „Latweeschu Awises", Herrn Th. Neander, in Uebereinstimmung mit den wiederholten anerkennenden Kundgebungen der Landtage früherer Zeit für seine langjährige verdienstvolle Leitung dieses Blattes in echt christlich-konservativer Gesinnung warm empfundenen Dank auszusprechen".)

Aus den ausschließlich ritterschaftlichen Angelegenheiten:

In Abänderung ihres früheren Beschlusses normirt die Ritterschaft nunmehr als ausschließliche Bedingung für die Qualifikation eines Kandidaten zum Amte eines Direktors des Irmlauschen Seminars, daß derselbe evangel.-lutherischer Konfession sein müsse. (Am 5. Oktober 1891 normirte die Ritterschaft auf ihren Kreisversammlungen als erste Bedingung für ein dem Minister der Volksaufklärung vorzustellendes Statut ihres Volkslehrer-Seminars die Beibehaltung der deutschen und theilweise lettischen Unterrichtssprache neben dem sehr verstärkten Unterricht in der russischen Sprache; eine zweite Bedingung war, daß der Direktor der Anstalt ein evangelisch-lutherischer Theologe sein müsse. Der Minister lehnte die erste Bedingung ab. Darauf beschloß das Land 1894 zum Landtage II. Termines, daß das Seminar eingehen solle, und bestimmte, daß die Gebäude nebst dazu gehörigem Inventar und Grundstück zur Gründung eines Irrenhauses zu benutzen seien. Allein auf den Kreisversammlungen im Herbst 1894 änderte das Land seinen Willen und beschloß auf Antrag des neugewählten Landesbevollmächtigten, des Grafen Hugo Keyserling, behufs Weitererhaltung des Seminars die Bedingung der deutschen und theilweise lettischen Unterrichtssprache fallen zu lassen. Nun stieß aber auch die zweite Bedingung, die die Wahl des Seminardirektors auf einen evangel.-lutherischen Theologen beschränkte, im Ministerium auf entschiedenen Widerspruch. Die Plenarversammlung der Repräsentation beantragte deshalb, anstatt der absoluten Einschränkung in das Statut den Ausdruck aufzunehmen, daß das Amt „vorzugsweise" mit evangelisch-lutherischen Theologen zu besetzen sei. Das Land hat jetzt dem Vorschlage der Landboten entsprechend obige Fassung gewählt.)

Die Ritterschaft spricht den Wunsch aus, daß in Zukunft bei Ehrenhändeln zwischen ihren Gliedern oder einem derselben und Angehörigen anderer ritterschaftlicher Korporationen oder Stände versucht werde, die Angelegenheit gemäß dem Gutachten eines von den Parteien ad hoc einzuberufenden Ehrenrathes friedlich beizulegen. Dieser Ehrenrath ist für jeden einzelnen Fall derart zu konstituiren, daß jede Partei ihren Vertrauensmann und diese wieder gemeinsam einen Obmann wählen. Können sich die Vertrauensmänner über die Person des Obmannes nicht einigen, so soll der nächste örtliche Kreismarschall zum Obmann erbeten werden. Gelingt es dem Ehrenrathe nicht, einen Ausgleich durch abzugebende Erklärungen zu finden, oder wird sein Vorschlag von den Parteien nicht akzeptirt, so erlischt damit die Thätigkeit des

Ehrenrathes. — Das Budget der Ritterschaftskasse für das Triennium bis 1. Dez. 1899 balancirt mit 53,000 Rbl. jährlich. Davon fallen in Jahresbeträgen auf Pensionen und Unterstützungen (u. a. Stipendien für Theologen) 6290, auf einen Beitrag zur Mehrung geistlicher Arbeitskräfte 2000 Rbl., auf den Unterhalt des Irmlauschen Seminars 5700 Rbl., der adeligen Waisengerichte 9200 Rbl., auf den Etat der Ritterschaftsbeamten, auf Kanzleiausgaben, Erhaltung des Ritterhauses u. s. w. 27,516 Rbl.

Der Landesbevollmächtigte berichtete dem Landtage II. Termines über die für das Land gegenwärtig wichtigste Frage, über die geplante Reform der Prästanden-Organisation. Danach hat der Minister des Innern den Landesbevollmächtigten bei dessen letzter Anwesenheit in Petersburg mündlich ersucht, ihm seine (des Landesbevollmächtigten) Ansicht über die dem Minister durchaus nothwendig erscheinende Reorganisation des kurländischen Prästandenwesens schriftlich mitzutheilen. Eine Diskussion dieser Angelegenheit auf dem gegenwärtigen Landtage hielt der Landesbevollmächtigte für verfrüht, stellte aber den Landboten das Material für diese Frage zur Verfügung, unter anderem auch eine deutsche Uebersetzung des russischen Semstwo-Gesetzes vom Jahre 1890 und ein Exposé, das die wesentlichsten Semstwo-Bestimmungen mit dem Projekt einer Kreis- und Kirchspielsordnung vom Jahre 1885 und dem Steuerreform-Projekt der Plehwe'schen Kommission v. J. 1889 vergleicht. Zu Interpellationen in dieser Frage kam es nicht, wohl aber waren in Folge von im Publikum zirkulirenden Nachrichten über die geplante Einführung der russischen Landschaftsinstitutionen in Kurland die Vertreter von zwei Kirchspielen bereits instruirt, jede sachliche Behandlung der Semstwo-Frage ohne vorherige Befragung des Landes auf einem außerordentlichen Landtage oder auf einer brüderlichen Konferenz abzulehnen.

(Während das Prästandenwesen in Liv- und Ehstland unter der Verwaltung der Landrathskollegien steht, ist es in Kurland durch einen Ukas vom 10. Dez. 1874 einem „Gouvernements-Anordnungskomité" unterstellt. Dieser Komité ist eine sogen. „gemischte" Behörde, d. h. der

Gouverneur ist Präses derselben und zu den Gliedern gehören neben vier oder noch mehr Regierungsfunktionären auch der Landesbevollmächtigte und das Mitauer Stadthaupt. Wenn jetzt über die kurländ. Prästanden-Organisation an der maßgebenden Regierungsstelle sehr ungünstig geurtheilt wird, weil sie „jeden nothwendigen wirthschaftlichen Fortschritt hemme", so ist nicht zu vergessen, daß die kurländ. Ritter- und Landschaft bereits in früherer Zeit Vorschläge zu einer Aenderung derselben gemacht hat, daß diese Vorschläge aber bisher keine Berücksichtigung gefunden haben. — Das kurländ. Prästanden-Budget für das mit dem Jahre 1896 begonnene Triennium balancirt mit 291,545 Rbl. (jährlich 97,181 $^2/_3$ Rbl.) Im Ausgabe-Budget sind dabei „zur Bildung eines Kapitals für Wegebauten" 166,564 Rbl. angesetzt. Dieser Posten ist aus dem Wegfall derjenigen Ausgabesummen zu erklären, die bisher zum Unterhalt der Friedensrichterinstitutionen und der Organe für Bauerangelegenheiten verwandt werden mußten, nun aber durch ein Allerhöchst am 1. Juni 1895 bestätigtes Reichsrathsgutachten aus den Gouvernements-Prästanden ausgeschlossen sind und aus den Mitteln der Reichsrentei bestritten werden müssen. Die Staatsregierung hat zugleich bestimmt, daß diese auf solche Weise freigewordenen Summen nach wie vor zu erheben, aber den lokalen Bedürfnissen, in erster Reihe dem Wegebau, dienstbar zu machen seien. Doch soll ihre Verausgabung nicht dem Ermessen des Anordnungkomités überlassen, sondern durch besondere gesetzliche Bestimmungen geregelt werden; eventuell seien zu diesem Zwecke neue Organe zu schaffen. Das gegenwärtige Anordnungskomité hat ein Projekt ausgearbeitet, um es zunächst dem Finanzministerium vorzustellen.)

14. März. Eine Zirkularvorschrift des Ministers des Innern an die Gouverneure beantwortet das Gesuch einiger Landschaften und Kommunen, die an Ort und Stelle verbliebenen zweiten Exemplare der Zählungsbogen statistisch verwerthen zu dürfen: Jede Benutzung dieses Materials bleibt so lange streng verboten, bis die Hauptzählungskommission die Richtigkeit aller ihr zugegangenen ersten Exemplare geprüft und die lokalen Zählungsorgane davon benachrichtigt haben wird.

15. „ Der Finanzminister hat in Anlaß des Gesuches der Rigaschen Stadtverordnetenversammlung eine nochmalige Prüfung der Frage, ob die Bahn Swenziany-Bauske nach Mitau oder nach Riga weitergeführt werden soll, im Eisenbahndepartement unter Zuziehung von Vertretern der lokalen Interessen angeordnet.

17. März. Der Minister der Volksaufklärung hat am 6. März bestimmt: Es ist an allen Universitäten den Professoren des russischen Zivilrechts anheimgestellt, in den Kursus des Zivilrechts auch das Privatrecht der Ostseeprovinzen gemäß den von den Fakultäten verfaßten und von den Universitäts-Konseils gebilligten Entwürfen aufzunehmen. Hörer der Kurse können, wenn sie es wünschen, einer besonderen Prüfung im Privatrecht der Ostseeprovinzen unterzogen werden und erhalten dann darüber ein spezielles Zeugniß, ohne daß dasselbe in ihr Diplom aufgenommen wird.

„ „ Der öselsche landwirthschaftliche Verein beschließt, eine Ackerbauschule zu gründen und zu diesem Zwecke die Staatsregierung sowie auch das öselsche Landrathskollegium um eine Unterstützung zu bitten.

„ „ Die Plenarversammlung des kurländischen Ritterschaftskomités beschließt die Einberufung einer allgemeinen Konferenz (d. h. einer brüderlichen Konferenz oder eines Virillandtages) zum 4. Juni d. J. Dazu soll sofort die ministerielle Genehmigung der Konferenz nachgesucht werden. Der Konferenz soll am 2. Mai eine „Notabeln-Versammlung" vorausgehen, zu der alle früheren Landesbevollmächtigten, Landbotenmarschälle, Kreismarschälle und Ober-Einnehmer eingeladen werden.

19. „ Der Minister des Innern bestätigt eine neue Agende für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland. An ihr ist während mehrerer Jahre unter hervorragendem Antheil des Pastors Müthel von St. Annen in Petersburg gearbeitet worden; sie soll am 1. Advent a. c. in Gebrauch kommen.

20. „ Dem Dr. Friedrich Georg von Bunge, der, in Wiesbaden lebend, am 1. März sein 95. Lebensjahr vollendet hat, lassen die vier baltischen Ritterschaften eine Adresse überreichen, um ihm mit ihren Glückwünschen den aufrichtigsten Dank für die vielfachen Arbeiten auszusprechen, die er im Interesse und zum Nutzen der baltischen Heimath geleistet hat. Vor allem, heißt es, gebühre ihm der Dank aller Bewohner der baltischen Provinzen für die Kodifikation des balt. Privatrechtes — des monumentalsten Zeugnisses

seiner wissenschaftlichen Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsfähigkeit. „Wenn dieses Werk den Wandel der Zeiten überdauert hat und noch gegenwärtig die Grundlage des balt. Rechtslebens bildet, so ist das ein Beweis dafür, auf wie festem Boden dasselbe aufgebaut ist." — Die Ritterschaften übergeben zugleich eine Ehrengabe von 5000 Rbl., die Städte Riga und Reval eine solche von 1500 Rbl.

20. März. Baschmakow, früher Präsident des Hasenpoth-Grobinschen Friedensrichterplenums, veröffentlicht im „Nabludatel" einen Artikel über die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen. Er geht dabei von den Exzessen aus, die im vorigen Jahre bei der Introduktion des Predigers in Oberpahlen stattfanden. Bekanntlich sind die durch die künstliche Agitation einer verschwindenden Minorität hervorgerufenen Unruhen in der Oberpahlenschen Gemeinde längst geschwunden, nachdem ruhige Erwägung die Leute einsehen ließ, daß der gesetzlich eingeschlagene Weg der Pfarrbesetzung entschieden zum Heile und Segen der Kirchengemeinde gereicht hat. Baschmakow führt nun aus: Während bisher in den Ostseeprovinzen Deutsche, Letten und Ehsten stets unter einander unversöhnbare Elemente waren, sind jetzt die herrschenden baltischen Kreise mit unnachahmlicher Gewandtheit und List bestrebt, alle Schichten der Bevölkerung im Schoße des Lutherthums zu vereinigen; gerade aus den jungehstnischen und junglettischen Strömungen, die sie noch vor kurzem als anarchistische Wühlereien bei der Regierung anklagten, wollen sie jetzt ein Bollwerk des Baltenthums gegen Rußland machen. Dabei ist die schädlichste Erscheinung im baltischen Gebiet auch durch die letzten Reformen noch lange nicht beseitigt worden; denn noch immer werden mit dem Namen der obersten Gewalt nicht wenige Elemente der „baltischen Gesetzlichkeit" gedeckt, die vom Standpunkte des russischen staatlichen Lebens als äußerst schädlich gelten müssen, weil sie unsichtbare Aussäer des alles ergreifenden Germanenthums sind. Noch immer steht die „baltische Gesetzlichkeit" in vollständigem Gegensatz zu dem so klar zum Ausdruck gelangten Willen der russischen Selbstherrscher. Daher ist es absolut nothwendig, den Weg, der durch die Gesetzgebung Alexanders III. vorgezeichnet ist, zu Ende zu wandeln und das auf die Initiative des Grafen N. P. Ignatjew und des unvergeßlichen N. A. Manassein begonnene Werk zu beenden; bis jetzt hat uns der 9. Juli 1889 (das Gesetz über die Reorganisation des Justizwesens) nur einen Splitter des allgemeinen Werkes gegeben. Nachdem man aber einmal begonnen hat, Livland mit russischen Säuren aufzulösen, darf man nicht ruhen, bevor die Auflösung ganz und gar vollzogen ist. Vor allem ist es jetzt dringend nothwendig, die kirchliche Organisation des baltischen Gebietes und ihre Hauptgrundlage, das Statut der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland vom Jahre 1832, einer durchgreifenden Revision zu unterwerfen. Die materielle Sicherstellung der Pastoren, das Patronatsrecht, die ausschließliche Herrschaft des Deutschthums in der Kirchenverwaltung

und andere schreiende Ungerechtigkeiten werden ein reiches Material liefern. In dieser Beziehung sind die staatlichen Interessen völlig identisch mit denen der baltischen Volksmasse; beide verlangen ein wahrhaft tolerantes kirchliches Programm, nach dem die Seelen der gläubigen Ehsten und Letten nicht mehr dem Deutschthum, sondern Gott zugeführt werden. Deswegen muß die deutsche Kirchenverwaltung von der ehstnischen und lettischen streng geschieden werden. Warum kann es in Riga nicht auch ein lettisches und ein ehstnisches evangelisch-lutherisches Konsistorium geben, warum können nicht neben dem deutschen auch ein lettischer und ein ehstnischer Superintendent ernannt werden und warum sollen nicht auch die Hauptorgane der lutherischen Kirche in St. Petersburg nach denselben Prinzipien eingerichtet werden? Gott verhüte, daß wir, um angebliche „gesellschaftliche Stützen" zu befestigen, in Wirklichkeit eine Einheit aufrechterhalten, die nur im Interesse der deutschen Kultur wünschenswerth ist. Es ist Zeit, daß wir ohne den Beistand „baltischer Vormünder" unsere inneren Angelegenheiten ansehen. — Die deutsche St. Petersburger Zeitung erklärt, sie reproduzire diese haßerfüllten Verhetzungen und Unwahrheiten als ein schmerzliches Zeugniß dafür, daß die Epoche des Friedens und des Verständnisses für alle Unterthanen unseres Kaiserreiches, wie sie in der letzten Zeit von vielen wahren russischen Patrioten herbeigewünscht und prophezeit worden sei, noch immer nicht anbrechen wolle.

20. März. Stadtverordnetenversammlung zu Jurjew: Ein Reskript des Gouverneurs theilt mit, daß das Gesuch um Aufhebung des Verbotes, Kredite für unvorhergesehene Ausgaben in die Budgetvoranschläge aufzunehmen, vom Minister des Innern abschlägig beschieden worden sei, weil eine solche Kompetenz der Stadtverwaltungen den bestehenden Gesetzen nicht entspreche. (Siehe Balt. Chronik vom 7. Nov. 1896). — Der Kurator des Rig. Lehrbezirks hat die Stadt um Subventionirung eines Mädchengymnasiums ersucht, das er in Jurjew gründen will, sowie um Zuweisung eines für eine solche Anstalt geeigneten Hauses. Das Stadthaupt weist auf das traurige Faktum hin, daß die städtischen Einnahmen bedeutend zurückgegangen und für die Zukunft keinerlei Anzeichen einer Besserung vorhanden sind; ein geeignetes städtisches Gebäude sei nicht vorhanden. Die Versammlung beschließt mit allen gegen drei Stimmen, dem Kurator mitzutheilen, daß die Stadt nicht in der Lage sei, die projektirte Anstalt materiell zu unterstützen. Der Vertreter des orthodoxen geistlichen Ressorts, Professor Zarewski, dessen Antrag, zu Gunsten der projektirten Anstalt andere städtische Ausgabeposten zu streichen

und das bisher einer privaten Töchterschule eingeräumte städtische Haus dem Kurator zur Verfügung zu stellen, abgelehnt wird, giebt sein Separatvotum zu Protokoll, wonach die Stadtverwaltung die Nothlage der städt. Bevölkerung völlig ignorire. (Thatsächlich bestehen in Jurjew bereits vier höhere Töchterschulen.)

21. März. Die Frage, wohin die Bahn Swenziany-Bauske ausmünden soll, wird im Departement für Eisenbahnangelegenheiten in Gegenwart von Vertretern der Städte Riga und Mitau, des Rig. Börsenkomités und des Bauskeschen Kreises nochmals geprüft. Mit Zustimmung der Ersten Gesellschaft für den Bau von Zufuhrbahnen in Rußland wird beschlossen, daß sowohl eine Linie Bauske-Riga als auch eine Linie Bauske-Mitau gebaut werden soll.

21. „ Nach dem vorläufigen Staatskassenausweise betrugen im Jahre 1896 die ordentlichen Einnahmen 1369 Millionen Rbl. (im Vorjahre 1250 Mill. Rbl.), die ordentlichen Ausgaben 1238 Mill. Rbl. (im Vorjahr 1133), was somit einen Ueberschuß von 131 Millionen ergiebt. Im Extraordinarium betrugen aber die Einnahmen 43, die Ausgaben 253 Mill. Rbl., was also ein Defizit von 210 Mill. ergiebt. Im Gesammtbudget betrug danach das Defizit 79 Mill. Rbl. (im Vorjahre 94). Dieses Defizit wurde wieder aus dem freien Baarschatze der Reichsrentei gedeckt. Im letzteren blieben nach der Deckung am 1. Januar 1897 noch 250 Mill. Rbl. (am 1. Januar 1896 blieben 274 Mill. Rbl.) — In dem realisirten Budget von 1896 fallen beträchtliche Minderbeträge bei mehreren wichtigen Posten auf, die mit der wirthschaftlichen Lage der großen Masse der Bevölkerung in Zusammenhang stehen, besonders bei der Immobiliensteuer, den Loskaufszahlungen, der Branntwein- und Zucker-Akzise.

„ „ Unter dem Vorsitz des Justizministers hat eine Kommission beschlossen: Die bisherigen Kommerzgerichte sollen als besondere Abtheilungen den Bezirksgerichten einverleibt werden, und an den Verhandlungen kommerzieller Klagesachen sollen auch Vertreter des Handels und der Industrie theilnehmen.

23. März. Nachdem vor nicht langer Zeit der „Swjet" und die „Nowoje Wremja" dringend dafür plaidirt hatten, daß die Regierung aufhöre, für

die Bildung in den Grenzprovinzen zu sorgen, und alle Mittel für die Volksbildung ausschließlich den zentralen Gouvernements zuwende, untersuchen nun auch die „Moskowskija Wjedomosti" diese Frage und kommen zu einem ganz anderen Resultat. Sie wünschen, daß gerade in den Grenzlanden noch weit mehr als bisher Regierungsmittel für die Volksschulen verwendet würden. Wenn das nicht geschehe, sei besonders im Weichselgebiet und in den baltischen Gouvernements die russische Schule nur auf die Armuth der Bauern angewiesen; denn die gebildete Bevölkerung, der Adel und die fremdgläubige Geistlichkeit, verhielte sich ja zur russischen Schule ganz feindselig. Eine richtig organisirte russische Volksschule würde aber gerade den Einfluß jener Rußland feindlichen Elemente paralysiren. Dabei seien gewiß an und für sich solche Schulen wünschenswerth, die nicht nur Bildung und nützliche Kenntnisse verbreiteten, sondern auch eine missionarische Bedeutung hätten; aber in den Grenzlanden müsse die Missionsthätigkeit der Schule zunächst noch hinter die staatlichen Aufgaben derselben zurücktreten. Man müsse den Fremdgläubigen Schulen bieten, die ihnen volles Vertrauen einflößten und ihnen in keinem Stück verdächtig oder gefährlich erschienen. Denn die Fremdvölker kämen sehr schwer zu der Ueberzeugung, daß die russische Regierung wirklich für die Wohlfahrt und Ruhe aller Unterthanen sorge und den Glauben und die Sitten derselben nicht antaste. — Der Direktor der Volksschulen im Kownoschen Gouvernement theilt seinem Lehrerpersonal folgende Anordnung des Kurators des Wilnaschen Lehrbezirks mit: „Die Thüren der Volksschulen müssen für alle Personen der örtlichen Bevölkerung, die sich mit dem Gange und Charakter des Unterrichts bekannt machen wollen, geöffnet sein. Dabei sollen die Lehrer sich bemühen, auf der Höhe ihrer Aufgabe zu stehen, um auf die Besucher einen durchaus wohlgefälligen Eindruck zu machen und bei ihnen alle vorhandenen Vorurtheile gegen die Volksschule zu zerstreuen".

24. März. In Mitau finden die Wahlen der Stadtverordneten statt: vom früheren Bestande werden 30 Stadtverordnete wiedergewählt, 13 werden neu gewählt. Eine sogenannte Oppositionspartei hat 20 eigene Kandidaten aufgestellt, von denen 6 gewählt werden, so daß der künftige Bestand dieser Partei auf ca. 13 Glieder berechnet wird.

25. „ Die Kaiserl. Livländische gemeinnützige und ökonomische Sozietät fordert sämmtliche landwirthschaftliche und diesen verwandte Vereine der Ostseeprovinzen auf, zu einer auf den 7. Mai a. c. anberaumten Versammlung in Riga Vertreter zu schicken, um über die Opportunität einer von verschiedenen Seiten gewünschten IV. baltischen landwirthschaftlichen Zentralausstellung zu berathen.

27. März. Auf Befehl des Ministers der Volksaufklärung vollzieht der Direktor des Charkowschen technologischen Institutes Kirpitschew eine Revision des Unterrichts am Rigaschen polytechnischen Institut.

„ „ Ein Allerhöchster Befehl hebt in den neun westlichen Gouvernements die seit 1863 von den Gütern der Personen polnischer Herkunft erhobene Prozentsteuer vom 1. Januar d. J. ab auf.

29. „ Nach dem Vorschlage des Rig. Erzbischofs befiehlt der heiligste Synod, in der Rigaschen Eparchie zwei neue selbständige Kirchspiele zu eröffnen: 1) im Flecken Joachimsthal im Wesenbergschen Kreise mit einem Kronsetat von 2500 Rbl.; 2) im Flecken Smilten im Walkschen Kreise mit einem Kronsetatat von 2150 Rbl.

30. „ Die örtlichen Regierungsbehörden sind angewiesen worden, von den örtlichen Konsuln fremder Staaten künftig keine Schriftstücke entgegenzunehmen, die nicht in russischer Sprache verfaßt sind.

„ „ Der Rig. Börsenkomité hatte am 14. März a. c. beim Minister der Kommunikationen ein Gesuch eingereicht, um Maßregeln zur Beschleunigung der Getreidetransporte überhaupt, besonders aber derjenigen von der Ssamara-Slatouster Bahn nach Riga, zu bewirken. Der Minister theilt nun dem Komité mit, daß der genannten Bahn eine bedeutende Verstärkung an rollendem Material zugewiesen und die Verwaltung angewiesen sei, den Versand von Gütern nach Riga und Reval möglichst zu beschleunigen. — Aus den Daten, die der Regierungsanzeiger über die Frachtenbewegung in ganz Rußland veröffentlicht, ergiebt sich, daß durchschnittlich von den wöchentlich zu befördernden Waggons beinahe ein Viertel zurückbleiben muß. Nach der Ansicht eines hervorragenden Fachmannes, des Generals v. Wenndrich, ist daran weniger die geringe Zahl der Lokomotiven und Waggons schuld, als vielmehr die mangelhafte Organisation der einzelnen Verwaltungen, die ihr Material nicht auszunutzen verständen; das ganze Verkehrswesen werde durch Formalismus und Bureaukratismus auf's ärgste geschädigt.

31. März. Mit Allerh. Genehmigung J. M. der Kaiserin Maria Feodorowna, der Protektrice der russischen Gesellschaft des Rothen Kreuzes, werden an allen Kassen des Rothen Kreuzes Sammlungen eröffnet, um Kolonien von Leprakranken zu gründen. Dort sollen die Leprösen unter Aufsicht der Verwaltung des Rothen Kreuzes verpflegt werden. — Der „Nishski Westnik" plaidirt lebhaft für die Verschmelzung der baltischen Lepravereine mit der russischen Gesellschaft des Rothen Kreuzes; man müsse ohne jede „deutsche Absonderung" in allen Theilen des Reiches gleichmäßig die Lepra bekämpfen.

1. April. Auf der sibirischen Bahn wird die Brücke über den Ob dem Verkehr übergeben und damit der durchgehende Eisenbahnverkehr bis Krassnojarsk eröffnet.

„ „ Das Zirkulär für den Rig. Lehrbezirk theilt mit, daß der Minister der Volksaufklärung in Folge von Gesuchen der betreffenden Gemeinden angeordnet hat: im Rig. Kreise wird die bisher einklassige ministerielle Volksschule zu Treiden in eine zweiklassige verwandelt, und im Arensburgschen Kreise wird für die Gemeinden von Groß-Moon und Hellam eine neue zweiklassige ministerielle Volksschule eröffnet. — Der Minister hat ferner verfügt, daß nach dem Vorschlage der Verwaltung des Lehrbezirks auch in der Roopschen Gemeinde des Jurjewschen (Dorpater) Kreises eine neue zweiklassige ministerielle Schule eröffnet werden soll.

2. „ Stadtverordnetenversammlung zu Reval: Das Verbot des Handels an Sonn- und Feiertagen (vgl. Balt. Chr. v. 11. Dez. 1896) war von der Gouvernements-Session nicht bestätigt worden, weil die Städteordnung den Städten nur das Recht gebe, die Zeit der Eröffnung und Schließung der Handels- und Gewerbeanstalten an Feiertagen zu bestimmen, nicht aber den Handel an diesen Tagen ganz zu verbieten. Die Versammlung beschließt in Folge dessen, den Handel an Sonn- und Feiertagen auf die Zeit von 7—9 Uhr Morgens zu beschränken, und behält sich für den Handel mit geistigen Getränken noch spezielle Bestimmungen vor.

4. April. Ein Allerh. bestätigtes Reichsrathsgutachten hat entschieden: Die Kosten für die Behandlung der von tollen

Hunden gebissenen Personen auf den bakteriologischen Stationen haben die Landschaften oder die Gouvern.-Prästandenkassen zu tragen.

5. April. Der Minister des Innern hat sämmtliche Gouverneure des Reichs aufgefordert, streng darauf zu achten, daß die Stadtverwaltungen beim Vergeben von Konzessionen zu städtischen Unternehmungen nicht ihre Kompetenzen überschreiten und nichts beschließen, was den Interessen der Bevölkerung widerspricht.

5. April. „Moskowskija Wjedomosti" und „Russkoje Obosrenije" untersuchen die Ursachen der Frequenzabnahme an der Jurjewschen Universität und finden, daß diese Thatsache nur durch die ungenügende Russifizirung der Universität zu erklären sei. Das allgemeine russische Universitätsstatut werde noch immer nicht vollständig angewendet, der Etat sei ebenfalls noch nicht dem der anderen russischen Universitäten gleichgestellt und die Vorlesungen fänden noch immer in drei Sprachen statt: in reinem Russisch, in schlechtem Russisch und in deutscher Sprache. Beseitige man diese Uebelstände, so werde die Frequenz ohne Zweifel sehr rasch steigen.

7. April. Allerhöchst wird ein Reichsrathsgutachten bestätigt, wodurch die Staatsabgabe von den Pässen mit bestimmten Ausnahmen für sämmtliche russische Unterthanen aufgehoben wird. Ausgenommen von dieser Befreiung sind die Pässe in's Ausland, die Pässe der nach Rußland kommenden Ausländer und die Pässe der Bewohner des Zarthums Polen. Die Staatseinnahmen erleiden dadurch einen Ausfall von ca. $4\frac{1}{2}$ Mill. Rbl., um welche Summe die Steuerlast hauptsächlich der unteren Klassen erleichtert wird.

„ „ Die wegen Reorganisation des Arensburgschen Gymnasiums von der Verwaltung des Lehrbezirks mit der Oeselschen Ritterschaft geführten Verhandlungen sind beendet. Das Gymnasium erhält das allgemeine russische Gymnasial-Statut mit dem herabgesetzten Etat. Präses des Schulkollegiums soll, wie bisher, der Ehrenkurator sein.

„ „ Die Residenzblätter behaupten, daß ein vor vier Jahren im Ministerium des Innern ausgearbeitetes Projekt der Einführung der Landschaftsinstitutionen im baltischen Gebiet jetzt von einer bei demselben Ministerium neugebildeten Kommission umgearbeitet und dann in der nächsten Herbstsession vom Reichsrath geprüft werden soll. Man beabsichtige, die russischen Landschaftsinstitutionen zunächst in Kurland zu erproben. „Nowoje Wremja" motivirt letzteres folgendermaßen: Obgleich gerade in

Kurland die Russen mehr als anderswo in der Masse der nichtrussischen Bevölkerung verschwinden, haben dort doch die bisherigen landschaftlichen Einrichtungen einen weniger ständisch-aristokratischen Charakter als in Liv- und Ehstland. In Kurland bilden die Letten eine kompakte Masse der ländlichen Bevölkerung und unter ihnen giebt es jetzt immer weniger Adepten des baltischen Geistes und des Germanenthums. Die Gerechtigkeit verlangt auch anzuerkennen, daß der kurländische Adel jetzt zum zweiten Mal den Grafen Keyserling zu seinem Vertreter wiedergewählt hat, der, wie wir erfahren, das Haupt einer einsichtsvollen Partei von Gutsbesitzern deutscher Abstammung ist. Diese Partei hält es für unumgänglich, sich den durch die organisch vereinigenden Reformen der vorigen Regierung geschaffenen neuen Lebensbedingungen im Gebiet anzupassen..... Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Versuch in Kurland ein reiches Material liefern für die richtige Behandlung der landschaftlichen Reform in den beiden anderen baltischen Gouvernements, wo die Reform mit großen Schwierigkeiten zu rechnen hat. — Der „Rishski Westnik" meint dem gegenüber, es sei sehr zweifelhaft, in welchem Maße die Einführung der Semstwo in Kurland den russisch-staatlichen Interessen nützen werde; jedenfalls dürfe man dabei auf den kurländischen Adel und den Grafen Keyserling keine Hoffnungen setzen, sondern nur auf die Energie der Regierungsgewalt.

8. April. Aufrichtung eines orthodoxen Kreuzes über der Hauptfront des Jurjewschen (ehem. Dorpater) Universitätsgebäudes.

„ „ Der „Rishski Westnik" (der in Sachen der russischen Schule und Kirche als offiziöses Lokalblatt gelten darf) erklärt (Nr. 81) in Bezug auf das Irmlausche Volkslehrerseminar (vgl. Balt. Chr. v. 14. März, S. 56), der Minister der Volksaufklärung habe befohlen, daß das neu zu bestätigende Statut des Seminars unbedingt folgende Bestimmungen enthalten müsse: 1) Das Seminar ist unmittelbar dem Kurator des Lehrbezirks untergeordnet; 2) die deutsche Sprache ist aus der Zahl der Lehrgegenstände ausgeschlossen, weil ihre Kenntniß den zukünftigen Volkslehrern gar keinen Nutzen bringen kann; 3) das Russische ist Unterrichtssprache in allen Fächern mit Ausnahme der Religion; das Russische ist auch obligatorische Umgangssprache der Seminaristen; 4) bei den Aufnahme- und Entlassungsexamina hat ein Delegirter des Lehrbezirks den Vorsitz. — Das gen. Blatt bemerkt, daß das zweite ritterschaftliche Lehrerseminar, das noch existirt, Karmel auf Oesel, genau nach dem Muster Irmlaus reorganisirt werden soll. Gegenwärtig existire Karmel unter ganz anormalen und ungesetzlichen Bedingungen; denn das Ehstnische sei dort Unterrichtssprache und kurioser Weise bilde sogar die deutsche Sprache dort noch einen Lehrgegenstand.

9. „ Das deutsche Reich verwandelt sein bisheriges Wahlkonsulat zu Riga in ein Berufskonsulat.

10. April. Eine aus drei Sachverständigen bestehende Kommission des Deutschen Reiches hat, um Material zur Gründung von Lepraasylen zu sammeln, die baltischen Lepraasyle zu Kuda, Muhli, Nennal, Wenden (vorher auch das einzige russische Lepraasyl außerhalb des baltischen Gebietes im Gouvernement St. Petersburg) besucht und trifft nun in Riga zur Besichtigung des städtischen Lepraasyls zu Dreilingsbusch ein.

" " Der Regierungsanzeiger theilt mit, daß das Kommunikationsministerium in diesem Jahr die Arbeiten im Windauer Hafen fortsetzen wird, und zwar soll namentlich der Eingang zum Hafen bis zu einer Breite von 40 Faden erweitert werden, während er jetzt nur 24 Faden breit ist.

11. " Die Kaiserl. Gesellschaft zur Förderung der russischen Handelsschiffahrt hat die Gründung einer balt. Handelsflotte beschlossen und den Rig. Börsenkomité aufgefordert, an den darauf bezüglichen Verhandlungen theilzunehmen. Der Komité beschließt, Vertreter nach Petersburg zu schicken.

13. " Ein Allerh. Reskript an den Präsidenten des Ministerkomités, Staatssekretären Durnowo, erklärt, daß dem Adelsstande zum Wohle Rußlands unbedingt der von ihm bisher eingenommene Platz in der Entwickelung des Reichs bewahrt und deshalb die gegenwärtige Lage des Adels, der stets mit Aufopferung dem Vaterlande gedient habe, erleichtert werden müsse. Zu diesem Zwecke wird Allerhöchst befohlen, eine Besondere Konferenz zu bilden, mit deren Präsidium Staatssekretär Durnowo betraut wird. — Ein zweiter Allerhöchster Befehl bestimmt, daß die Besondere Konferenz die gegenwärtigen Bedürfnisse des Adelsstandes klarzustellen und die Maßnahmen zu erwägen habe, die dem Gutsadel die Mittel sichern könnten, seinen allezeit treuen Dienst für Thron und Vaterland auch künftig fortzusetzen, und ernennt zu Mitgliedern der Konferenz den Generaladjutanten Grafen Woronzow-Daschkow, Minister des Kaiserl. Hofes und der Apanagen, das Reichsrathsmitglied Hofmeister Abasa, die Minister des Innern, der Landwirthschaft, der Justiz und der Finanzen, die Staatssekretäre Kulomsin und Plehwe und die Jägermeister Graf Scheremetjew und Ssipjagin. Dem Präsidenten wird zugleich anheimgestellt, zu den Arbeiten der

Konferenz noch andere Personen heranzuziehen. Mit der Geschäftsführung wird der Gehilfe des Reichssekretärs Stischinski betraut. Die Beschlüsse der Konferenz sind zur weiteren Direktion Sr. Majestät zu unterbreiten.

13. April. Das „St. Petersburger Evangelische Sonntagsblatt" druckt das Reichsrathsgutachten vom 24. Februar ab, das die Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Schulen der früheren ausländischen Kolonisten anordnet, aber für die Muttersprache und den Religionsunterricht der Lernenden als Unterrichtssprache doch noch die Muttersprache konzedirt. Dazu bemerkt das gen. Blatt: „Hiermit ist eine Lebensfrage unserer lutherischen Kirchenschulen im Petersburger und Moskauer Konsistorialbezirk zu deren Gunsten entschieden worden, was wir den erfolgreichen Bemühungen des Generalkonsistoriums zu verdanken haben. Die Anzahl der Stunden, welche dem Unterrichte in der deutschen Sprache und der Religion gewidmet sind, ist für jede Klasse auf zwölf festgesetzt worden.

17. April. Die baltische Orthodoxie feiert die Vollendung des zehnjährigen erzbischöflichen Dienstes Arsenij's, des Erzbischofs von Riga und Mitau. In Reden, Adressen, Briefen und Telegrammen (theilweise veröffentlicht in Nr. 9 der Eparchialzeitung, später auch als besondere Broschüre), wie in Artikeln der russischen Residenz- und Lokalpresse wird die Thätigkeit des Erzbischofs als höchst erfolgreich, ja geradezu als epochemachend für das ganze baltische Gebiet gerühmt. In engem Zusammenhange mit seinem kirchlichen Wirken habe er an allen öffentlichen baltisch-russischen Angelegenheiten theilgenommen und überall das Bewußtsein orthodoxen Geistes und russisch-staatlicher Prinzipien gefördert. Die Adresse der Geistlichkeit der Rig. Eparchie sagt, daß bei der exzeptionellen Lage der Eparchie und den vielen ungünstigen Bedingungen, die in ihr für die Orthodoxie vorhanden seien, der Leiter derselben großer Gaben des Geistes und des Charakters bedurft habe, „um in vollkommener und würdiger Weise den Triumph der Orthodoxie zu fördern." Die Geschichte werde ohne jeden Zweifel in Sachen der Ausbreitung und Befestigung der Orthodoxie und des Kampfes für sie dem Erzbischof den ehrenvollsten Platz anweisen. Durch seine zeitgemäße und unablässige Verwendung bei der obersten Regierung seien mehr als 30 orthodoxe Kirchspiele im Gebiet eröffnet worden, viele herrliche Kirchen verdankten

ihre Entstehung und ihren Schmuck seiner Initiative, die nicht allein Regierungsmittel auszuwirken verstanden, sondern auch die private Wohlthätigkeit in erfolgreichster Weise heranzuziehen gewußt habe; der Vermehrung der Kirchen entsprechend, sei in den zehn Jahren seiner Verwaltung auch die Zahl der Rechtgläubigen im Gebiet gewachsen: „die Anzahl der aus dem Lutherthum in die Orthodoxie Aufgenommenen erstreckt sich für diese Zeitperiode bis zu mehreren Zehntausenden." Gedankt wird dem Erzbischof besonders dafür, daß er seine Geistlichkeit auf die ihr gebührende Höhe gestellt, sie beständig durch Wort und Schrift die ganze große Bedeutung ihrer Aufgabe verstehen gelehrt, und sie dazu angehalten habe, nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Leben alles zu meiden, was sie in den Augen der eigenen Gemeinde sowohl wie der Fremdgläubigen hätte herabsetzen können. — In der Begrüßung durch den Rektor der Jurjewschen Universität heißt es: „Die Feier der zehnjährigen Amtsdauer Ew. Hohen Eminenz fällt zusammen mit der Aufrichtung des sechsspitzigen Kreuzes über der Front des Hauptgebäudes der hiesigen Universität als des Symboles und Unterpfandes der definitiven Russifizirung des Gebietes. Dies Zusammentreffen ist nicht einfach eine Zufälligkeit: zwischen der orthodox-nationalen Thätigkeit Eurer Hohen Eminenz und der allmählichen Beseitigung des lutherisch-konfessionellen Charakters der hiesigen Universität besteht ein inneres Band. Ich zweifle nicht daran, daß dies Band auch in Zukunft sich ebenso wohlthätig in der Richtung des Unterrichtes abspiegeln wird; denn dies Gebiet kann mit Rußland endgiltig nur dann *eine* Familie bilden, wenn in ihm die russische Kirche und die russische Schule innig zusammenwirken". Neben den orthodoxen Gymnasialdirektoren sendet auch Direktor Albert *von* Wohlgemuth ein Telegramm: „Das Libausche Gymnasium bringt Eurer Hohen Eminenz zu dem frohen Tage Ihres erzbischöflichen Jubiläums seinen herzlichen Glückwunsch dar und wünscht Ihnen Gesundheit und langes Leben zu neuen hochnützlichen Arbeiten." — Der Erzbischof theilte den Anwesenden mit, daß der Heilige Synod der vom Erzbischof beabsichtigten Verherrlichung „des

heiligen Märtyrers Isidor und seiner 72 Jurjewschen Mitmärtyrer" zugestimmt habe. Das werde „unser örtlicher Festtag" sein.

19. April. Der kurländische Gouverneur theilt dem Landesbevollmächtigten mit, daß laut Eröffnung vom 10. d. Mts. der Minister des Innern gegen die Einberufung der allgemeinen Konferenz nichts einzuwenden habe; als Zweck derselben sei bestimmt, daß die Konferenz sich mit der Frage zu beschäftigen haben werde, in welcher Art und Ordnung das Gesetz über die russischen Landschaftsinstitutionen auf Kurland anzuwenden wäre, sowie auch mit einer eventuellen Abänderung der zur Zeit geltenden Bestimmungen des Landesprästanden-Reglements. — Der Gouverneur hatte schon vorher dem Ritterschaftskomité die Frage gestellt, unter welchen eventuellen Modifikationen sich die Semstwo-Institutionen auf Kurland anwenden lassen würden. (Vergl. Balt. Chronik vom 16. Febr. d. J.)

20. April. Der „Postimees" theilt mit, daß im ehstländischen Kirchspiel St. Jakobi nun auch der letzte von den Volksschullehrern aus älterer Zeit wegen mangelhafter Kenntniß der russischen Sprache seines Amtes entsetzt worden sei, so daß gegenwärtig allenthalben nur junge Leute in den Schulen wirkten.

24. „ Das Friedensrichterplenum zu Jurjew spricht den Inhaber der „Dörptschen Sprit- und Hefefabrik", der sich geweigert hatte, auf seinem Firmenschilde statt „Dörptsche" „Jurjewsche" zu schreiben, und dafür vom Friedensrichter verurtheilt worden war, — frei. Der Advokat des Appellanten hatte ausgeführt, daß auch nach der Umbenennung Dorpats in Jurjew der Gebrauch des Wortes „Dorpat" nicht gesetzlich verboten sei; sogar die höchsten Administrativbehörden der Residenz erachteten ihn nicht für „ungesetzlich und unsittlich".

27. „ In der „Russkoje Obosrenije" veröffentlicht ein orthodoxer Missionär das von der Polizei entdeckte Protokoll einer Stundistenkonferenz und giebt daraufhin eine Darstellung von der Organisation der Stunda und ihrer Verbindung mit dem Baptismus. Er behauptet, die Stunda sei ein organisirter Feldzug des Protestantismus und des Germanenthums gegen die Orthodoxie und die russische Nationalität; der Staat müsse energisch dem weiteren Eindringen deutscher Elemente eine Grenze ziehen und die bereits Eingedrungenen durch Vereinigung mit dem nationalen Kern der Bevölkerung unschädlich machen. In der „St. Petersb. Ztg." (Nr. 117) verwahrt der Petersburger Generalsuperintendent Pingoud die evangelisch-lutherische Kirche vor den in jenen Behauptungen liegenden

Verdächtigungen. Er weist auf die bekannte Thatsache hin, daß der Baptismus ein Gegner jeder organisirten Kirche ist und daher auch den protestantischen Kirchen und speziell der lutherischen ganz und gar fern steht. Ebenso sei die Thatsache bekannt, daß der Baptismus wohl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England und Schweden viele Anhänger hat, in Deutschland aber nur eine geringe Rolle spielt. In Bezug auf die politischen Ziele des Stundismus wiederholt Pingoud, was schon mehrfach nachgewiesen ist, daß diese durchaus nicht baptistischen Einflüssen entsprungen sind, sondern ganz andere Quellen haben, die weder deutschen noch religiösen Ursprunges sind, vielmehr aus bekannten revolutionären Bahnen kommen. — Der Dirigirende Senat hat kürzlich über die Stellung des Baptismus zu den anderen Konfessionen folgende Entscheidung gefällt: Der Baptismus als eine im russischen Reich Kultusfreiheit genießende protestantische Sekte gilt im Verhältniß zur griechisch-orthodoxen Staatskirche nicht als Schisma und Ketzerei, sondern als auswärtige Konfession, so daß der Abfall von der Orthodoxie zum Baptismus demgemäß zu beahnden ist.

27. April. An Stelle des am 7. Februar d. J. verstorbenen Geheimraths Wilhelm Gerh. Joh. von Reutern wird der Senator Geheimrath von Gerke, Mitglied des Generalkonsistoriums, zum Präsidenten des St. Petersburger evangel.-lutherischen Konsistoriums ernannt.

28. „ Trotz der Warnungen der Regierung und der äußerst schlechten Erfahrungen früherer Auswanderer lassen sich in einigen Gegenden Kurlands noch immer Bauern durch unsinnige Gerüchte zur Auswanderung nach Sibirien verlocken. Eine bei der Station Preekuln versammelte größere Menge von Auswanderern wird durch die Vorstellungen des Gouverneurs zurückgehalten.

29. „ Die „Revalsche Zeitung" (Nr. 96) erklärt ihren Lesern, daß sie veranlaßt sei, sich nach dem strikten Wortlaut ihres im Jahre 1859 bestätigten Programmes zu richten; sie dürfe von nun an politische Nachrichten irgend welcher Art nur aus solchen russischen Journalen und Zeitungen aufnehmen, die von der Präventiv-Zensur gebilligt seien.

„ „ Budilowitsch, der Rektor der Jurjewschen Universität, veröffentlicht im „Rishski Westnik" (Nr. 90—95) eine lange Erwiderung auf die ihm zu Theil gewordene Antwort des ehemaligen Rektors der ehemaligen Universität Dorpat, Georg von Oettingen (vgl. Balt. Chr. v. 13. März). „Dokumentarische Zurechtstellungen" sollen beweisen, daß die Jahre 1865—1890 selbst nach den Zeugnissen der damaligen Vertreter der Universität

eine Zeit des Verfalles derselben gewesen seien. Es handelt sich um motivirte Gesuche, in denen die Regierung dringend, aber immer vergeblich um die Erhöhung des Budgets der Universität gebeten wurde. Aus dem unbestrittenen Faktum, daß die Mittel der Universität damals sehr schwach, ja oft ganz unzulänglich waren, wird nicht der Schluß gezogen, es müsse in Folge dessen um so mehr anerkannt werden, daß das ehemalige Dorpat unter so mißlichen Umständen dennoch so sehr viel mehr leistete als die anderen russischen Provinzial-Universitäten, sondern es wird wieder erklärt, daß die geringen Mittel den wissenschaftlichen Verfall bedeuten und daran nur die „deutsch-patriotische" Politik der die damalige Universität vertretenden Männer schuld sei. In anderen Dokumenten bezeugen die neuen Jurjewschen Professoren den Verfall der ihnen übergebenen wissenschaftlichen Institute des alten Dorpats. In Bezug auf die geringe Frequenz der Studenten wird darauf hingewiesen, daß es weniger auf die Quantität als auf die Qualität der Studenten ankomme. Oettingen wird vorgeworfen, daß er die Bedeutung der studentischen Korporationen übertreibe und ihr Wesen idealisire. Gerade die Korporationen seien ein Erzeugniß des altbekannten deutschen Partikularismus und gefährdeten oft einerseits das Niveau der studentischen Gleichheit andererseits die staatliche und nationale Einheit. Das gegenwärtige Jurjew könne nur solchen Leuten häßlich erscheinen, die sich in den Kopf gesetzt hätten, daß diese Universität nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht habe, auf ewige Zeiten im baltischen Gebiet als Waffe der Germanisation zu dienen — ebenso wie Königsberg am littauisch-polnischen Strande, Breslau im polnischen Schlesien und Straßburg in Elsaß-Lothringen solche Waffen seien. Erstaunlich sei es, daß man noch über Dinge zu streiten wage, die die höchste Gewalt schon längst auf immer entschieden habe. — Aus allem athmet in dieser Erwiderung der Geist und die Auffassung des vollziehenden Beamten. — An der Jurjewschen Universität ist das Studium der vergleichenden Sprachkunde in den letzten Jahren unmöglich geworden, weil das Sanskrit aus dem Programm ausgeschlossen ist und nicht mehr gelesen wird.

29. April. Die Regeln für die Prüfung von Knaben, die nur häuslichen Unterricht genossen haben, dürfen nach einem Erlaß des Ministers der Volksaufklärung auch auf Mädchen für alle Klassen der Mädchen-Gymnasien angewendet werden (vergl. Balt. Chronik vom 1. Februar d. J.)

30. „ Ein Allerh. Befehl ermächtigt die Adelsagrarbank zu der Emission von $3^1/_2$-prozentigen Pfandbriefen im Betrage von 100 Millionen Rbl. Diese Summe soll für die Jahre 1897 und 1898 der gen. Bank zu weiteren Vorschüssen dienen. Die Pfandbriefe sind für immer von jeder Steuer

befreit, und ihre Koupons müssen bei Zollzahlungen zum Kurse von 1 Rbl. 50 Kop. Kredit für 1 Rbl. Gold angenommen werden. Damit tritt zum ersten Mal ein inländisches $3\frac{1}{2}$-prozentiges Papier auf den russ. Geldmarkt.

30. April. In der russischen Presse und Gesellschaft wird die Bedeutung der Allerhöchst eingesetzten Besonderen Konferenz auf's eifrigste erörtert; auch in den Ostseeprovinzen wendet sich das Interesse den zu erwartenden Maßnahmen zur Hebung des russischen Adels zu; hier hofft man auf wirksame Maßnahmen der Regierung zur Erleichterung der sich immer kritischer gestaltenden Lage der Landwirthschaft überhaupt. Als unbezweifelbar gilt der tiefe ökonomische Verfall des russischen landbesitzenden Adels; durch die in Aussicht genommenen Maßnahmen soll seine materielle Lage möglichst gebessert und sein quantitativer Bestand möglichst sichergestellt werden. Als eine Erklärung des Ministers des Innern zirkulirten in der Presse aber auch folgende Sätze: „Angesichts der dominirenden Bedeutung des Adels als eines Standes, der mehr als die anderen Stände dem Staate dient und von dem Bewußtsein öffentlicher Pflichten mehr als die anderen durchdrungen, zugleich viel gebildeter ist, hat die Regierung beschlossen, den Adel bei der Vertretung der Landschaften in noch höherem Prozentsatz als bisher heranzuziehen; auch muß die absolute Zahl der Mitglieder in den Semstwo-Versammlungen noch mehr verringert werden, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß der vielköpfige Bestand der Versammlungen eine gründliche und ruhige Erledigung der Geschäfte hindert". Davon ausgehend äußert ein Theil der Presse (besonders „Moskowskija Wed." und „Graschdanin") die lebhaftesten Wünsche nach einer „Restituirung der staatlichen Aufgaben des Adels", wie solche dem Adel vor den Reformen Alexanders II. anvertraut gewesen seien: abgesehen von der Befreiung des adligen Landbesitzes aus seiner tiefen Verschuldung müßten, heißt es, mindestens alle Posten des ländlichen Verwaltungsdienstes, wo irgend möglich auch die Polizei und das Gericht ausschließlich der Besetzung durch den Gouvernementsadel reservirt werden; wenigstens von diesen Gebieten sei die landfremde Bureaukratie mit ihrem nivellirenden Liberalismus und ihrem korrumpirten Formalismus fernzuhalten; auch müsse der Staat viel mehr als bisher für die Erziehung der adligen Jugend sorgen. „Moskowskija Wedomosti" meinen, durch den Allerh. Erlaß vom 13. April sei die Frage, ob Rußland ein eigenartiger ständischer Staat sein solle oder sich dem verhängnißvollen und traurigen Schicksal des ständelosen Westeuropas zu unterwerfen habe, im Prinzip endgiltig zu Gunsten „unserer kostbaren historischen Vermächtnisse" entschieden worden. Dagegen sprechen andere Blätter (besonders „Nowoje Wremja" und „Westnik Jewropi") die dringende Erwartung aus, daß die wirthschaftlichen Maßnahmen keinen ausschließlich ständischen Charakter tragen werden; ganz unmöglich aber erscheine es, jetzt noch dem Adel ausschließlich irgend welche staatliche Aufgaben zu reserviren; das würde,

meinen sie, auch nicht einmal den Standesinteressen des Adels nützen, sondern nur aus noch viel mehr Mitgliedern des Adels noch willigere Werkzeuge der landfremden Bureaukratie machen. — Die deutsche „St. Petersburger Ztg." bemerkt: „Vor einiger Zeit wurde in der russischen Presse daran erinnert, welch ein schätzbares Gut die baltischen Kommunen in der Wahlberechtigung der Litteraten besessen hätten, zur selben Stunde ging den russischeu Blättern der Sinn für die Wohlthaten des korporativen studentischen Lebens auf und jetzt spricht ein russisches Blatt von der lokalen Gewalt des Adels, als ob ihm keine idealere Institution bekannt wäre, als die der ehemaligen baltischen Hakengerichte, Ordnungsgerichte, Hauptmannsgerichte u. s. w., als ob das tragikomische Lied von der Tyrannci der Barone niemals ertönt sei". (Bekanntlich beruht die ständische Organisation des Adels von 1785 auf der Nachahmung von Formen und Verhältnissen, wie sie in Liv- und Ehstland bestanden; schon Peter der Große entlehnte bei der Organisation der russischen Provinzialverwaltung die Grundgedanken Livlands.)

1. Mai. Eisenbahn-Katastrophe zwischen den Stationen Bockenhof und Elwa auf der Riga-Pleskauer Bahn: ein Militärzug mit zwei Bataillonen des Krassnojarskischen Regimentes entgleist in Folge der Ueberschwemmung des Bahndammes durch einen wolkenbruchartigen Regen. Es giebt 61 Todte (incl. der bis zum anderen Tage Gestorbenen), 44 Schwer- und 41 Leichtverwundete. Die Haltung des Militärs bei diesem Unglücksfall ist eine ganz vorzügliche. Ebenso ist die örtliche Bevölkerung allerseits bestrebt, in hingebendster Weise Hilfe zu leisten. Die Verwundeten werden in die Dorpater Hospitäler gebracht.

„ „ Aus dem Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk: Im kurländ. Flecken Polangen wird eine ministerielle Mädchen-Elementarschule mit einem Kronsetat von 790 Rbl. gegründet. Entsprechend einem Gesuch der Ropkoyschen Gemeinde im Jurjewschen Kreise, wird die bisherige Gemeindeschule zu Ssoinast in eine zweiklassige ministerielle Schule verwandelt; das Ministerium zahlt zu ihrem Unterhalt einmalig 1500 Rbl. und jährlich 660 Rbl. — Die Verwaltung des Rig. Lehrbezirks hat dem Minister folgende von der ehstländischen Oberlandschulbehörde „aufgeworfene Fragen" zur Entscheidung unterbreitet: was hat zu geschehen, wenn die Oberlandschulbehörde solche Schullehrer in ihrem Amt nicht bestätigt, die kein Lehrerzeugniß besitzen, aber trotzdem von den Volksschul-

Inspektoren zur Ausübung des Lehramtes zugelassen worden sind? Dürfen Personen, die das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, zur Ausübung des Lehramtes zugelassen werden? Der Minister hat in Berücksichtigung des Mangels an gesetzlich vollkommen befähigten Kandidaten für die Lehrämter des Rig. Lehrbezirks entschieden: 1) Der gegenwärtig in der Praxis angewandte Modus der Besetzung von Lehrämtern ist temporär beizubehalten, d. h. Personen, die zwar kein Lehrerzeugniß besitzen, aber die russische Sprache gut beherrschen, sind so lange zur Ausübung des Lehramtes zuzulassen, bis sie das betreffende Zeugniß erwerben oder bis gesetzlich befähigte Kandidaten gefunden sind; durch eine bestimmte Frist ist diese Zulassung nicht einzuschränken, und wenn den Zugelassenen auch die Bestätigung von der Oberlandschulbehörde versagt wird, dürfen dieselben doch nicht vom Amt entfernt werden, so lange der betreffende Volksschulinspektor bezeugt, daß ihre vorläufige Anstellung erfolgte, weil Kandidaten, die ein Lehrerzeugniß besaßen und die russische Sprache genügend beherrschten, nicht vorhanden waren; 2) Was die Forderung der ehstländischen Oberlandschulbehörde anlangt, keine Personen, die jünger als 21 Jahre sind, zum Lehramt zuzulassen, so verweist der Minister auf den Art. 2 der Regeln für Spezialprüfungen zum Amt von Elementar-Lehrern und -Lehrerinnen, wonach zu diesen Prüfungen männliche Personen, die nicht jünger als 17 Jahre sind, zugelassen werden dürfen; in Folge dessen ist es ihm nicht möglich, die erwähnte Forderung zu berücksichtigen.

1. Mai. Die „Revalsche Zeitung" erklärt, der Minister des Innern habe ihr nun doch gestattet, das Programm von 1859 zu erweitern, und zwar dürfe sie neben Telegrammen und einem Feuilleton Exzerpte aus der russischen Presse ohne Kommentare und inländische Nachrichten ohne Korrespondenzen bringen.

2. Mai. Der öselsche Landmarschall von Ekesparre ist gemäß der Wahl des Landtages als Landmarschall für das achte Triennium bestätigt worden.

2.—3. Mai. Versammlung kurländischer Ritterschafts-Notabeln in Mitau (vgl. Balt. Chr. v. 17. März u. 19. April d. J.)

Die Versammlung instruirt sich über das für die brüderliche Konferenz bestimmte Material und unterzieht dasselbe einer gewissen Vorberathung; jede Abstimmung ist verfassungsmäßig ausgeschlossen. Anwesend sind ca. 40 Personen. Es zeigt sich, daß der Landesbevollmächtigte und ein Theil des Ritterschaftskomités dem Lande die Annahme der russischen Semstwoinstitutionen mit gewissen Abänderungen, die durch lokale Verhältnisse bedingt sind, empfehlen zu müssen glauben. Doch soll der Landesbevollmächtigte auch erklärt haben, daß er bereit sei, jeden anderen vom Lande angenommenen Antrag, auch wenn derselbe von der Semstwo abstrahire und sich blos auf eine Reform des Prästandenwesens beschränke, nach Möglichkeit zu vertreten. Die Majorität der Notabeln ist von der Nothwendigkeit überzeugt, daß man sich bei den Beschlüssen der Konferenz auf Vorschläge für eine Reform der Prästandenorganisation zu beschränken haben werde.

3. Mai. Der Regierungsanzeiger (Nr. 98) veröffentlicht folgenden Allerh. Befehl vom 28. März d. J.: „Die Uebertragung der Herausgabe periodischer Zeitschriften von einem Herausgeber auf den andern kann nicht anders stattfinden als mit Genehmigung des Ministers des Innern nach der in den Artikeln 117—119 des Zensurustaws angegebenen Ordnung". Bisher war blos die Anzeige einer solchen Uebertragung vorgeschrieben.

4. Mai. Im Regierungsanzeiger (Nr. 99) veröffentlicht die Hauptzählungskommission die vorläufigen Resultate der ersten allgemeinen russischen Volkszählung vom 28. Januar d. J. Danach giebt es im ganzen russischen Reich 129,211,113 Einwohner. Die Gesammtbevölkerung der drei Ostseeprovinzen beträgt 2,386,664 Seelen, wovon auf Livland 1,300,401, auf Kurland 672,539, auf Ehstland 413,724 Seelen fallen. Im Regierungsanzeiger (Nr. 109) werden diese Zahlen mit den Ergebnissen der Arbeiten des statistischen Zentralkomités von 1885 und mit den Resultaten der vom Akademiker Köppen kontrolirten Seelenrevision von 1851 verglichen. Danach hat seit 1851 die Bevölkerung Livlands

um 58%, Ehstlands um 46%, Kurlands um 25% zugenommen; seit 1885 beträgt die Zunahme in Livland 8%, in Ehstland 7%, in Kurland 1%. Der Regierungsanzeiger will für die Ostseeprovinzen die auffallend geringen Zunahmeziffern durch eine starke Auswanderung der ländlichen Bevölkerung nach anderen Gouvernements des Reichs erklären.

5. Mai. Einige wichtige Senatsentscheidungen werden bekannt: Die Gouverneure (resp. Stadthauptmänner) sind nicht berechtigt, Angelegenheiten, die auf gesetzlichem Wege zum Vortrag in den Stadtverordnetenversammlungen gelangen sollen, von der Tagesordnung zu streichen. — Im Gegensatz zu der früheren Praxis der Domänenverwaltung darf in Erbschaftssachen der baltischen Domänenbauern keine Person, die nicht zugleich gerichtlich anerkannter Erbe des verstorbenen Wirthen ist, die Nachfolge in der Nutzung des Gesindes erhalten. — Sogen. „Gehorchsland" in Livland darf an Personen aller Stände verkauft werden, ohne daß diese Personen vorher Glieder der örtlichen Landgemeinden gewesen zu sein brauchen; sie werden es aber uno actu mit dem Kaufe.

„ „ Die weitere Ausdehnung des Branntwein-Monopols der Krone wird durch ein Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten bestimmt. Danach tritt in den Ostseeprovinzen das Monopol am 1. Juli 1900 in Kraft und gilt am 1. Juli 1902 im ganzen europäischen Rußland. (Danach ist die Notiz der Balt. Chronik vom 28. Jan. d. J. zu korrigiren.)

6. „ Generaladjutant Graf J. J. Woronzow-Daschkow wird Allerh. gemäß seiner Bitte wegen zerrütteter Gesundheit seiner Aemter als Minister des Kaiserl. Hofes und der Apanagen, als Kanzler der russ. Kaiserl. und Zarischen Orden und als Dirig. des Reichs-Gestütwesens enthoben und zum Mitgliede des Reichsrathes ernannt. Zum Verweser des Minist. des Kaiserl. Hofes und der Apanagen sowie des Amtes eines Kanzlers der russ. Kaiserl. und Zarischen Orden wird der Generaladjutant Baron W. B. Freedericksz ernannt.

8. Mai. Der Regierungsanzeiger (Nr. 101) meldet, daß der XIII. Band der dritten vollständigen Gesetzsammlung, der die Erlasse des Jahres 1893 umfaßt, und der I. Theil des XI. Bandes vom Swod Sakonow, der Statuten für die geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen enthält, der Allerh. Durchsicht unterbreitet gewesen sind und daß diese beiden Bände auf Allerh. Befehl vom 9. April dem Dirig. Senat zur Veröffentlichung übergeben worden sind.

9. „ Die Kaiserl. livländische ökonomische Sozietät beschließt nach einer Konferenz mit den Delegirten der baltischen landwirthschaftlichen Vereine, im Juni 1899 die IV. baltische landwirthschaftliche Zentralausstellung zu veranstalten.

„ „ Der Regierungsanzeiger veröffentlicht ein Zirkulär des Ministers des Ackerbaues und der Reichsdomänen an die Waldschutzkomités. Danach dürfen letztere künftig nur solche Waldwirthschaftspläne bestätigen, in denen die Abholzung von Wald im Laufe einer bestimmten Anzahl von Jahren nicht, wie bisher, auf dem ganzen Areal des Forstes, sondern in für jedes Jahr genau bestimmten Parzellen angegeben ist.

2.—11. Mai. Sitzungen des Adelskonventes der livländischen Ritterschaft.

13. „ Der Bau der Eisenbahnlinie Moskau-Windau durch die Rybinsk-Bologojer Eisenbahngesellschaft wird nach dem Beschlusse des Departements für Eisenbahnangelegenheiten bestätigt. (Vgl. Balt. Chr. v. 7. März.) Der Bau der Linie Tuckum-Windau hat noch in diesem Sommer zu beginnen. — Die Presse beschäftigt sich lebhaft mit der großen Bedeutung, die diese neue Magistrallinie für den ganzen Außenhandel Rußlands haben wird. Man hält es für sicher, daß Windau, dessen schon von Natur vortrefflicher Hafen jetzt durch die Rybinsker Gesellschaft ausgebaut werden wird, binnen wenigen Jahren den größten Theil des russischen Exporthandels, der sich jetzt auf Riga, Libau, Reval und St. Petersburg vertheilt, an sich ziehen wird. — Zugleich hat der Ministerkomité auch den Bau einer neuen Magistrallinie von Smolensk nach Dankow mit einer eventuellen Verlängerung nach Koslow durch die Rjäsan-

Uralsker Eisenbahngesellschaft bestätigt. Diese Strecke hat gleichfalls für den Ostseehandel eine große Bedeutung, da sie das untere Wolga-Gebiet von Saratow an in einer fast geraden Linie mit Riga, resp. Windau verbindet.

16. Mai. In Walk findet die Grundsteinlegung für eine orthodoxe Kirche zu Ehren „des heil. Märtyrers Isidor und seiner 72 Jurjewschen Mitmärtyrer" statt. Erzbischof Arsenij, aus dessen eigensten Gedanken die Idee dieser Kirche hervorgegangen ist, vollzieht die religiöse Weihe.

„ „ Die Regierung hat entschieden, daß die städtischen Kommunalverwaltungen berechtigt sind Expropriationen städtischen Immobilienbesitzes selbständig von sich aus vorzunehmen, wenn sie sich dabei an die von den Gouverneuren bestätigten Taxationen der Grundstücke halten. Bisher gehörte dazu jedes Mal eine Allerhöchste Genehmigung.

19. „ Allerhöchst wird ein Reichsrathsgutachten bestätigt, laut dessen mit dem 1. Januar 1898 für den Rigaschen Lehrbezirk das Amt eines dritten Volksschuldirektors und sechs neue Aemter von Volksschulinspektoren kreirt werden. Jedes Gouvernement soll seinen besonderen Volksschuldirektor haben. Für die neuen Aemter wird ein Etat von 14,500 Rbl. festgesetzt.

„ „ Rigasche Stadtverordnetenversammlung: Es wird beschlossen, im August d. J. sechs städtische einklassige Elementarschulen in zweiklassige umzuwandeln und die Lehrergehalte demgemäß zu erhöhen; neu gegründet werden zwei einklassige Schulen. Der Gouverneur hat die Errichtung eines Gebäudes für vorzugsweise russische Theateraufführungen beantragt. Die Versammlung stimmt im Prinzip der Erbauung eines zweiten Stadttheaters zu und bewilligt dazu einen Grundplatz; das Stadtamt soll darüber eine entsprechende Vorlage ausarbeiten. Ferner wird beschlossen, eine allgemeine Konkurrenz für Entwürfe zu einem städtischen Kunstmuseum auszuschreiben. Für letzteres ist bereits ein Baufonds von 120,000 Rbl. vorhanden.

20. Mai. Die Walujew-Prämie ist für Forstkulturen und Trockenlegung von Sümpfen den Gutsbesitzern Baron Stackelberg-Fähna in Ehstland und Peltzer im Gouvernement Petersburg vom Ministerium der Landwirthschaft

zuerkannt worden. In Fähna sind über 2000 Dessätinen Sümpfe trocken gelegt und 350 Dessätinen Wald gesäet worden. (1895, bei der ersten Ausgabe der Walujew-Prämie, erhielt sie der Gutsbesitzer von Essen-Kaster in Livland, der 4000 Dessätinen Sümpfe trocken gelegt hatte.)

24. Mai. Seit einiger Zeit bringt die russische Presse mit großer Bestimmtheit Nachrichten über die angeblich von der Regierung im Prinzip fest beschlossene Einführung der Semstwo-Institutionen in den Ostseeprovinzen. Zuerst heißt es, diese Einführung stehe in 14 Gouvernements, zu denen von den Ostseeprovinzen aber nur Kurland gehöre, unmittelbar bevor; dann wird gemeldet, das Ministerium des Innern habe die Grundlagen zur Einführung der Semstwo im baltischen Gebiet entworfen und im nächsten Herbst werde eine Regierungskommission den endgiltigen Einführungsmodus für alle drei Provinzen festsetzen. In den Artikeln über diese Angelegenheit tritt wieder in grundlosen Behauptungen und unwahren Verdächtigungen der blinde Haß gegen alles, was sich in den Ostseeprovinzen historisch entwickelt hat, kraß hervor. Während die einen („Nowoje Wremja") eine ausnahmslose landschaftliche Uniformität mit den inneren Gouvernements wünschen, möchten andere („Rishski Westnik") im baltischen Gebiet eine Semstwo mit speziellen Straf- und Unterdrückungsbestimmungen gegen alles, was nach ihrer Ansicht nicht russisch-national zu nennen ist, eingeführt sehen; eine dritte Richtung („Moskowsk. Wed."), die in der Semstwo an und für sich eine nur schädliche Einrichtung sieht, verlangt, daß die Grenzmarken ohne jede Selbstverwaltung von der Zentralregierung „nicht in lokalem, sondern in staatlichem Interesse" verwaltet werden sollen. — Zugleich wird auch die „baltische Bauernfrage" eifrig erörtert. Der „Rishski Westnik" plaidirt besonders mit Bezug auf Kurland fortgesetzt für die Nothwendigkeit, allen „landlosen" Bauern Grundbesitz zuzuweisen. Zu diesem Zwecke sollen die bestehenden Bauernhöfe getheilt, und soweit die Anzahl der „Landlosen" es verlange, kleine bäuerliche Wirthschaftseinheiten auch auf dem Lande der großen Güter eingerichtet werden. Das gen. Blatt wünscht also Maßregeln, die nur bei einer Vergewaltigung der gegenwärtigen Eigenthümer durchgeführt werden könnten und nach dem Urtheil der einheimischen Landwirthe und Agrarpolitiker den sicheren Ruin der ländlichen Bevölkerung und der ganzen baltischen Landwirthschaft bedeuten würden. — Die Artikel über die „Bauernfrage" hängen mit der bekannten Thatsache zusammen, daß die livländische und kurländische Ritterschaft schon vor längerer Zeit der Regierung Entwürfe eines livländischen und kurländischen bäuerlichen Anerbenrechtes zur Bestätigung vorgestellt haben, denen das Prinzip der Untheilbarkeit des Bauerhofes oder Gesindes zu Grunde liegt.

24. Mai. Durch ein am 12. Mai Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten ist dem Minister der Landwirthschaft gestattet worden, den Volksschulen des Ministeriums der Volksaufklärung und des geistlichen Ressorts Stücke von dis-

ponibelem Kronslande (auch Waldparzellen) zu Unterrichtszwecken zu überweisen. Der Minister hat auch das Recht, zu demselben Zwecke Privatländereien, die den gen. Schulen bequemer gelegen sind, gegen entsprechendes Kronsland einzutauschen. Es liegt, wie es heißt, die Absicht vor, die materielle Lage der Lehrer an den gen. Schulen zu verbessern und zugleich praktische landwirthschaftliche Kenntnisse unter den Schülern zu verbreiten.

25. Mai. In der russischen Presse wird mitgetheilt, es sei im Militärressort beschlossen, daß bei den Behinderungsgründen im Avancement, die sich aus der Ehe eines Offiziers ergeben können, künftig nur der Glaube der Frau, nicht der Ort ihrer Geburt, in Betracht kommen soll.

„ „ Die Wendensche Stadtverwaltung führt beim Dirig. Senat darüber Beschwerde, daß die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten die Subsidien, die die Stadt Wenden bisher den örtlichen Privatschulen und der landwirthschaftlichen Ausstellung zahlte, aus dem städtischen Budget gestrichen hat.

„ „ Zum Oberdirigirenden der Reichsgestüte ist der Generalmajor Großfürst Dmitri Konstantinowitsch ernannt worden.

27. Mai. Der Jahresbericht der Deutschen Hauptschule zu St. Petri in Petersburg theilt mit, daß auf Anordnung des Ministers der Volksaufklärung die vorigen Sommerferien 121 Tage dauerten und daß es im ganzen Schuljahre nur 163 Unterrichtstage gab. Der Direktor bemerkt dazu: „Diese in der ganzen Welt unerhörte Verkürzung der Schulzeit muß unausbleiblich zu einer Ueberbürdung in der kurzen Zeit des Unterrichtes führen." Er wünscht als Minimum 220 Unterrichtstage im Schuljahr und fragt resignirt: „Wird diesem Wunsche einst Erfüllung winken"? Die „St. Petersburger Zeitung" glaubt, daß das allerdings geschehen werde und zwar in dem Momente, wo Bildung als Segen und Unterricht als eine der Jugend erwiesene Wohlthat, nicht aber als nutzlose, ja schädliche Quälerei erkannt werden wird. — Auch die Berichte der Annen- und der Katharinenschule bezeichnen eine derartige Verkürzung der Schulzeit als arge Schädigung des Unterrichtes. Das Beobachtungsmaterial in diesen drei Schulen bilden ca. 3000 Lernende. Anders urtheilen über die lange Dauer der Ferien viele Stimmen in der russischen Presse, die nach wie vor eine gesetzliche Festlegung der Feriendauer auf die Zeit vom 1. Mai bis zum 1. September wünschen.

28. „ Stadtverordneten-Versammlung zu Reval: Der Beschluß vom 2. April, den Handel an Sonn- und Feiertagen auf die Zeit von 7—9 Uhr Morgens zu beschränken, ist von der Gouvernementsbehörde für Städteangelegenheiten aufgehoben worden, weil nach dem Gesetz an diesen Tagen Buden und Trinklokale nicht vor Beendigung des Gottesdienstes geöffnet werden dürfen. Die Versammlung beschließt deshalb, ihre Verordnung dahin abzuändern, daß die Handels- und Gewerbeanstalten an Sonn- und Feiertagen nur von 1—2 Uhr Nachmittags (an den Kaiser-Festtagen von 1—5 Uhr Nachm.) geöffnet sein dürfen. (Vgl. Balt. Chronik v. 11. Dez. 1896 und 2. April 1897). — Der Versammlung liegt ein vom Gouverneur ausgearbeiteter neuer Polizeietat vor, den der Gouverneur zur Bestätigung auf gesetzgeberischem Wege vorstellen will. Nach diesem Etat soll die Stadt jährlich 70,436 Rbl. für die Polizei bezahlen, d. h. 27,538 Rbl. mehr, als sie gegenwärtig zahlt. Die Versammlung beschließt in Erwägung dessen, daß die gegenwärtig gezahlte Summe bereits den achten Theil aller städtischen Einnahmen ausmacht und daß der Bestand der Polizei im Verhältniß zur Einwohnerzahl Revals den gesetzlichen Bestimmungen entspricht, dem Gouverneur zu erklären, daß eine Erhöhung des Polizeietats auf Kosten der Stadt von der Stadtverwaltung für unmöglich gehalten werde.

28. Mai. Nachdem der bisherige Rigasche Polizeimeister Oberst Paul von Reichart wegen Krankheit seinen Abschied genommen hat, wird der Oberstlieutenant Lodyshenski von der Petersburger Eisenbahn-Gendarmerie zum stellvertretenden Polizeimeister von Riga ernannt.

28. Mai. In Hungerburg bei Narwa findet die Grundsteinlegung zu einer neuen lutherischen Kirche statt, die auf Initiative eines Direktors der Krähnholmer Manufaktur nnd einiger anderen Privatpersonen erbaut wird, um dem gegenwärtigen Nothstande der lutherischen Gemeinde abzuhelfen. Die Kirche wird für 600 Menschen Platz haben und 49,000 Rbl. kosten. Die orthodoxe Gemeinde besitzt schon seit sechs Jahren die große Kirche des heil. Wladimir. (Am 17. November 1896 vollzog Erzbischof Arssenij die Einweihung der von den Aktionären der Krähnholmer Manufaktur bei Narwa erbauten orthodoxen Auferstehungs-Kirche, die 500,000 Rbl. gekostet hatte und Raum für 2000 Menschen enthält.)

„ „ Der Regierungsanzeiger (Nr. 115) veröffentlicht einen am 15. Februar d. J. Allerhöchst bestätigten Ministerkomité-Beschluß, nach dem eine Reihe von genau bezeichneten Angelegenheiten, die bisher vom Ministerkomité entschieden werden mußten, jetzt von den einzelnen Ministern aus eigener Macht zu entscheiden sind. Die wichtigsten dieser Angelegenheiten betreffen die Verhältnisse der Aktiengesellschaften und die Bestätigung von anderen Gesellschaften mit gewerblichen und mit gelehrten Zwecken.

29. Mai. Geburt der Zweiten Kaiserl. Tochter, der Großfürstin Tatjana Nikolajewna.

„ „ Allerhöchster Erlaß an den Finanzminister über die Gewährung von noch größeren Vergünstigungen an die Darlehnnehmer der Adels-Agrarbank. Es wird die Vereinigung der rückständigen Zahlungen mit der Kapitalschuld gestattet, wodurch viele Güter vom Zwangsverkaufe befreit werden. Darlehen und Kredite gegen Solawechsel und Sicherstellung durch landwirthschaftliche Güter vereint mit den vorhergehenden Hypothekenschulden sollen von nun an in gewissen Fällen auch 75% des Taxwerthes übersteigen dürfen. Der Zinsfuß für alle bis zum 1. Mai 1897 auf die Güter erblicher Adeliger verabfolgten Darlehen wird von 4% auf $3\frac{1}{2}$% reduzirt.

30. „ Die lettischen Vereine Livlands haben beschlossen, eine landwirthschaftliche Schule zu gründen, die vorzugsweise der Ausbildung von künftigen Bauerwirthen dienen soll. Auf ihre Veranlassung fragte die Kaiserl. livländische gemeinnützige und ökonomische Sozietät beim Ministerium der Landwirthschaft an, ob es nicht möglich sei, den Unterricht in einer solchen Schule in lettischer Sprache zu ertheilen. Das genannte Ministerium antwortete, das hänge vom Ministerium der Volksaufklärung ab, doch wolle der Minister der Landwirthschaft es warm befürworten. Der Minister des Innern hat jetzt die Sammlung von Geldspenden für die Gründung der Schule erlaubt.

31. „ Der offizielle „Westnik Finanzow" berichtet, daß die Staats-Sparkassen immer mehr ein wichtiger Faktor im

finanziellen Leben Rußlands werden: 1881 befanden sich in ihnen nicht mehr als 10 Millionen, 1896 betrug dagegen die Summe aller Einlagen 428,8 Millionen Rbl. In Folge dessen üben diese Kassen einen großen Einfluß auf den Staatskredit und die Finanzlage des Reiches aus. Die „Russkija Wedomosti" urtheilen darüber folgendermaßen: „Die Provinzen schicken ihre Ersparnisse zum Zentrum, die Kapitalien strömen von den entfernten Winkeln, die ohnehin an Kapital arm sind, fort in die Disposition der Reichsbank und verschwinden für die Volkswirthschaft spurlos. Die Reichsbank erwirbt bekanntlich für die in die Sparkassen fließenden Kapitalien Staats- oder vom Staate garantirte Papiere, d. h. mit anderen Worten, die Kassen dienen ausschließlich den Bedürfnissen des Staatskredites. Wenn eine neue Staatsanleihe emittirt werden soll und auf ihre Realisirung schwer zu rechnen ist; wenn der Markt mit Papieren gesättigt ist, die Adels- oder Bauerbank aber Pfandbriefe emittiren müssen, um Darlehen ertheilen zu können; wenn die Eisenbahnen garantirte Obligationen ausgeben und auf deren Placirung beim Publikum nicht rechnen können: so erscheinen die Sparkassen mit ihren jährlichen frischen Ansammlungen. Solcher Art ist die Funktion unserer Sparkassen, die daher vollkommen richtiger Weise in „Staats-Sparkassen" umbenannt sind".

31. Mai. Die Anstalt Tabor bei Mitau feiert ihr zehnjähriges Bestehen. Nach dem Jahresberichte wurden in ihr am Schluß des Jahres 1896 154 Schwachsinnige verpflegt. Das Budget der Anstalt betrug 17,000—18,000 Rbl. Daß dies leider den vorhandenen Bedürfnissen noch lange nicht entspricht, zeigen die vielen Gesuche um Aufnahme, die aus Mangel an Mitteln zurückgewiesen werden müssen. (Die Anstalt verpflegt auch Angehörige der beiden Schwesterprovinzen.)

1. Juni. Die Einführung der Semstwo-Institutionen in den Ostseeprovinzen und zwar zunächst in Kurland wird fortgesetzt in der russischen Presse erörtert. Dabei wird wiederholt die Erwartung ausgesprochen, daß der kurländische Landtag (die brüderliche Konferenz) der Regierung ein Projekt für die Einführung dieser Institutionen in Kurland vorstellen werde. Die in deutscher Sprache erscheinenden Blätter beschränken sich darauf, die darauf bezüglichen Artikel der russischen Presse wiederzugeben, um die falschen und tendenziösen Auffassungen der thatsächlich vorhandenen Verhältnisse erkennen zu lassen. Nur ein Artikel der „Balt. Monatsschrift", „Die Semstwofrage in Kurland", der sich mit dem Charakter und dem Wesen der seit 1878 für die Ostseeprovinzen in Frage gekommenen Reform-Projekte der landschaftlichen Verwaltung beschäftigt, spricht unumwunden aus, daß sich die Einführung der Semstwo in Kurland mit den wahren Interessen der Provinz und des Reiches nicht vereinigen lasse, weil die Semstwo in Kurland das historisch Gewordene zerstören und nur den Zwecken einer äußerlichen Assimilirung dienen würde; man

müsse daher erwarten, daß der kurländische Landtag sich darauf beschränken werde, dem Wunsche des Ministers des Innern zu genügen und Vorschläge zu machen, wie die bureaukratische Organisation der Prästanden-Verwaltung durch eine lokale Selbstverwaltung zu ersetzen sei.

2. Juni. Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten über die Dauer und Eintheilung der Arbeitszeit für Fabrikarbeiter (vgl. Balt. Chr. v. 23. Jan. d. J.): Die Arbeitszeit für die Tagesarbeit wird auf $11\frac{1}{2}$ Stunden, an Sonnabenden und an den Vortagen großer Feiertage auf 10 Stunden normirt; für Arbeiter, die — sei es auch nur theilweise — des Nachts (10 Uhr Abends bis 4 resp. 5 Uhr Morgens) beschäftigt werden, darf die Arbeitszeit 10 Stunden nicht übersteigen. Die Sonntage und andere vom Gesetz bestimmte Feiertage sind als Ruhetage zu betrachten, wobei aber Nichtchristen auch statt des Sonntages an einem anderen Tage der Woche feiern dürfen. Abweichungen von der Sonn- und Feiertagsruhe sind nur gestattet, wenn es die technischen Bedingungen eines Betriebes unumgänglich machen. Den einzelnen Ministerien ist es erlaubt, wenn sie sich mit dem Ministerium des Innern darüber verständigen, die gegenwärtigen Vorschriften durch besondere Instruktionen zu ergänzen und für einzelne Betriebe je nach der Art ihrer Produktion die Arbeitszeit zu verlängern oder zu verkürzen. Die Aufsicht der Fabrikinspektoren über die Erfüllung aller Vorschriften soll eine unbedingt strenge sein, um zu verhüten, daß die Fabriken durch ungleiche Befolgung des Gesetzes im Konkurrenzkampf einander schädigen. — In der Presse wird bedauert, daß das Gesetz kein kategorisches Verbot der Arbeits-Ueberstunden enthält, sondern nur sagt, daß Ueberstunden nicht anders als nach Uebereinkunft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestattet seien.

5. „ Auf Allerhöchsten Befehl wird die Hauptvolkszählungskommission durch den Minister des Innern geschlossen.

4.—6. Juni. IX. livländischer Aerztetag zu Pernau: die 67 Theilnehmer beschäftigen sich namentlich mit Leprafragen, mit dem Hebammenwesen und der Irrenfürsorge auf dem Lande, mit den sanitären Verhältnissen des Seebades Pernau und mit der Kritik der Vorschläge zur Verbesserung der Frauentracht.

6. „ Der außerordentl. Professor der Jurjewschen Universität Dr. med. Keßler wird nach Ausdienung der Jahre aus dem Dienste entlassen. — Fürst Obolenski, bisher Dirigirender der Adels- und der Bauern-Agrarbank, ist zum Gehilfen des Ministers des Innern ernannt; statt seiner wird Allerhöchst zum Dirigirenden der gen. Banken ernannt Fürst Lieven, bisher Kreismarschall im Gouvernement Moskau.

7. Juni. Seitdem die Schulen der deutschen Kolonisten in Rußland zum Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung gehören, bemerkt man unter vielen Russen das Bestreben, ihre Kinder in diesen Schulen unterzubringen. In Folge dessen ist bestimmt worden, daß orthodoxe Kinder nur dann in die Schulen der Andersgläubigen aufgenommen werden dürfen, wenn 1) der Lehrer russischer Abstammung und orthodoxen Glaubens ist und 2) die örtliche Gemeinde Mittel zur Anstellung eines besonderen orthodoxen Religionslehrers hergiebt.

4.—10. Juni. [Allgemeine Konferenz der kurländischen Ritter- und Landschaft in Mitau.] Nach eingehenden Berathungen auf Grund mannigfacher Vorarbeiten beschließt die Konferenz, auf der von den 485 stimmberechtigten Rittergütern Kurlands 464 vertreten sind, den Landesbevollmächtigten zu instruiren, er wolle dem Minister des Innern auf dessen Aufforderung zu Vorschlägen für eine Reform der gegenwärtig bestehenden Organisation der Prästanden-Verwaltung das Folgende unterbreiten (gekürzt): Die Ritter- und Landschaft dankt aufrichtig für die ihr gewährte Möglichkeit, ihre Meinung und ihre Wünsche in Bezug auf das Prästandenwesen zu verlautbaren. Sie theilt vollkommen die vom Minister ausgesprochene Ueberzeugung, daß die bureaukratische Organisation der Anordnungskomités weder den Interessen der örtlichen Bevölkerung noch den Intentionen der Staatsregierung zu entsprechen vermag. Bevor sie aber die Frage zu beantworten sucht, wie die Intentionen der Staatsregierung in Kurland am zweckmäßigsten verwirklicht werden könnten, giebt sie pflichtmäßig ihrer Ueberzeugung

dahin Ausdruck, daß die Aufgabe der Selbstverwaltung von der mehrsprachigen Bevölkerung Kurlands nur dann gelöst werden kann, wenn es ihr gestattet wird, sich bei der Berathung der wirthschaftlichen Bedürfnisse des Landes der ihr geläufigen Mundarten zu bedienen. Wenn die zur Selbstverwaltung berufene Bevölkerung zu dem ausschließlichen Gebrauche der Reichssprache genöthigt werden würde, so wäre ihre Betheiligung nur eine Fiktion, und das Gebrechen innerer Unwahrheit würde eine erfolgreiche Thätigkeit der Selbstverwaltung unmöglich machen.

Die Ritter- und Landschaft bekennt sich zu dem einen Grundprinzipe, dem die Semstwo-Institutionen ihre Entstehung verdanken, nämlich zu dem Prinzipe, daß die Verwaltung der Prästanden der örtlichen Bevölkerung anzuvertrauen ist, wenn auch unter Aufsicht und Kontrole von Organen der Staatsregierung. Aber sie kann sich nicht der Erkenntniß verschließen, daß für Kurland die Anwendung dieses Grundprinzipes nach dem Semstwo-Gesetz vom 12. Juni 1890 sowie die des anderen Prinzipes, wonach das gesammte öffentliche wirthschaftliche Leben der Kompetenz der Semstwo-Institutionen unterworfen sein soll, nicht nur mit den größten Inkonvenienzen, sondern auch mit einer Schädigung, sogar Zerstörung der im Laufe der Zeiten hier entwickelten Gestaltungen verbunden wäre. Das Semstwo-Gesetz von 1890 hat Verhältnisse zur Voraussetzung, die von denen Kurlands durchaus verschieden sind. Die Organisation des Ständewesens hat sich in Kurland in allmählicher organischer Entwickelung anders herausgebildet als in den inneren Gouvernements, und die fest begründeten Formen der ständischen Gliederung erscheinen hier durchaus geeignet, als Basis der Selbstverwaltung zu dienen. Neue Gruppen wären für die Bevölkerung unverständliche Konstruktionen, die nach keiner Richtung hin befriedigen würden. In Kurland haben verschiedene Zweige des öffentlichen Lebens durch Spezialgesetze, Verordnungen und Statuten ihre selbständige Organisation erhalten, die von der Prästanden-Verwaltung völlig getrennt ist. Die Ausdehnung der

Kompetenz der Präſtanden-Verwaltung auf alle dieſe Zweige würde nicht nur verwirrend und ſtörend, ſondern ſogar lähmend und vernichtend wirken. Endlich würde auch der koſtſpielige Verwaltungs-Apparat der Semſtwo-Inſtitutionen das Land in zu hohem Maße belaſten, was um ſo ſchlimmer wäre, als der tiefe wirthſchaftliche Niedergang, unter dem das Land ſeit Jahren ſchwer leidet, eine weſentliche Erhöhung der Grundſteuer ſehr gefährlich, wenn nicht gar unmöglich macht.

Aus allen dieſen Gründen muß ſich die Ritter- und Landſchaft darauf beſchränken, um die Genehmigung einer Umgeſtaltung der beſtehenden Präſtandenverfaſſung zu bitten, wie ſie ein vorzuſtellender Entwurf im Sinne der Selbſtverwaltung bezeichnet. Sie wünſcht dabei ausdrücklich und dringend, daß einer neuen Präſtanden-Verwaltung nicht das geſammte öffentliche wirthſchaftliche Leben des Gouvernements unterſtellt werde, ſondern daß vielmehr die Verwaltungen beſonderer Branchen, wie ſie gegenwärtig beſtehen und lebensvoll wirken, von der Umgeſtaltung der Präſtanden-Verwaltung unberührt bleiben. Die Ritter- und Landſchaft hat in ihrem Entwurfe der Grundzüge einer Reorganiſation der Präſtanden-Verwaltung einen parlamentariſchen Apparat und ein komplizirtes Wahlſyſtem nach Möglichkeit zu vermeiden geſucht und daher die Verwaltung denjenigen Perſonalkräften übertragen, die durch das Vertrauen der betreffenden Bevölkerungsſchichten bereits berufen ſind oder berufen werden. Die Koſten der Verwaltung ſucht der Entwurf nach Möglichkeit einzuſchränken.

Die Ritter- und Landſchaft iſt der Ueberzeugung, daß bei einer Realiſirung ihres Entwurfes die kurländiſche Präſtanden-Verwaltung den allgemeinen Intereſſen des Landes dienen und alle die Mängel vermeiden würde, die das Oekonomie-Departement des Reichsrathes ſo überzeugend und treffend beleuchtet hat.

„Der Entwurf der Grundzüge zu einer Umgeſtaltung der Präſtanden-Verwaltung im kurländiſchen Gouvernement“ wird von der Konferenz mit 411 gegen 53 Stimmen angenommen.

Eine Kommission soll die Details noch näher formuliren, worauf der Entwurf durch den Landesbevollmächtigten dem Minister vorzustellen ist.

Nach diesem Entwurf sollen das gegenwärtige Gouvern.-Anordnungs-Komité und die Kreis-Anordnungs-Komités durch reine Selbstverwaltungskörper ersetzt werden, und zwar soll jeder Kreis eine Kreisvertretung und ein Kreisamt und das Gouvernement eine Gouvernements-Versammlung und ein Gouvernements-Amt haben. Die Kompetenzen und Funktionen aller dieser Institutionen beziehen sich ausschließlich und allein auf das Gebiet der gegenwärtigen kurländischen Prästandenverwaltung.

Die Allgemeine Konferenz der kurländischen Ritter- und Landschaft bewilligt der kurländ. Gesellschaft für Litteratur und Kunst zum Zweck der inneren Einrichtung des neuen Museumbaues die Summe von 8000 Rbl. als unverzinsliches Darlehn.

13. Juni. Ein Allerhöchster Befehl gestattet, daß Seminaristen, die ein geistliches Seminar mit dem Diplome I. Klasse verlassen haben, nach einer vorhergehenden Prüfung, die das Ministerium der Volksaufklärung festzusetzen hat, in die Jurjewsche Universität aufgenommen werden. — Dies gilt bereits für die Universität Tomsk und für zwei Fakultäten der Universität Warschau; an allen übrigen russischen Universitäten werden auch geistliche Seminaristen nur auf Grund der an einem Gymnasium bestandenen Maturitätsprüfung aufgenommen. — Der „Rishski Westnik" berichtete kurz vor diesem Befehl, daß die 60 Seminaristen, die schon früher in die Jurjewsche Universität aufgenommen wurden, bei den letzten Examina trotz aller ungünstigen Umstände, die das Leben in einer von Nichtrussen bewohnten Stadt mit sich bringe, dennoch glänzende Erfolge ihres Studiums gezeigt hätten.

14. Juni. Auf Vorstellung des Ministers der Volksaufklärung wird das Lehrpersonal des Rigaschen polytechnischen Institutes nach der durchgeführten Reorganisation dieser Anstalt in seinen Aemtern Allerhöchst bestätigt.

11.—17. Juni. Ehstländische Predigersynode zu Reval: die hauptsächlichsten Gegenstände der Diskussion, theilweise von eingesandten theologischen Ausarbeitungen ausgehend, sind die Stärkung des kirchlichen Bewußtseins, die Kirchenzucht, die Privatbeichte, die religiöse Erziehung der Kinder, Privatandachtsversammlungen und Verhältnisse der ausländischen Mission.

18. Juni. Ein Lehrbezirk hatte beim Ministerium der Volksaufklärung angefragt, ob der lutherische Religionsunterricht nicht aus der Zahl der Lehrgegenstände eines der Gymnasien desselben Lehrbezirkes ausgeschieden und der betreffende Pastor nicht ermächtigt werden könne, den Religionsunterricht in der Sakristei oder bei sich zu Hause zu ertheilen. Die Antwort des Ministeriums lautet: Eine Ausscheidung des lutherischen Religionsunterrichts ist nicht zulässig; den Direktoren der Gymnasien liegt die allgemeine Aufsicht auch über dieses Unterrichtsfach ob, wenn auch die nähere Kontrole der Unterrichtserfolge, die Festsetzung der Methode und des Programmes ausschließlich den Pastoren zusteht. Ist dabei aus irgend welchen Gründen die Ertheilung des Unterrichtes in russischer Sprache unmöglich, so hat das Ministerium der Volksaufklärung nichts dagegen einzuwenden, daß der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird. — Gleichzeitig hat sich das Ministerium gegen eine besondere Prüfung der lutherischen Schüler auf ihre Religionskenntnisse ausgesprochen, weil bei der geringen Zahl der lutherischen Schüler gewöhnlich Schüler verschiedener Klassen zum Religionsunterricht vereinigt würden.

19. „ Durch einen Allerhöchsten Tagesbefehl wird der frühere Dorpater Professor Dr. hist. Hausmann unter Wiederanstellung im Staatsdienste zum ordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte an der Neurussischen Universität in Odessa ernannt. (Vgl. Balt. vom 5. Okt. 1896.)

16.—21. Juni. Stadtverordneten-Wahlen zu Riga: Von 3075 berechtigten Wählern betheiligen sich an den Wahlen 774, also ca. 25%. Es werden 80 Stadtverordnete, von denen 68 schon zum früheren Bestande gehörten und 16 Ersatzmänner gewählt.

19., 20. und 24. Juni. [Sitzungen des ehstländischen ritterschaftlichen Ausschusses]. Schon am 8. Mai fand eine Sitzung des Ausschusses statt, auf der u. A. beschlossen wurde, dem Vorschlage des öselschen Landrathskollegiums, einstweilen die Eröffnung des Fräuleinstiftes zu Orrikül hinauszuschieben, seitens der ehstländischen Ritterschaft zuzustimmen. (Vgl. Balt. Chr. v. 30. Dez. 1896.) Auf den Juni-Sitzungen wird das von einer Kommission ausgearbeitete Projekt einer Ehrengerichtsordnung durchgesehen und nach einigen Aenderungen und Ergänzungen en bloc angenommen. Es soll zur Exportirung der Bestätigung auf gesetzgeberischem Wege dem Gouverneur vorgestellt werden. Durch die Ehrengerichtsordnung werden zur Regelung von Ehrensachen und zur Verminderung der Duelle für die ehstländischen Ritterschaften obligatorische Ehrengerichte eingeführt. Zu diesem Zwecke werden auf jedem ordentlichen Landtage von jedem Kreise zwei Präsidenten der Ehrengerichte für drei Jahre erwählt. Einer von ihnen muß in jedem einzelnen Falle von den beiden Ehrenrichtern, die sich die Parten gewählt haben, zum Präsidenten des betreffenden Ehrengerichts gewählt werden. Obligatorisch ist das Ehrengericht für alle von Mitgliedern der ehstländ. Ritterschaft innerhalb der Grenzen Ehstlands kontrahirten oder zum Austrag zu bringenden Ehrenhändel; eine Ausnahme bilden Fälle, wo der Beleidigte vor dem Duell einem Ehrengerichts-Präsidenten ehrenwörtlich erklärt, daß es sich um Familienangelegenheiten oder um Beleidigung einer Dame handele. Wer sich der Entscheidung des Ehrengerichts nicht fügt oder mit Umgehung desselben ein Duell vollzieht, unterliegt der Beahndung durch die Ritterschafts-Korporation. Das Ehrengericht kann entscheiden, daß keine genügende Veranlassung zu einem Duell vorliege. In allen anderen Fällen ist das Ehrengericht befugt, den Parten entweder eine Erklärung vorzuschreiben oder dem Beleidigten die Wahl zwischen einer Erklärung und Waffen zu überlassen. Erklärt einer der beiden Parten, daß das Duell seinem Gewissen widerspreche, so ist dieser Standpunkt zu respektiren. Die von einem Antiduellanten ausgegangenen Beleidigungen oder Provokationen werden aber vom Ehrengericht strenger beurtheilt. — Will ein ehstländischer Edelmann mit einem Mitgliede eines anderen Standes oder einer anderen Adelskorporation ein Duell in Ehstland vollziehen, so muß er seinem Gegner den Vorschlag machen lassen, den Streitfall vorher vor dem Ehrengericht zur Verhandlung zu bringen. — Ferner werden vom Ausschuß Regeln für Instandhaltung der Winterwege nach dem Antrage einer Kirchspielswegekommission angenommen; der Gouverneur soll ersucht werden, sie zu bestätigen und als verbindliche

Verordnung zu publiziren. — Der Ausschuß nimmt Kenntniß von einem an die Oberschulkommission gerichteten Schreiben des Kurators des Rigaschen Lehrbezirks d. d. 30. April a. c., das die Anstellung der Volksschullehrer betrifft und autorisirt den Ritterschaftshauptmann, an den Minister der Volksaufklärung eine Vorstellung zu richten und unter Darlegung der bestehenden Volksschul-Verhältnisse jede Verantwortung der Folgen und Konsequenzen, die unausbleiblich durch die in dem erwähnten Schreiben des Kurators enthaltene Vorschrift hervorgerufen werden, für die ritterschaftlichen Schulorgane abzulehnen. (Vgl. Balt. Chr. v. 1. Mai c.)

Die der Regierung zur Bestätigung vorgestellte neue Kirchspielsordnung wird durch folgende Einleitung der Erläuterungen zu derselben charakterisirt: „Das in Folge eines Beschlusses des Landtages der ehstländischen Ritter- und Landschaft vom Januar 1896 der Staatsregierung zur Bestätigung vorgestellte Projekt einer Kirchspielsordnung für das Gouvernement Ehstland ist ein konsequenter Schritt weiter auf dem Wege zur Lösung der Frage der Bauernemanzipation. Nachdem die Ritterschaft durch frühere Beschlüsse im Laufe dieses Jahrhunderts unter Bestätigung der Staatsregierung die Bauern Ehstlands aus dem Stande von Leibeigenen und Frohnarbeitern zum Stande der Pächter und dann der Eigenthümer erhoben hat, ist es eine natürliche Folge, daß bei dem materiellen Fortschritt und bei dem Wachsen der Intelligenz der Bauern ihnen Rechte eingeräumt werden, welche diesen materiellen und geistigen Fortschritten entsprechen. Der stetig wachsende eigenthümliche Erwerb von Grundbesitz durch die Bauern — nach den statistischen Daten waren bis zum 1. Januar 1895 53 % des Bauerlandes verkauft — macht es nothwendig, daß den Bauern eine Vertretung ihrer Interessen in kirchlicher und wirthschaftlicher Beziehung in größerem Umfange als bisher zugestanden wird. Mit dem Erwerb von Grundbesitz entstand für die bäuerliche Bevölkerung die Verpflichtung, die auf dem Grund und Boden lastenden Steuern zu entrichten; es ist daher nur folgerichtig, derselben Bevölkerung dieser Ver-

pflichtung entsprechende Rechte einzuräumen. Die Interessensphäre, die dem Bauern, abgesehen von den Interessen der bäuerlichen Gemeinde, am Nächsten liegt, bildet das einzelne Kirchspiel, in welchem er angesessen ist, mit seinen mannigfachen Bedürfnissen in kirchlicher und wirthschaftlicher Beziehung. Dieses Kirchspiel repräsentirt in Ehstland nach der Bauerngemeinde die nächstgroße territoriale politische Einheit. Es liegt daher auf der Hand, daß es am zweckmäßigsten erscheint und vom politischen und wirthschaftlichen Standpunkt richtig und konsequent ist, den Bauern zunächst Antheil an der Verwaltung der Angelegenheiten des Kirchspiels zu geben. Nur auf dieser Grundlage der den Bauern am nächsten liegenden Interessensphäre ist vorläufig ein weiterer Ausbau ihrer Rechte denkbar und möglich.

Der bisher das Kirchspiel vertretende Kirchenkonvent, an welchem nur die Großgrundbesitzer theilnehmen, hat in erster Linie die Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten des Kirchspiels und für die sich hieraus ergebenden wirthschaftlichen Interessen der Kirche; daneben gehören aber zur Kompetenz des Kirchenkonvents auch rein wirthschaftliche Angelegenheiten, die mit der Kirche und ihren Bedürfnissen nichts gemein haben, wie beispielsweise die so wichtige Frage der Klassifizirung, der Repartition und der Remonte der Wege. Wenn es schon an sich richtig erscheint, ein Organ, das in erster Linie für die Kirche und ihre Interessen zu sorgen und sie zu vertreten hat, von der Sorge für rein wirthschaftliche Dinge zu befreien, so ist das in Ehstland unter den gegebenen Verhältnissen eine strikte Nothwendigkeit. Denn es ist nicht zu vergessen, daß bei der gegenwärtigen Vertretung der wirthschaftlichen Interessen des Kirchspiels ein Theil der Kirchspielseingesessenen von der Theilnahme an dieser Vertretung ausgeschlossen ist. Der Kleingrundbesitz war bisher nicht im Konvent vertreten und dieses war so lange gerechtfertigt, als es in den einzelnen Kirchspielen zum weitaus größten Theil nur Pächter gab. Bei dem gesteigerten Uebergang von Land in das Eigenthum von Bauern ist es aber gerechtfertigt, denselben, da sie mitsteuern, die Vertretung ihrer Interessen zu gewähren. Ferner

ist in Erwägung zu ziehen, daß die Grundbesitzer griechisch-orthodoxer Konfession ebenfalls gegenwärtig nicht im Konvent vertreten sind; denn da dieselben zur Entrichtung von Steuern zum Besten der evangelisch-lutherischen Kirche nicht verpflichtet sind, nehmen sie an den das Kirchspiel vertretenden Kirchenkonventen weder aktiv noch passiv Theil, obgleich, wie oben gesagt, die jetzigen Kirchenkonvente nicht nur für rein kirchliche Sachen, sondern auch für vitale wirthschaftliche Fragen kompetent sind.

Aus den angegebenen Gründen hat der Landtag beschlossen, an Stelle des bisher das Kirchspiel allein vertretenden und verwaltenden Kirchenkonvents zwei Organe zu kreiren, den Kirchenkonvent ausschließlich für Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirche und den Kirchspielskonvent für die Angelegenheiten des Kirchspiels in wirthschaftlicher Beziehung.

Für den Beschluß des Landtags war, abgesehen von den angeführten Motiven, auch die Erwägung maßgebend, daß in dem benachbarten Gouvernement Livland eine Kirchspiels-Ordnung bereits seit Jahren besteht und sich bewährt hat, was auch von den Vertretern der Staatsregierung daselbst anerkannt worden ist. Daß aber diese Ordnung in Livland früher eingeführt worden ist, als in Ehstland, hat seinen Grund darin, daß in Livland der Uebergang von Land in bäuerliches Eigenthum fortgeschrittener ist als in Ehstland und sich daher auch dort früher das Bedürfniß nach einer Vertretung der Bauern auf den Konventen des Kirchspiels geltend machte, als in Ehstland, wo das erst in neuester Zeit der Fall ist.

Das Projekt der Kirchspielsordnung für Ehstland ist, soweit die örtlichen Verhältnisse das gestatten, der in Livland bereits bestehenden Kirchspielsordnung nach Möglichkeit angepaßt.

Die auf den Kirchenkonvent bezüglichen Bestimmungen sind zum weitaus größten Theil dem Gesetz für die evangel.-lutherische Kirche Rußlands (Bd. XI, Th. 1 der Reichsgesetze) oder bereits bestehenden Regierungsverordnungen entnommen.

Der Kreis der Kompetenzen des Kirchspielskonventes ist

gegen den Kreis der Kompetenzen, die dem gegenwärtigen Kirchenkonvente in wirthschaftlicher Beziehung zustehen, insofern erweitert worden, als sämmtliche Fragen wirthschaftlicher Natur, die das Interesse des Kirchspiels berühren, dem Kirchspielskonvente zugewiesen sind. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß thatsächlich bereits gegenwärtig der bestehende Konvent im Kirchspiel die meisten dieser wirthschaftlichen Fragen berath und entscheidet; theils geschieht das in Grundlage des bestehenden Gesetzes, theils in Grundlage langdauernder Gewohnheit. Dieser thatsächlich bestehende Usus, der sich durchaus bewährt hat, soll durch die neue Kirchspielsordnung legalisirt werden."

24. Juni. Der Minister des Innern verbietet auf Grund des Art. 154 des Preßgesetzes das Erscheinen der in Riga herausgegebenen lettischen Zeitung „Deenas Lapa" auf die Dauer von acht Monaten.

26. „ Ein Allerhöchster Befehl bestimmt 530,000 Rbl. zum Ausbau des Revaler Hafens. Es soll ein besonderes Bassin für die Kriegsschiffe hergestellt werden, damit die Handelsschiffe den ganzen alten Hafen ungehindert benutzen können.

28. „ Die Stadtverwaltungen von Riga und Reval hatten beim Dirigirenden Senat darüber Klage geführt, daß die Rigasche Lehrbezirksverwaltung an den städtischen Realschulen in Riga und Reval von sich aus orthodoxe Religionslehrer angestellt habe, ohne dabei die vorausgegangenen Wahlen der Schulkollegien zu beachten. Der Senat hat erklärt, daß die Klagen ohne Folge zu lassen seien, weil die Schulkollegien der Realschulen nur das Recht hätten Kandidaten ausschließlich für das Amt von Lehrern der Wissenschaften und der Künste zur Bestätigung vorzustellen; orthodoxe Religionslehrer aber seien von den Schulkollegien nicht als solche Lehrer zu betrachten.

„ „ Der provisorische Eisenbahnverkehr zwischen Pleskau und Staraja Russja wird eröffnet (Theilstrecke der Bahn Rybinsk-Bologoje-Pleskau-Riga.)

30. „ Das Ministerium der Landwirthschaft kommandirt den Dr. zool. Grimm, eine bekannte Autorität auf dem Gebiete der Fischzucht, in die Gouvernements Pleskau und Livland

ab, um energische Maßregeln gegen die überaus schädliche Raubfischerei zu ergreifen.

30. Juni. Der Minister der Landwirthschaft und der Domänen hat, nachdem er durch eine Allerhöchst bestätigte Resolution des Ministerkomités dazu ermächtigt worden ist, „Normal-Statuten für landwirthschaftliche Genossenschaften" bestätigt. Sie werden besonders empfohlen, sind aber nicht obligatorisch. Der erste Versuch, geordnete landwirthschaftliche Genossenschaften zu bilden, wurde vom „Libauer Verein zur Förderung der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Industrie" im Jahre 1890 gemacht. Da die Erfolge vortrefflich waren, wurden bald an verschiedenen Stellen des Reiches ähnliche Genossenschaften gebildet. Die „Normalstatuten" entsprechen mit unwesentlichen Aenderungen einiger Details den Statuten des Libauer Vereins.

1. Juli. In Mitau wird eine neue Behörde, die Gouvernements-Behörde für Fabriksachen, eröffnet. Sie besteht unter dem Vorsitz des Gouverneurs aus dem Vicegouverneur, dem Prokureur des Bezirksgerichts, dem Gendarmenchef, dem älteren Fabrikinspektor als dem ständigen (d. h. geschäftsführenden) Gliede und aus zwei vom Gouverneur ausgewählten Fabrikanten.

„ „ In den westlichen Nachbar-Gouvernements der Ostseeprovinzen, in Witebsk, Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Mohilew und Smolensk, tritt das Branntwein-Monopol der Krone in Kraft.

„ „ Der Katholikos aller Armenier ist offiziell vom Ministerium der Volksaufklärung aufgefordert worden, mit dem Beginn des nächsten Lehrjahres sämmtliche armenische Schulen, mit Ausnahme der Eparchial-Seminare und der geistlichen Akademie in Etschmiadsin, auf allgemeiner Grundlage der Verwaltung des gen. Ministeriums zu unterstellen.

„ „ Der Minister der Volksaufklärung hat angeordnet, daß eine Lebensbeschreibung der Jungfrau von Orleans, die in Anlaß der Heiligsprechung dieser französischen Nationalheldin durch die römisch-katholische Kirche von einem französischen Abbé verfaßt worden ist, in einer Anzahl von Exemplaren

an alle Lehrbezirke zur Vertheilung in den weiblichen Gymnasien zu versenden sei.

2. „ Einführung der Gerichtsreform in ganz Sibirien. Auch das Institut der Landhauptleute wird in Sibirien eingeführt, aber mit Abtrennung der richterlichen Funktionen. In der russischen Presse wird die Hoffnung ausgesprochen, daß man auf Grund der gemachten Erfahrungen nun auch in den zentralen Gouvernements den Landhauptleuten die richterlichen Funktionen entziehen werde.

3. „ Zum stellvertretenden Direktor der kurländischen Gouvernements-Akzise-Verwaltung wird nach dem am 1. Mai c. erfolgten Tode von J. K. Slutschewski der bisherige ältere Revident der Hauptverwaltung der indirekten Steuern und des staatlichen Getränkeverkaufs, der Kollegienrath M. A. Pelepelkin, ernannt.

4. Juli. Der Dirigirende Senat hat entschieden, daß die Stadtverwaltungen das Recht haben, ihren Beamten bei Verabschiedung derselben Pensionen auszusetzen. (Ein betreff. Beschluß der Stadtverordneten von Jekaterinoslaw war von der Gouvernementsbehörde aufgehoben worden.)

5. „ Die livländische Ritterschaft hat auf ihrem Gute Trikaten eine Muster-Meierei gegründet, die als Schule der Viehzucht und Molkerei auf die ländliche Bevölkerung Einfluß üben soll.

„ „ In den „Mirowija Otgoloski" veröffentlicht Baschmakow (vgl. Balt. Chr. v. 20. März c.) eine neue Serie „baltischer Briefe". Er theilt mit, daß er das gen. Blatt für seine Kundgebungen wähle, weil dies Blatt keine Furcht vor baltischen Einflüssen habe, während ein großer Theil der übrigen russischen Presse sich vor der baltischen Frage mehr als vor Feuer fürchte. Dann erklärt er, daß er ein Regierungsprogramm entwickeln werde, wie es zur endgiltigen Lösung der baltischen Frage durchaus erforderlich sei. Deshalb spreche er jetzt nicht von der Bekehrung des baltischen Landes zur Orthodoxie, von Maßregeln zur Russifizirung der deutschen Barone und Bürger, auch nicht von den loyalen Gefühlen, die die baltische Aristokratie wohl für den Thron, aber nicht für das Vaterland hege, sondern von der Hauptsache: „Es handelt sich um die Nothwendigkeit, das uns schädliche Band zwischen dem Deutschthum und den Ehsten und Letten zu zerreißen. Das ist der Hauptzweck. So lange wir ihn nicht erreicht haben, müssen wir annehmen, daß das Gebiet nicht in unseren Händen ist; haben wir ihn aber erreicht, so muß die baltische Frage als fast völlig liquidirt betrachtet werden." Man habe den Ehsten und Letten eine Verbesserung ihrer

Lebensbedingungen zu geben und dafür ihre volle Russifikation entgegenzunehmen. Anders stehe es mit den Deutschen: da man dem deutschen Bürger nur wenig, dem deutschen Edelmann garnichts geben könne, müsse man auch auf ihre Gegengabe — die Russifizirung — zunächst verzichten. Sobald erst Ehsten und Letten russifizirt sein werden, werde den Deutschen doch nichts übrig bleiben, als sich mit den Umwohnern zu verschmelzen oder auszuwandern. Bei allen Maßregeln aber dürfe man nie vergessen, daß die Hauptquelle des Widerstandes die noch immer äußerst glückliche Existenz der baltischen Ritterschaften sei; dem entsprechend müsse man handeln. — Aber abgesehen von den „Intriguen" der Ritterschaften erkennt Baschmakow auch eine mächtige Triebfeder des Widerstandes der deutschen Balten in dem — Werth der deutschen Kultur: „Man kann es nicht verhehlen, dieser Werth ist groß. Leider sind wir so gestellt, daß wir mit unserer Kultur gezwungenermaßen eine Waare von geringerem Werth offeriren, die bei gewissen sozialen Verhältnissen dem Volke weit mehr Nutzen bringen kann als die höhere Waare. Wenn wir auch unser Vaterland lieben und seine Interessen vertheidigen, so fühlen wir doch, daß unsere Waare im allgemeinen schlechter ist. Das braucht man nicht zu verhehlen, und es ist auch unmöglich. Während der letzten hundert Jahre des Lebens der Welt sind überall, in allen Ländern, in's Leben der einzelnen Völker Massen von kulturellen, wissenschaftlichen und litterärischen Elementen aufgenommen worden, die von deutschen Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern oder Kriegern ausgearbeitet worden sind. Alle gebildeten Völker sind in einem gewissen Grade Vasallen der Deutschen, wenigstens in dieser Periode der Zeit. Das bedeutet aber nicht, daß die deutsche Race höher steht als die übrigen. Das wechsle, meint Baschmakow, und weist darauf hin, daß vor den Deutschen auch die Franzosen, Holländer, Italiener die geistige Führung gehabt hätten. Ueber die russische Kultur bemerkt er: „Das XIX. Jahrhundert ist unser erstes schöpferisches, da das XVIII. nur eine Zeit vorhergehender allgemeiner Organisation war. Die russische Sprache leitet ihren Ursprung von Puschkin her, da wir die Sprache Lomonossow's bereits nicht mehr reden. Die russische Wissenschaft ist bis jetzt eine Vasallin der deutschen Universitätswissenschaft." Die russische Kunst sei allerdings selbständig geworden .... Darin liege also „unsere Schwäche beim Werke der wünschenswerthen Russifizirung unserer baltischen Deutschen. Für diese ist eine solche Russifizirung zunächst unvortheilhaft, da sie wirklich durch die Sprachgemeinschaft mit einem solchen Volke, wie den Deutschen Deutschlands, im Besitze eines für sie höheren Gutes sind. Hier können wir nicht konkurriren. Es wäre sonderbar, sie — die geborenen Deutschen — durch die bloße Hoffnung auf unsere muthmaßliche Zukunftskultur anzulocken, denn niemand wird ein wirkliches Gut gegen ein ungewisses, in der Zukunft zu erwartendes umtauschen".... „Eine Veränderung wird erst dann eintreten, wenn die ganze sie umgebende Bevölkerung von ihnen abfällt und sich uns anschließt." Dann werde

es auch den deutschen Elementen vortheilhaft erscheinen, sich zu russifiziren. Baschmakow meint übrigens, daß ein solcher Umschwung sich bereits „unmerklich“ und „gleichsam von selbst vollziehe.“

6. Juli. Erzbischof Arsenij vollzieht in Hapsal die Einweihung der neuerbauten orthodoxen Kirche Alexander Newski's — zum Gedächtniß des Zaren Friedenstifters Alexanders III.

7. „ Die „Livländ. Gouvern.-Ztg.“ (Nr. 71) publizirt u. A. folgenden schon am 7. April c. gefaßten Beschluß der Arensburger Stadtverordneten: Das Stadtamt wird beauftragt, an den Kurator des Lehrbezirks ein Gesuch zu richten, daß die Arensburger höhere Töchterschule auf Kosten der Krone in ein weibliches Gymnasium reorganisirt werden möge. — Der „Rishski Westnik“ quittirt darüber: „Mit Vergnügen verzeichnen wir diesen Beschluß der Arensburger Stadtverwaltung“.

9. Juli. Die „Livländ. Gouvern.-Ztg.“ (Nr. 72) publizirt eine Verfügung des Gouverneurs, durch die eine obligatorische Anordnung des Gouverneurs Sinowjew vom Oktober 1891 strengstens in Erinnerung gebracht und eingeschärft wird. Danach ist es streng verboten, die schwedische Elle als Längenmaß im Handel zu benutzen; man darf nur noch Arschin und Werschok gebrauchen. Die betreffenden Beamten haben unbedingt dafür zu sorgen, daß alle Uebertreter dieser Anordnung zur gesetzlichen Verantwortung gezogen werden.

9. „ Ein Tagesbefehl des Polizeimeisters von Riga beauftragt die Rigaschen Pristaws, den Lastfuhrmannswirthen, sowie allen Handeltreibenden, die Lastfuhrwerke, Wagen und andere Equipagen zum Transport von Lasten halten, zu eröffnen: Sämmtliche Lastfuhrleute haben 1) beim Fahren sich stets rechts zu halten, dürfen 2) ihre Fuhrwerke nicht übermäßig und ungehörig beladen, müssen 3) die russische Sprache verstehen, dürfen 4) nur im Schritt fahren ꝛc. ꝛc. Bei Eröffnung dieses „auf gesetzlicher Grundlage basirenden“ Tagesbefehles sind die erwähnten Personen zur Befolgung desselben durch Reversale zu verpflichten.

„ „ An Stelle des seines Amtes enthobenen und dem Ministerium zugezählten Kreischefs Stromilow ist der der

kurländ. Gouvernements-Verwaltung zugezählte Gouvern.-Sekretär Baron Vietinghoff-Scheel zum Kreischef von Illurt ernannt.

5.—12. Juli. Reise des Finanzministers durch die Ostseeprovinzen. Er besichtigt die Institutionen, die entweder direkt seinem Ressort unterstellt sind oder doch hervorragende Bedeutung für dasselbe haben, und wird überall von den Vertretern der Regierungsbehörden, der Ritterschaften, der Städte und der Kaufmannschaften empfangen und aufgenommen.

12. Juli. Die ehstländische Bezirksverwaltung der Gesellschaft zur Rettung auf dem Wasser feiert den Jahrestag ihres 25-jährigen Bestehens. (Vgl. Balt. Chr. vom 7. Jan. c.) Sie unterhält gegenwärtig an der Küste des finnischen Meerbusens und auf den Inseln 16 Rettungsstationen. Diese haben in den 25 Jahren 48 Schiffen Hilfe geleistet und 344 Menschen gerettet. Die Ausgaben betrugen nur 43,782 Rbl. (ca. 1750 Rbl. jährlich), wobei allerdings ein großer Theil der Rettungsböte von der Hauptverwaltung in Petersburg unentgeltlich geliefert wurde. — Der großen Verdienste um das Rettungswesen in Ehstland, die sich der im Jahre 1889 verstorbene langjährige Inspektor der Gesellschaft, der Kapitän I. Ranges L. von Scharenberg, erworben hat, wird auch jetzt mit wärmster Anerkennung gedacht.

12. Juli. Die livländische Gouvernements-Regierung läßt durch die Bauerkommissare eine Enquête über die wirthschaftliche Lage der ländlichen Bevölkerung Livlands veranstalten; u. a. soll namentlich genau konstatirt werden, wie der Landbesitz unter den Bauern vertheilt ist.

13. „ Ein Fortschritt in der Valutafrage: Der „Regierungsanzeiger" (Nr. 154) veröffentlicht einen Allerhöchsten Befehl vom 20. Juni c., der einige Abänderungen der Bedingungen anordnet, unter denen die $3\frac{1}{2}$-prozentigen Pfandbriefe der Adels-Agrarbank zu emittiren sind. Der Nominalwerth der Pfandbriefe ist nicht nur in russischer Valuta, sondern auch in ausländischer Währung anzugeben und zwar sind 100 Rbl. gleich 266,67 Francs oder 216 Mark u. s. w. zu setzen. Diese Bestimmung, die die Pfandbriefe auch für den aus-

ländiſchen Geldmarkt begehrenswerth machen ſoll, ſcheint den Kurs des Kreditrubels mindeſtens für ein paar Jahrzehnte, d. h. bis zur Amortiſation der betreff. Pfandbriefe, zu fixiren. Zugleich übernimmt die Regierung bei den bezeichneten Pfandbriefen eine unbedingte Garantie für die prompte Auszahlung der Zinſen und des Kapitals.

15. Juli. In einigen Kirchſpielen Oeſels wird die Anſtellung von Aerzten „in ernſtliche Erwägung gezogen.“ Bisher exiſtiren auf Oeſel mit Moon und Runö (ca. 60 Quadrat-Meilen) nur in Arensburg vier Aerzte.

„ „ Der Beſitzer des Gutes Kawaſt in Livland (Dörptſcher Kreis) hat eine Anlage zum Flachsweichen auf chemiſchem Wege eingerichtet — das erſte derartige Inſtitut in Rußland.

„ „ Das Miniſterium des Innern hat in Folge eines Geſuches der Weſenberger Stadtverwaltung entſchieden, daß diejenigen Städteverwaltungen, die keine eigene Polizeiverwaltung haben, von jeder Zahlung für die Unterhaltung der Arreſtantenlokale der örtlichen Polizei befreit ſind.

16. „ Der Regierungsanzeiger (Nr. 156) veröffentlicht ein Allerhöchſt beſtätigtes Reichsrathsgutachten zur Ergänzung des Kriminalverfahrens bei Offiziersduellen, an denen Zivilperſonen betheiligt ſind: Bei Duellen, bei denen unter Betheiligung von Zivilperſonen beide Gegner oder einer von ihnen dem Militärdienſte im Offiziersrange angehören, ſtellt der Prokureur des Bezirksgerichtes die Voruntersuchung dem Prokureur der Gerichtspalate vor. Letzterer übermittelt ſie mit einer Sentenz über den weiteren Gang der Sache dem Kriegs-, reſp. Marineminiſter. Wenn dann nach Uebereinkommen des Kriegs- reſp. Marineminiſters mit dem Juſtizminiſter es für unmöglich befunden wird, der Angelegenheit in allgemeiner Gerichtsordnung Folge zu geben, ſo erbittet der Kriegs- reſp. Marineminiſter durch einen allerunterthänigſten Bericht, den der Juſtizminiſter mit zu unterzeichnen hat, die Allerhöchſte Genehmigung zur Inhibirung jedes weiteren Gerichtsverfahrens in der Sache.

18. „ Ein Allerh. Befehl beſtimmt, daß der Dirig. Senat die Einleitung einer Unterſuchung gegen Gouverneure ſowie die zeitweilige Amtsſuspen-

dirung derselben nicht anders verfügen darf, als wenn darüber eine Allerhöchst genehmigte Entscheidung des Ministerkomités erfolgt ist. — Somit steht gegenwärtig dem Dirig. Senat nur das Recht zu, den Gouverneuren Bemerkungen und Verweise zu ertheilen.

18. Juli. Der „Postimees" meldet, daß der Lealsche Bauerkommissar im Auftrage des Kurators des Rigaschen Lehrbezirks sämmtlichen Gemeindeverwaltungen seines Bezirkes mittelst Zirkulärs den Rath ertheilt hat, wo irgend möglich, für die Begründung ministerieller Schulen Sorge zu tragen.

20. „ Die Ernteaussichten in den meisten Gouvernements von Zentral-Rußland sind sehr ungünstig; sie verschlechtern sich progressiv in den nach Osten und Südosten belegenen Rayons. Da die Bevölkerung dieser Gouvernements noch unter den Folgen der Nothjahre 1891 und 1892 leidet und ökonomisch sehr geschwächt ist, befürchtet man, daß es dort im Herbst und Winter wieder zu einer partiellen Hungersnoth kommen könnte. In der Presse werden die Maßregeln diskutirt, die von der Zentral-Administration und den Semstwos der betreff. Gouvernements ergriffen werden sollen, um ein größeres Unglück zu verhüten.

23. Juli. Die „Mirowija Otgoloffki" plaidiren für eine Schließung der beiden in Rußland bestehenden historisch-philologischen Institute (in Petersburg und in Njeshin), weil die Frequenz der dort Studirenden immer geringer werde, so daß bei diesen Instituten jeder Student dem Fiskus beinahe 10,000 Rbl. jährlich koste.

24. „ Der „Rishski Westnik" wollte am 8. Juli erfahren haben, daß „einige lutherische Kirchspiele" der Ostseeprovinzen darum nachgesucht hätten, es möchten in der theologischen Fakultät der Jurjewer Universität besondere Professuren zur Ausbildung in der lettischen und ehstnischen Predigt gegründet werden. Das genannte Blatt behauptete, daß die „deutschen" Glieder der theologischen Fakultät sich gegen die Gewährung dieser Bitte ausgesprochen hätten. Die „Düna-Zeitung" erklärte darauf, daß man von der Existenz derartiger Gesuche offiziell bisher nichts wisse; ein Bedürfniß nach solchen Professuren sei thatsächlich nicht vorhanden, denn die an der Jurjewer Universität angestellten Lektoren der lettischen und der ehstnischen Sprache genügten vollkommen auch für die sprachliche Ausbildung der Theologen; die angeblich gewünschten „nationalen" Professuren würden die Einheitlichkeit der Lehrmethode in der theologischen Fakultät aufheben, ihre Begründung sei auch schon deswegen nicht möglich, weil die lettische und die ehstnische Sprache keine wissenschaftlich-theologische

Litteratur besäßen. Dieser Artikel begegnet in der lettischen und ehstnischen Presse einer leidenschaftlichen Polemik, mit der für die Berechtigung und Nothwendigkeit „nationaler" theologischer Professuren eingetreten wird.

26. Juli. Die Arbeiten an der Tuckum-Windauer Bahn werden in Tuckum begonnen (in Windau am 30. Juli.) Nach dem Programm soll die Bahn im August des nächsten Jahres fertig gestellt sein. Zum Bau derselben findet ein bedeutender Zuzug von russischen Arbeitern nach Kurland statt.

„ „ Am 13. Januar c. hatte der Jurist Baschmakow in den „Mirowija Otgoloski" einen Artikel über das Kirchenpatronat in den baltischen Provinzen veröffentlicht. Er sieht in der Institution des Patronates nur eine Waffe zur Knechtung der nationalen Bevölkerung und zur Schädigung der Staatsinteressen. Nach ihm ist die Regierung auch ohne vorherige Abänderung der bestehenden Gesetze vollkommen berechtigt, diese Institution aufzuheben: Das Gesetz enthalte nur unklare Bestimmungen über das Patronatsrecht; untersuche man die Entstehung derselben, so ergebe sich, daß das russische Gesetz in Wahrheit schon jetzt der gesammten Gemeinde die Theilnahme an der Wahl des Predigers zugestehe. Das Recht zur Ernennung der Prediger sei aber ein Hoheitsrecht der Krone. — Diese erst spät in den Ostseeprovinzen bekannt gewordenen gehässigen und unwahren Ausführungen beantwortet A. v. Villebois, Sekretär des livländischen evangelisch-lutherischen Konsistoriums, mit einer streng sachlichen Zurechtstellung und Darlegung der wahren gesetzlichen Grundlagen des Patronates. Er weist nach, daß der Jurist Baschmakow seine Schlüsse durch einseitige und tendenziöse Zitate aus dem Gesetz begründet und daß er gerade die im Gesetz klar und unzweideutig vorhandene unbedingte Anerkennung der jura patronatus verschweigt. Das baltische Kirchenpatronat hat, wie Villebois ausführt, ganz und gar nicht den Charakter eines ständischen Rechtes, sondern ist ein Realrecht, das einem Grundstück zusteht und von dessen Besitzer ausgeübt wird. Als ein solches ist es auch von der russischen Regierung immer angesehen worden. Wie überall in seiner publizistischen Thätigkeit, so zeigt der Jurist B. auch hier, daß ihm seine eigenen politischen Zwecke stets mehr werth sind und viel höher stehen als irgend welche gesetzlich begründeten Rechte.

29. „ Auf der Eisenbahnlinie Moskau-Windau ist die Tracirung der livländischen Theilstrecke Reshiza (Station der Petersburg-Warschauer Bahn, das altlivländ. Rositen) -Stockmannshof (ca. 97 Werst) beendet worden.

26.—30. Juli. Als Gäste der Majestäten weilen der Deutsche Kaiser und die Deutsche Kaiserin in Peterhof, Petersburg und Krassnoje Sselo. Diese Entrevue und die persönlichen Beziehungen der Herrscher werden von der Presse beider

Reiche allgemein als eine schwerwiegende Bürgschaft für den europäischen Frieden bezeichnet. — Auf der Fahrt nach Petersburg besuchte das deutsche Schulschiff „Charlotte" vom 6. bis zum 19. Juli die baltischen Häfen Libau, Riga und Baltischport.

22. Juli — 1. August. In Riga findet der XIX. Kongreß der Ingenieure vom Traktionsdienste der russischen Eisenbahnen statt.

31. Juli. Dem Minister der Volksaufklärung ist gemeldet worden, daß an einigen Universitäten Vorlesungen über das Privatrecht der Ostseeprovinzen ziemlich erfolgreich als Spezial-Kurse gehalten worden sind. (Vgl. Balt. Chr. v. 17. März.) Der Minister hat in Folge dessen verfügt, daß ein solcher Spezial-Kursus mit einem genau vorgeschriebenen Programm auch in der juristischen Fakultät der Jurjewschen Universität eingeführt werden soll, falls diese Fakultät unter ihren Professoren und Privatdozenten eine dazu befähigte Person besitzen sollte. In diesem Falle kann dem betreffenden Vortragenden ein jährliches Honorar von 600 Rbl. aus den Ueberschüssen des Personal-Etats der Universität zugewiesen werden.

„ „ Eine Allerhöchst bestätigte Resolution des Ministerkomités verfügt die obligatorische Einführung der russischen Sprache für die Geschäftsführung sämmtlicher Kreditvereine des Zarthums Polen: Die in den Kreditvereinen angestellten Personen müssen mit dem Moment der Publikation dieser Verordnung die russische Sprache mündlich und schriftlich vollkommen beherrschen können; die polnische Sprache ist für die Korrespondenz mit Gesellschaften und Taxations-kommissionen noch bis zum 1. Juli 1903 ausnahmsweise gestattet; in der übrigen Geschäftsführung ist vom 1. Juli 1900 an nur noch die russische Sprache anzuwenden.

1. August. Zwischen der I. russischen Zufuhrbahngesellschaft und den Vertretern der lokalen Interessenten in Ehst- und Livland wird ein Vertrag geschlossen, durch den die Baugesellschaft sich verpflichtet, die Vorarbeiten für eine Bahn Fellin-Groß-Johannis-Pillistfer-Weißenstein-Kerro-Rappel-Reval sofort vorzunehmen und nach Allerhöchster Genehmigung und Zeichnung der Aktien und Obligationen in einer bestimmten

Höhe den Bau zu beginnen. Die Zeichnung (618,000 Rbl. Aktien und 300,000 Rbl. Obligationen) gilt bereits als gesichert.

2. August. Ein Standbild des Bischofs Albert von Riga, des Gründers der Stadt Riga und zugleich des politischen, kirchlichen und überhaupt des geistigen Lebens der Ostseeprovinzen, wird im Domhof zu Riga — an der Südseite der neu restaurirten Domkirche — aufgestellt. Die Statue ist von dem Bildhauer Karl Bernewitz in Berlin modellirt und von G. Knodt in Frankfurt a. M. in Kupfer getrieben worden.

2. August. Das in Riga erscheinende Blatt „Pribaltiffki Listok", das bisher Verständniß für die baltische Kultur zeigte und jede Verschärfung der nationalen Gegensätze zurückwies, bringt einen von seiner bisherigen Haltung abweichenden Artikel „Alt-Riga und Jung-Riga". In ihm wird eine „nichtrussische Intelligenz, die zur Zeit als die Herrin der ökonomischen Seite im Gebiet erscheint", heftig angegriffen, dagegen ein „gleichfalls nichtrussisches Jung-Riga" lebhaft gelobt, weil es sich, trotzdem seine Vertreter von „Alt-Riga" als Abtrünnige und Renegaten bezeichnet würden, in „aufgeklärter Weise" den russischen Vereinigungen und Kreisen anzuschließen beginne. Zu diesem „Jung-Riga" gehöre vor allem die Oppositionspartei in der Rigaschen Stadtverwaltung, aber auch ein „aufgeklärterer" Theil des örtlichen Adels, der in Uebereinstimmung mit dem kommenden Branntwein-Monopol die Trunksucht und die Krüge auf seinen Landgütern unterdrücken wolle. „Jung-Riga" wird dringend gerathen, sich ohne jede Scheu dem „russischen Riga" definitiv anzuschließen, denn diesem gehöre die Zukunft des Gebietes, „Alt-Riga" nur die Vergangenheit. Auf die russischen Kreise Riga's werde der Zufluß von „Neophyten" aus „Jung-Riga" bei dem lebhaften Interesse der letzteren für „russische Kunst, russische Wissenschaft und russische Kultur" sehr wohlthätig wirken. Uebrigens werde nach „Jung-Riga" auch „Alt-Riga" den Zug zur russischen Gesellschaft offenbaren, „da es immer schwer ist, die Demarkationslinie zwischen diesen beiden „Riga's" zu ziehen. Doch das liegt alles in der Zukunft....." Die „Düna-Zeitung" weist diese Ausführungen als unbegründet zurück und bemerkt, daß auch die Beurtheilung der Oppositionspartei in der Stadtverwaltung auf einer Verkennung ihrer Motive und der wirklichen Sachlage beruhe.

3. „ In der Presse wird versichert, daß das Ministerium der Volksaufklärung in der That die Frage der Errichtung eines lettischen und eines ehstnischen Katheders für praktische evangelisch-lutherische Theologie an der Jurjewschen Universität in Erwägung ziehe. (Vgl. Balt. Chronik vom 24. Juli.)

4. Aug. In Riga findet nach den Wahlen die erste Stadtverordnetenversammlung statt. Der Bestand des Stadtamtes bleibt derselbe bis auf eine Ersatzwahl für den von seinem Amt zurückgetretenen Stadtrath Pander und die vom Minister des Innern genehmigte Verstärkung durch einen neugewählten fünften Stadtrath.

4.—5. Aug. Erster baltischer Distanzritt von Dorpat nach Riga auf eine Entfernung von 227,5 Werst (= 242,7 Kilometer. Endziel 10 Werst vor Riga.) Sieger wird Baron W. von Wolff-Kawast auf der Halbblutstute „Libelle" in 20 Stunden 35 Minuten. Dieser Rekord gilt als einer der besten, die bisher überhaupt irgendwo erreicht sind. Der „Libelle" wird neben dem I. Schnelligkeits-Preise auch der I. Konditions-Preis zuerkannt. Die meisten Leistungen der übrigen elf Theilnehmer sind sehr befriedigende (der viertbeste Rekord beträgt 23 St. 20 Min.; besonders ist bei der Ankunft am Ziel und auch später die Kondition der Pferde eine auffallend gute.

5. „ [Beschlüsse des livländischen Adelskonvents vom 2. bis zum 11. Mai 1897]. Der Präsident der Oberlandschulbehörde theilt eine Vorschrift des Ministers der Volksaufklärung vom 9. April d. J. mit, die die Anstellung von Volksschullehrern betrifft (vgl. Balt. Chr. v. 1. Mai u. v. 19., 20. u. 24. Juni). Der Adelskonvent ersucht daraufhin den Landmarschall, Sr. Majestät dem Herrn und Kaiser die unterthänigste Bitte zu unterlegen, daß Allerhöchst derselbe geruhen möge, die Ritterschaft von einer weiteren Theilnahme an der Volksschulverwaltung, für die die Ritterschaft jede Verantwortung ablehnen müsse, zu befreien. — Es wird beschlossen, von einer Aktion zur Vereinigung der Bauerrentenbank mit der adeligen Güterkredit-sozietät zur Zeit Abstand zu nehmen und in dieser Sache eine weitere Beschlußfassung des bevorstehenden Landtages abzuwarten. — Ein Antrag auf Erwirkung gesetzlicher Bestimmungen gegen die häufigen Kontraktbrüche der Knechte, die oft gleichzeitig an mehreren Stellen Dienstverträge abschließen, wird abgelehnt; der Konvent empfiehlt, in solchen Fällen die gerichtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie das bereits mehrfach mit gutem Erfolge geschehen sei. — Es wird beschlossen, von einer weiteren Aktion wegen Bestätigung des Entwurfs zu einer „Ordnung für die

Verwaltung der Kirchspiele Livlands" Abstand zu nehmen; die Patentirung einzelner neuer Bestimmungen, die die erwähnte Verwaltung betreffen, soll je nach Bedürfniß von Fall zu Fall erwirkt werden. Ein derartiger vorliegender Fall betrifft die Wahlen von Delegirten verschmolzener Gemeinden zu den Kirchen- und Schulkonventen; man wird dahin wirken, daß diese Wahlen im Sinne des erwähnten Entwurfs geregelt werden. — Ein Projekt des Landrathskollegiums, das die den Geldpostprästanden zu Grunde liegenden Ablösungstaxen herabsetzt sowie eine weitere Ablösung der zur Zeit noch bestehenden Naturalpostprästanden anordnet, wird angenommen. Bei der Gouvernementsobrigkeit soll der Erlaß eines neuen, vom Jahre 1898 ab giltigen Postprästanden-Patentes erwirkt werden. — In Bezug auf die bevorstehende Einführung des Branntweinmonopols der Krone in Livland wird beschlossen: Da die Krugsberechtigung ein wesentliches Realrecht der Rittergüter bildet, haben für den Fall ihrer Aufhebung die Rittergutsbesitzer den Anspruch auf eine vollständige Entschädigung; die Landesrepräsentation wird ersucht, diesen Standpunkt auch fernerhin zu vertreten. — Schon im Dezember v. J. war beschlossen worden, dahin zu wirken, daß diejenigen Grundsteuern, die bisher im Betrage von 68,000 Rbl. für den Unterhalt von Kronsinstitutionen verwandt wurden, jetzt aber zu Wegebauzwecken bestimmt sind, der Verwaltung des Landrathskollegiums unterstellt würden. (Vgl. Balt. Chr. S. 34.) Der Konvent fügt jetzt noch hinzu, daß für diese Gelder ein einjähriges Budget mit der Bestätigung durch den Gouverneur anzustreben sei; nur wenn der Gouverneur mit dem Budget nicht einverstanden ist, soll dasselbe dem Reichsrath vorgestellt werden. — Da die Gouvernementsobrigkeit die Anwendung der Artikel 740 und 743 aus dem XIII. Bande des Swod Sakonow auf die Leprösen für zulässig erachtet, hält der Konvent es nicht für nöthig, weitere Schritte zur Eruirung eines Gesetzes für die Internirung der Leprösen zu unternehmen. — Es wird beschlossen, auf ein Schreiben des Gouverneurs vom 30. April d. J., das eine etwaige Vermehrung der veterinärärztlichen Kräfte in Livland betrifft,

zu erwidern: Falls die Staatsregierung den in Frage stehenden Export von Hornvieh auf dem Seewege aus Ehst- und Livland nach Dänemark gestattet, ist die Ritterschaft bereit, zu den Kosten der Anstellung von im Staatsdienste stehenden Veterinärärzten, die den Gesundheitszustand des zu exportirenden Viehes zu bescheinigen haben, aus der Landeskasse beizutragen; abgesehen von diesem Zweck liegt aber zur Anstellung von Kreis-Veterinärärzten in Livland keine Nothwendigkeit vor. — Die den livländischen Krimkrieg-Invaliden aus der Ritterkasse gezahlten Pensionen werden von 10 Rbl. auf 36 Rbl. jährlich erhöht. — Den Leitern von Privatschulen, v. Zeddelmann in Jurjew (Dorpat) und v. Eltz in Riga, werden die physikalischen Apparate der ehemaligen livländischen Landesgymnasien mit der Maßgabe überlassen, daß sie, falls die genannten Schulen eingehen sollten, der Ritterschaft zurückzugeben sind. — Es wird in Aussicht genommen, daß der laut Landtagsbeschluß vom März v. J. in Grundsteuersachen einzuberufende außerordentliche Landtag erst 1898 abgehalten werden soll. — Dem Vorschlage des ösel'schen Landrathskollegiums, die Eröffnung des von Bartholomäischen Fräuleinstiftes zu Orrisaar auf der Insel Oesel noch aufzuschieben, wird zugestimmt. — Auf Antrag des Direktors der Ritterschaftsgüter wird die Herstellung telephonischer Verbindungen auf den gen. Gütern mit dem Anschluß nach Walk beschlossen. — Ein vorliegender Antrag auf Sistirung aller weiteren Schritte zur Ausführung des Konvents-Beschlusses vom Dezember v. J., der die Besetzung der Kronsbeamtenstellen in Livland betraf, wird abgelehnt. (Vgl. Balt. Chr. S. 34—35.) — Unter den bedeutenden Summen, die der Konvent aus der Ritterkasse zu gemeinnützigen Zwecken bewilligt, sind 1000 Rbl. jährlich pro 1897 und 1898 zur Unterstützung einer volksthümlichen ehstnischen Unterhaltungslitteratur bestimmt, die dem schädlichen Einfluß der unsittlichen Kolportageschriften entgegenwirken soll. — Nach dem Rechenschafts-Bericht der livländ. Ritterschaftsrentei wurden im Jahre 1896 aus der Ritterkasse bei einer Bilanzsumme von 209,509 Rbl. für kirchliche, pädagogische,

wissenschaftliche und andere gemeinnützige Zwecke 73,600 Rbl. verausgabt; die Landeskasse wies eine Bilanzsumme von 286,527 Rbl. auf, wovon auf das Sanitätswesen und die Fürsorge für körperlich Gebrechliche 27,200 Rbl. fielen.

6. Aug. In Petersburg tritt die Sonn- und Feiertagsruhe in vorgeschriebener Weise zum ersten Mal in Kraft. Die Geschäfte dürfen danach nur von 12 Uhr Mittags bis 5 Uhr Nachmittags geöffnet sein; aber mit den Kneipen bleibt es beim Alten. — Die Stadt hatte zuerst die Feiertagsruhe auf alle mit Spirituosen handelnden Etablissements mit Ausnahme des Trakteurgewerbes ausgedehnt. Die Regierungsbehörde für städtische Angelegenheiten änderte aber das Projekt und bestimmte, daß auch die Etablissements zum Detailverkauf von Spirituosen von der Feiertagsruhe auszunehmen seien, weil das Akzise-Reglement allen Inhabern von Bierbuden, Weinkellern und Getränkehäusern das Recht gebe, auch an Sonn- und Feiertagen bis 11 Uhr Abends Handel zu treiben. — Die Stadt will nun die Sache vor die Entscheidung des Senats bringen.

7. Aug. Der „Sjewerni Westnik" veröffentlicht einen „P. K." gezeichneten Artikel zur Preßfehde Oettingen-Budilowitsch. Der Verfasser findet, daß beide Gegner im Unrecht sind. Oettingen vergesse, daß auch die Sonne Flecken habe. Die hohe Bedeutung der Universität Dorpat müsse vollkommen anerkannt werden, aber man müsse auch sagen, daß auf dem Ruhme Dorpats „viele, ja allzu viele Flecken" hafteten. Zu Beginn der neunziger Jahre habe sich die Lehr- und Lernthätigkeit an der Universität „im Niedergange oder richtiger im Zustande vollster Erstarrung" befunden. Schuld daran seien die vielen Lehrkräfte örtlicher Herkunft gewesen, die der alten Universität durch ihre „Unthätigkeit und eine für Deutsche beispiellose Nachlässigkeit" das Grab gegraben hätten. „Wenn nur Ausländer die Katheder der Universität besetzt hätten, wäre Dorpat das Muster einer deutschen Universität geblieben." Ueber die Universität Jurjew urtheilt dann der Autor, der, wie er sagt, zu Beginn der neunziger Jahre nach Dorpat gekommen ist, folgendermaßen: „Ruhm" und „Größe" sind zwei Worte, die wohl kaum je auf die reorganisirte Universität passen werden. Schwäche und Hinfälligkeit sind ihre charakteristischen Merkmale, und man kann nicht annehmen, daß die Universität in der nächsten Zukunft ihren Charakter verändern werde... So lange der Kurs eingehalten werden soll, den Herr Budilowitsch so verherrlicht, ist an eine Besserung nicht zu denken... Wir haben die entsprechenden Kräfte für die reorganisirte Universität nicht

gehabt, und es kamen hierher Leute, die vielleicht sonst überall hin paßten, nur nicht auf das Katheder..." Eine Universität wie das heutige Jurjew könne niemandem Freude bereiten.

8. Aug. In Riga wird das neue, am 1. August c. eröffnete städtische Schlachthaus, das ca. 1/2 Million Rbl. gekostet hat, auf Verfügung des stellvertr. Gouverneurs von einer besonderen Kommission besichtigt und darauf durch die Polizei interimistisch geschlossen, weil die Besichtigung arge Mängel des Betriebes und die räumliche Unzulänglichkeit der Anlage konstatirt habe. Die früheren Privatschlachthäuser werden wieder eröffnet. Das rigasche Fleischeramt hatte bei der Polizei eine Beschwerde über das städtische Schlachthaus eingereicht.

" " Die „Livl. Gouv.-Ztg." (Nr. 84) veröffentlicht ein am 25. Nov. 1896 Allerh. bestätigtes Reichsrathsgutachten über die Zusammensetzung besonderer Kommissionen zur Durchsicht und Vernichtung alter Akten der Gouvernementsverwaltungs-Archive. Danach werden diese Kommissionen gebildet aus einem Regierungsrath, einem vom Gouverneur ernannten Beamten, einem vom Gouverneur dazu eingeladenen Mitgliede einer örtlichen gelehrten archäographischen oder archäologischen Institution, falls eine solche im Gouvernement existirt, und aus zwei Vertretern des Justiz- und Unterrichtsressorts.

" " In den vier Spezial-Lehranstalten Petersburgs, dem Institut der Ingenieure der Wegekommunikationen, dem Berginstitut, dem Institut der Zivilingenieure und dem Technologischen Institut, sind zum Schuljahr 1897/98 für 313 vorhandene Vakanzen des ersten Kursus 2500 Meldungen eingelaufen. Für ca. 7/8 der Aspiranten wird also die Vorbereitung zum Eintritt in diese Lehranstalten zunächst vergeblich gewesen sein.

" " Am 22. Sept. v. J. waren in Oberpahlen bei den argen Ruhestörungen, die in Anlaß der Introduktion des neuen Predigers vor und in der Kirche stattfanden, drei Personen verhaftet worden. Der Untersuchungsrichter entschied, daß die Sache nicht vor das Bezirksgericht gehöre, weil ein Widerstand gegen die Polizei nicht vorliege. Die erwähnten drei Personen, zwei Frauen und ein Mann, sind nun in

diesen Tagen von dem Friedensrichter auf Grundlage von Art. 38 des Gesetzes über die von den Friedensrichtern zu verh. Strafen zu sieben, resp. fünf Tagen Polizeiarrest verurtheilt.

8. Aug. Am 16. März v. J. hatten in der Tschornaschen altgläubigen Kirche Störungen des Gottesdienstes stattgefunden, in Folge deren sieben Personen zur Verantwortung gezogen wurden. Jetzt wurden sie verurtheilt: einer zu 2 Monaten Gefängniß, die sechs anderen zu 3 Wochen Polizeiarrest — auf Grund des Art. 214: „Wer vorsätzlich durch freche oder grobe Worte einen Geistlichen, während derselbe Gottesdienst hält, beleidigt und dadurch den Fortgang des Gottesdienstes unterbricht oder aufhält, wird dafür verurtheilt: zur Gefängnißhaft auf eine Zeit von 2 bis zu 8 Monaten."

9. „ Der Regierungsanzeiger (Nr. 175) veröffentlicht ein am 26. Mai c. Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten, durch das im Ressort des heil. Synods der jährliche Etat der kirchlichen Gemeindeschulen um $1\frac{1}{2}$ Millionen Rbl. erhöht wird. Das Budget der orthodoxen Kirchenschulen, das vor 13 Jahren 55,000 Rbl. betrug, beträgt jetzt mehr als $5\frac{1}{2}$ Millionen Rbl. Die Zahl der Schulen ist auf 34,000 gestiegen, in denen über 1 Million Kinder unterrichtet werden. Seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wird in Rußland darüber gestritten, bei welchem Ressort — dem weltlichen oder dem geistlichen — die Leitung des ganzen Elementarunterrichts konzentrirt, wer der Herr in der Schule sein solle. Aus dem genannten Reichsrathsgutachten geht nun hervor, daß der Reichsrath den Oberprokurator des heil. Synods und den Minister der Volksaufklärung beauftragt hat, die Einheit der Richtung im Volks-Elementarunterricht auf der Basis des Allerh. Befehls vom 18. Januar 1862 zu wahren. Dieser Allerh. Befehl läßt die von Geistlichen und der Kirche gegründeten Schulen im geistlichen Ressort und legt dem Minister der Volksaufklärung die Verpflichtung auf, seinerseits im ganzen Reich Volksschulen zu gründen und diese zu leiten.

12. „ Pernausche Stadtverordnetenversammlung: Der Minister der Volksaufklärung hat am 3. Juli d. J. angeordnet, daß

das von dem verstorbenen K. Balz gestiftete Kapital dem pernauschen männlichen und weiblichen Gymnasium eigenthümlich gehören, in der pernauschen Kreisrentei aufbewahrt und von dem Schulkollegium, resp. Kuratorium der gen. Gymnasien verwaltet werden soll. Im Gegensatze dazu ist die Versammlung der Ueberzeugung, daß nach dem Sinn der Bestimmungen des Stifters sowohl das Eigenthum wie die Verwaltung des Kapitals der Stadt Pernau zukommt. Es wird daher einstimmig beschlossen, über diese Verfügung des Ministers beim dirigirenden Senat Beschwerde zu führen.

12. Aug. Der Regierungsanzeiger (Nr. 177) bringt die Ernennung des dem Ministerium des Innern zugezählten Titulärraths A. Gentz zum Verwalter des Amtes eines rigaschen abgetheilten Censors für die innere Presse.

7.—14. Aug. XII. internationaler medizinischer Kongreß zu Moskau. Die Zahl der Theilnehmer beträgt 7300, darunter die Hälfte Ausländer und 537 Delegirte ausländischer Regierungen, Universitäten und gelehrter Gesellschaften. Die Presse aller Länder berichtet über die glänzende Aufnahme, die dem Kongreß durch die russische Regierung, die Kommune Moskau und die russische Gesellschaft bereitet wird.

11.—14. Aug. Felix Faure, der Präsident der französischen Republik, weilt als Gast der Majestäten und Rußlands in Peterhof, Petersburg und Krassnoje Sselo. Dieser Besuch „schafft ein neues Band zwischen den beiden befreundeten und verbündeten Völkern, die beide gleich entschlossen sind, mit ihrer ganzen Macht zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens im Sinne des Rechtes und der Billigkeit beizutragen." — Der größere Theil der russischen und französischen Presse feiert die Ereignisse des französischen Besuches mit überschwänglich begeisterten Worten. Einige russische Blätter, an der Spitze der „Rishski Westnik," machen der baltischen deutschen Presse und der hinter ihr stehenden deutschen Gesellschaft den Vorwurf, daß sie sich zu den bedeutungsvollen Ereignissen der „französischen Woche" völlig kalt verhalten hätten, und sehen darin wieder einen Beweis für den verdächtigen Separatismus der Balten. In Wirklichkeit folgte die baltische deutsche Presse den Ereignissen der „französischen Woche" mit der gleichen regen Aufmerksamkeit wie denen der „deutschen Woche." Daß sie sich dabei eines freien eigenen Urtheils meist enthielt, erklärt sich

hinlänglich durch die lange Gewöhnung an „von ihr unabhängige Gründe.“ Die Insinuationen des „Rishski Westnik“ wurden von der „Rigaschen Rundschau“ gebührend zurückgewiesen. — An den Begrüßungen des Präsidenten Faure seitens russischer Kommunen betheiligten sich auch zwei baltische Kommunen, die Städte Wesenberg und Weißenstein.

14. Aug. In Zintenhof findet die Grundsteinlegung zu einer orthodoxen Kirche statt, die von der Zintenhofer Tuchfabrik auf ihrem Grund und Boden und auf ihre Kosten gebaut werden wird.

„ „ Der Regierungsanzeiger (Nr. 179) veröffentlicht ein Normalstatut für die freiwilligen Dorffeuerwehren.

15. „ Das „Journal d. Ministeriums der Volksaufklärung“ bringt einen Artikel über die Maturitätsprüfungen im Jahre 1895. Danach gab es in ganz Rußland 177 Schulen mit dem Recht zu solchen Prüfungen. Das Journal macht darauf aufmerksam, daß der „mit seiner Kultur sich brüstende“ Rigasche Lehrbezirk nur 10 solcher Schulen habe, also bedeutend weniger als 6 andere Lehrbezirke des Reichs; es hält es nicht für nöthig zu erwähnen, daß es im Rig. Lehrbezirk noch vor Kurzem 4 große Landesgymnasien gab. Interessant ist die Statistik der Prüfungsresultate. Im Rig. Lehrbezirk durften wegen zu geringer Fortschritte 15 % der Abiturienten garnicht zum Examen zugelassen werden, während im Warschauer Lehrbezirk nur 5,1 %, im Petersburger nur 1,2 % und im Orenburger, dem Turkestanschen und den beiden Sibirischen Lehrbezirken gar 0 % zurückgewiesen wurden. Es fielen ferner im Examen durch im Rigaschen Lehrbezirk 14,7 %, im Petersburger 1,2 %, im Moskauer 5,9 %, im Orenburger 1 %, im Kasanschen und Kaukasischen 0 %. Die Meisten fielen in der russischen Sprache durch. Verhängnißvoll war für viele der § 67 der Vorschriften zum Abiturientenexamen, der bei einem schwachen russischen Aufsatz das mündliche Examen nicht gestattet. Mit großer Strenge wurde namentlich eine vollkommen richtige russische Orthographie verlangt.

16. „ Die Arbeiten an der ostchinesischen Eisenbahn werden auf chinesischem Boden begonnen. (Vgl. Balt. Chr. v. 15. Okt. 1896.)

17. „ Das Gesetz gestattete bisher den Gemeindegerichten in Polen noch die Anwendung der polnischen Sprache. Jetzt sind die Präsidenten der Friedensrichter-Plena aufgefordert

worden, ihre Gutachten abzugeben, ob es nicht zeit- und zweckgemäß sei, da durch die Fürsorge der Regierung die Kenntniß des Russischen unter dem Landvolke verbreitet sei, nunmehr in allen Gemeindegerichten die russische Sprache obligatorisch einzuführen.

16.—17. Aug. Kurländischer Aerztetag zu Goldingen.

21. Aug. Libausche Stadtverordneten-Versammlung: Die Gouvernements-Session für städtische Angelegenheiten hat den Beschluß der Versammlung, zur Anlage von Bohrbrunnen und Drainagen das Reservekapital der Stadt in Anspruch zu nehmen, kassirt. Die Versammlung beschließt, darüber beim Dirigirenden Senat Beschwerde zu führen.

„ „ Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks hatte bei den baltischen Stadtkommunen die Gründung von niederen Gewerbeschulen für Lehrlinge als Ersatz der gegenwärtig beim Meister zu verbringenden Lehrzeit beantragt. Der Antrag wurde abgelehnt, weil die baltischen Gewerbeverhältnisse kein Bedürfniß nach diesem Typus von Schulen erkennen ließen. Auf Allerh. Befehl werden jetzt mit dem neuen Schuljahr solche Schulen in größerer Anzahl zunächst in den entlegeneren Gebieten des Reichs eröffnet und zwar hauptsächlich auf Staatskosten, da die dortigen Kommunen nur sehr geringe Beiträge zahlen können.

22. „ Eine „Livländische Gesellschaft für Spiritusrektifikation," die hauptsächlich aus livländischen Gutsbesitzern besteht, tritt auf Grund ihrer Allerh. am 20. Juni d. J. bestätigten Statuten in's Leben.

„ „ Der Geheimrath Galkin-Wrasski revidirt die Institutionen der orthodoxen Baltischen Bratstwo, um weitere materielle Mittel zur Entwickelung und Erweiterung der Bratstwo ausfindig zu machen.

19.—23. Aug. Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, würdigen Warschau Allerh. Ihres Besuches. Die polnische Gesellschaft aller Kreise legt Ihnen die Gefühle ihrer unbedingten Ergebenheit und ihrer loyalen Hoffnungen zu Füßen und hat das Glück, die Kaiserlichen Worte zu vernehmen: „An Ihre Aufrichtigkeit glaube Ich vollkommen." — In der Erwartung dieser Tage waren in der russischen und in der

polnischen Presse die russisch-polnischen Beziehungen vielfach behandelt worden. Der polnische „Warschauer Kraj" schrieb am 15. August: „Da wir begreifen, daß das Jahr 1863 die Autonomieprojekte Wielepolski's ebenso begraben hat, wie das Jahr 1831 das konstitutionelle Zarthum Polen zertrümmerte, da wir wissen, daß seitdem in den Begriffen der Regierung und des russischen Volkes Veränderungen in Bezug auf die Auffassungen von den Bedingungen der staatlichen Einheit vor sich gegangen sind und daß man mit ihnen rechnen muß, so geben wir unserem Programm folgenden Rahmen: Anerkennung der nationalen ethnographischen und kulturellen Eigenart und der hieraus resultirenden Folgen, Gleichstellung der Rechte der Polen mit denen der übrigen Unterthanen des Reichs, Verleihung derjenigen Institutionen, welche die inneren Gouvernements genießen; von unserer Seite aber: Loyalität gegen den Monarchen und die Regierung, aufrichtige Anerkennung der staatlichen Einheit und gewissenhafte Erfüllung der staatlichen Pflichten. Alle Veränderungen und Erleichterungen, die in den letzten drei Jahren stattgehabt haben, weisen klar darauf hin, daß die Regierung dieses Programm zu ihrem Ausgangspunkt gemacht hat. Wir müssen uns Mühe geben, daß sie diesen Weg nicht verlasse und zu weiteren Versöhnungsversuchen geneigt sei. Wenn uns die Regierung ihr Vertrauen wiederschenkt, was ja in bedeutendem Maße von uns selbst abhängt, so fehlt den Ausnahmegesetzen die raison d'être. Das ist unser Programm, das Programm der gemäßigten Partei und unserer Ueberzeugung nach das Programm der Majorität der polnischen Gesellschaft." Sogar der „Swjet" streckt den Polen die Hand entgegen und spricht dabei von „einem gemeinsamen Feinde der stammverwandten slawischen Massen, der von dem Gedanken ausgeht, die slawische Welt zu zersetzen und zu vernichten." Er bedauert die Theilung Polens, denn „ohne jede Theilung hätte sich das polnische Reich naturgemäß zu einem Ganzen mit Rußland zusammenschließen müssen." „Innerhalb der Grenzen Rußlands hat der polnische Stamm Ruhe, Reichthum und Schutz gefunden." Ebenso schreiben die „Moskowskija Wjedomosti": Bei einem aufrichtigen Streben der Polen nach Versöhnung ... „werden wir alles das, was uns in früheren Zeiten von Polen getrennt hat, mit derselben Bereitwilligkeit aus unserem Gedächtniß tilgen, mit der wir schon längst alles vergessen haben, was wir von Kasan, Nowgorod, Pskow und anderen Besitzungen zu leiden gehabt haben, die einst gegen Moskau gekämpft haben und nun mit uns das eine gemeinsame russische Leben leben." Ein wenig später konstatiren die „Peterburgskija Wjed.": „Leute, die noch gestern im Sinne der gröbsten Intoleranz und Feindschaft, auf Grund von Verleumdungen und Verdächtigungen schrieben, haben in dem Bemühen, den Ton der unerwartet zu Stande gekommenen Ereignisse zu finden, plötzlich dasjenige auszusprechen und zu predigen begonnen, was ihnen noch vor Kurzem gefährlich oder verhaßt erschien." Ihrerseits haben die „Peterb. Wjed." unter der Redaktion des Fürsten Uchtomski stets ganz konsequent auf eine humane

Ausgleichung der russisch-polnischen Gegensätze hingearbeitet und ihre Anschauungen in vielen, oft mit feuriger Begeisterung geschriebenen Artikeln kundgethan. Jetzt charakterisiren sie die „unter den Polen aller Bevölkerungsschichten klar zu Tage tretende Stimmung," indem sie die Polen sprechen lassen: „Wir wollen eine Festigung der Bande mit der Allrussischen Macht, aufrichtig und heiß verehren wir unseren Monarchischen Führer, der uns nicht nur als der Gebieter des Reiches erscheint, das uns politisch vernichtet hat, sondern auch als der Zar von Polen. Wir lieben unsere heimische Kultur, unsere heimische Religion und Sprache, unsere Litteratur und Kunst so rückhaltlos, daß wir um keinen Preis darauf eingehen, dieser höchsten Gottesgaben beraubt zu werden, unser Ich zu verlieren und der Persönlichkeit entäußert zu Russen zu werden, daß wir diesem Entsetzlichen das völlige Nichtsein vorziehen. Wir haben jedoch lebhaft zu erkennen begonnen, womit das in voller Rüstung andringende Deutschthum droht, wir haben hinter dem verhaßten engbureaukratisch gestimmten Rußland ein anderes, lichtes und uns unendlich sympathisches Rußland erblickt, dem es nach der einstimmigen Prophezeiung der größten Lehrer und Denker beschieden ist, der Menschheit einmal — und vielleicht sehr bald — den goldenen Frieden und das auf christlichen Grundlagen beruhende Wohlergehen zu schenken, bei dem Westen und Osten, durch den Willen eines dem Himmel ergebenen Kronenträgers verbunden, im Genusse der Resultate einer wahren Zivilisation verschmelzen werden..." Die „Peterb. Wjed." haben schon oft ihrer Ueberzeugung beredten Ausdruck gegeben, daß der um Rußland geschaarte slawische Völkerstamm dazu berufen sei, im kommenden XX. Jahrhundert die Führung in der Kulturarbeit der Welt zu übernehmen, um zunächst Asien, die Mutter der Völker, einer neuen Kultur entgegenzuführen und dadurch dann der ganzen Welt neue Bahnen zu weisen.

23. Aug. Der Regierungsanzeiger (Nr. 186) veröffentlicht ein am 29. Mai d. J. Allerh. bestätigtes Reichsrathsgutachten über die Küstenschiffahrt. Danach ist der Transport von Gütern und Passagieren zwischen russischen Häfen, mögen dieselben an einem oder an verschiedenen Meeren liegen, ein ausschließliches Recht russischer Unterthanen und unter russischer Flagge fahrender Schiffe. Dies Gesetz, das gegenwärtig nur für die an einem Meere liegenden Häfen gilt, tritt vom 1. Januar 1900 an auch für die Schiffahrt zwischen den verschiedenen russischen Meeren in Kraft. Nur der Transport des Salzes von den Häfen des Asowschen und Schwarzen Meeres zu den Häfen des Baltischen Meeres ist bis zum Erlaß einer besonderen Verordnung auch unter fremder Flagge fahrenden Schiffen gestattet.

23. Aug. Ueber die Thätigkeit des zu Kasan Anfang August abgehaltenen orthodoxen Missionskongresses berichten die „Russkija Wjedomosti". Danach konstatirte der Kongreß, daß der Raskol und das Sektenwesen trotz aller geistlichen und weltlichen Maßnahmen nicht allein nicht ab-, sondern vielmehr zunimmt. Besonders greife der Stundismus um sich, der jetzt nicht mehr allein in Süd-Rußland, sondern auch in den östlichen Gouvernements sehr viele Anhänger besitze. Außerdem träten viele neue Sekten auf. Zu ihnen gehören als eine völlig ausgebildete Sekte die Anhänger des Grafen Leo Tolstoi. Der Kongreß beschloß bei der Regierung darum nachzusuchen, daß das Gesetz für die „besonders gefährlichen" Sekten auch auf diese ausgedehnt werde. Der Kongreß erkannte ferner folgende Maßregeln für nothwendig: den Sektirern ist die Eröffnung von Schulen zum Unterricht ihrer Kinder zu verbieten, und alle ihre bestehenden Schulen sind zu schließen; die Zugehörigkeit zu einer „besonders gefährlichen" Sekte muß für einen „entehrenden Umstand" erklärt werden, um den Bauergemeinden die Möglichkeit zu geben, diejenigen Mitglieder, die einer solchen Sekte angehören, auszuschließen und nach Sibirien deportiren zu lassen; die Herausgabe lutherischer Religionsbücher in russischer Sprache muß für gefährlich erklärt werden; den Sektirern ist zu verbieten, minderjährige Orthodoxe in ihre Dienste zu nehmen, volljährige Orthodoxe, die bei Sektirern dienen, müssen unter eine besondere Kontrole der örtlichen Geistlichkeit gestellt werden. Der Kongreß meint wahrgenommen zu haben, daß die Stundisten, die seit 1894 nicht das Recht haben, sich zum Gebet zu versammeln, in letzter Zeit begonnen haben, zu diesem Zweck die benachbarten lutherischen Kirchen zu besuchen, wo die Pastoren *für sie* russischen Gottesdienst abhielten. Deshalb beschloß der Kongreß, die Regierung zu bitten, daß es verboten werde, in den Gegenden, wo Stundisten leben, lutherische Gottesdienste in russischer Sprache abzuhalten. In Anbetracht dessen, daß nach dem gegenwärtigen Strafgesetz nur diejenigen Personen zur Verantwortung gezogen werden können, die „öffentlich" sektirerische Lehren predigen, petitionirt der

Kongreß um eine Streichung des Wortes „öffentlich“ aus dem Gesetz. Alle diese Beschlüsse wurden einstimmig angenommen. Dagegen wurde der Antrag, daß man um die Promulgation eines Gesetzes petitioniren solle, laut dem allen Sektirern die Kinder genommen werden könnten, um in besonderen Asylen im orthodoxen Glauben erzogen zu werden, nach langer Debatte abgelehnt, weil die Gründung der Asyle zu viel Schwierigkeiten hervorrufen würde. Ebenso wurde ein Antrag des Erzbischofs Meleti von Rjasan nicht angenommen. Nach ihm sollte der Kongreß um eine sehr wichtige und nach Ansicht des Erzbischofs sehr nützliche Maßregel — um die Konfiskation alles Eigenthums der Raskolniken und Sektirer nachsuchen. — Der nächste Missions-Kongreß soll nach Petersburg berufen werden, damit auch maßgebende Männer der Regierung an ihm theilnehmen können.

23. Aug. Der Regierungsanzeiger (Nr. 186) veröffentlicht die am 20. Juni d. J. Allerh. bestätigte Resolution des Minister-Komité über die Verlängerung des Gesetzes über den verstärkten Schutz. Danach bleibt der verstärkte Schutz, wie das Gesetz vom 10. Mai 1896 ihn bestimmt, für die gen. Gouvernements und Städte (Petersburg, Moskau, Charkow, Kiew u. s. w.) noch ein weiteres Jahr, gerechnet vom 4. Sept. 1897 an, in Kraft. Ebenso wird in den anderen Gegenden des Reichs die Wirksamkeit der Artikel 28—31 des Gesetzes über die Maßnahmen zur Wahrung der Staatsordnung und der allgemeinen Ruhe aufrecht erhalten.

24. „ Die Residenzblätter melden, daß den Offizieren, die zu den westlichen Brigaden der Grenzwache gehören, der Konsens zur Heirath mit Katholikinnen nicht ertheilt wird; dies Verbot erstreckt sich aber nicht auf Offiziere, die an der transkaukasischen oder zentral-asiatischen Grenze dienen.

25. „ Das Finanzministerium hat erlaubt, daß in den Provinzialbehörden seines Ressorts Frauen als Beamte angestellt werden können.

„ „ Rigasche Stadtverordnetenversammlung: Das Stadthaupt läßt einen Bericht des Stadtamtes über den Stand der Schlachthausfrage (vgl. Balt. Chr. v. 8. Aug. d. J.) verlesen. In

ihm sind die Gravamina aufgezählt, die die zur Revision des Schlachthauses vom stellvertr. Gouverneur am 7. August d. J. delegirte Kommission aufgestellt hat. Darauf folgt ein Schreiben des Stadthauptes an den stellvertr. Gouverneur vom 14. Aug. d. J., das die Gravamina der Kommission widerlegt oder als auf nur provisorischen Einrichtungen beruhend berichtigt. In ihm wird darauf hingewiesen, daß die Fleischer sehr unzufrieden mit der beständigen Kontrole im Schlachthause seien und sich deshalb in jeder Weise bemühten, das ihnen verhaßte Institut zu diskreditiren. Das Schreiben schließt mit der Bitte um Zulassung der Wiedereröffnung des Schlachthauses. In einem etwas späteren Schreiben wird dem stellvertr. Gouverneur mitgetheilt, daß die Abfuhrverhältnisse in einer, wenn auch noch nicht endgiltig organisirten, so doch vorläufig genügenden Weise geordnet sein würden. Eine Antwort des stellvertr. Gouverneurs vom 23. Aug. theilt darauf mit, die Genehmigung zur Wiedereröffnung des Schlachthauses könne erst erfolgen, nachdem eine demnächst zu ernennende Kommission sich an Ort und Stelle davon überzeugt haben werde, daß zum mindesten diejenigen Unterlassungen und Mängel, die für die öffentliche Gesundheit gefährlich und mit der städtischen Wohleinrichtung unvereinbar seien, beseitigt seien. Auf Grund alles vorliegenden Materials erklärt nun das Stadtamt der Versammlung, daß der Zustand des Schlachthauses während der wenigen Tage seines Betriebes eine öffentliche Gefahr n i c h t dargestellt habe, daß die noch nicht endgiltig organisirte Abfuhr der Abfälle keinen zwingenden Grund zur Verzögerung der Wiedereröffnung darbiete und daß die sonstigen Bemängelungen durch willkürliche Zifferaufstellungen begründet seien. Nach einigen längeren Ausführungen seitens mehrerer Stadtverordneten wird ein Antrag auf nochmalige Verhandlung mit dem stellvertr. Gouverneur behufs schleuniger Wiedereröffnung des Schlachthauses abgelehnt, ebenso ein Antrag auf Wahl einer städtischen Kommission zur Prüfung der ganzen Angelegenheit. Der Stadtverordnete Moritz erklärt, daß nach seiner Meinung das Verfahren des stellvertr. Gouverneurs in diesem Falle sowohl in formeller wie in materieller Hinsicht inkorrekt sei.

Dadurch, daß das Schlachthaus ohne jede vorgängige Benachrichtigung des Stadtamtes geschlossen und daß das Besichtigungsprotokoll erst nach erfolgter Schließung dem Stadtamt mitgetheilt worden, seien die Artikel der Städteordnung 101 und 102 verletzt. Er stellt deshalb den Antrag, über das Verfahren des stellvertr. Gouverneurs beim Minister des Innern Beschwerde zu führen. Dieser Antrag wird mit allen gegen 2 Stimmen angenommen. — In Folge einer Interpellation erklärt das Stadthaupt, daß der rigasche Polizeimeister beim Stadtamt die Einleitung eines Verfahrens gegen den Leiter der städtischen Sektionsanstalt und den Feldscher derselben wegen angeblich arger Mißstände in der gen. Anstalt beantragt habe. Das Stadtamt habe, da es sich von der Schuldlosigkeit der betreffenden Personen überzeugte, diesen Antrag abgelehnt und beschlossen über den rigaschen Polizeimeister höheren Orts klagbar zu werden, weil er einen lügenhaften Bericht über die Zustände in der Sektionsanstalt in der „Rig. Polizeizeitung" publizirt habe.

17.—25. Aug. In Petersburg tagt der VII. internationale geologische Kongreß. — Vorher (vom 1.—15. Aug.) machten 24 am Kongreß theilnehmende Geologen unter Führung des Akademikers Friedrich Schmidt eine wissenschaftliche Exkursion durch Ehstland und Nord-Livland. Auf dem Kongreß selbst wird konstatirt, daß diese Gegenden zu den geologisch am besten erforschten Theilen des russischen Reiches gehören. — Einstimmig beschließt der Kongreß, dahin zu wirken, daß Geologie und Paläontologie in den Lehrplan der Gymnasien und Lyzeen aufgenommen werden.

18.—25. Aug. In Petersburg findet die VI. Session des internationalen statistischen Instituts statt. Außer den 140 Mitgliedern des Instituts (darunter 17 russische) sind zur Session von allen Universitäten und Hochschulen die Professoren der politischen Oekonomie und Statistik eingeladen. — Die russische Regierung bietet den Theilnehmern an den gen. Kongressen große materielle Begünstigungen und Erleichterungen, z. B. freie Eisenbahnfahrt im ganzen russischen Reich. Viele fremde Gelehrte benutzen das und werden in opulenter Weise aufgenommen und verpflegt. Man hört und liest viele anerkennende und lobende Urtheile über Rußlands Liberalität und den angenehmen Aufenthalt im russischen Reich. (Worte

Rudolf Virchow's: „Lernt von den Russen, wie man die Kultur anderer Völker ehrt!“) Eine Ausnahme bilden französische Stimmen, die sich beklagen, daß die Angehörigen der „befreundeten und alliirten“ Nation auf dem medizinischen Kongreß nicht den begeisterten Empfang erhalten hätten, auf den sie rechnen durften; Deutsche hätten dort die ersten Plätze eingenommen, und nirgends hätte man den Glanz der französischen Wissenschaft hervortreten sehen.

27. Aug. Der Aeltermann des rigaschen Fleischeramtes wendet sich in einer längeren Zuschrift an die „Rigasche Rundschau“ gegen die Ausführungen dieser Zeitung über das Verhalten des Fleischeramtes zur Schlachthaus-Anlage. Indem er die Anschauungen der vom stellvertr. Gouverneur und vom Polizeimeister ernannten Besichtigungs-Kommission vertritt und zu rechtfertigen sucht, behauptet er, das Fleischeramt habe nie die Schlachtung in einem städtischen Schlachthause „als seinen egoistischen Interessen strikt widersprechend“ angesehen. Er macht dem Stadtamte den Vorwurf, daß dasselbe zu den Berathungen und Beschlüssen über die Anlage und Einrichtung des Schlachthauses keine Praktiker, d. h. Fleischer, vor allem keine Mitglieder des Fleischeramtes, hinzugezogen habe. — Der „Rishski Westnik“ beutet mit großer Befriedigung diese Gelegenheit aus, um einmal den Angriffen, Insinuationen und Verdächtigungen, die er seit Jahren systematisch gegen die rigasche Stadtverwaltung richtet, scheinbar eine thatsächlich greifbare Unterlage zu geben.

„ „ In den „Peterb. Wedom.“ (NNr. 211, 212), in denen A. von Villebois die Angriffe Baschmakow's auf das baltische Kirchenpatronat zurückgewiesen hatte (vgl. Balt. Chr. vom 26. Juli c.), erscheint eine Replik Baschmakow's. Er ignorirt die von Villebois angeführten wichtigsten Thatsachen und fährt fort, unter der Fahne wissenschaftlicher Forschung seine politischen Zwecke zu verfolgen. Interessant ist, daß er für die Liquidation der Patronatsrechte die Praxis der französischen Gerichte bei Anwendung eines Gesetzes empfiehlt, durch das die gegenwärtige dritte französische Republik die Gründung konfessioneller Gemeindeschulen verboten und dem entsprechend Stiftungen und Testamente aus früheren Zeiten gewaltsam verändert hat.

27. Aug. Revaler Stadtverordnetenversammlung: Ein Schreiben des Gouverneurs theilt mit, daß das von der Versammlung im Jahre 1895 beschlossene Statut für die Handwerksämter von ihm nicht bestätigt werden könne und man sich zunächst nach dem alten Statut zu richten habe. Da letzteres noch den alten Gerichtsinstitutionen angepaßt ist und überhaupt die großen Veränderungen der letzten Zeit die Handhabung desselben fast unmöglich machen, da ferner in vielen baltischen Städten bereits neue Statuten eingeführt sind, die dem vorgestellten Statut von 1895 ganz konform sind, beschließt

die Versammlung, den Gouverneur um Angabe der Gründe für die Nichtbestätigung zu bitten. — Es wird beschlossen, den Bau einer schmalspurigen Eisenbahn von Reval nach Fellin mit einer Abzweigung nach Weißenstein durch die erste Gesellschaft für Zufuhrbahnen in Rußland möglichst zu unterstützen und deshalb der gen. Gesellschaft das zum Bau erforderliche Land, soweit es städtisches Eigenthum ist, unentgeltlich abzutreten, anstatt der von der gen. Gesellschaft verlangten Erwerbung einer Anzahl ihrer Aktien und Obligationen aber 10,000 Rbl. als Subsidie zu zahlen.

28. Aug. Der Mitausche landwirthschaftliche Verein petitionirt beim Ministerium der Landwirthschaft um Anstellung eines Kronsagronomen für Kurland; er stellt sich damit in einen Gegensatz zu den Gutachten der darüber zu Rathe gezogenen übrigen Vertreter der baltischen landwirthschaftlichen Interessen (vgl. Balt. Chr. v. 4. Nov. — 2. Dez. 1896). Die Thätigkeit dieses Beamten soll sich, wie der gen. Verein wünscht, u. A. auch in der Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter den Bauern durch Abhaltung lettischer Vorlesungen äußern. (Der Verein zählte vor Kurzem 342 Mitglieder, darunter 223 Gesindewirthe.)

29. „ Ein Allerh. Ukas an den Finanzminister ordnet mit Bezugnahme auf den Ukas vom 3. Januar c. die Sicherstellung der emittirten Reichskreditbillete durch Gold folgendermaßen: Reichskreditbillete werden von der Reichsbank unter Sicherstellung durch Gold in einem Betrage emittirt, der durch die dringenden Forderungen des Geldumlaufes streng begrenzt ist. Die Summe in Gold, die die Billete sicherstellt, darf nicht kleiner sein als die Hälfte der Gesammtsumme aller emittirten Kreditbillete, wenn die Gesammtsumme 600 Millionen Rbl. nicht übersteigt. Diejenigen Kreditbillete, die sich über die Summe von 600 Mill. Rbl. hinaus im Umlauf befinden, müssen mindestens Rubel gegen Rubel durch Gold sichergestellt sein — in der Weise, daß je 15 Rbln. in Kreditbilleten eine Sicherstellung durch Gold im Betrage von nicht unter einem Imperial entspricht. — Die letzte Bilanz der Staatsbank vom 23. August c. zeigt, daß

zur Ausführung dieses Allerh. Ukases nur 18 Mill. Rbl. aus dem freien Baarbestande der Staatsbank zum Einlösungsfonds übergeführt zu werden brauchen. Damit ist die gegenwärtig zirkulirende Summe der Kreditbillete im Betrage von 1068 Mill. Rbl. dem Ukas entsprechend sichergestellt. Der vorstehende Ukas wird allgemein als ein höchst wichtiger Schritt auf dem Wege der russischen Valutaregulirung aufgefaßt.

31. Aug. In Jurjew (Dorpat) konstituirt sich ein livländischer Verein zur Förderung der Frauenarbeit. Der Verein beschließt, zunächst einen Webekursus zur Ausbildung von Lehrerinnen und einen Probekursus für Meierei unter Leitung einer finnischen Hochschulmeierin zu unterhalten.

„ „ Im Ministerium der Volksaufklärung arbeitet eine Kommission unter Vorsitz des Petersburger Kurators Kapustin an einem Gesetz für die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts in Rußland. Bisher besteht ein gesetzlicher Schulzwang nur für die evangelisch-lutherischen Landgemeinden der Ostseeprovinzen; er wird aber seit der Russifizirung dieser Schulen nicht mehr mit dem früheren Erfolg gehandhabt.

29. Aug. — 1. Sept. Landwirthschaftliche Ausstellung in Jurjew (Dorpat). Trotzdem Livland in diesem Jahre bereits fünf landwirthschaftliche Ausstellungen gehabt hat, in Pernau, Oberpahlen, Rujen, Wenden und Walk, sind der Besuch und die Resultate in Jurjew (Dorpat) durchaus befriedigend. — In den inneren Gouvernements zieht in diesem Jahre die große landwirthschaftliche und gewerbliche Ausstellung zu Kiew die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist völlig verunglückt. Ihr Bankerott wird in dem Bericht einer Revisions-Kommission dadurch erklärt, daß bei ihrer Einrichtung der größere Theil der Ausgaben auf den „Unterhalt der Administration" verwandt worden sei. — Zur selben Zeit findet in Jurjew (Dorpat) der I. Kongreß des baltischen Feuerwehrbezirks statt.

1. September. Die livländ. Gouv.-Ztg. (Nr. 92) veröffentlicht die Beschlüsse einer Walkschen Stadtverordnetenversammlung vom 27. Juni. U. A. beschließt die Versammlung, beim Dirigirenden Senat darüber zu klagen, daß der Minister der Volksaufklärung unter dem 14. Febr. 1897 in Betreff eines Kapitals auf den Namen J. Fedder in Walk eine neue

Verordnung getroffen hat, durch die ein für dieses Kapital vom Minister des Innern am 22. Febr. 1880 bestätigtes Statut in vielen Punkten, besonders in Bezug auf die Aufbewahrung des Kapitals und auf die Art der Auszahlung der Unterstützungen an arme Schüler, abgeändert wird.

1. Sept. Rigasche Stadtverordnetenversammlung: Das Stadtamt berichtet, daß sich das Ingenieurkonseil in Petersburg am 7. Mai c. für die Anlage des Zentral-Güterbahnhofes auf der Stadtweide, also im Sinne der Stadtverwaltung (vgl. Balt. Chr. v. 17. Febr. c.), ausgesprochen habe und daß in Folge dessen der Bevollmächtigte der Kronseisenbahn-Verwaltung, Ingenieur Götte, von dem Anlageplan der Kommission Abstand genommen habe. Zu dem jetzt von ihm beanspruchten Terrain gehörten aber einige Plätze, die dem Stadtamt für die Anlage des Bahnhofs nicht unumgänglich nöthig zu sein schienen und deren fernerer Besitz für die Stadt wünschenswerth sei. Die Versammlung beschließt auf Antrag des Stadtamtes mit allen gegen eine Stimme, die Entscheidung über jene Plätze dem Minister der Wegekommunikationen anheimzustellen, im übrigen aber das geforderte Terrain der Krone unentgeltlich abzutreten.

„ „ Das Finanzministerium hat schon im Juni die allmähliche Einziehung der Ein- und Dreirubelscheine angeordnet; an ihre Stelle soll die vermehrte Zirkulation von großen Silbermünzen treten.

„ „ Zum stellvertr. Goldingenschen Kreischef wird an Stelle des auf seine Bitte am 19. Juni c. verabschiedeten Baron Emil von Klopmann († 27. Juli) der der kurländischen Gouvernements-Regierung zugezählte dim. Rittmeister Baron Rahden ernannt.

2. „ Das Ministerium der Volksaufklärung macht bekannt, daß die Lehrergehilfen und außeretatmäßigen Lehrer der Stadtschulen auf die Würde eines Hauslehrers auch ohne besonderes Examen Anspruch erheben können.

1.—4. Sept. Sitzungen des ehstländischen ritterschaftlichen Ausschusses in Reval. Die ehstländ. Ritterschaft unterstützt den Bau der Bahn Reval-Fellin in gleicher Weise wie die Stadt Reval durch eine Subsidie von 10,000 Rbl.

4. Sept. Stadtverordnetenversammlung zu Jurjew (Dorpat): In ihrer Mai-Sitzung hatte die Versammlung beschlossen, ein städtisches Haus, das bisher der privaten Töchterschule des Oberlehrers Graß unentgeltlich eingeräumt war, noch auf ein weiteres Jahr der gen. Schule zu überlassen. Die Gouvernements-Session für Städteangelegenheiten kassirte aber diesen Beschluß, weil er im Widerspruch stehe zu einem anderen von der Versammlung am 20. März c. gefaßten Beschlusse, nach dem ein Gesuch des Kurators um Hergabe eines städtischen Lokals für ein demnächst zu eröffnendes Mädchen-Gymnasium abgelehnt worden war. (Vgl. Balt. Chr. v. 20. März.) Auf Antrag des Stadtamtes beschließt die Versammlung einstimmig, über diese Verfügung der Gouvernementsbehörde beim I. Departement des Dirigirenden Senats Beschwerde zu führen.

„ „ Die „Revalsche Zeitung" erklärt, daß sie von nun an bei der Auswahl ihrer politischen Nachrichten nicht mehr an das „Journal de St. Pétersburg" und an den „Regierungsanzeiger" gebunden sei, wie das in den letzten Monaten der Fall gewesen. (Vgl. Balt. Chr. vom 29. April und 1. Mai.)

5. „ Die Residenzblätter melden: Der Minister des Innern hat dem Minister der Volksaufklärung die Mittheilung gemacht, daß Angesichts wiederholt vorgekommener Mißverständnisse zwischen der römisch-katholischen und der lutherischen Geistlichkeit einerseits und den lokalen Schulobrigkeiten andererseits, die die Heranziehung der römisch-katholischen und lutherischen Schüler zu den Gottesdiensten in den orthodoxen Kirchen an Kronsfeiertagen und zur Betheiligung an dem vor Beginn des Unterrichts abgehaltenen allgemeinen orthodoxen Gebete betreffen, — er, der Minister des Innern, das Glück gehabt hat, in dieser Angelegenheit Allerhöchste Befehle zu erlangen. Danach hat Se. Majestät der Kaiser am 25. Juni d. J. befohlen: I. Die Nöthigung nicht orthodoxer Schüler zum obligatorischen und zwangsweisen Besuch der orthodoxen Gottesdienste an den Kronsfeiertagen ist in sämmtlichen Lehranstalten des Zivilressorts aller Orten einzustellen; II. das für alle christlichen Schüler vor Beginn des Unterrichts abzuhaltende Gebet ist in allen den öffentlichen Lehranstalten, wo eine genügende Anzahl nicht ortho-

dorer Schüler vorhanden ist, durch besondere Gebete nach dem Ritus eines jeden Glaubensbekenntnisses zu ersetzen. — Dieser Allerh. Befehl ist bis jetzt nirgends offiziell publizirt; aber die Nachrichten über ihn werden nicht dementirt, und es erweist sich, daß er im August durch ein Zirkular des Ministers der Volksaufklärung den Lehrbezirksverwaltungen mitgetheilt ist.

5. Sept. Der Bau der Ussuri-Bahn ist auf der ganzen Strecke von Wladiwostok bis Chabarowsk (729 Werst) beendet. Die volle Exploitation dieser Bahn beginnt am 1. Januar 1898.

6. „ Der ehstländische landwirthschaftliche Verein wählt den livländischen Rittergutsbesitzer von Essen-Kaster wegen seiner hervorragenden Verdienste um die baltische Landwirthschaft zum Ehrenmitgliede.

6.—8. Sept. Landwirthschaftliche Ausstellung zu Doblen. Sie wird als vollständig gelungen bezeichnet.

7. „ In Riga findet die Eröffnung einer privaten Hochschule für Musik statt. Leiter derselben, an der die ersten musikalischen Lehrkräfte Rigas angestellt sind, ist A. Jacobs.

7. „ Zum Direktor des Revalschen Alexander-Gymnasiums wird der gelehrte Sekretär des russischen archäologischen Instituts in Konstantinopel, Koll.-Assessor Pogodin, ernannt.

„ „ Eine Jurjewsche (Dorpater) Korrespondenz der „Moskowskija Wed." läßt die Entstehung und den Charakter des Planes, ehstnische und lettische Professuren der praktischen Theologie an der Jurjewschen Universität zu gründen, deutlich erkennen: „Im Herbst des Jahres 1896 begannen dem Rektor (Budilowitsch) Petitionen ehstnischer Gemeinden zuzugehen, die von den hervorragenderen Gemeindegliedern (freilich nicht von Gutsbesitzern und Pastoren) unterzeichnet waren. In ihnen wurde um die Errichtung der erwähnten Parallel-Professuren gebeten. Diese Petitionen wurden mit dem Gutachten, daß die Errichtung der gen. Professuren im Universitäts-Statut auf keine Hindernisse stoße, der höheren Obrigkeit zur Einsichtnahme vorgestellt. Was die Mittel zum Unterhalt dieser beiden Professuren betrifft, so war in ehstnischen Zeitungen auf die sogen. „Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland" als auf eine Quelle hingewiesen worden, der — falls die Regierung es wünsche — ohne Schwierigkeit 5000—6000 Rbl. entnommen werden könnten, um so eher, als die Letten und Ehsten fast die Haupt-Beisteuerer dieses Fonds seien. Im Mai d. J. richtete das evangelisch-lutherische General-Konsistorium aus Petersburg an die Jurjewsche theologische Fakultät die Anfrage, wie sie diese Angelegenheit begutachten

wolle. Dies Gutachten konnte bei dem gegenwärtigen Bestande der Fakultät, wo es in ihr weder einen Letten noch einen Ehsten, sondern vier Deutsche und einen Slawen giebt, nur verneinend lauten. Die vorgeschlagene Verstärkung des Personalbestandes durch einen ehstnischen und einen lettischen Theologen wurde für überflüssig und unerwünscht erklärt, obgleich die Fakultät selbst kurz vorher um ihre Vermehrung durch zwei neue Kräfte nachgesucht hatte." Der Korrespondent ist nun in der Lage das bei diesem Gutachten abgegebene Separatvotum des „einzigen nichtdeutschen Professors, des Slaven K."(vacsala), zu veröffentlichen. Er wünscht, daß man danach über den „pädagogischen Bankerott" urtheile, der sich in den Motiven der vier deutschen Professoren bekunde. Das Separat-Gutachten des Slawen Kvacsala lautete: „Die Vermehrung der wissenschaftlichen Kräfte dieser oder einer anderen Schule fördert überhaupt die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens der betreffenden Schule; deshalb muß auch im gegebenen Fall der Zuzug neuer Kräfte auf dem Gebiet der praktischen Theologie, das auf der Grenze von Theorie und Praxis steht und beide miteinander verbindet, im Interesse der Wissenschaft mit Dankbarkeit begrüßt werden. Die vorgeschlagene Vermehrung der wissenschaftlichen Kräfte ist auch für die evangelische Kirche von besonderer Wichtigkeit, weil auf diesem Wege die Entwickelung eines der wichtigsten Werkzeuge der pastoralen Thätigkeit — der Volkssprachen — erreicht werden kann. Die Befürchtung, daß durch die Verschiedenheit der Sprachen im akademischen Leben Disharmonien entstehen könnten, ist unbegründet, da einerseits eine Geschäftssprache für die allgemeinen Angelegenheiten gewahrt bleibt, andererseits vor der Einführung dieser Vorlesungen und Uebungen genau bestimmt werden kann, in wie weit sie für die Hörer obligatorisch sein sollen." Zum Schluß erklärt der Slawe Kvacsala, daß die Errichtung dieser nationalen Professuren für das kirchliche Leben der Lutheraner viel wichtiger sei, als die Errichtung von zwei neuen deutschen Parallel-Professuren für andere Lehrfächer; letztere entsprächen garnicht der Anzahl der Studenten, und die Erfahrung habe bewiesen, daß die Fakultät auch ohne solche Professuren gedeihe. — Es ist also zu konstatiren, daß die betreffenden Petitionen nicht von den Gemeinden als solchen, d. h. von ihren offiziellen Vertretern, sondern von der unbestimmten Größe „hervorragender Gemeindeglieder" ausgegangen sind, und daß sie nicht an die theologische Fakultät oder an das evangelisch-lutherische Konsistorium, sondern an den griechisch-orthodoxen Rektor Budilowitsch gerichtet wurden. (Zur Balt. Chronik vom 24. Juli ist zu bemerken, daß der Wunsch nach der Gründung einer ehstnischen und einer lettischen Professur für die praktische Theologie schon vor ca. einem Jahr durch den Redakteur A. Grenzstein in seinem ehstnischen Blatt „Olewik" vor die Oeffentlichkeit trat, aber damals keine Beachtung zu finden schien.) — Ein Theil der lettischen und ehstnischen Presse fährt fort, den deutschen Blättern ihr Verhalten zur Frage der nationalen theologischen Professuren zum Vorwurf zu machen, obgleich

der größere Theil der deutschen Blätter zum Wesen der Sache überhaupt nicht Stellung genommen hat. In der lettischen „Tehwija" tritt Pastor Bernewitz-Wallhof (Kurland) dieser Polemik und der Verhetzung einer Volksschicht gegen die andere aufklärend entgegen. Er weist darauf hin, daß man die Sprache des Volkes nicht auf der Universität von Professoren oder Studenten, sondern einzig vom Volke selbst erlerne und erlernen werde, und fährt fort: „Ich meinerseits bin durchaus kein Gegner der neuen Professuren, sondern wünsche unserem Lettenvolke von Herzen die Erfüllung aller vernünftigen Desiderien. Ich pflichte auch Herrn G. (einem Korrespondenten der „Tehwija") vollkommen bei, daß man sich keine Sorge über den Mangel an Lehrbüchern zu machen brauche oder zu fürchten habe, die Einheit in der Lehrmethode werde schwinden (Einwände der „Düna-Zeitung"). Die Regierung hätte füglich auch keine allzu großen Kosten zu tragen; dennoch scheint mir, daß die Zeit der neuen Professuren noch nicht gekommen ist, weil dringendere Angelegenheiten noch der Erledigung harren. Die Regierung hat noch übergenug für Volksschulen, Lehrerseminare u. s. w. zu sorgen. Wenn dies alles erledigt sein wird, dann könnte man zur Gründung der neuen Professuren schreiten."

8. Sept. In Walk wird eine Schule des heiligen Isidor als orthodoxe Gemeinde-Kirchenschule eröffnet. Sie wird von der Eisenbahnverwaltung reichlich unterstützt, wofür die Kinder der an der Eisenbahn angestellten Personen unentgeltlich aufgenommen werden.

„ „ Das Jurjew-(Dorpat-)Werroſche Friedensrichterplenum hat allen Gemeindegerichten des Bezirks vorgeschrieben, daß die Gemeindegerichtsschreiber bei der Urtheilsfällung nicht anwesend sein dürfen. Der „Postimees" meldet, daß in Folge dessen auch die Protokolle von den Richtern selbst geführt werden müßten und daß dies für manche Richter unmöglich sei. In einigen Gemeinden seien daher die Gerichtssitzungen solange aufgehoben, bis das Friedensrichterplenum über dies „Mißverständniß" entschieden haben werde.

9. „ Das Ministerium der Volksaufklärung hat erklärt, daß die Gemeinde- und Stadtverwaltungen kein Recht haben, von sich aus den Kuratoren der Parochialschulen Instruktionen zu ertheilen, weil diese Personen zum Unterrichtsressort gehörten und nicht als Exekutionsorgane der Gemeinde- und Stadtverwaltungen angesehen werden könnten; nur das Unterrichtsressort allein habe das Recht, ihnen Instruktionen zu ertheilen.

10. Sept. In der Sitzung der Gelehrten ehstnischen Gesellschaft in Jurjew (Dorpat) wird mitgetheilt, daß der Konservator der Gesellschaft für dieselbe die Sammlungen des einstigen „Eesti Kirjameeste Selts" übernommen hat.

11. „ In Mitau wird die kurländische evangelisch-lutherische Prediger-Synode eröffnet. — Die livländische Synode war auf den 20. August nach Wenden berufen, wurde aber wegen der in Wenden besonders bösartig auftretenden Ruhrepidemie auf den Oktober verschoben.

12. „ Nach einem Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachten wird im kurländischen Flecken Illurt ein Krankenhaus mit 20 Betten errichtet; zu seinem Unterhalt werden aus den Landesprästanden jährlich 3000 Rbl. angewiesen.

12. Sept. Unter diesem Datum wird der „Politischen Korrespondenz" aus Petersburg geschrieben: Der Allerhöchste Besuch in Warschau habe in der Gesellschaft und in der Presse eine lebhafte Diskussion hervorgerufen, wobei überschwängliche Hoffnungen einem übertriebenen Pessimismus gegenüberständen. Man müsse aber zweierlei festhalten: erstens, daß sich unter den Grundprinzipien des neuen Regimes diejenigen befinden, die auch unter dem vorigen Regime im Vordergrunde standen, nämlich die Fortbildung und Konsolidirung des Reichsgedankens, der sich spezifisch im russischen Volksthum verkörpert, und die Festigung der organischen Einheit unter allen Gliedern des gewaltigen Staatskörpers; zweitens, daß diese Prinzipien nach der gegenwärtig maßgebenden Ueberzeugung das Vorwalten gerechter Regierungsmaximen und das Platzgreifen von humanen, liberalen und vor allem toleranten Verwaltungsmethoden durchaus nicht ausschließen. So gewiß bisher unter dem neuen Regime kein Akt zu verzeichnen sei, der den gemeinhin „Russifizirung" genannten Prozeß rückgängig zu machen geeignet wäre, ebenso gewiß sei es, daß Härten und Schroffheiten in Zukunft immer mehr schwinden würden. In Polen sei die Anwendung dieser Prinzipien bisher durch die Reflexe der Vergangenheit, durch die Schatten früherer Eruptionen behindert gewesen, jetzt scheine aber der Wille da zu sein, über die düstere Vergangenheit Polens einen Schleier zu breiten und sich in der Gegenwart nur von konkreten Bedürfnissen, aber auch von den Gefühlen der weitesten Gerechtigkeit leiten zu lassen. Man solle jedoch nicht daran zweifeln, daß die Polen ebensowenig wie die Deutschen in den Ostseeprovinzen Aussicht hätten, eine begünstigte Vorzugsstellung im Reiche zu erlangen. Beide hätten nur das Recht, die Gleichstellung mit allen anders redenden und anders gläubigen Reichsangehörigen zu erwarten. Die Erwartung des gleichen Rechtes für alle Unterthanen werde dadurch erfüllt werden, daß im nächsten Jahre die Institution der Semstwo in den Ostseeprovinzen und in Polen in's Leben treten werde. Das werde

der erste große Regierungsakt sein, der der Idee der Gleichberechtigung entspringe, aber gewiß nicht der letzte, noch der bedeutendste. Das neue Regime stehe wie das alte auf der Hochwacht des großen einheitlichen Reichsgedankens; allein eine humane, edle und tolerante Anschauungsweise gestatte, ja fordere sogar, daß innerhalb des Reichsgedankens jedem sein Recht werde. —

Die Ostseeprovinzen haben keine „Reflexe der Vergangenheit", keine „Schatten von Eruptionen", die ihnen verziehen zu werden brauchten; in ihnen hat die Sonne der Loyalität stets hell geschienen, so lange sie Theile des russischen Reichs gewesen. Immer und immer wieder ist das baltischerseits konstatirt worden, und trotzdem fahren Gleichstellungen, wie die obige, fort, die historische Wahrheit und das historische Recht zu ignoriren. „Gleiches Recht für alle" ist ein vieldeutiges Wort, das sich in der Geschichte schon oft in „höchstes Unrecht für viele" verkehrt hat. Es steht meist im Widerspruch zu dem echten Wort „jedem sein Recht," das im Gegensatz zu einer öden Gleichförmigkeit in kraftvoller Mannigfaltigkeit den gewaltigen Staatskörper fortbilden und wahrhaft konsolidiren kann. — Eine „begünstigte Vorzugsstellung" — abgesehen von der geographischen Lage und der geschichtlichen Entwickelung — haben die Ostseeprovinzen nie gehabt und nie zu haben erwartet.

13. Sept. Zum Eintritt in die Jurjewsche Universität erschienen im August 97, jetzt nachträglich noch 26 Seminaristen. Sie bestanden alle ohne Ausnahme vollkommen befriedigend das vorgeschriebene Examen und wurden immatrikulirt. Gegen 50 weitere Seminaristen hatten sich wohl angemeldet, waren aber vorläufig noch nicht erschienen, wie es scheint, weil die Details des Examens zu spät bekannt geworden waren. (Vgl. Balt. Chr. v. 13. Juni c.) Die Seminaristen treten mit wenigen Ausnahmen in die juristische und in die medizinische Fakultät; das dazu nöthige Examen erstreckt sich bloß auf die russische und lateinische Sprache. Außer ihnen (bis jetzt 123) wurden 110 Abiturienten der Gymnasien und Studenten anderer russischer Universitäten immatrikulirt. In die pharmazeutische Abtheilung der Universität wurden 105 Personen aufgenommen. — In's Rigasche polytechnische Institut sind 210 Personen neu aufgenommen; 290 andere,

die sich gleichfalls zur Aufnahme gemeldet haben, mußten wegen Mangel an Platz abgewiesen werden. (Vgl. Balt. Chr. v. 8. Aug. c.) — Der Regierungsanzeiger theilt mit, daß der Minister der Volksaufklärung die schleunige Ausarbeitung von Plänen zur Errichtung neuer technischer Hochschulen angeordnet habe. Zwei derselben sollen bereits zu Beginn des Lehrjahres 1898/99 eröffnet werden.

14. Sept. Dem früheren Ecks'schen Pastor Emil Wegener, dessen auf Kassation lautendes Senatsurtheil durch einen Allerh. Befehl vom 12. Febr. 1892 in Verbannung aus den baltischen Provinzen umgewandelt war und der seither in Archangelsk und Petersburg als Pastor thätig war, wird von der Polizei eröffnet, daß sein auf den Allerhöchsten Namen eingereichtes Gnadengesuch um Gestattung der Rückkehr in die Ostseeprovinzen zum Zweck der Uebernahme eines Pastorenamtes erhört worden ist und ihm die Rückkehr in die Provinzen freisteht.

15. „ In dem soeben wiedereröffneten weiblichen medizinischen Institut in Petersburg beginnen die Vorlesungen. Aufgenommen sind 176 Studiosae im Durchschnittsalter von 25 Jahren, von denen der größere Theil verheirathet ist. — Damit steht im Zusammenhang, daß mit dem gegenwärtigen Schuljahr das Latein als fakultatives Unterrichtsfach in den weiblichen Gymnasien eingeführt wird. — In Europa hat Rußland zuerst die Gleichberechtigung beider Geschlechter auf dem Gebiete der Medizin anerkannt.

15. „ Die Gesellschaft praktischer Aerzte zu Riga feiert ihren 75. Stiftungstag.

16. „ Aus dem Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk Nr. 7 (vom 1. Juli, aber erst jetzt erschienen): In Anlaß eingereichter Bittschriften auf den Allerh. Namen ist Allerh. die Höhe der jährlichen Pensionen bestimmt worden, die die Professoren der Jurjewschen Universität Rählmann, Koch, Waltz und Volck zu erhalten haben, wenn sie die Universität und den Dienst verlassen. Es erhalten die beiden erstgenannten je 800, Prof. Waltz 1200 und Prof. Volck 2400 Rbl. — Der Minister der Volksaufklärung verfügt, entsprechend einem Gesuch der Vertreter der Brinkenschen Gemeinde (Kreis Hasenpoth in Kurland), daß die Niekratzensche evangelisch-lutherische Gemeindeschule in eine zweiklassige

miniſterielle Volksſchule umgewandelt werde, und weiſt zu ihrem Unterhalt jährlich 600 Rbl. aus den Fonds des Miniſteriums an. — Der Miniſter der Volksaufkl. verfügt (am 20. Juni c.) in Ergänzung der von ihm am 20. März 1896 beſtätigten Regeln für die Prüfungen von Volksſchul-Lehrern und -Lehrerinnen: Wenn Perſonen evangeliſch-lutheriſcher Konfeſſion das Amt eines Lehrers oder einer Lehrerin an den ſtädtiſchen und ländlichen Volksſchulen des Rigaſchen Lehrbezirks erhalten wollen, müſſen ſie auch bei einer verkürzten Prüfung dennoch in der Religion ihrer Konfeſſion das volle Examen nach dem Programm beſtehen. Falls das geſchehen iſt, wird in ihrem Qualifikationszeugniſſe bemerkt, daß ſie das Recht haben, in den genannten Schulen des Lehrbezirks Religionsunterricht nach der evangeliſch-luth. Konfeſſion zu ertheilen. Diejenigen Perſonen, die bereits (vor dieſer Verfügung) nach einer verkürzten Prüfung die Qualifikation zum Volksſchullehramte erhalten haben, werden zum evangeliſch-lutheriſchen Religionsunterricht nur in dem Falle zugelaſſen, wenn ſie die Prüfung in dieſem Fache an einer der durch den Allerh. Befehl vom 11. Dezember 1895 bezeichneten Lehranſtalten (nachträglich) beſtehen. Der Miniſter erklärt ſich für einverſtanden damit, daß die bezeichneten Prüfungen an ſolchen Stadtſchulen, wo Perſonen ohne theologiſche Fachbildung den evangeliſch-lutheriſchen Religionsunterricht ertheilen, unter der Leitung derjenigen Paſtore vorgenommen werden, die mit der Aufſicht über den Religionsunterricht in den gen. Schulen betraut ſind. — Die Verwaltung des Lehrbezirks hat den Miniſter der Volksaufklärung gebeten zu erklären, ob die Schulkommiſſionen im Gouvernement Kurland auf Grund der Regeln vom 25. April 1875 das Recht haben, Perſonen, die von den Volksſchulinſpektoren für die Aemter von Volksſchullehrern in Kurland ernannt werden, einer Prüfung zu unterwerfen. Der Miniſter erklärt darauf, daß an die Stelle des Artikels 8 der Regeln vom 25. April 1875 der Artikel 3632 im Swod ſakonow Bd. XI, Theil 1, Ausg. von 1893, getreten ſei und deshalb gegenwärtig keine geſetzlichen Grundlagen für ein Recht der Schulkommiſſionen des Gouvernements Kurland, Prüfungen

von Lehramtskandidaten vorzunehmen, vorhanden seien. — Der Art. 8 des Schulgesetzes vom 25. April 1875 lautete: „Die Lehrer der Landvolksschulen werden auf Anordnung der Kirchspielsschulkommission einer vorgängigen Prüfung unterzogen, wovon nur diejenigen Personen befreit sind, die den Kursus in den örtlichen Lehrer-Seminaren beendet haben." Die Kirchspiels-Schulkommissionen hielten sich für verpflichtet, nach diesem Gesetz undiplomirte Personen, die von den Volksschulinspektoren provisorisch als Volkslehrer angestellt wurden, einem Examen zu unterwerfen. Es hat sich aber gegenwärtig herausgestellt, daß in der Ausgabe des Swod sakonow (Bd. XI) von 1893 das Schulgesetz vom 25. April 1875 den oben zitirten Passus nicht mehr enthält. Damit haben die Kirchspiels-Schulkommissionen fortan weder die Pflicht noch das Recht, die betreffenden Prüfungen vorzunehmen.

(Der Allerh. Befehl vom 25. Juni c. über den Fortfall der Nöthigung andersgläubiger Schüler zur Theilnahme am orthodoxen Gottesdienst ist in dem soeben erschienenen Zirkular für den Rigaschen Lehrbezirk nicht enthalten.)

17. Sept. Die Jurjewsche (Dorpater) Korrespondenz der „Moskowskija Wjedom." (vgl. Balt. Chr. v. 7. Sept. c.) giebt Anlaß zu folgenden Veröffentlichungen in der „Nordlivländ. Ztg." Am 13. Sept. erklärt Professor J. Kersten, Dekan der theologischen Fakultät: „Die theologische Fakultät erachtet es unter ihrer Würde, auf den ihr von dem Moskauer Blatt gemachten Vorwurf, als habe sie in der Mehrzahl ihrer Glieder in der betreffenden Frage in nationalem Interesse gehandelt, auch nur mit einem Worte einzugehen. Indem es ihr selbstverständlich fern liegt, Verhandlungen, welche innerhalb ihres Gremiums gepflogen worden, an die Oeffentlichkeit zu ziehen, beschränkt sie sich an diesem Ort auf die Bemerkung, daß sie es für ihre vorderste Aufgabe ansieht, für die wissenschaftlich-theologische Ausbildung ihrer Zöglinge Sorge zu tragen. In diesem Interesse ist sie auch einstimmig für eine Vermehrung der theologischen Lehrstühle eingetreten." Am 15. Sept. schreibt darauf Prof. Kvacsala an die gen. Zeitung, er habe von der Erklärung des Dekans erst durch die Zeitung erfahren; daher gebe diese Erklärung höchstens die Ansichten jener Fakultätsglieder, die sich bei den Verhandlungen über die Errichtung eines ehstnischen und eines lettischen praktisch-theologischen Lehrstuhles „in gegensätzlichem Sinne zu dem Wunsche der Bevölkerung geäußert haben. Die Frage, ob dies Vorgehen des Hochwürdigen Herrn Dekans gesetzmäßig, geschweige denn, wie es sich einem Vorsitzenden ziemte, unparteiisch-loyal ist, möchte ich diesmal übergehen." Am 16. Sept. erwidert Prof. Kersten, daß zu der Erklärung vom 13. Sept. jedes Mitglied der theologischen Fakultät berechtigt gewesen sei. „Denn es handelte sich 1) um die Zurückweisung des Vorwurfs, der der Mehrzahl der Glieder der theologischen Fakultät gemacht worden, als hätten sie bei den in Rede stehenden Verhandlungen in nationalem Interesse gehandelt; 2) um Konstatirung der protokollarisch feststehenden

Thatsache, daß die Fakultät einstimmig beschlossen, auf die Vermehrung der theologischen Lehrstühle (durch Kreirung von Professuren für Dogmengeschichte und Patristik sowie für exegetische und systematische Theologie) anzutragen. Herrn Prof. Dr. Kvacsala's Zuschrift ist um so verwunderlicher, als er vor Allem die Pflicht gehabt hätte, zu erklären, auf welchem Wege im Gremium der Fakultät gepflogene Verhandlungen, speziell sein „Separatvotum," zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist." Am 17. Sept. schreibt dann noch einmal das slawische Glied der Fakultät: er habe es wohl für seine Pflicht gehalten, „im Interesse der Wahrheit" das naheliegende Mißverständniß zu verhüten, als ob er etwas von seinem Minoritätsvotum preisgebe; er halte es aber durchaus nicht für seine Pflicht, „durch Erforschung und Bekanntmachung der Provenienz anonymer Zeitungsartikel die eventuelle Neugierde der Leser zu stillen. Liegt dies Bedürfniß für Hochwürdigen Herrn Dekan vor, so möge er es (vielleicht mit Hilfe Sr. Excellenz des Herrn Rektors) amtlich, oder wie immer, ermitteln, und wo er nur will, publiziren. Für H. H. Dekan könnte es ebenso interessant sein, zu erfahren, auf welchem Wege die „Leipziger Illustr. Ztg." (vor einiger Zeit) und „Allgem. Evangel.-Luth. Kirchen-Zeitung" zur Kenntniß intimer, im Gremium der Fakultät gepflogener Verhandlungen gelangt ist: mein Forschungsgebiet ist ein anderes. Die „verwunderliche" Erklärung der „Erklärung" will ich hier nicht weiter untersuchen." — In der „Tehwija" werden die Ausführungen des Pastors Bernewitz-Wallhof mit leidenschaftlicher Verständnißlosigkeit und dreisten Unwahrheiten zurückgewiesen: die neue lettische Bibelübersetzung, die von den deutschen Pastoren verfertigt sei, wird für absolut untauglich erklärt; lettisch verstehe überhaupt nur der kleine Theil der Prediger, der aus dem lettischen Volk stamme und in allerletzter Zeit „ein Stellchen" erhalte.... „Nehmt z. B. welches slawische Volk oder Völkchen ihr wollt, stets werdet ihr die große Kraft bemerken, die dem herzlichen Zusammenhange der Pastore mit dem Volk eigen ist. Selbstverständlich dürfen die Pastore aber keine Fremdlinge sein, sondern „Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein in Gedanken, Worten und Werken." — Gegenüber diesen Stimmen eines selbstmörderischen Nationalismus, der nicht wissen will, daß die lettische und ehstnische Litteratur ihre Entstehung, ihre Weiterentwickelung und Erhaltung deutschen Geisteskräften verdankt und erst in den letzten Dezennien auch „nationale" Kräfte die Mitarbeit übernommen haben, gegenüber russischen Preßstimmen und Bestrebungen, denen es nur darauf ankommt, möglichst viele und möglichst scharfe Gegensätze in der „nichtrussischen" Bevölkerung der Ostseeprovinzen hervorzurufen, sind andere Stimmen beachtenswerth, die darauf hinweisen („P. K." in der „Petersb. Ztg." Nr. 274), daß alle diese Diskussionen eine nothwendige Konsequenz der Russifizirung aller baltischen Schulen sind. Merkwürdiger Weise werde dabei garnicht die Thatsache betont, daß gerade auch die deutsch-theologische Ausbildung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen habe. „Die jungen Theologen können

oft nur schwer, bisweilen garnicht dem Vortrage des Professors folgen, weil ihnen die wissenschaftliche deutsche Sprache im Unterricht früher nie zu Ohren gekommen war. Was läge also näher, als diesem Uebelstande abzuhelfen, da doch unsere Pastoren, vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen, jedenfalls auch in deutscher Sprache zu predigen haben. Aber von einer Verstärkung des deutschen Sprachunterrichts ist bisher nicht die Rede gewesen." „P. K." meint aber, daß die Russifizirung für die lettische und ehstnische Sprache nichts verändert habe. Dieser schwere Irrthum wird von anderer Seite zurückgewiesen: auch die Theologen lettischer und ehstnischer Abstammung haben gegenwärtig auf der Universität mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die für sie nicht vorhanden waren, so lange die Sprache ihres wissenschaftlichen Studiums auch ihre wissenschaftliche Muttersprache war. Die russische Unterrichtssprache in der ehstnischen und lettischen Volksschule stellt aber überhaupt jede gesunde Weiterentwickelung der lettischen und ehstnischen Kirchensprache in Frage. — Die „Nowoje Wremja" (vom 30. Sept.) meint, daß die Frage durch Einführung der Reichssprache an allen geistlichen Lehranstalten der Andersgläubigen sehr einfach zu lösen sei; die ausschließlich russische Sprache des Studiums werde die Kandidaten des Predigtamtes zu „Trägern der russischen Kultur" machen, und jeder unter ihnen werde dann selbst dafür sorgen, daß er im Stande sei, nach dem Willen seiner Gemeinde lettisch, ehstnisch, littauisch, shmudisch u. s. w. zu predigen. Auf diese Weise schaffe man wahre Gewissensfreiheit für die Andersgläubigen und entferne alle politischen Tendenzen von den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten. (Man hätte hier als Konsequenz die Forderung auch der russischen Predigtsprache erwarten müssen, aber die „Nowoje Wremja" weiß, weshalb sie dieser Konsequenz aus dem Wege gehen muß.) — Mit Recht wird die „Toleranz" des russischen Blattes der lettischen und ehstnischen Presse zu reiflicher Erwägung empfohlen.

17. Sept. Ein Zirkular des Ministeriums der Volksaufklärung an die Lehrbezirksverwaltungen erklärt: In Abweichung von den auf gesetzlicher Grundlage beruhenden Regeln sind in der letzten Zeit die für die Abiturienten-Examina bestimmten Aufgaben in der russischen Sprache und in der Mathematik den Gymnasien und Realschulen von den Lehrbezirksverwaltungen selbständig zugesandt worden, während sie früher von den Lehrern der betreffenden Fächer der Lehrbezirksverwaltung vorgeschlagen wurden. Nicht selten waren die Themata zu schwer und basirten auf Unterrichtsabschnitten, die im Kursus garnicht durchgenommen waren; auch waren sie der festgesetzten Arbeitszeit nicht angepaßt. Daher fielen die Arbeiten oft

ungenügend aus, oder die Schüler weigerten sich gar, die Arbeiten überhaupt zu machen. Es ist künftig streng darauf zu achten, daß die Themata nicht nur der Arbeitszeit, sondern auch den Fähigkeiten der Schüler mittlerer Begabung entsprechen. In der Mathematik sind geometrische Konstruktionsaufgaben ganz auszuschließen. Das Ministerium wünscht, künftig vor Beginn der schriftlichen Prüfungen die Themata für russische Aufsätze und Mathematik zugeschickt zu erhalten. — Zugleich hat der Minister verfügt, daß über die Zulassung zum mündlichen Examen bei denjenigen Abiturienten, deren russische Arbeit wegen orthographischer Fehler eine ungenügende Zensur erhält, die letzten Jahreszensuren in der russischen Sprache entscheiden. (Vgl. Balt. Chr. v. 15. Aug. c.)

18. Sept. (Vgl. Balt. Chr. v. 1. Juli u. 12. Aug.) Ein Allerh. am 2. Juni 1897 bestätigtes Reichsrathsgutachten verfügt die Unterordnung der bei den armenischen Kirchen und Klöstern bestehenden Schulen unter das Ministerium der Volksaufklärung auf gleicher Grundlage mit allen übrigen Schulen dieses Ministeriums, wobei der armenischen Geistlichkeit das Recht erhalten bleibt, auf den Religionsunterricht zu achten. Für die armenischen Eparchialseminare nnd die geistliche Akademie bleiben die bestehenden Regeln in Kraft.

19. „ Nachdem sich am 13. und 17. Sept. die livländische Gouvernements-Sanitätskommission mit der Schlachthausfrage beschäftigt hat und ein Gutachten abgegeben worden ist, theilt der livländische Gouverneur dem Stadtamte von Riga mit, daß er demselben die Wiedereröffnung des Schlachthauses anheimstelle.

20. „ Die akademische Korporation „Livonia Dorpati“ feiert zu Jurjew (Dorpat) ihr 75-jähriges Jubiläum. Die Theilnahme an diesem Feste ist nicht allein in dem engeren Kreise der früheren Mitglieder der Livonia und von Seiten der anderen studentischen Korporationen eine sehr große, sie tritt im ganzen Lande und darüber hinaus in warmer und herzlicher Weise hervor: die livländische Ritterschaft und die Städte Riga und Jurjew (Dorpat) bezeugen sie, und eine lange Reihe von Stimmen aus den Schwesterprovinzen, dem Reichsinnern und dem Auslande geben ihrer Sympathie

Ausdruck. Die Festgenossen selbst wollen einig sein und bleiben in dem festen Entschluß, treu der Vergangenheit die geistigen und sittlichen Güter, die bisher die Grundlage der Livonia gebildet haben, auch in Zukunft hochzuhalten. Die versammelten 500 ehemaligen und jetzigen Mitglieder der Livonia bitten telegraphisch den Minister des Innern, Sr. Majestät dem Kaiser den Ausdruck ihrer unbegrenzten Treue und Ergebenheit zu Füßen zu legen. — Der „Rishski Westnik" kann die große Theilnahme aller gebildeten Gesellschaftskreise des Landes an diesem Fest einer studentischen Korporation nicht begreifen; er ergeht sich deshalb in den verächtlichsten Insinuationen und denunzirt die Mitglieder der Livonia wegen öffentlichen Tragens der Korporationsfarben, die Einwohner der Stadt wegen Ausschmückung ihrer Häuser in „nichtrussischen" d. h. livländischen Farben.

20. Sept. Der „Rishski Westnik", das offiziöse Organ der Lehrbezirksverwaltung, verdächtigt und schmäht fortgesetzt die wenigen Privatschulen, die noch im Rigaschen Lehrbezirk bestehen. Dies geschieht, trotzdem im letzten offiziellen kuratorischen Rechenschaftsbericht die Thätigkeit der Privatschulen als durchaus nützlich anerkannt werden mußte, trotzdem der Mangel an einer genügenden Zahl staatlicher und kommunaler Lehranstalten, ihre Ueberfüllung und ihr stetig fortschreitender Niedergang allgemein anerkannte Thatsachen sind. — Das gen. russische Blatt hat vor Kurzem die Nachricht gebracht, daß die 1892 geschlossene Goldingensche Stadt-Töchterschule zwangsweise wieder eröffnet werden würde. Dadurch sieht sich das Stadthaupt von Goldingen, A. Adolphi, veranlaßt zu erklären: Die Goldingensche sechsklassige Stadt-Töchterschule wurde 1882 unter statutenmäßiger Betheiligung der Lehrkräfte des Goldingenschen Knaben-Gymnasiums und mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet, und die Stadt garantirte für eine jährliche Schulgeld-Einnahme von 4700 Rbl. Als 1890 die russische Unterrichtssprache eingeführt wurde, fiel die Zahl der Schülerinnen auf 42 (vorher war die höchste Zahl derselben 100), und die Stadt hatte aus ihrer Garantie bis 2800 Rbl. zu zahlen. 1892 wurde das Gymnasium geschlossen, und die Töchterschule verlor dadurch ihre wichtigsten Lehrkräfte und ihre letzten Schülerinnen. Hierauf bemühte sich die Stadt um die Errichtung eines neuen Gymnasiums mit der Absicht, alsdann auch die Töchterschule wieder in's Leben zu rufen. Der Minister lehnte alle Bitten in Bezug auf das Gymnasium ab, forderte aber die Wiedererrichtung

der Töchterschule. Die Stadt, die bei Einführung der Städteordnung von 1892 die Garantie nicht übernommen hatte, lehnte die Forderung des Ministers ab, weil sie die Wiedererrichtung der Töchterschule ohne Gymnasium nach Lage der Sache und der Geldmittel nicht für möglich erachte und eine Verausgabung von 4700 Rbl. zu diesem Zwecke ihr zur Zeit nicht nützen, sondern sie ruiniren würde, eine direkte Zahlung auch niemals von ihr übernommen sei. Trotzdem führte die Gouvernements-Städtekommission eine direkte Ausgabe von 4700 Rbl. für die Stadt-Töchterschule in das Budget der Stadt Goldingen ein. Die Stadt hat darüber im Juni d. J. beim Dirigirenden Senat Beschwerde erhoben und die Entscheidung steht noch aus. (Verkürzt wiedergegeben.) — Auch die Städteordnung von 1892, die nach der vorstehenden Erklärung für den vorliegenden Fall nicht mehr in Betracht kommen kann, macht (Art. 138, Pkt. 4, Anm.) die Fortsetzung einmal übernommener Subventionen von Lehranstalten für die Kommunen nur bedingungsweise obligatorisch: sie spricht nur von Lehranstalten, „welche sich in der Verwaltung der Regierung befinden," wenn nicht bei dem Beschluß der betreffenden Subvention ausdrücklich eine bestimmte Frist oder bestimmte Bedingungen für dieselbe angegeben sind. Ueber die Bedeutung des Ausdrucks „въ вѣдѣніи правительства состоящія" wird in der deutschen Presse verhandelt; man konstatirt, daß die russische Kanzleisprache damit nur Kronslehranstalten, niemals städtische Schulen bezeichnet.

21. Sept. Der Minister der Volksaufklärung kommandirt den Direktor des Volksaufklärungs-Departements, wirkl. Staatsrath Latyschew, nach Schaulen (Gouv. Kowno) ab, damit derselbe an Ort und Stelle die näheren Details eines Zwischenfalles untersuche, der sich am 20. August im Schaulenschen Gymnasium ereignet und lebhafte Erörterungen in der Gesellschaft und in der Presse hervorgerufen hat. Der Regierungsanzeiger (Nr. 213) meldet das am 28. Sept. (Vgl. Balt. Chr. v. 25. Sept.)

„ „ Eine Entscheidung des Dirigirenden Senats konstatirt, daß Beschlüsse der Stadtverordneten, die rechtskräftig geworden, also nicht rechtzeitig von zuständiger Seite beanstandet sind, nicht nachträglich von den Gouvernements-Behörden für städtische Angelegenheiten ihrem Wesen nach (quoad materiam)

geprüft und aufgehoben werden dürfen. Es handelte sich um eine Verfügung der Petersburger Gouvern.-Behörde, die der Senat kassirte.

21. Sept. Aus einem Allerh. Befehl über Verabfolgung von unentgeltlichem Brennmaterial an die Nothleidenden und Vornahme außerordentlicher Waldarbeiten zur Beschäftigung derselben ist zu ersehen, daß ein Nothstand in Folge des diesjährigen Mißwachses vorzugsweise in 13 inneren Gouvernements eingetreten ist. Das Finanzministerium hat schon vorher beschlossen, im Hinblick auf die Ernteresultate von jeder Herabsetzung der Getreide-Exporttarife abzusehen. (Vgl. Balt. Chr. vom 20. Juli.)

23. „ Die „Gazeta Warszawska" meldet, daß in allen Kronslehranstalten Warschaus mit Ausnahme des I. und VI. Gymnasiums, wo die Majorität der Schüler orthodox seien, die Abhaltung des Morgengebetes vor dem Unterricht aufgehört habe. Dazu bemerkt die „Petersb. Ztg." (Nr. 275), daß es sich offenbar nur um die Einstellung des allgemeinen orthodoxen Schulgebetes für Schüler aller Konfessionen handle, denn es sei unmöglich, daß böswilliger Trotz dazu geführt habe, überhaupt jedes Schulgebet einzustellen. — Es wird eine Verfügung gemeldet, wonach alle Schüler, die in Folge ihrer Weigerung, am orthodoxen Gottesdienste theilzunehmen, relegirt worden sind, wieder in die Schulen aufgenommen werden sollen, wenn ihnen außer den religiösen Skrupeln keine politische Demonstrationssucht zur Last fällt.

24. „ Stadtverordnetenversammlung zu Reval: Ein Schreiben des stellvertr. Gouverneurs theilt der Versammlung mit, daß auf Grund des Gesetzes vom 9. Juli 1889 Abänderungen oder Ergänzungen der Handwerker-Schragen der Gouvern.-Verwaltung und nicht der Stadtverordneten-Versammlung zuständen; letztere hätte nur ein Gutachten abzugeben. Es sei daher auch kein gesetzlicher Grund da, der Versammlung ausführlich die Gründe mitzutheilen, aus denen der von ihr vorgestellte Schragen nicht bestätigt worden sei. (Vgl. Balt. Chr. vom 27. Aug.)

„ „ Eine neue Taubstummen-Anstalt wird im Werroschen Kreise zu Pölwe eröffnet.

25. „ Was die Ausführung des Allerh. Befehls vom 25. Juni anlangt, so kommt es in den Residenzblättern zu einer lebhaften Polemik. Die „Peterb. Wedomosti" melden am 1[illegible]. September, daß die katholischen

Schüler des Gymnasiums zu Schaulen (Gouv. Kowno) sich am 20. August geweigert hätten, dem orthodoxen Gottesdienste in der Aula des Gymnasiums beizuwohnen und deshalb „bedrängt und gequält" worden seien. „Und das ist zwei Monate nach dem Erlaß des Allerh. Befehls geschehen! Man kann sich vorstellen, was die Tschinownikpädagogen bisher für ihre Pflicht hielten." Die „Nowoje Wremja" sagt, das könne unmöglich wahr sein. Sie zieht Erkundigungen ein und giebt am 24. Sept. über das in Schaulen Vorgefallene einen Bericht „unterrichteter Personen," wie er hier verkürzt folgt: Das Gymnasium zu Schaulen besitzt seine eigene orthodoxe Kirche, aber die Morgenandacht wird in der Aula abgehalten, weil die Mehrzahl der Schüler römisch-katholisch ist. Als der orthodoxe Geistliche am 20. Aug. das Gebet zu sprechen begonnen hatte, ertönte in littauischer Sprache der Ruf: „Laßt uns gehen," und 50 Schüler der obersten Klassen verließen die Aula. Vergeblich riefen der Direktor und der Inspektor sie zurück. In Anbetracht dieses demonstrativen Ungehorsams ließ man die Schüler in ihre Klassen gehen. Einer von den Dienern benachrichtigte die Polizei; als sie erschien, erklärte der Inspektor, daß man ihrer Anwesenheit und Hilfe nicht bedürfe. Die Lehrerkonferenz fragte die Schüler nach den Motiven ihrer Ausschreitung, und einstimmig erklärten sie, nach dem Rath ihres Religionslehrers, des römisch-katholischen Priesters Rymeiko, gehandelt zu haben. Ihre ferneren Antworten sind charakteristisch: „Ich wollte dem orthodoxen Gebet nicht beiwohnen." „Es widerspricht meiner religiösen Ueberzeugung." „Ich halte es für eine Schufterei, wenn ein Katholik einem orthodoxen Gottesdienste beiwohnt." „Ich halte diejenigen meiner Kameraden, die bei Eurem Gebet blieben, für Schufte." Nach der Befragung wurden die Schüler ohne jede Bestrafung und ohne jeden Aufenthalt entlassen. Am 23. Aug. erhielt man, während sich der Direktor in Wilna befand, ein offizielles Schreiben mit dem Allerh. Befehl vom 25. Juni. Am 25. August verlas der zurückgekehrte Direktor den versammelten Schülern den Befehl und hielt darauf eine Rede über die hohe Weisheit und Liebe des Monarchen, die in diesem Befehl zu Tage getreten sei. — Die „Nowoje Wremja" bemerkt dazu, daß also gar kein Anlaß zu irgend welchen leidenschaftlichen und parteiischen Kommentaren vorhanden sei. Die „Peterb. Wedomosti" antworten, es sei augenscheinlich beschlossen, die Schaulenschen Ereignisse vom 20. Aug. c. zu verdrehen; sie habe auch selbst die genauen Details verschwiegen, um Aergerniß zu vermeiden; der „Nowoje Wremja" sei übrigens auch vieles gut bekannt, was allerdings am besten ungesagt bleibe; es genüge, daß auch die „Nowoje Wr." die Thatsache der himmelschreienden Nichterfüllung des Allerh. Befehls vom 25. Juni c. konstatiren müsse. — Wenige Tage vorher schrieb der von der Regierung subventionirte „Warschawski Dnewnik": „Das neue gerechte Gesetz vom 25. Juni beseitige alle Mißverständnisse. Die örtlichen Gewalten hätten nun für einen Modus zu sorgen, „bei dem die religiösen und kanonischen Anforderungen der Kirchen der Andersgläubigen völlig

befriedigt werden. Hierzu ist aber Zeit erforderlich, besonders da man schaffen muß, ohne irgend welche präzedirenden Daten zu haben. Es wäre äußerst traurig, wenn dies achtungswerthe Streben der Lehrobrigkeit in verkehrter Weise gedeutet würde und wenn die temporäre Beibehaltung der bestehenden Gewohnheit, das Morgengebet abzuhalten — es geschieht auf kurze Zeit — den Anlaß gebe, gegen die verständigen Absichten derjenigen Personen aufzustehen, die da berufen sind, die genauen Vollstrecker der Allerh. Hinweise zu sein." Der Warschauer Generalgouverneur hielt es für nöthig, den „Warschawski Dnewnik" unter die besondere Zensur eines seiner Beamten zu besonderen Aufträgen zu stellen. (Vgl. zu den Schaulenschen Ereignissen Balt. Chr. vom 17. Jan. u. 28. Febr.)

25. Sept. Der Minister der Landwirthschaft verbietet mittelst Zirkularvorschrift an die Waldschutzkomités den Plänterhieb für die ganze Ausdehnung eines Waldes; Plänterungen dürfen fortan nur in einzelnen alljährlich zu bestimmenden Revieren ausgeführt werden.

26. „ Das livländische adelige Fräulein-Stift zu Fellin feiert das Andenken an seine Gründung vor 100 Jahren durch Kaiser Paul.

„ „ Die kurländische Gouvernementsbehörde für das Fabrikwesen (vgl. Balt. Chr. v. 1. Juli c.) beginnt ihre Thätigkeit mit der Veröffentlichung „verbindlicher Regeln." Danach ist der Verwalter einer Fabrik verpflichtet, jedem Arbeiter ein Rechnungsbuch in russischer Sprache einzuhändigen; versteht der Arbeiter nicht russisch, so muß in dem Buche der Text der Gesetze und Vorschriften außerdem auch in der dem Arbeiter verständlichen örtlichen Sprache gedruckt sein. Alle Eintragungen in das Buch müssen russisch gemacht werden; wenn der Arbeiter das nicht versteht, außerdem noch in seiner Sprache. In den an Minderjährige ausgegebenen Rechnungsbüchern müssen außer den übrigen Gesetzen und Vorschriften auch die Regeln über die Arbeit und den Unterricht der Minderjährigen enthalten sein. Alle Bücher, deren Führung für die Verwalter von Fabriken obligatorisch ist, müssen in russischer Sprache geführt werden.

„ „ Nachdem der „Swjet" und die „Nowoje Wremja" ein Dementi des unglaublichen Berichtes (vgl. Balt. Chr. v. 23. Aug.) der „Russkija Wedomosti" über den Kasaner Missionskongreß für nöthig erklärt hatten, schrieb das offiziöse geistliche Organ „Duchowny Westnik", daß der Bericht Unrichtigkeiten enthalte, namentlich sei nicht von der Wegnahme der

Kinder von Sektirern die Rede gewesen, sondern man habe über die nothwendige Fürsorge für die Waisen der Altgläubigen und die unter die Altgläubigen gerathenen orthodoxen Waisenkinder verhandelt. Die „Russkija Wedomosti" antworten darauf, daß das, was sie berichtet, schon früher unbeanstandet in anderen kleineren und zwar auch kirchlichen Blättern gestanden habe; sie hätten darin nichts Unwahrscheinliches gefunden, da ja ähnliche Maßregeln schon jetzt in einigen Fällen angewandt würden. Die bestrittene Rede des Erzbischofs von Rjasan sei aber bereits in der Zeitschrift „Missionerskaja Obosrenije" gedruckt und könne daher nicht mehr dementirt werden.

27. Sept. Das städtische Schlachthaus in Riga wird wieder eröffnet, nachdem sich der Gouverneur u. A. davon überzeugt, daß die Anlage räumlich keineswegs unzureichend sei, also der Hauptgrund der am 8. August c. polizeilich erfolgten Schließung hinfällig erscheine. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung werden daselbst von der Polizei ein Revieraufseher und sechs Gorodowois (Schutzleute) stationirt.

„ „ Ueber den Stand der Semstwofrage zirkuliren in der Presse mehrfach Nachrichten. Die „Birshewija Wedomosti" wollen wissen, daß das Ministerium des Innern sich jetzt im Prinzip definitiv für die Einführung der Semstwo in allen europäischen Gouvernements, die sie noch nicht haben, entschieden habe. Für die Ostseeprovinzen würden die Details schon im Oktober ausgearbeitet werden; dieser Entwurf werde aber von der Semstwo von 1892 ganz verschieden sein. Im Gegensatz dazu meldet der „Rishski Westnik" mit großer Sicherheit und, wie es scheint, mit wehmüthiger Resignation, daß alle derartigen Nachrichten ganz und gar verfrüht seien; für Livland und Ehstland sei überhaupt die Semstwo noch garnicht in Frage gekommen und, was Kurland anlange, so sei bis jetzt weder das Projekt des Landtages noch das Gutachten des Gouverneurs über letzteres dem Ministerium zugegangen. Es sei daher alles noch völlig unbestimmt.

„ „ Die Petersburger Blätter beschäftigen sich seit einiger Zeit wieder angelegentlich mit einer angeblichen baltischen Agrarfrage. Die „Mirowija Otgoloski", die danach streben, in der systematischen Hetze gegen alles Baltische der „Nowoje Wremja" den Rang abzulaufen, bringen Artikel voll demagogischer Verleumdungen der baltischen Groß- und Kleingrundbesitzer, deren relativen Wohlstand gewisse Instinkte nicht ertragen können. Sie plaidiren dafür, durch Zersplitterung des bäuerlichen Eigenthums die Gutsbesitzer zu ruiniren; letztere könnten, wenn man ihnen die Stütze an dem kleinen Grundbesitze entziehe, weder ihre politische noch ihre ökonomische Stellung erhalten. Das Blatt setzt große Hoffnungen auf die von verschiedenen Seiten als demnächst bevorstehend gemeldete Ausdehnung der Operationen der Bauern-Agrarbank auf Ehstland, und noch

freudiger weiß es gleich darauf zu berichten, daß die Regierung eine Revision der bäuerlichen Agrarverfassung in den Ostseeprovinzen beschlossen und das Ministerium der Landwirthschaft bereits das Projekt einer neuen Agrarorganisation für die baltischen Bauern ausgearbeitet habe. — Auch der deutsche „St. Petersb. Herold" (Redakteur Joh. Ripke) sah sich vor Kurzem veranlaßt zu melden, daß die Regierung beschlossen habe, das Verfügungsrecht der baltischen Ritterschaften über die denselben Allerhöchst verliehenen Güter wesentlich zu beschränken und zwar nach den von dem verstorbenen Justizminister Manassein vorgestellten Gesichtspunkten. Die „Birshewija Wedomosti" bezeichnen das als ein Mißverständniß und sagen, nur der Bauerlandverkauf auf den Ritterschaftsgütern werde jetzt von der Regierung geregelt werden. — Bekanntlich sind die Ritterschaftsgüter den Ritterschaften Allerhöchst „für ewige Zeiten zum Unterhalt der Ritterschaftsbeamten und zu anderen allgemeinen Bedürfnissen" verliehen worden. (Art. 45 des II. Theiles des Provinzialrechts.) Das Rechtsverhältniß der livländischen Ritterschaft ist unzweifelhaft das des Eigenthums, denn nicht nur wurde der Ausdruck Verleihung (пожалованіе) in älterer Zeit regelmäßig in diesem Sinne gebraucht, sondern das zum Art. 45 a. a. O. allegirte Allerh. bestät. Gutachten des Reichsraths vom 7. Januar 1810 definirte das Rechtsverhältniß ganz ausdrücklich als das des unentziehbaren Eigenthums (неотъемлемая собственность), und daraufhin wurden die Güter, nachdem der Kameralhof sie während der vorhergehenden Streitigkeiten zeitweilig in den Oklad der Kronsgüter hatte eintragen lassen, laut Mittheilung des Kameralhofs vom 4. Febr. 1810 aus dem „Oklad der Kronsbauern" förmlich ausgeschieden und dem „Oklad der Privatgüter" förmlich zugezählt. Es ist sonach selbstverständlich, daß für die livländische Ritterschaft nicht die geringste Veranlassung vorlag, sich bei dem Verkaufe der Gesinde nach den Regeln für die Ablösung des Kronsbauerlandes zu richten. Der Verkauf der Gesinde, der zum großen Theil bereits vollzogen ist, geschah zu den durchschnittlichen im Kreise der Belegenheit der Güter damals gezahlten Preisen. Trotz freier Konkurrenz wurden die Gesinde sämmtlich von den früheren Pächtern angekauft, sicherlich der beste Beweis dafür, daß die Preise durchaus angemessen waren.

28. Sept. Aus den Ostseeprovinzen sind in letzter Zeit an das Finanzministerium eine ganze Reihe von Gesuchen landwirthschaftlicher Vereine um Aufhebung oder wenigstens Ermäßigung der Einfuhrzölle für Eisen, landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe und Kunstdünger gerichtet worden. Auch der Gouverneur von Kurland hat ein solches Gesuch eingereicht. Das Ministerium der Landwirthschaft hat alle diese Gesuche lebhaft befürwortet. Dennoch geht diese Frage wieder trotz des offenbaren landwirthschaftlichen Nothstandes einer längeren Vertagung entgegen. Die dabei interessirten russischen Industriellen haben es verstanden, eine Kombination zu finden, die eine Abschwächung des Schutzzollsystems angeblich unnöthig macht. Sie erklären, daß sie durchaus im Stande seien, eine genügend billige Massenproduktion aller verlangten Maschinen und Geräthe zu schaffen, wenn die Reichsbank ihnen zu diesem Zwecke einen speziellen langbefristeten Kredit eröffnen dürfe. Bisher hätten sie nur deshalb nicht genügend billig produziren können, weil sie dem russischen Bauern einen Kredit von durchschnittlich 14 Monaten gewähren müßten, selbst aber bei den Kreditinstitutionen nur unter schweren Bedingungen für 9 Monate Kredit erhielten. Es wird gemeldet, daß das Finanzministerium versprochen habe, im Herbst d. J. eine den Wünschen der Fabrikanten entsprechende Vorlage beim Reichsrath einzubringen. Daher seien alle Verhandlungen betreffs der Einfuhrzölle so lange suspendirt, bis man mit der neuen Maßregel genügende Erfahrungen gemacht haben werde.

30. „ Der vom „Rishski Westnik" eifrig denunzirte, angeblich ungesetzliche Gebrauch der livländischen Landesfarben und -wappen in Anlaß des Jubiläums der „Livonia" ruft in Jurjew (Dorpat) eine Reihe von Verhandlungen vor dem Friedensgericht hervor. Verurtheilt werden bis jetzt vier Studenten wegen Tragens von Korporationsmützen und zwölf Einwohner und Hausbesitzer wegen Schmückung ihrer Häuser und Weigerung, auf Befehl der Polizei den Schmuck zu entfernen, — zu Geldstrafen von 20—40 Rbl.; resp. 5—14 Tagen Haft.

30. Sept. (Vgl. Balt. Chr. v. 8. Sept. c.) Das Jurjew-(Dorpat)-Werroſche Friedensrichterplenum erläutert ſeine Verfügung betreffs Ausſchließung der Gemeindeſchreiber aus dem Berathungszimmer der Gemeinderichter dahin, daß die Schreiber ſofort zu erſcheinen haben, wenn die Richter einer Auskunft oder der Ueberſetzung eines nothwendigen (ruſſiſchen) Schriftſtückes bedürfen, ſich aber nach Ausführung des Auftrages der Richter ſofort entfernen müſſen und keine auf das Urtheil bezüglichen Bemerkungen machen dürfen. — Die Schwierigkeit beſteht darin, daß die Friedensrichterplena den Gemeindegerichten alle Vorſchriften und Mittheilungen nur in ruſſiſcher Sprache zufertigen, die Gemeinderichter aber dieſe Sprache nicht verſtehen.

30. „ Der Miniſter der Volksaufklärung hat, wie die Reſidenzpreſſe meldet, verfügt, daß im Prinzip auch Ausländer als Elementarlehrer angeſtellt werden dürfen, daß aber in jedem einzelnen Fall ein ſolcher Lehramtskandidat ſpeziell dem Miniſterium vorgeſtellt werden muß. — Ferner wird eine Verfügung deſſelben Miniſteriums gemeldet, wonach zu ſtädtiſchen Elementarlehrern nur ſolche Perſonen ernannt werden dürfen, die entweder eine ſpezielle pädagogiſche Vorbildung erhalten oder eine mittlere Lehranſtalt beendet haben. Auch dürfen dieſe Perſonen nicht mit ſolchen phyſiſchen Mängeln behaftet ſein, die bei den Schülern das Gefühl der Mißachtung hervorrufen könnten. — Daſſelbe Miniſterium hat in Anlaß eines Falles, wo eine Univerſität jemand, dem zehn Jahre früher ein Maturitätszeugniß ausgeſtellt worden war, zurückgewieſen hatte, erklärt, daß die Rechte, die das Maturitätszeugniß zum Eintritt in höhere Lehranſtalten giebt, nie der Verjährung unterliegen.

Nachtrag.

12. Sept. In der „St. Petersb. Ztg." (Nr. 255) erwidert G. von Oettingen auf den „P. K." gezeichneten Artikel des „Sfew. W." (vgl. Balt. Chr. v. 7. Aug. c.) Er beleuchtet den Widerspruch in den Angaben „P. K."'s: Dieser will ein auf eigene Erfahrung gegründetes Urtheil über die Universität Dorpat haben, trotzdem er selbst bekennt, sie erst im Beginn der neunziger Jahre kennen gelernt zu haben. Der Charakter der Universität war aber schon mit dem Jahre 1889 ein anderer geworden, nachdem der Universität das Recht der Wahl ihrer Glieder durch das Konseil zunächst de facto, bald auch de jure entzogen worden, sie also für die Qualität dieser Glieder nicht mehr verantwortlich war. „Immerhin war der aus freier Wahl hervorgegangene alte Bestand des Lehrkörpers ein durchweg Achtung gebietender." O. nennt die vielen in der wissenschaftlichen Welt allgemein anerkannten Namen, deren Träger bis auf die wenigen bekannten Ausnahmen, die jetzt nur noch als merkwürdige Anachronismen erscheinen, der Jurjewschen Universität durch Verabschiedung, Berufung an ausländische Universitäten und Tod entgingen. Er wendet sich dann gegen die Beschuldigungen, die „P. K." an die Lehrkräfte „örtlicher" Herkunft richtet. Diese Verleumdungen seien vorsichtiger Weise sehr allgemein ausgesprochen, um der Gefahr gerichtlicher Belangung aus dem Wege zu gehen. Daher genüge es, sie als jeder Grundlage entbehrende grobe Unwahrheiten zurückzuweisen. Das Konseil der Universität Dorpat habe ohne Rücksicht auf irgend eine Abstammung die geeignetsten Lehrkräfte berufen und die Verbindung mit dem wissenschaftlichen Geiste Deutschlands stets aufrechterhalten. Für die Qualität der Männer örtlicher Herkunft spreche — abgesehen von den wissenschaftlich bekannten Namen der Einzelnen — deutlich genug die Thatsache, daß allein in den achtziger Jahren mehr als 30 baltische Gelehrte an ausländische Universitäten berufen seien. Den Standpunkt „P. K."'s charakterisire es, daß er sein abfälliges Urtheil über die „örtlichen" Professoren auch auf die baltischen Gutsbesitzer ausdehne, weil diese sich sträubten, die Verwaltungsschablone der inneren Gouvernements anzunehmen, und die Semstwo ablehnten. (In der Balt. Chr. vom 7. Aug. läßt der erste gesperrt gedruckte Satz die Provenienz und die Motive des „P. K." bereits deutlich genug erkennen.) — Oettingen hatte früher u. A. das bekannte Faktum besprochen, daß die Lehrämter der Jurjewschen Universität zum größten Theil mit Personen besetzt werden, die nicht den gesetzlich vorgesehenen akademischen Grad besitzen, eine Thatsache, die auch „P. K." hervorgehoben hatte. Die „Mosk. Wed." aber hatten sich zu behaupten erdreistet,

daß O. dabei mit falschen Ziffern operire. In Folge dessen konstatirt O. nochmals die Details der Ernennungen: von 1890—1896 wurden zu Professoren und Dozenten der Jurjewschen Universität ernannt 19 Kandidaten, 11 Magister, 6 Doktoren; von den Kandidaten wurden später 6 zu Magistern, 3 zu Doktoren promovirt.

15. Sept. Der Pernausche Kreischef Gradejew schreibt der Testamaschen Gemeinde-Verwaltung: „Das Meer, das das Süd-Ussuri-Gebiet bespült, ist sehr ergiebig für jede Art des Fischereigewerbes, und ein vortheilhafter Absatz der gewerblichen Ausbeute ist vollkommen gesichert durch die Nachfrage, die theils an Ort und Stelle, im Küstengebiet selbst, hauptsächlich aber im benachbarten China und Japan vorhanden ist. Unabhängig davon gewährt den Fischern bedeutende Einnahmen die Beschäftigung mit der Küstenschiffahrt, zu der das Bedürfniß mit jedem Jahre wächst. Trotz dieser günstigen Umstände giebt es dort fast gar keine vaterländischen Gewerbetreibenden, und mit der Exploitation der natürlichen Reichthümer beschäftigen sich in primitiver Weise dort nur Chinesen und Japanesen. Auf dieser Grundlage bietet die Regierung denjenigen, die eine Uebersiedelung dorthin wünschen, folgende Bedingungen:

a) Zur Uebersiedelung in den fernen Osten können ausschließlich Personen zugelassen werden, bei denen die Beschäftigung mit Fischfang und Küstenschiffahrt als Hauptmittel ihrer Existenz erscheint. Die Uebersiedelung wird nur in Genossenschaften (Artells) oder Gruppen gestattet, die aus nicht weniger als fünf Familien bestehen.

b) Diese Genossenschaften oder Gruppen von Fischern, die zur Uebersiedelung in das Süd-Ussuri-Gebiet bezeichnet werden und ihren Wunsch zur Uebersiedelung erklären, müssen aus ihrer Mitte besondere bevollmächtigte Boten (ходоковъ, Pfadfinder) wählen, die im Frühjahr 1898 dorthin abgeschickt werden können. Sie müssen als die Vertreter einzelner Genossenschaften oder mehrerer Fischerfamilien in sittlicher Beziehung vollkommen zuverlässig und zugleich im Stande sein, die ihnen obliegenden Aufgaben mit Erfolg zu erledigen und sich dabei auf ihre Autorität bei ihren Dorfgenossen zu stützen. Die unvermeidlichen Kosten für die Hin- und Rückreise der Boten (von Odessa aus zur

See) und für einen neunmonatlichen Aufenthalt an Ort und Stelle belaufen sich auf 440 Rbl. Für 10 Menschen aus allen drei baltischen Gouvernements trägt die Krone diese Kosten; diejenigen, die außerdem noch Boten abzuschicken wünschen, können das auf eigene Kosten thun. Aus dem Pernauschen Kreise wird auf Kosten der Krone nur ein Bote abgesandt werden.

c) Wenn dann nach Rückkehr der Boten die Gruppen oder Familien, die der im Punkt a bezeichneten Bedingung entsprechen, eine Uebersiedelung ins Amurgebiet wünschen, werden sie seitens der Regierung verschiedene Vorrechte (льготы) genießen, unter denen das wichtigste in einer kostenfreien Reise und in der Verabfolgung von 850 Rbl. an jede Familie bestehen wird.

Das Vorstehende übermittele ich der Testamaschen Gemeinde-Verwaltung zur allgemeinen Kenntnißnahme. Mir sind Listen vorzustellen von allen denjenigen, die ins Amurgebiet überzusiedeln wünschen und den obenerwähnten Bedingungen entsprechen, ebenso von den durch die einzelnen Genossenschaften der Uebersiedler gewählten Boten mit der Anzeige, ob die Genossenschaft die Kosten für die Hinsendung des Boten selbst tragen will oder nicht, wobei ich im Voraus darauf aufmerksam mache, daß es im Interesse jeder einzelnen Genossenschaft liegt, wenn irgend möglich, einen eigenen Boten abzusenden, da ein solcher viel besser im Stande sein wird, alle nöthigen Daten für die Genossenschaft zu sammeln, als ein von einer anderen Genossenschaft und aus einem anderen Gebiet Abgesandter, der in einen ganz anderen Rayon dirigirt wird. Diese Listen dürfen mir nicht später als am 10. Oktober d. J. vorgestellt werden und zwar mit genauen Angaben des Vor-, Vaters- und Familiennamen der Boten, der Art ihrer Beschäftigung und der Orte, wo sie angeschrieben und wohnhaft sind.

Um noch genauere Auskünfte zu erhalten, können sich sowohl die Uebersiedler selbst wie auch ihre gewählten Boten an allen Gerichtstagen von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags an mich wenden.

30. Sept. Die Kaiserl. russische Regierung hat mit der Kaiserl. deutschen Regierung im gegenseitigen Einvernehmen am 27. Aug. d. J. festgestellt, daß Deutsche in Rußland und Russen in Deutschland in den von ihnen als Haupt- oder Nebenklägern anhängig gemachten Rechtsstreitigkeiten nur unter denselben Voraussetzungen und in demselben Umfange verpflichtet sind, Sicherheit zu leisten, Kostenvorschuß zu zahlen oder Gebühren zu entrichten, wie die Angehörigen des Landes, wo der Rechtsstreit betrieben wird. (Als Allerh. Befehl im Regierungsanzeiger (Nr. 220) veröffentlicht.)

„ „ Der Dirigirende Senat hat dem evangelisch-lutherischen Generalkonsistorium folgenden von ihm am 9. September c. erlassenen Ukas mitgetheilt:

„Der Dirig. Senat hat den Rapport des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums über die Zweifel, denen das gen. Konsistorium bezüglich der Anwendung des Pkt. 3, Art. XIII des Allergnädigsten Manifestes vom 14. Mai 1896 begegnet ist, einer Durchsicht unterzogen und befindet, daß auf Grund des erwähnten Punktes im Manifest von Gericht und Strafe befreit sind die Personen, die sich bis zum 14. Mai 1896 der in den Artikeln 193, 194, 194 I und 1575 des Strafgesetzbuches (Bd. XV, Ausgabe von 1885 und Fortsetzung von 1895) vorgesehenen Verbrechen schuldig gemacht hatten, unabhängig davon, welche Strafe ausdrücklich diesen Personen nach dem Gesetz drohte oder durch den Spruch des Gerichts oder in sonstiger Ordnung über sie verhängt war. Daher kann, wenn die Strafe eines der bezeichneten Verbrechen Schuldigen auf besonderen Allerh. Befehl gemildert worden war, eine solche Allerh. Gnade keinen Grund dazu bieten, einen anderen späteren Allerh. Gnadenakt, wie er in dem Pkt. 3, Art. XIII des Allergnädigsten Manifestes vom 14. Mai 1896 ausgedrückt ist und der den jener Verbrechen schuldigen Personen volle Verzeihung gewährt, nicht auf sie auszudehnen. In Folge dieser Erwägungen erkennt der Dir. Senat den Antrag des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums auf Ausdehnung des Pkt. 3, Art. XIII des Allergnädigsten Manifestes vom 14. Mai 1896 auf die Personen, deren Schicksal in Berück-

sichtigung besonderer Umstände schon früher auf Allerh. Befehl gemildert worden war, als korrekt an und verfügt zu erklären, daß Pkt. 3, Art. XIII des Allergnädigsten Manifestes vom 14. Mai 1896 auf alle Personen Anwendung findet, die die in diesem Punkte bezeichneten Verbrechen bis zum Tage der geheiligten Krönung vollendet hatten, unabhängig davon, ob die Strafen für solche Verbrechen vom Gericht oder mittelst besonderer Allerh. Befehle verhängt waren."

Bei den livländischen Pastorenprozessen von 1884—1894 war neun Mal die gerichtliche Verurtheilung zum Verlust der geistlichen Würde und zur Gefängnißstrafe durch Allerh. Entscheidung in Verbannung aus den baltischen Provinzen, resp. Livland, umgewandelt worden (drei livländische Pastoren wurden außerdem administrativ ohne gerichtliches Urtheil aus den Provinzen verwiesen). Auf diese Fälle ist nun, sofern die betroffenen Pastoren noch leben, das Krönungs-Gnadenmanifest anzuwenden. (Vgl. Balt. Chr. v. 14. Sept. c.)

30. Sept. Seit Einführung der neuen Justizbehörden werden in den Ostseeprovinzen allmählich die kleineren Landgemeinden zu großen Gemeinden verschmolzen. Ihr Zusammenhang mit den Gutsverwaltungen wird dadurch aufgehoben, und die persönlichen Beziehungen zu den Gutsbesitzern treten mehr zurück. So sollen offenbar den großrussischen Verhältnissen mit ihren Wolost- oder Samtgemeinden ähnlichere Zustände geschaffen werden. Daten über die Gesammtzahl der bisher in den drei Provinzen vollzogenen „Vereinigungen" liegen nicht vor. Für Livland sind aus der Zeit vom 1. Oktober 1896 bis zum 30. Sept. 1897 zwanzig vollzogene Vereinigungen nachweisbar.

„ „ [Aus den Verhandlungen des ehstländischen ritterschaftlichen Ausschusses vom 1., 2., 3., 4. und 8. Sept. c. (Vgl. S. 125).] Ein Schreiben des Gouverneurs übermittelt den Allerhöchsten Dank für die Glückwünsche der Ritterschaft in Anlaß der Geburt Ihrer Kaiserl. Hoheit, der Großfürstin Tatjana. Ein anderes Schreiben desselben theilt mit, daß die Regeln für Instandhaltung der Winterwege (vgl. Balt. Chr. S. 92) bestätigt und publizirt sind. Ein

drittes Schreiben des Gouverneurs enthält den Antrag, der Moskauschen landwirthschaftlichen Gesellschaft für meteorologische Beobachtungen eine Subvention aus Mitteln der ehstländischen Ritter- und Landschaft zu bewilligen. Es wird ablehnend beantwortet. In Anlaß eines weiteren Schreibens des Gouverneurs, das die Erhebung der Reichsgrundsteuer betrifft, beschließt der Ausschuß, die Repartition dieser Steuer in bisheriger Weise vorzunehmen, d. h. vorab $^3/_4$ Kop. auf die Dessätine Wald und den Rest der vom Finanzministerium fixirten Summe pro Haken zu repartiren. — Die im Jahre 1895 vorgenommene Enquête über das Sechstel-Land soll vervollständigt werden. Dies wird den Kreisdeputirten übertragen, und zugleich soll der Gouverneur ersucht werden, der ritterschaftlichen Vertretung die von den Bauerkommissaren gesammelten Daten über das Sechstel-Land zugänglich zu machen. — Der Sekretär der Landessteuerkommission referirt über die bisher gewonnenen Resultate der statistischen Arbeit über den Bauerlandverkauf in Ehstland. Der Ausschuß nimmt in Aussicht, diese Arbeit nach ihrem vollständigen Abschluß eventuell dem Druck zu übergeben. — In Anlaß der bevorstehenden Einführung des Branntweinmonopols autorisirt der Ausschluß den Ritterschaftshauptmann, an den Finanzminister eine Eingabe zu richten, in der die rechtliche Seite der den Rittergütern in Ehstland zustehenden Krugsberechtigungen beleuchtet und nachgewiesen wird, daß diese Berechtigungen in Ehstland gesetzlich zu Kraft bestehen und eine Aufhebung derselben eine Rechtsverletzung und eine Schädigung der Rittergutsbesitzer involviren würde. — Neben anderen Willigungen gewährt der Ausschuß bis zum nächsten Landtage einer Schule in Joachimsthal eine Subvention von 300 Rbl. jährlich. Ferner wird die Gage der beiden am Dom-Waisenhause angestellten Lehrer um je 107 Rbl. jährlich erhöht.

Ergänzungen und Berichtigungen.

Ad 1. Okt. 1896, Seite 2. Die Ausstellung zu Nishni-Nowgorod kostete der Regierung 8,700,000 Rbl., wobei die von den Ministerien des Krieges und der Kommunikationen verausgabten Summen nicht eingerechnet sind. Im Verhältniß zur Zahl der Besucher, die weniger als eine Million betrug, sind also die Kosten enorm groß gewesen.

„ 3. Nov. 1896, S. 4. Eine unrichtige Zeitungsmeldung, die zu streichen ist. Das Richtige konnte erst zum 9. Febr. 1897 (S. 31) verzeichnet werden.

„ 5. Nov. 1896, S. 5. Dr. Fraissinets Anstellung als Landeskulturinspektor kam nicht zu Stande. Vgl. Balt. Chr. zum 13.—18. Jan. 1897 (S. 20).

„ 14. Dez. 1896, S. 11. Der kurländische deliberirende Landtag wurde bereits am 10. Dezember geschlossen.

Ad 12.—18. Dez. Stadtverordnetenwahlen zu Reval: sie finden in 6 Wahlbezirken (nach den 6 Stadttheilen) statt. Außer den Wiederwahlen werden 17 neue Stadtverordneten gewählt. Die Zusammensetzung des Stadtamtes ändert sich dadurch, daß an die Stelle des Stadtraths E. Bätge als Stellvertreter des Stadthauptes der Stadtrath Erbe tritt und für den zurücktretenden Stadtrath Wellberg der Stadtverordnete Th. Jakobson zum Stadtrath gewählt wird. Das Stadtrath-Mandat des zum Stadtverordneten nicht wiedergewählten Architekten v. Howen läuft noch bis zum Dezember 1898. Die Parteien stehen sich etwa im Verhältniß von 35 : 25 gegenüber. — E. Bätge mußte als stellvertr. Stadthaupt zurücktreten, weil er Inhaber einer Feuerversicherungs-Agentur ist und laut ministerieller Verfügung Feuerversicherungs-Agenten nicht den Posten eines Stadthauptes oder dessen Stellvertreters bekleiden dürfen. Eine darauf bezügliche Bitte, die die Stadtverwaltung an den Minister richtete, wurde abgelehnt.

Ad 7. Jan. 1897, S. 19. Die Zirkularvorschrift, nach der die Lehreranstellung an allen lutherischen Kirchenschulen der deutschen Kolonien ausschließlich vom örtlichen Volksschul-

direktor ausgeht, ordnet zugleich an, daß alle Lehrer, die nicht genügend russisch verstehen, zu entlassen sind.

Ad 28. Jan. 1897, S. 26. Die richtigen Termine für die Einführung des Branntweinmonopols sind erst zum 5. Mai (S. 78) angegeben.

„ 14. März 1897, S. 52, 53, 56. Am 11. Juni wurden in der „Düna-Ztg." (Nr. 129) die zu dem Beschlusse der kurländischen Ritterschaft über die Qualifikation eines Direktors des Irmlauschen Seminars in der Balt. Chr. gegebenen Erläuterungen „von kompetenter Seite" in Anlaß „einiger Irrthümer," die sich dort fänden, folgendermaßen „zurechtgestellt":

a) Die von der kurländischen Ritterschaft auf den Kreisversammlungen im Oktober 1891 festgesetzten Bedingungen, unter denen sie in den Fortbestand des Seminars zu Irmlau willigte, enthielten keineswegs das Postulat „„der Beibehaltung der deutschen und theilweise lettischen Unterrichtssprache neben dem sehr verstärkten Unterricht in der russischen Sprache,"" sondern schon auf jenen Kreisversammlungen im Jahre 1891 erklärte auf Antrag der derzeitigen Repräsentation sich die Ritterschaft bereit, die russische Unterrichtssprache in der Weise allmählich einzuführen, daß mit jedem Schuljahr diese Unterrichtssprache in einer Klasse Platz greife. Nur der Religionsunterricht sollte in allen Klassen in lettischer Sprache ertheilt werden.

b) In den Erläuterungen zu der vom Landtage dem Landesbevollmächtigten für die Interpretation der Erlasse der Kommission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung vom 6. März und 13. Oktober 1867 ertheilten Instruktion ist gesagt, daß die Kompetenz der Gouvernements-Kommission in Bauersachen zur Publikation von Erlassen im Sinne obiger Instruktion bestritten werde. Nun ist aber von keiner Seite die Publikation solcher Erlasse beabsichtigt worden, es handelt sich nur um die Stellung, die der Landesbevollmächtigte als Glied gedachter Kommission bei der Entscheidung konkreter Fälle einzunehmen hätte."

Hierzu bemerken wir, erstens ad a: Der hier in der That vorliegende Irrthum ist durch eine Erinnerung an die Landtagsschlüsse vom Jahre 1888, insbesondere an den § 12 derselben, zu erklären; (Ueber den Gang der Verhandlungen in dieser Angelegenheit werden wir einen ausführlichen Bericht, der hier wegen Raummangels fortfallen mußte, am Schluß der Uebersicht zum ersten Jahrgang der Chronik bringen.) zweitens ad b: Dies können wir nicht als Zurechtstellung eines Irrthums gelten lassen. Thatsache ist,

daß die Kompetenz der Gouvernements-Kommission betreffs der zurückgekauften Gesinde bestritten worden ist. Wenn von keiner Seite die Publikation solcher Erlasse beabsichtigt wurde, so ist der Zweck einer Stellungnahme des Landesbevollmächtigten in der Kommission und damit der Zweck des Beschlusses überhaupt nicht verständlich.

Zu Seite 55 ist in Bezug auf die vom kurländischen Landtage zuerst abgelehnte Willigung für die Herausgabe der Zeitung „Latweeschu Awises" nachzutragen: Eine spätere Abstimmung im Lande ergab, daß für die Herausgabe dieser Zeitung im nächsten Triennium doch noch eine Summe bis zum Betrage von 4000 Rbl. jährlich gezahlt werden soll.

Seite 55, Zeile 6 von unten muß es heißen: „das zur Minorität gehörende Kirchspiel Mitau," nicht „zur Majorität."

Ad 1. April. S. 65 ist fälschlich die Roopsche Gemeinde genannt, während es sich um die Ropkoysche Gemeinde handelt. Der ganze Passus ist zu streichen, da die Umwandlung der Ropkoyschen Gemeindeschule in eine zweiklassige ministerielle Schule zum 1. Mai auf S. 75 verzeichnet ist. Derartige Versehen kommen leicht vor, wenn Namen aus dem Russischen ins Deutsche, Lettische oder Ehstnische zurückübersetzt werden.

Ad 18. Juni, S. 91. Hier fehlt ein Satz aus der Antwort des Ministers. Letzterer hält es für wünschenswerth, daß in den Schulen auch der lutherische Religionsunterricht in russischer Sprache ertheilt werde. Geht das aber aus irgend welchen Gründen nicht an, so hat er auch nichts gegen die deutsche Unterrichtssprache einzuwenden.

„ 19., 20. und 24. Juni, S. 92. Zu der Ehrengerichtsordnung der ehstländischen Ritterschaft ist zu bemerken, daß dieselbe im wesentlichen der Ehrengerichtsordnung der an der Jurjewschen Universität noch existirenden akademischen Korporationen gleicht. Die Dorpater Studenten schufen ein obligatorisches Ehrengericht schon im Jahre 1841 und beseitigten darauf bereits 1847 den Duellzwang.

„ 18. Juli, S. 103, ist der auf den Sperrdruck folgende Satz zu streichen. Statt dessen muß es heißen: Bei Verweisen,

die der Dirig. Senat Gouverneuren oder Gouvernements-Regierungen zu ertheilen beschloß, war schon bisher die Einholung der Kaiserlichen Genehmigung durch das Ministerkomité erforderlich. Durch den vorstehenden Allerh. Befehl ist jetzt die Kompetenz des Senats bei der Suspension oder Gerichtsübergabe von Gouverneuren in gleicher Weise beschränkt. Bei den anderen Beamten der IV. Klasse, den Departementschefs, Kuratoren und Prokureuren, behält der Senat die alte Kompetenz.

Ad 31. Juli, S. 105. Die Resolution des Ministerkomités ist ungenau wiedergegeben. Sie betrifft sämmtliche städtische Kreditvereine des Zarthums Polen und lautet: 1) Angefangen vom 1. Juli d. J. 1900 haben die Geschäfts- und Buchführung und die Rechnungslegung der städtischen Kreditgesellschaften in den Gouvernements des Zarthums Polen ausschließlich in russischer Sprache stattzufinden; eine Ausnahme ist nur gestattet bei dem Schriftwechsel mit den Darlehennehmern und den Taxatoren, der zeitweilig bis zum 1. Juli 1903 in polnischer Sprache vor sich gehen kann. 2) Vom Tage der Veröffentlichung des gegenwärtigen Reglements können zum Dienst in den obenerwähnten Kreditgesellschaften nur Personen gewählt und angestellt werden, die der russischen Sprache vollkommen mächtig und im Stande sind, die Korrespondenz in dieser unbehindert zu führen.

„ 12. Aug., S. 113. Der Titulärrath Alexander Reinholdowitsch Gentz ist einige Zeit vorher in die Staatskirche aufgenommen worden.

„ 7. Sept., S. 127. Zum Direktor des Revalschen Alexander-Gymnasiums wird an Stelle des am 16. Juni c. verstorbenen Staatsraths Roshankowski der .... Kolleg.-Assessor Pogodin ernannt.

Personen- und Sachregister.

Abasa, Reichsrathsmitglied 68.
Adolphi, A., Stadthaupt 138.
Agrarverhältnisse 5, 19, 20, 34, 36, 52, 53, 54, 74, 78, 81, 84, 97, 98, 101, 102, 103, 107, 140, 143, 144, 145, 151, 152.
Albert, ehemaliger Bischof von Riga 106.
Antonius, Stadthaupt 8.
Antonow, Kreischef 7.
Apuchtin, Senator 27.
Arbeitstag, gesetzl. Regulirung 24, 86.
Archive 53, 54, 111.
Arsenij, Erzbischof 16 u. Beilage II, 27, 69, 70, 80, 100.
Aerztetage 49, 86, 115.
Ausstellungen,
allrussische zu Nishni-Nowgorod 2, 153.
— baltische Zentral- 63, 79.
— Doblener 127.
— Kiewer 124.
— livländische 124.

Balz, Stifter 113.
Baptismus 71, 72.
Baschmakow, russischer Jurist 60, 98, 104, 122.
Bätge, Stadtrath 153.
Bernewitz, Bildhauer 106.
Bernewitz-Wallhof, Pastor 129, 135.
Besuche, am Allerhöchsten Hofe 104, 113.
Bielenstein, Dr. phil. u. Pastor 5.
Bogdanowitsch, Gouverneur 4.
Börsenkomité, rigasches 18, 62, 64, 68.
v. Bradke, ehem. Kurator 50.
Branntweinmonopol 8, 13, 26, 33, 39, 78, 97, 108, 154.
v. Bruiningk, Baron Hermann 5.
Buchholtz, Anton, gelehrter Forscher 5.
Bukowizki, Schulinspektor 8.
Budilowitsch, Rektor 10, 22, 50, 70, 72, 110, 127, 128.
v. Bunge, Fr. G. († 28. März c.) 59, 60.
Büttner, ehem. Gymnasialdirektor 6.

Clodt von Jürgensburg, Baron, verabschied. Kreischef 7.

Distanzritt 107.
Dmitri Konstantinowitsch, Großfürst 82.
Durnowo, Präs. des Ministerkomité 68.

Ehrengerichte 56, 92, 155.
Eisenbahnen,
— Chinesische 3, 114.
— Fellin-Reval 105, 123, 125.
— Libau-Hafenpoth 3.
— Moisekül-Fellin 29.
— Moskau-Windau 48, 79, 104.
— Riga-Orel 3.
— Riga-Pleskau 75.
— Riga-Tuckum 3.
— Rybinsk-Bologoje-Pleskau 4, 21, 96.
— Smolensk-Dankow 78.
— Sibirische 3, 29, 65.
— Swenziany-Riga, resp. Mitau 21, 26, 58, 62.
— Tuckum-Windau 4, 21, 79, 104.
— Ussuri 3, 29, 127.
— Walk-Pernau 3.
v. Ekesparre, Landmarschall 76.
Engelmann, Professor 5.
Erbe, Stadtrath 153.
Erlemann, Schulvorsteher 6.
v. Ertzdorff-Kupffer, verabschied. Kanzleidirektor 15.
Essen, russ. Korrespondent (S. N. = Sergei Nürnberg, rig. Ebräer) 11.
v. Essen-Kaster, Rittergutsbesitzer 81, 127.

Fabriksachen, Gouvern.-Behörde für 97, 142.
Faure, Felix, Präsident 113.
Fedder, Stifter 124.
Feiertagsruhe 11, 65, 83, 110.
Fideikommißgüter 12.
Finanzen, staatliche,
— Reichsbudget u. Valutareform 15, 16, 23, 49, 62, 101, 102, 123, 124, 125.
— Staatssparkassen 84, 85.
— Kreditbillete 8, 44, 125.
— 3½-prozentige Pfandbriefe 74, 84, 101, 102.
Fischzucht 3, 96.
Fraissinet, Dr. 5, 153.
Frauenarbeitsausstellung. u. Frauenstudium 119, 132.
Fräuleinstifter 14, 92, 109, 142.
Freedericksz, Hofminister 78.

Galkin-Wrasski, Bratstwopräsident 115.
Gemeindegerichte 129, 146.
Gentz, Zensor 113, 156.
Gerichtsreform 98.
Gesellschaften,
— Eesti kirj. selts 130.
— Ehstländische gegens. Kredits 21.
— Gelehrte ehstnische 130.
— Kurländ. für Litteratur und Kunst 55, 90.
— Kurländ. ökonomische 12, 20.
— Lettisch-litterärische 31.
— Moskauer archäologische 5.
— Pernauer archäologische 7.
— praktischer Aerzte zu Riga 132.
— für Spiritusrektifikation 115.
— zur Rettung auf dem Wasser 18, 101.
Görke, Mitglied des Generalkonsistor. 24, 72.
Götte, Ingenieur 125.
Gradejew, Kreischef 148.
Graß, Oberlehrer 126.
Grenzstein, Redakteur 128.
Grimm, Dr. zool. 96.
Gringmuth, Redakteur 22.
Großberg, Pastor 51.

Häfen 16, 79, 96.
Hausmann, Professor 2, 5, 91.
Heirathskonsens 82, 119.
v. Howen, Architekt 153.
Hundesteuer 54.

Jakobs, Musikdirektor 127.
Jakobson, Stadtrath 153.
Jakowlew, Beamter zu bes. Aufträg. 15.
Jassinski, Jurjewscher Professor 2.
Ignatjew, ehem. Minister 60.
Imeritinski, Generalgouverneur 15, 172.
Jordan, Statistiker 46.
Irrenanstalt 34, 53, 56.
Jungfrau von Orleans, befreundete Nationalheldin 97.
Jurjew (Dorpat), Rückgang der Stadt 10, 61.

Kapustin, Kurator 124.
Kassatzki, Kreischef 4.
Katkow, ehem. Redakteur 22.
Kersten, Professor 134, 135.
Keyserling, Graf Alexander, ehemalig. Kurator 50.
Keyserling, Graf Heinrich, Landbotenmarschall 7.
Keyserling, Graf Hugo, Landesbevollmächtigter 51, 53, 56, 57, 67, 77, 87, 90.
Keßler, Professor 87.
Kirche, lutherische Landes-
— Angriffe Baschmakow's 60, 61.
— Entziehung von Eigenthum 7.
— Generalkonsistorium 2, 24, 127.
— Kirchenbau 83.
— Kirchenpatronat 104, 122.
— Kirchen-Küster-Organistenschule 17, 29.
— Militärprediger 4, 31, 153.
— Mischehen 18.

Kirche, lutherische Landes-,
— Nationale theol. Professuren 103, 106, 127, 128, 129, 134, 135, 136.
— Neue Agende 59.
— Oberpahlensche Agitationen 60, 111, 112.
— Pastorenprozesse 51, 132, 150 f.
— Rigasche Verhältnisse 17, 18.
— Stipendien 54.
— Synoden 91, 130.
Kirche, orthodoxe,
— Fortschritte im baltischen Gebiet 7, 27, 38, 64, 69, 70.
— Kirchenbau 83, 100, 114.
— Kirchenschulen 10, 25, 112.
— Mission, Beilage II, 118, 119, 142, 143.
— Verehrung des heil. Isidor 70, 71, 80, 129.
Kirchspielsordnung 93—96.
Kirpitschew, Revident 64.
Klagen u. Beschwerden beim Dir. Senat 6, 11, 32, 33, 82, 96, 113, 115, 124, 126, 139.
Klado, Oberstlieutenant 3.
v. Klopmann, Baron, verstorb. Kreischef 125.
Knodt, Metallgießer 105.
Kobert, verabsch. Professor 35.
Koch, Jurj. Professor 132.
Kommerzgerichte 62.
Kongresse,
— archäologischer zu Riga 5.
— baltischer Feuerwehr- 124.
— internationaler geologischer zu St. Petersburg 121.
— intern. medizinischer zu Moskau 113.
— intern. statistischer zu Petersburg 121.
— Missions- zu Kasan 118, 119, 142, 143.
— russischer Eisenbahningenieure 105.
— russ. medizinischer zu Petersburg 21.
Konsulate 64, 67.
Konferenz, besondere 68, 69.
Konversion livl. Pfandbriefe 22, 37.
v. Kramer, Kanzleidirektor 15.
Kreutzwald, Dichter 19.
Kriminalstatistik 26, 27, 47.
Krizow, Jurj. Professor 36.
Kulomsin, Staatssekretär 68.
Küstenschiffahrt 117, 148.
Kvacsala, Jurj. Professor 128, 131, 134.

Lambsdorff, Ministergehilfe 18.
Landgestüte 54.
Landtage,
— Kurländische 7, 11, 48, 51-58, 59, 71, 87-90, 154, 155.
— Oeselscher 47, 76.
Latyschew, Revident 139.
Lepraangelegenheiten 13, 33, 53, 65, 68, 86, 108.
Lieven, Fürst, Agrarbankdirektor 87.
Lieven-Kabillen, Fürst 7.
Ligin, Kurator 30.
Litwinow, Polizeimeister 2.
Lodyshenski, Polizeimeister 83, 121.

Manassein, ehem. Minister 60, 144.
Meyer-Allendorf, Pastor 51.
Miethsteuer 12, 13. 24, 37, 38.
Ministerkompetenz, erhöhte 84.
Mitau, Rückgang der Stadt und der Bildung 38.
Moritz, Stadtverordneter 120.
v. Möves, General 31.
Mucke, verabsch. Professor 8.
Murawjew, Minister des Auswärt. 14.
Müthel, Pastor 59.

Neander, Redakteur 55.
Neumann, Dr., Architekt 5.
Newsorow, Jurj. Professor 36.
v. Nolcken, Baron, verabsch. Kreischef 4.
Notabelnversammlung, kurländische 59, 76, 77.
v. Notbeck, Eugen, Dr. 5.

Obolenski, Fürst, Ministergehilfe 87.
v. Oettingen, Georg, ehem. Rektor der Univers. Dorpat 50, 51, 72, 73, 110, 147.

Pander, Stadtrath 26, 107.

Paslack, Pastor 51.
Pelepelkin, Akzise-Dirigirender 98.
Peltzer, Gutsbesitzer 80.
Pingoud, Generalsuperintendent 71, 72.
Plehwe, Staatssekretär 68.
Pobedonoszew, Oberprokurator des Synods 22, Beilage 2, S. 24.
Pogodin, Gymnasialdirektor 127, 156.
Polnisches Programm 116, 117.
Polsinski, Seminardirektor 4.
Polytechnisches Institut, Rigasches 11, 19, 42, 55, 64, 90, 131, 132.
Präsidentenorganisation 57, 58, 77, 87-90, 108.
Privatrecht der Ostseeprovinzen 59, 105.
Prosorowski, Oberst 40.
„P. K.", Anonymus 110, 147.
„P. K.", Anonymus 135, 136.

v. Rahden, Baron, Kreischef 125.
Rählmann, Professor 132.
Rast, verabsch. Polizeimeister 2.
Reformationsfest 4.
v. Reichart, verabsch. Polizeimeister 83.
Reichsrathsgutachten, Allerh. best. 7, 34, 39, 41, 49, 54, 58, 65, 66, 80, 81, 86, 102, 111, 112, 117, 130, 137, 144.
Reisen, Allerhöchste 4, 115.
— des Finanzministers 101.
v. Rennenkampff, verst. Staatssekretär 9.
v. Reutern, verst. Konsistorial-Präs. 72.
Ripke, Johannes, Redakteur 144.
Ritterschaften,
— Ehstländische 13, 48, 92-96, 125, 151, 152.
— Kurländische 31, 48, 51-58, 67, 76, 81, 87-90.
— Livländische 3, 5, 8, 9, 33, 34, 35, 79, 81, 98, 107-110, 137, 144.
— Oeselsche 47.
Rothes Kreuz 65.
Roshankowski, † Gymnas.-Dir. 156.

Ssaburow, ehem. Kurator 50.
Salomon, Chef d. Gefängnißverwalt. 4.
Saweljew, Medizinalinspektor 3.
v. Scharenberg, ehem. Kapitän 101.
Scheremetjew, Graf, Jägermeister 68.
Schischkin, Reichsrathsmitglied 14.
Schlachthaus, Rigasches 111, 119-122, 137, 143.
Schmidt, Fr., Akademiker 121.
v. Scholz, Präses d. Gen.-Konsistor. 24.
Schulangelegenheiten (vgl. Volksschule),
— Abiturientenexamen 114, 136, 137, 146.
— Anstell. orthod. Religionslehrer 96.
— Gewerbeschulen 115.
— Häuslicher Unterricht 29, 30, 73, 125.
— Kurse für gemeinbild. Gegenst. 45.
— Lehrerpensionen, städtische 6, 47, 48, 98.
— Luth. Religionsunterricht 91, 155.
— Mädchengymnasien 24, 31, 61, 100, 126.
— Morgengebet 21, 22, 42, 126, 127, 139, 140-142.
— Pension, ritterschaftliche 54.
— Privatschulen 109, 138, 139.
— Rückgang der russ. Gymnasien 38, 82, 138.
— Russifizirung der Gymnasial-Stat. 6, 66.
— Stadttöchterschule, Rigasche 6.
— Willigung. zu Schul-, resp. Bildungszwecken 34, 55, 57, 109.
Schuwalow, Graf, verabschied. Generalgouverneur 14.
Schweder, verabsch. Gymnas.-Direktor 2.
Semstwo 31, 32, 39, 48, 57, 58, 66, 67, 71, 74, 77, 81, 85, 87-90, 143.
Senatsentscheidungen 18, 23, 24, 51, 52, 78, 96, 98, 139, 150.
Sfereda, General 40.
Sfipjagin, Jägermeister 68.
v. Sivers, General 31.
Stutschewski, verst. Akzisedirigirender 98.
Sfolowjew, Wl., Schriftsteller 23.

Sozietät, Kais. livl. gemeinn. u. ökon. 5, 19, 20, 34, 47, 63, 79, 84.
— Livländische Güterkredit- 22, 47, 107.
Sprachenzwang 14, 33, 42, 43, 44, 64, 67, 71, 100, 105, 114, 115, 142, 146, 156.
Sprenshin, Medizinalinspektor 3.
v. Stackelberg-Fähna, Baron 80.
v. Stackelberg-Kardis, Baron 5.
Stadtverordnetenversammlungen zu
— Arensburg 31, 100.
— Jurjew (Dorpat) 6, 24, 42, 61, 126.
— Libau 115.
— Reval 11, 24, 65, 83, 122, 123, 140.
— Riga 6, 10, 11, 12, 26, 39, 40, 47, 58, 62, 80, 107, 119, 120, 121, 125.
— Pernau 112. — Walk 124.
Stadtverwaltungen 21, 37-38, 62, 66, 96, 98, 102, 114, 153.
Städtische Wahlen 63, 91, 153.
Staffjulewitsch, M., Redakteur 45.
Stischinski, Geschäftsf. d. bes. Konf. 69.
Stromilow, Kreischef 100.
Struve, W. O., Delegirter aus d. Ministerium des Innern 1.
Stundistenverfolgung 44, 71, 72, 118, 119.

Tabor, Asyl für Schwachsinnige 85.
Tanejew, Dirig. der Eigenen Kanzlei 9.
Tatjana Nikolajewna, Großfürstin 84.
Taubstummenanstalt 140.
Tichomirow, N., Gymnasial-Direktor 2.
Timirjasew, Ausstellungskommissar 2.
Tolstoi, Graf Leo, Dichter u. Sektirer 118.
Tschirwinski, Jurj. Professor 35.

Uebersiedelung 23, 72, 148 f.
Ukase, Allerhöchste (auch bestätigte Resolutionen d. Ministerkomité) 7, 12, 16, 51, 57, 64, 68, 73, 77, 79, 84, 86, 90, 102, 103, 105, 112, 119, 123, 126, 127, 134, 140, 142, 150, 155, 156.
Universität, Jurjewsche,
— Armuth russischer Studenten 49.
— Hauskirche und Jahresfesttag 7.
— Akad. Korporationen 51, 73, 137, 145, 15 .
— Kreuzaufrichtung, orthodoxe 67, 70.
— Niedergang der 28, 49-51, 110, 111, 155.
— Pharmazeutische Abtheilung 1.
— Russifizirung, noch immer nicht genügende 66.
— Seminaristenaufnahme 90, 131.
— Uniform 2.
— Zahl der Studenten 1, 131.
— Zerstörung einer Kunstsammlung und eines Denkmals 12, 35.
Uwarowa, Gräfin 5.
v. Uexküll-Güldenbandt, Baron, Minister-Gehilfe 2.

v. Veh, Mitglied des Generalkonsist. 24.
Vereine,
— Ehstländischer landwirthschaftl. 127.
— Kurländischer Kredit- 40.
— Lettischer zu Riga 5.
— Libauer zur Förderung der Landwirthschaft 97.
— livländischer zur Förderung der Frauenarbeit 124.
— livländ. kleinere landwirthschaftl. 20.
— Mitauer landwirthschaftl. 7, 31, 123.
— Oeselscher landwirthschaftlicher 59.
v. Vietinghoff-Scheel, Kreischef 101.
v. Villebois, Konsistorial-Sekr. 104, 122.
Virchow, Rudolf, Professor 122.
Volck, Professor 132.
Volksschule, armenische 37, 97, 137.
Volksschulen, evangelisch-lutherische,
— Allgem. Rückgang 9, 10.
— Aufsichtsbeamten, Vermehrung d. 80.
— ehstländische 30, 46.
— -Gesetz 13, 35, 47.
— Kolonien, Russifizirung i. d. deutschen 19, 41, 69, 87, 153.
— Landanweisung an die 81, 82.
— Lehreranstellung 75, 76, 93, 107, 133. 134, 146.
— Lehrerentsetzung 71.

Volksschulen, evangelisch-lutherische,
— Lehrerseminare 13, 26, 56, 57, 67, 154.
— Parochialschulen 7, 129.
— Rigasche 45, 80.
— Schulzwang 11, 124.
— Warschauer Konsistorialbezirk, Russifizirung im 41.
— Unterrichtssprache 13, 155.
Volksschule, littauische 43, 63.
Volksschule, ministerielle in den Ostseeprovinzen 8, 49, 65, 75, 103, 132, 155.
Volksschule in den Semstwogouvern. 36, 37.
Volkszählung 1, 12, 26, 33, 58, 77, 78, 86.

Waisengerichte 8, 9, Beil. I, 49, 57.
Waldschutz 79, 142.
Waltz, Professor, 132.
Wellberg, Stadtrath 153.
v. Wenndrich, General 64.
Wielopolski, Marquis 116.
Wilddiebstahl 54.
Wilhelms, Stadthaupt 8.
v. Wohlgemuth, Gymnas.-Direktor 70.
v. Wolff-Kawast, Baron 107.
Wonronzow-Daschkow, Graf, Reichsrathsmitglied 68, 78.

Zarewski, Jurj. Professor 61.
Zeitungen (Journale),
— Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung 135.
— Baltische Monatsschrift 85.
— Birshewija Wjedomosti 143, 144.
— Deenas Lapa 96.
— Deutsche Medizin. Wochenschrift 28.
— Duchowny Westnik 142.
— Dünazeitung 28, 103, 106, 129, 154.
— Gazeta Warszawka 140.
— Glasnostj 41.
— Grashdanin 74.
— Journal d. Min. d. Volksaufkl. 50, 114.
— Journal de St. Pétersbourg 126.
— Kurländ. Gouvernementszeitung 40.
— Latweeschu Awises 31, 48, 55, 155.
— Lepziger Illustrirte Ztg. 135.
— Livländ. Gouvernem.-Z. 100, 111.
— Mirow. Otgoloski 98, 103, 104, 143.
— Missionerskoje Obosrenije 44, 45, 143.
— Moskowskija Wjed. 11, 22, 63, 66, 74, 81, 116, 127, 134, 147.
— Nabludatelj 60.
— Nordlivländische Z. 14, 49, 134.
— Nowoje Wremja 47, 62, 66, 74, 81, 136, 141, 142, 143.
— Olewik 128.
— Rig. Eparchial-Z. 16, Beil. II, 38, 69.
— Politische Korrespondenz 130.
— Postimees 71, 103.
— Pribaltisski Listok 106.
— Regierungsanzeiger 15, 19, 25, 27, 30, 41, 68, 77, 79, 84, 101, 102, 112, 113, 114, 117, 126, 139, 150.
— Revaler Z. 72, 76, 126.
— Rig. Kirchenblatt 17, 51.
— Rig. Polizeitung 121.
— Rig. Rundschau 114.
— Rishski Westn. 10, 28, 36, 41, 48, 49, 65, 67, 72, 81, 90, 100, 103, 113, 122, 137, 143, 145.
— Russj 23.
— Russkoje Obosrenije 22, 42, 66, 71.
— Russkija Wjed. 24, 118, 142, 143.
— Petersb. Evang. Sonntagsblatt 69.
— St. Petersb. Herold 144.
— St. Petersb. Wjed. 9, 50, 116, 117, 122, 140, 141.
— St. Petersb. Z. 61, 71, 75, 135, 140, 147.
— Sserverny Westnik 110.
— Syn Otetschestwa 17.
— Swjet 62, 116, 142.
— Tehwija 129, 135.
— Warschawski Dnewnik 141, 142.
— Warschawski Kraj 116.
— Westnik Jewropy 45, 74.
— Westnik Finanzow 24, 84.
— Zirkular für den Rig. Lehrbezirk 8, 29, 45, 46, 65, 75, 132.